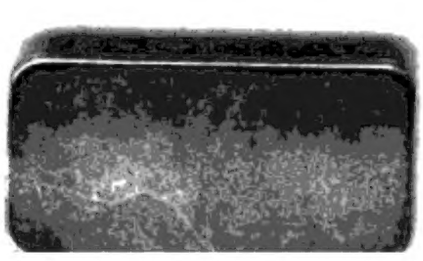
DIE GRENZBOTEN

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

38. Jahrgang.

Viertes Quartal.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1879.

Digitized by Google

G 8 3
v. 3?
no. 1

21

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1879. Viertes Vierteljahr.

Staat und Kirche. Volkswirthschaft, Militärwesen, Rechtspflege.

Bismarck in Wien. S. 1.
Politische Briefe. 20. Der Bruch mit Rußland. S. 44. — 21. Das neue Abgeordnetenhaus. S. 126. — 22. Der Präsident des neuen Abgeordnetenhauses. S. 171. — 23. Die Präsidentenwahl vom 30. Oktober. S. 253.
Zweijährige Budgets und Verlängerung der Legislaturperiode. S. 49.
Die Wahlen in Baden. S. 84.
Neue Friktionen. S. 89.
Falks Brief in Süddeutschland. S. 123.
Ein Nekrolog (Bernhard Ernst v. Bülow). S. 208.
Preßzustände im Herzogthum Altenburg S. 247.
Der Zarewitsch in Berlin. S. 341.
Der dänische Besuch am deutschen Kaiserhofe. S. 426.
Die Lage in Baden nach der Kammereröffnung. S. 544.

Das Kulturexamen. S. 213.
Rückblicke auf die Berliner Generalsynode. Von H. Jacoby. 1. S. 433. — 2. S. 521.

Neue Innungen. Von Julius Schulze. S. 54.
Die neuesten Phasen unseres Geschützwesens. —b—. S. 109.
Gegen die Freiheitsstrafen. Ein Beitrag zur Kritik des heutigen Strafsystems. S. 238.

Aus und über Amerika. Von R. D. S. 38.
Der griechisch-türkische Grenzstreit. S. 79.
Die Entwicklung der Dinge in Frankreich. S. 257.
Parteien und Minister in Rußland. S. 297.
Die letzten Herbstwahlen in den Vereinigten Staaten. Von R. D. S. 462.
Englands Imperium. S. 477.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die deutschen Städte im Mittelalter. Von Georg Winter. S. 263.
Marsiglio von Padua. Ein Vorkämpfer des Staates gegen die Kirche im 14. Jahrhundert. Von Georg Erler. S. 4.
Die Reformation und die Mystik. Von H. Jacoby. 1. S. 93. — 2. S. 137.
Deutsche Kirchen und Schulen zur Reformationszeit. S. 533.
Sanct Afra. S. 187.
Der Nationalheld Rumäniens. Von Markgraf. S. 133.
Aus der guten alten Zeit in England. S. 144.
Der letzte Erzkanzler des alten deutschen Reiches. Von Otto Kämmel. 1. S. 345. — 2. S. 445. — 3. S. 486.
Zur Charakteristik des Kaisers Nikolaus. S. 374.
Eine Geschichte der Pariser Kommune von 1871. S. 389.
Eine Episode aus dem Feldzuge in Zentral-Asien. Von N. N. Karasin. 1. S. 15. — 2. S. 71.

Erdkunde und Naturwissenschaft.

Nachtigals Reise nach Bornu. S. 197.
Die Palmen von Elche. Ein Reisebild aus Südspanien. —i—. S. 288.
Die neuen Beobachtungen am Planeten Mars. S. 233.

Kunst- und Alterthumswissenschaft, Kunstpflege.

Die neuesten Ausgrabungen auf Cypern. Von V. Gardthausen. S. 402.
Die Funde von Pergamum im Berliner Museum. Von Adolf Rosenberg. S. 454.
Ampelius. S. 504.
Die goldene Pforte in Freiberg. S. 218.
Zur Geschichte des Bilderrahmens. Von Adolf Rosenberg. S. 157.
Die Hauptströmungen in der bildenden Kunst der Gegenwart. Von Adolf Rosenberg. 1. S. 414.

Die akademische Kunstausstellung in Berlin. Von Adolf Rosenberg. 2. S. 27.
Münchner Künstler- und Kunstverhältnisse. S. 164.
Das Ueberhandnehmen des musikalischen Virtuosenthums. S. 364.

Literaturwissenschaft.

Die Marienlegende. S. 549.
Ein Studentenstammbuch aus Lessings Zeit. S. 326.

Digitized by Google

Das Klingerhaus in Frankfurt a. M. Von C. A. H. Burkhardt. S. 67.
Goethefrevel. S. 103.
Eduard Mörike. Von A. Freſenius. S. 173.
Ferdinand Freiligraths Jugend. Nach eignen Briefen. Von Wilhelm Buchner. S. 497.
Zur Erinnerung an Ferdinand Kürnberger. Von Alfred Meißner. S. 276.
Lieder eines fahrenden Geſellen. S. 422.

Philoſophie.

Das Romanheldenthum in der Moral. Von Cuno Stommel. S. 310.

Beſprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten ſind in größeren Aufſätzen behandelt.)

Alphons Dürr, Adam Friedrich Oeſer. Leipzig, A. Dürr, 1879. S. 48.
O. Broſin, Schillers Vater. Leipzig, Schlicke, 1879. S. 130.
M. Isler, Briefe von Benjamin Conſtant u. A. Hamburg, O. Meißner, 1879. S. 131.
K. Baedeker, Die Rheinlande. Süddeutſchland und Oeſterreich. Die Schweiz. Leipzig, Baedeker, 1879. S. 132.
*W. E. H. Lecky, Geſchichte Englands im 18. Jahrhundert. 1. Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1879. S. 144.
*Ed. Mörike, Geſammelte Schriften. 4 Bde. Stuttgart, Göſchen, 1878. S. 173.
*Th. Flathe, Sanct Afra. Geſchichte der Fürſtenſchule zu Meißen. Leipzig, Tauchnitz, 1879. S. 187.
*Nachtigal, Saharâ und Sûdân. Berlin, Weidmann, 1879. S. 197.
K. Bartſch, Deutſche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. Stuttgart, Göſchen, 1879. S. 211.
W. Frommel u. F. Pfaff, Vorträge für das deutſche Volk. Heidelberg, C. Winter, 1879. S. 212.
*A. Springer, Ueber die Quellen der Kunſtdarſtellungen im Mittelalter. Leipzig, Hirzel, 1879. S. 221.
*Schmick, Der Planet Mars, eine zweite Erde. Leipzig, Georgi, 1880. S. 234.
*Otto Mittelſtädt, Gegen die Freiheitsſtrafen. Leipzig, Hirzel, 1879. S. 238.
W. Freiherr von Biedermann, Goethe-Forſchungen. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt, 1879. S. 256.
R. Schleiden, Die Disciplinargewalt parlamentariſcher Verſammlungen. 2. Heft. Berlin, J. Springer, 1879. S. 295.
*Rußland vor und nach dem Kriege. Leipzig, Brockhaus, 1879. S. 297.
*Moritz Buſch, Neue Tagebuchsblätter. Leipzig, Grunow, 1879. S. 335.
*K. Freiherr v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und ſeine Zeit. Weimar, Böhlau, 1879. 2 Bde. S. 345. 445. 486.
*Louis Schneider, Aus meinem Leben. 1. Bd. Berlin, Mittler u. Sohn, 1879. S. 374.
Walter Rogge, Oeſterreich ſeit der Kataſtrophe Hohenwart-Beuſt. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus, 1879. S. 384.
H. Kleine, Der Verfall der Adelsgeſchlechter. Leipzig, W. Friedrich, 1879. S. 385.
Max Müller, Eſſays. 1. Bd. Leipzig, Engelmann, 1879. S. 386.
Adolf Roſenberg, Die Berliner Malerſchule. Berlin, Wasmuth, 1879. S. 386.
*Bernhard Becker, Geſchichte und Theorie der Pariſer Kommune von 1871. Leipzig, O. Wigand, 1879. S. 389.
*L. P. di Cesnola, Cypern, ſeine alten Städte, Gräber und Tempel. Ueberſetzt von L. Stern. Jena, Coſtenoble, 1879. S. 402.
*R. Baumbach, Neue Lieder eines fahrenden Geſellen. Leipzig, Liebeskind, 1880. S. 423.
Regiſtrande der geographiſch-ſtatiſtiſchen Abtheilung des Großen Generalſtabs. 9. Jahrgang. Berlin, Mittler u. Sohn, 1879. S. 431.
Illuſtrirter Weihnachtskatalog. Leipzig, Seemann, 1879. S. 470.
Alfred Meißner, Gedichte. Liebhaber-Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Grunow, 1879. S. 473.
Chamiſſo, Frauen-Liebe und -Leben. Illuſtrirt von Thumann. Leipzig, Titze, 1879. S. 475.
Eugen Klimſch, Märchenbücher. Frankfurt a. M., May Söhne, 1879. S. 476.
*Moritz Buſch, Graf Bismarck und ſeine Leute. Leipzig, Grunow, 1878. S. 508.
J. Stern, Die Frau im Talmud. Zürich, Verlagsmagazin, 1879. S. 519.
*C. A. H. Burckhardt, Geſchichte der ſächſiſchen Kirchen- und Schulviſitationen von 1524 bis 1545. Leipzig, Grunow, 1879. S. 534.
Karl Grün, Kulturgeſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Erſter Band. Leipzig, J. A. Barth, 1880. S. 558.
J. Baumgarten, A. travers la France nouvelle. Caſſel, Th. Kay, 1880. S. 559.
Magyariſirung in Ungarn. München, Th. Ackermann, 1879. S. 560.
(Vgl. auch den Aufſatz: Für den Weihnachtstiſch. S. 468.)

Digitized by Google

Bismarck in Wien.

So wird man in der Geſchichte einſt das Ende einer großen Entwickelungsepoche und den Beginn einer neuen Zeit bezeichnen, einer neuen Zeit für Deutſchland und das ihm benachbarte und verwandte Oeſterreich-Ungarn. Die Anweſenheit unſeres Reichskanzlers in der Kaiſerſtadt an der Donau ſah anfänglich und oberflächlich betrachtet ſo wenig abſichtlich, ſo natürlich aus, ſie war eine Etappe auf der Rückreiſe von ſeiner gewöhnlichen Gaſteiner Badekur, eine Erwiederung des Beſuches, den der öſterreichiſch-ungariſche Miniſter des Auswärtigen ihm während der letzteren abgeſtattet; und doch, wenn man einen Blick in die Vergangenheit zurückwarf, und wenn man die Signatur der Gegenwart prüfte, welche weitreichende Bedeutung hatten dieſe Tage! Sie waren ein Ereigniß erſten Ranges, der ſegensreiche Enderfolg einer langen Reihe von Gedanken und Beſtrebungen des genialen Geiſtes, der die politiſchen Geſchicke Deutſchlands lenkt, das Siegel auf ein großes, viel verheißendes Verſöhnungswerk, welches alle verſtändigen Deutſchen ſeit Jahren erſehnten, welches bis auf die letzte Zeit vielfach bedroht und zu vereiteln verſucht worden war und nun, wie wir znverſichtlich hoffen dürfen, endlich gelungen und für alle oder, da Menſchliches immer dem Wechſel unterliegt, für lange Zeit ſicher geſtellt iſt.

Bismarck in Wien und ſein dortiger Empfang, ſein dortiges Wirken bedeuten den Abſchluß eines weltgeſchichtlichen Prozeſſes, der, in ſeiner zweiten Hälfte vom Deutſchen Kanzler eingeleitet, vom Grafen Andraſſy konſequent gefördert, die beiden Hauptmächte Mitteleuropas in die rechte Stellung zu einander und dann auf die rechten Wege zu bringen beſtimmt war, und der als letztes Ziel die endgiltige Sicherung des Weltfriedens im Auge hatte.

Betrachten wir kurz den Ausgangszuſtand und die Stationen dieſer Entwickelung der Dinge. Deutſcher Bund mit zwei Großmächten, die verſchiedene Ziele haben, und von denen die eine ungefähr ſo ſtark wie die andere iſt, ein Wagen, der vorn und hinten mit Pferden beſpannt iſt, Anſtrengungen dahin,

Digitized by Google

Anſtrengungen dorthin, bald zu gleicher Zeit, bald nach einander, der Wagen rückt nicht von der Stelle, aber wird immer loſer in ſeinem Gefüge. Revolution, ein deutſches Reich mit einem öſterreichiſchen Erzherzog als Verweſer, Chaos, Verſuche Preußens zu einem Bunde ohne Oeſterreich, Reaktion dagegen von Seiten des letzteren — Olmütz! Oeſterreich obenauf für länger als ein Jahrzehnt. Langſam erholt ſich Preußen von tiefem Fall. Noch 1863 auf dem Frankfurter Fürſtentage kann die Wiener Politik den Verſuch wagen, ein Großdeutſchland herzuſtellen, welches ganz Oeſterreich einſchließt, und ſich die Hegemonie auch über den Norden zu ſichern. Die Sache ſcheitert, weil Preußen nicht zuſtimmt, wo inzwiſchen Bismarck mit ſeinem Scharfblick und ſeiner Energie an die Spitze der Geſchäfte getreten iſt. Bald darauf Oeſterreich und Preußen Waffengenoſſen im Kriege um Schleswig-Holſtein, Entzweiung beider, da aus der Frage über die Herzogthümer die deutſche wieder ihr Haupt erhebt, Auflöſung des unnatürlichen deutſchen Bundes, Krieg, raſcher Sieg der Preußen und ein neuer deutſcher Bund, von welchem Oeſterreich ausgeſchloſſen iſt. Bitterſter Groll darüber in Wien, äußerſte Entfremdung, Vorbereitung zu gelegentlicher Wiedergewinnung der verlorenen Poſition, zu dieſem Zwecke Verſuche zu einer Allianz mit Napoleon, zunächſt kein Verſtändniß für den naturgemäßen Gedanken des norddeutſchen Staatsmannes, nach welchem die habsburgiſche Politik ſich ihre Ziele fortan im Oſten zu ſtecken habe, keinerlei Geneigtheit zu einer Verſtändigung mit dem ſiegreich geweſenen Rivalen. Bismarck dagegen ſchon am Tage des Sieges befliſſen, dieſer Verſtändigung durch Mäßigung in den Friedensbedingungen den Weg offen zu halten. Oeſterreich verliert auf ſeinen Rath keine Quadratmeile Land, und die Geldentſchädigung, die ihm abgefordert wird, iſt verhältnißmäßig geringfügig.

Kaum möglich iſt es, Beſiegte rückſichtsvoller zu behandeln, aber der hierbei bethätigte Grundſatz echter Politik, nicht mehr zu nehmen, als man unbedingt haben muß, wurde zwar von einem großen Theile der öffentlichen Meinung in Oeſterreich dadurch gewürdigt, daß man ſich in das neue Verhältniß fand und allmählich auf Rache für Sadowa und Nikolsburg verzichtete, aber, ſo lange Beuſt Rathgeber des Kaiſers war, nicht vom Wiener Kabinet. Noch im September 1870 wurden Verſtändigungsverſuche des deutſchen Kanzlers von dorther abgelehnt, und nur die Rückſicht auf Rußland und der Einſpruch Andraſſys, der damals noch ungariſcher Miniſterpräſident war, verhinderten, daß man Deutſchland den Krieg erklärte.

Nicht eher als bis Andraſſy an Beuſts Stelle getreten war, wurde dieſe Politik aufgegeben, und die Beſtrebungen Bismarcks, zu einem freundſchaftlichen Verhältniſſe zu dem Doppelreiche im Donaugebiete zu gelangen, hatten jetzt auch in höheren Kreiſen Erfolg. Aber erſt der ruſſiſch-türkiſche Krieg, die Er-

Digitized by Google

kenntniß, daß man in Wien für seine Interessen im Südosten am deutschen Reiche eine Stütze suchen müsse und unter Umständen bis zu einem billigen Maße finden werde, und die Rolle, die der deutsche Reichskanzler auf dem Berliner Kongresse als „ehrlicher Makler“ spielte und seitdem im Interesse des Weltfriedens trotz des Verdrusses panslavistischer Begehrlichkeit weiter gespielt hat, brachten die gegenwärtige, allem Anschein nach herzliche und aufrichtige Freundschaft zu Stande, deren Schließung am 23. und 24. September mit der Sanktion des Kaisers Franz Joseph in Wien gefeiert wurde.

Die Aufnahme, welche Fürst Bismarck bei diesem seinen vierten Besuche der österreichischen Kaiserstadt gefunden hat, ist eine überaus freundliche gewesen. Von dem Kaiser und seinem obersten Rathe bis herab zu den Volksmassen, die sich auf den Straßen um seinen Wagen sowie um sein Hotel drängten, wetteiferte Alles, den berühmten Gast durch rückhaltlose Bezeugung seiner Sympathie zu ehren und zu erfreuen. Der Kanzler hat längere Unterredungen mit dem Monarchen, mit Andrassy, mit dessen Nachfolger im Auswärtigen Amte gehabt, die ohne Zweifel beide Theile befriedigt und den Aufbau eines engeren Verhältnisses zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, zu dem der Grund in den letzten acht Jahren gelegt worden, wesentlich gefördert haben. Man wird sich vollkommen klar geworden sein, daß Oesterreich-Ungarn für seine Zukunft im Osten des guten Willens und im Nothfalle der Unterstützung Deutschlands bedarf, und andrerseits, daß Deutschland daran gelegen sein muß, an seinem südöstlichen Nachbar einen Freund zu besitzen.

Ob dabei förmliche Protokolle geführt und schriftliche Abmachungen getroffen worden sind, ob gar ein Defensiv-Bündniß zwischen den beiden Mächten abgeschlossen worden ist, wissen wir nicht und kann niemand wissen. Zeitungsgerede ist es und nichts Andres, wenn der Standard nach „authentischer Mittheilung“ berichtet, Andrassy habe bei der Verhandlung mit dem Fürsten Bismarck erklärt, daß er von seinem Kaiser autorisirt sei, dessen Bereitwilligkeit zum Abschluß einer Defensiv-Allianz mit Deutschland auszudrücken, und unser Reichskanzler habe später vor Franz Joseph eine ähnliche Erklärung abgegeben und hinzugefügt, hierzu vom Kaiser Wilhelm ermächtigt zu sein. Derartige Dinge hängt man nicht an die große Glocke, indem man sie der Betriebsamkeit herumlungernder Preßjüdchen zur Verwerthung übergibt. Sicher ist nur, daß durch die Begegnung Bismarcks mit dem Kaiser Franz Joseph und Andrassy sowie mit dessen Nachfolger im Auswärtigen Amte das Zusammenfallen der deutschen und der österreichischen Interessen, der beste Kitt freundschaftlicher Verhältnisse zwischen Staaten, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik konstatirt, und daß dadurch der europäische Friede gesichert worden ist.

Fürst Bismarck hat schon vor einiger Zeit öffentlich erklärt, daß dem

deutſchen Reiche nicht damit gedient ſein könne, wenn der habsburgiſchen Monarchie die Lebensadern (im Südoſten) unterbunden würden. Dem Intereſſe, welches Deutſchland an dem geſicherten Beſtande und der gedeihlichen Entwickelung dieſer Monarchie hat, und der entſchiedenen Weiſe, in welcher der deutſche Reichskanzler dieſes Intereſſe bethätigte, iſt es in erſter Linie zu danken, daß dem Kriege zwiſchen Rußland und der Türkei kein Weltkrieg folgte, und daß die Autorität Europas auf der Balkanhalbinſel trotz des entſcheidenden Sieges der Ruſſen und trotz der hochfliegenden Pläne das Panſlaviſten in friedlicher Weiſe gewahrt wurde.

Die Intereſſengemeinſchaft Deutſchlands und Oeſterreich-Ungarns, wie ſie auf dem Berliner Kongreſſe und bei der Durchführung der dort gefaßten Beſchlüſſe zu Tage trat, hat aber nicht aufgehört, ſeitdem letztere zur Wahrheit geworden ſind, d. h. ſich in Thatſachen verwandelt haben. Deutſchland muß ſeiner Sicherheit halber immer darauf bedacht ſein, daß Oeſterreich-Ungarn ſelbſt geſichert und ſtark bleibt, und umgekehrt muß letzteres wünſchen und beſtrebt ſein, daß erſteres ungeſchwächt an Kraft und Macht ſich weiter entwickeln kann. Beide Staaten aber haben ein gleich großes Intereſſe daran, ihren friedlichen Einfluß in den noch ſchwebenden europäiſchen Fragen gemeinſchaftlich zur Geltung zu bringen, und in Wien wie in Berlin iſt, wie das hier beſprochne Ereigniß zeigt, der feſte Entſchluß dazu vorhanden. Daß ſich daraus ein förmliches Bündniß zu gegenſeitiger Hilfe mit den Waffen entwickeln würde, falls die Umſtände es erforderten, iſt ſelbſtverſtändlich; aber immerhin würde es dann nur eine Defenſiv-Allianz ſein. Bis jetzt liegt zu einem derartigen Abkommen, ſo weit wir ſehen können, kein ernſtlicher Grund vor.

Marſiglio von Padua.

Ein Vorkämpfer des Staates gegen die Kirche im 14. Jahrhundert.

Seit alter Zeit gehört die Frage nach dem Verhältniß zwiſchen der Staatsgewalt und der Kirche zu den ſchwierigſten Problemen, welche die Wiſſenſchaft zu löſen hat. Jeder Konflikt, in den die Kurie mit irgend einem Staate gerieth, hat beide Parteien veranlaßt, oft in weitſchichtigen Streitſchriften ihren Standpunkt zu vertheidigen. Verſchwommen und unklar, voll von phantaſtiſchen

Absurditäten erscheint uns diese Literatur im Mittelalter. Welchen Mißbrauch trieb man mit der Heiligen Schrift! Auf jedes ihrer Worte wird Gewicht gelegt, die weitgehendsten Folgerungen werden aus den Erklärungen derselben gezogen. Bis zum Ueberdruß wird wiederholt, daß die von Gott im Anfang der Dinge erschaffene Sonne die Kirche repräsentirt, den Staat der Mond, der geringer ist als die Sonne, an Größe wie an Eigenschaften, an Lage und Wirkung, und erst von dieser sein Licht empfängt. Ja, man sucht sogar darnach das Größenverhältniß zwischen Papst und Kaiser arithmetisch festzustellen. Wie oft hat man den Ausspruch Christi bei Matthäus: „Alle Gewalt ist mir gegeben im Himmel und auf Erden" auf die weltliche Regierungsgewalt gedeutet, deren Ausübung im Leben Christi eifrig nachgewiesen wurde!

In höherem Maße erregen die Schriften der Opposition unser Interesse. Eigenartiger und kühner zeigt sich Jeder, der gegen den Strom der herrschenden Meinung zu schwimmen versucht. Neue Bahnen werden hier betreten, um die Wahrheit zu finden, leidenschaftlich bewegt erscheint die Darstellung, selbst zu dramatischer Form sich steigernd. Aber alle jene Schriftsteller, selbst so hervorragende und aufgeklärte Geister wie Johann von Paris und Dante, verfallen doch in denselben Fehler wie ihre Gegner und verlieren sich in einer absurden Auslegungsweise der Schrift.

Nur ein Einziger unter ihnen vermag auch uns noch durch seine schneidige Schärfe, durch sein reiches Wissen und die überströmende Fülle seiner Gedanken anzuziehen. Dieser Einzige, dem es gelungen ist, die Fesseln der Zeit und des Standes abzustreifen, ist Marsiglio.

Marsiglio Raimondini (latinisirt Marsilius) war ungefähr um das Jahr 1270 von niederem Stande in Padua geboren. Die freie republikanische Verfassung seiner Vaterstadt ist für seine ganze Entwickelung von entscheidendem Einflusse gewesen; durch sie wurde er zu einem begeisterten Anhänger der antiken Staatstheorieen. Nachdem er in Padua, damals einer blühenden Pflanzschule der Gelehrsamkeit, Philosophie studirt hatte, verließ er die Heimat. Ueber seine folgenden Lebensschicksale wissen wir wenig. Nur zwei wichtige Thatsachen zeigt eine freundschaftliche Epistel, welche der Geschichtschreiber und Dichter Albertino Mussato aus Padua seinem Landsmanne widmet: einmal daß die ungewöhnliche Begabung des Paduaners schon früh die Aufmerksamkeit auf sich zog, sodann daß er eine vielbewegte Jugendzeit durchlebt hatte.

Im Beginn des 14. Jahrhunderts finden wir Marsiglio als Magister in der Artistenfakultät der Universität Paris. Er muß damals schon im Besitze hervorragenden Ansehens gewesen sein, denn 1312 wählte man ihn zum Rektor der Universität, und als solcher bewährte er eine erfolgreiche Thätigkeit, wie einige unter seinem Vorsitze und auf seine Veranlassung gefaßte wichtige Ver-

waltungsbeschlüsse zeigen. Schon vorher muß sein Eintritt in den geistlichen Stand erfolgt sein. Ob er die höheren Weihen empfangen, läßt sich nicht feststellen; sicher aber ist, daß er nicht Minorit, sondern Weltgeistlicher war.

An der Pariser Universität waren die Streitigkeiten, welche im Anfange des 14. Jahrhunderts Staat und Kirche tief erregten, nicht spurlos vorübergegangen. Die nationale Gesinnung hatte hier über den klerikalen Parteistandpunkt einen entschiedenen Sieg davongetragen. Im Jahre 1304 hatte die Universität selbst das Schwergewicht ihres Ansehens für König Philipp IV. in die Wagschale geworfen und sich dessen Appellation von Papst Bonifacius VIII. an ein allgemeines Concil angeschlossen.

Damals wurde für die Rechte des Staates gegenüber der Kirche manches gewichtige Wort gesprochen, und muthig waren Johann von Paris, Wilhelm Occam und Andere den Uebergriffen der Kurie entgegengetreten. Die Berührung mit solchen Männern mußte auf Marsiglio bedeutend einwirken. Neben der Heilkunde, mit der er sich damals beschäftigte, begann er sich dem Studium der Theologie zu widmen. Bald wurde er selbst in den Strudel der theologischen Streitigkeiten hineingezogen. Der Anlaß zu thätigem Eingreifen in den Kampf gegen die damalige Kirche war bald gegeben.

Gelegentlich eines unbedeutenden Vorfalls brach zwischen Papst Johann XXII. in Avignon und dem Franziskanerorden ein Konflikt aus, der sich um die Auslegung der Regel des heiligen Franz von Assisi in Bezug auf die evangelische Armuth bewegte. Wie Christus und die Apostel weder einzeln noch gemeinsam Eigenthum besessen hätten, so verlangte die überwiegende Mehrzahl der Nachfolger des heiligen Franziscus die evangelische Armuth streng durchgeführt: sie war das Merkmal des Ordens und sein Stolz. Dieses Vorrecht, welches ihnen nach langen Kämpfen von Papst Nikolaus III. förmlich zugestanden worden war, wurde ihnen jetzt streitig gemacht von einer Hierarchie, die in dem Streben nach Macht und weltlichen Gütern aufging. Von Seiten der Kirche wurde der Satz, daß Christus und die Apostel kein Eigenthum besessen hätten, für ketzerisch erklärt. Der Prokurator der Minoriten, Bonagratia von Bergamo, der für den Orden eintrat, büßte seinen Freimuth mit harter Haft, und das Generalkapitel, welches in Perugia Verwahrung eingelegt hatte, wurde als häretisch verworfen. Damit erreichte der Streit seinen Höhepunkt. Auch die Pariser Universität wurde in dieser Frage um ihr Gutachten ersucht. Dasselbe kommt zu einem dem Papste günstigen Resultate. Welche Thätigkeit damals Marsiglio entfaltete, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß er zu der Frage Stellung genommen hatte, und daß ihn das Verdammungsurtheil, welches das Haupt der Kirche gegen die Minoriten schleuderte, indirekt mittraf. Einem Manne wie Marsiglio konnte unmöglich verborgen sein, welche Konsequenzen

die päpſtliche Entſcheidung bezüglich der Machtſtellung der Kurie haben mußte. Der Orden des heiligen Franziscus hatte ſich bisher ein unermeßliches Vermögen geſammelt; um ihm das Vorrecht der Armuth zu bewahren, hatte Papſt Nikolaus III. verordnet, daß der Papſt Eigenthümer dieſes Vermögens ſein, die Ordensmitglieder dagegen den Nießbrauch haben ſollten. Durch die Konſtitution vom 8. Dezember 1322 war dieſes Vorrecht zurückgezogen worden, und damit war dem Orden der Weg verſchloſſen, ſich unter dem glänzenden Tugendſchein der vollkommenen Armuth Reichthümer auf Reichthümer zu verſchaffen. Dies konnte es aber nicht ſein, was Marſiglio dazu bewog, gegen die Kirche in die Schranken zu treten; nicht die Sympathie für den verweltlichten Orden war es, die ihn dazu beſtimmte, ſondern die Erkenntniß, daß es dem Papſte darauf ankomme, jeden Widerſpruch gegen die päpſtliche Machtſtellung zu vernichten. Ein Widerſpruch aber gegen die Verweltlichung der Kirche war das Dogma des Minoritenordens von der Armuth Chriſti immer geweſen.

Da kam die unglückliche Doppelwahl in Deutſchland, ſie gab Johann Gelegenheit, alle die Anſprüche, welche ſeine Anhänger theoretiſch verfochten, praktiſch zu machen. So lange Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſterreich um die Krone kämpften, nahm er eine Vakanz des deutſchen Kaiſerthums an, während welcher ihm das Regiment zuſtehe. Als endlich Ludwig den entſcheidenden Sieg bei Mühldorf errang, griff ihn Johann XXII. auf das heftigſte an, warf ihm vor, daß er vor der päpſtlichen Beſtätigung als römiſcher König auftrete, und als die Gegner des Papſtes in Italien bei dem Wittelsbacher Unterſtützung fanden, wurde am 23. März 1324 an die Thüre der Kathedrale zu Avignon ein päpſtlicher Erlaß angeſchlagen, der die Exkommunikation Ludwigs verkündete.

So war König Ludwig Leidensgenoſſe der Minoriten geworden, die jetzt bei ihm Unterſtützung fanden. Durch ſie wurden für die nächſte Zeit ſeine politiſchen Maßnahmen beſtimmt.

Der Gedanke konnte nicht fern liegen, die kirchliche mit der ſtaatlichen Oppoſition zu vereinigen, um den gemeinſamen Widerſacher zu ſtürzen. In Marſiglio reifte dieſer Entſchluß zur That, und während Ludwig Johann des apoſtoliſchen Stuhles für verluſtig erklärte und von dem falſchen Papſt an ein allgemeines Concil und einen zukünftigen, rechtmäßigen Papſt appellirte, verfaßte Marſiglio insgeheim ein umfangreiches Werk, welches dazu beſtimmt war, die politiſche Macht der Päpſte zu untergraben: den Defensor pacis (Vertheidiger des Friedens). Es iſt allerdings bewieſen, daß außer Marſiglio auch Johann von Jandun an dem Werke Theil hatte. Aber das ego, mit dem der Verfaſſer ſtets auftritt, und das er einmal als ego Antenorides (= Patavinus,

denn man meinte, Padua ſei von Antenor gegründet worden) kennzeichnet, beweiſt allein ſchon, daß die Thätigkeit Johanns hinter der ſeines bedeutenderen Genoſſen zurückgetreten iſt. In aller Heimlichkeit wurde an dem Buche gearbeitet, heimlich verließen auch Marſiglio und Johann von Jandun Paris, um das vollendete Werk dem deutſchen Könige zu überbringen, dem ſie es gewidmet.

Der Defensor pacis war keine Streitſchrift im gewöhnlichen Sinne. Wohl weiſt der Titel auf die nächſte Veranlaſſung hin, auf die Schlichtung des Streites, den die übermäßigen Machtanſprüche des Papſtes hervorgerufen haben, aber er bezieht ſich zugleich weiter auf die Sicherung des Friedens überhaupt, als die vornehmſte Aufgabe eines Gemeinweſens, und damit erweitert ſich das Werk zu einer Lehre vom Staate, von der Kirche und ihrer Verfaſſung und von dem Verhältniß der beiden Gewalten zu einander.

Der Friede iſt das höchſte Gut der Menſchheit; es gilt Marſiglio, den Nutzen der Eintracht, den Schaden der Zwietracht zu beweiſen. Mancherlei Urſachen des bürgerlichen Unfriedens gebe es; Ariſtoteles habe ſie genugſam dargeſtellt; aber ſeit dieſer Zeit ſeien neue entſtanden, die weder jener noch ein anderer Philoſoph habe vorausſehen können. Das Römiſche Reich insbeſondere kranke an den Nachwirkungen eines ſolchen Uebels. Von dieſem wolle er den Schleier abziehen, damit es von jedem Staate abgehalten werden könne und Fürſt und Volk des friedlichen Daſeins ſich erfreuen könnten. Die Urſache aber zu fortdauernder Unruhe in Deutſchland liege in den weltlichen Beſtrebungen des Papſtes, der die Grenzen ſeiner Macht nicht wahren wolle. Um nun die Grundlagen des Verhältniſſes zwiſchen Staat und Kirche zu gewinnen, unternimmt es Marſiglio, die Lehren ſeiner aus Ariſtoteles geſchöpften Politik zu geben.

Der Staat iſt ein natürlicher Organismus, der aus der Verbindung zwiſchen Mann und Weib, aus dem Familienleben hervorgegangen iſt und ſich vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten entwickelt hat, indem Nachbarſchaften, Flecken, Kommunen entſtanden. Die Gemeinden gewannen an Ausdehnung, die menſchliche Erfahrung wuchs, vollkommnere Lebensregeln und Künſte wurden erfunden, eine Gliederung in Stände beginnt ſich in der Gemeinde zu entwickeln. So entſtand der Staat, jene vollendete Gemeinſchaft, welche die Grenzen des Genügens in ſich hat, entſtanden um des Lebens willen und beſtehend, um glücklich zu leben. Das letztere Ziel hat zwei Richtungen: auf dieſe und auf jene Welt. Indem Marſiglio dem Staate auch die Sorge für das ſittliche Wohl ſeiner Angehörigen aufträgt, weicht er weit von der Meinung ſeiner Zeitgenoſſen ab, die ihm nur die Aufſicht über das leibliche Wohl einräumten.

Ausführlich werden die verſchiedenen Formen des Staates behandelt. Die

Monarchie erſcheint als die beſte Saatsform, und zwar iſt dem reinen Wahlkönigthum der Vorzug vor einer Wahlmonarchie mit dynaſtiſcher Nachfolge einzuräumen. Der gewählte Fürſt iſt nur der erſte Beamte des Staates. Nicht er iſt die Quelle des Rechts, denn die Geſetzgebung iſt Privilegium des Volkes, der Gemeinſchaft aller Bürger, oder, da es kaum möglich iſt, daß alle Menſchen eines Sinnes ſind, der Majorität. Denn die Geſammtheit oder Majorität der Bürger muß am beſten wiſſen, was Recht ſein ſoll, ſie hat das größte Intereſſe am Staate und wird am leichteſten die Mängel eines Geſetzvorſchlages entdecken.

Der Fürſt iſt das vollziehende Werkzeug der geſetzgebenden Gewalt. Er übt ſeine Autorität in den Formen, die ihm das Geſetz vorſchreibt, und zur Aufrechthaltung derſelben gibt ihm das Volk eine bewaffnete Macht, deren Stärke es genau beſtimmt.

So ſpricht inmitten einer Zeit der ſtaatlichen Ohnmacht, der privilegirten Stände, des Feudalismus, des Papalſyſtems Marſiglio zuerſt beſtimmt die Idee der Volksſouveränetät aus. In ſeinem Geiſte entſteht ein Staatsideal, das der konſtitutionellen Monarchie der Neuzeit am nächſten kommt.

Nachdem ſo die Grundzüge einer Staatsverfaſſung entworfen ſind, kehrt Marſiglio zum Ausgangspunkte zurück, zu der Frage, wodurch der Friede in den Staaten geſtört werde. Er ſieht den Grund in den ungerechtfertigten Anſprüchen der römiſchen Biſchöfe, die ihre Macht aus der plenitudo potestatis (Fülle der Gewalt) herleiten, welche durch Chriſtus dem heiligen Petrus und ſeinen Nachfolgern verliehen worden ſein ſoll, und welche ſie in dem Sinne auffaſſen, daß, wie Chriſtus die Fülle der Gewalt und Jurisdiktion über alle Könige, Fürſten, Kommunen und Privaten gehabt habe, ſo nun auch ſie als Chriſti Stellvertreter dieſelben beſitzen, ohne durch ein menſchliches Geſetz beſchränkt zu ſein. Dieſer Lehre, „welche eine für die menſchliche Glückſeligkeit verderbliche Peſt iſt“, entgegenzutreten, erachtet Marſiglio für die Pflicht Aller, die es vermögen. „Jeder, der Unrecht ſieht und es nicht abwehrt, obgleich er die Mittel zum Widerſtande hat, iſt ein Mitſchuldiger. Ich will dieſe verheerende Krankheit von meinen Brüdern abwenden durch meine Lehre, dann auch, ſoweit ich es vermag, durch meine Thaten.“ Wohl kennt er die Schwierigkeiten, die ſeiner Aufgabe ſich entgegenſtellen; er weiß, daß ſeine Erörterungen die Anhänger des Papſtes doch nicht überzeugen werden, daß er die Macht des Vorurtheils und des Neides, der den Muthigen trifft, nicht brechen kann, und daß der Zorn und heftige Verfolgung von Seiten des römiſchen Biſchofs ihn treffen muß; aber das alles ſchreckt ihn nicht. Mit dem Pſalmiſten ruft er aus: „Der Herr iſt mit mir, darum fürchte ich mich nicht, was können mir Menſchen thun?“

Im zweiten Theile des Defensor pacis wird über das Weſen und die

Rechte des Prieſterthums und Papſtthums und deren Verhältniß zur weltlichen Gewalt gehandelt. Mit aller Entſchiedenheit tritt hier die Meinung auf: die Scheidung zwiſchen Laien und Klerikern iſt nicht richtig; ſie iſt willkürlich ſpäter geſchaffen und lag nicht in der Abſicht Chriſti. Die Kirche umfaßt Alle, die an Chriſtus glauben, für Alle hat der Herr ſein Blut vergoſſen und hat ſie erlöſt. Mit Unrecht hat man daher im Staate noch einen beſonderen geiſtlichen Staat mit allerhand Vorrechten geſchaffen. Mit Unrecht hat man auch den Begriff spiritualis (geiſtlich) auf Handlungen und Güter des Klerus, die doch weltlich ſind, ausgedehnt. Kein Geiſtlicher darf insbeſondere eine von der weltlichen getrennte Gerichtsbarkeit, zumal wo es ſich um weltliche Dinge handelt, verlangen. Für Alle muß das weltliche Geſetz die Norm abgeben, und nur der Landesfürſt hat zu urtheilen, was nach den Geſetzen gerecht und zuläſſig iſt. Marſiglio geht dann dazu über, die Argumente, welche die richterliche Gewalt des Papſtes beweiſen ſollen, zu widerlegen. „Chriſtus iſt nicht in die Welt gekommen, um ein irdiſches Regiment zu handhaben. ‚Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt‘, ſagt er, und die hervorragendſten Kirchenväter deuten dies auf eine Entſagung der irdiſchen Herrſchaft. Der Herr floh in die Berge, als die Juden ihn zum Könige machen wollten. ‚Wer hat mich zum Richter über euch geſetzt?‘ ruft er aus; ja noch mehr, er hat ſelbſt gelehrt und durch ſein Beiſpiel bekräftigt, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan ſein müſſe, da er dem Kaiſer gab, was des Kaiſers war, und ſich der Gewalt des römiſchen Statthalters unterwarf.“ So ſtehen nach Marſiglio alle menſchlichen Handlungen unter dem weltlichen Geſetz; jeder Prieſter oder Biſchof, der das weltliche Geſetz überſchreitet, verfällt dem weltlichen Gerichte, ja, ſchwerer ſoll er von demſelben geſtraft werden als ein weltlicher Verbrecher, da er ein größeres Wiſſen beſitzt und Böſes von Gutem beſſer zu unterſcheiden vermag.

Iſt aber dem Papſte die weltliche Gewalt genommen, worin beſteht dann die Macht, die Chriſtus ſeinen Nachfolgern, den Prieſtern, hinterließ? Marſiglio beſchränkt ſie auf die Verkündigung der chriſtlichen Lehre und Spendung der Sakramente. Aus der Schrift erſehen wir, daß ihnen die Schlüſſelgewalt übertragen worden iſt und demgemäß die Sündenvergebung und Exkommunikation. Doch auch hier tritt eine nothwendige Einſchränkung ein. Nicht der Prieſter, nur Gott allein kann von dem Makel der Sünde und von der verſchuldeten ewigen Strafe befreien. Wenn jener die Fähigkeit hat, zu binden und zu löſen, ſo heißt das nichts Anderes, als daß ſie zeigen und ausſprechen dürfen, wer von Gott geſühnt ſei oder nicht. Wer nicht abſolvirt wird, mag ſich getröſten; Gott, der allein frei von Leidenſchaften und gerecht iſt, ſieht ſein Leben an, nicht das Urtheil des Prieſters.

Das Dispenſationsrecht geſteht Marſiglio der Kirche nicht zu. Denn

handelt es sich um göttliches und natürliches Recht, so kann kein Sterblicher von dessen Beobachtung entbinden. Kommt menschliches Recht in Frage, so ist, da zeitliche Vortheile oder Nachtheile sich daraus ergeben können, die Dispensation Sache des staatlichen Gesetzgebers.

Nicht anders verhält es sich mit der Exkommunikation. Da sie ungerecht verhängt werden kann, zeitliche Nachtheile mit sich bringt und eine öffentliche Beschimpfung ist, so muß der Staat Garantieen haben, daß der Papst sie nicht unbillig ausspricht. Der bisherige Gebrauch widerspricht überdies Christi Lehre, denn Christus hat gesagt: „Wenn dein Bruder wider dich gesündigt hat, sage es der Kirche", und dies ist die gläubige Gemeinde, nicht der Bischof oder der Presbyter. So darf der Priester den Sünder der Gemeinde anzeigen, wie der Arzt den Pestkranken. Die Gemeinde entscheidet, und erst nach ihrem Urtheile wird exkommunizirt.

Will der Papst durch kirchliche Strafen seinen Verordnungen Nachdruck geben, so muß ihn selbst die härteste Strafe treffen, denn er verletzt frevelnd die Rechte des Staates. Ueberhaupt ist den Schriften der Priester kein Christ Gehorsam schuldig, sondern allein der heiligen Schrift, welche die alleinige Grundlage des Glaubens und der Kirche bildet.

Selbst die Gerichtsbarkeit über die Ketzer muß der Kirche genommen werden. Fehlten sie gegen ein staatliches Gebot, so mögen sie staatliche Strafe erleiden. Was die Verletzung eines evangelischen Gebotes betrifft, so mag die Kognition des Verbrechens dem Priester gehören, die Strafe aber ist Sache des Richters des Evangeliums, und das ist Christus. „Ueberdies kann gemäß der Wahrheit und der offenbaren Intention des Apostels und der heiligen Kirchenväter Niemand in dieser Welt durch eine Strafe, zumal eine von einem Priester verhängte, gezwungen werden, die Vorschriften des evangelischen Gesetzes zu befolgen, nicht einmal der Gläubige, geschweige denn der Ungläubige."

Mit solcher Betonung der Glaubens- und Gewissensfreiheit läßt Marsiglio selbst die Reformationszeit hinter sich zurück. Das Verlangen nach religiöser Duldsamkeit, ausgesprochen zu einer Zeit, die noch keine Verschiedenheit der christlichen Religionsgesellschaften kannte, ist wohl der kühnste und staunenswertheste seiner Gedanken.

So ist denn der Priester gewissermaßen auf die Thätigkeit eines Seelenarztes beschränkt. „Wie der Leibesarzt aus dem Schatze seiner Erfahrungen das Volk lehren soll, diese und jene Ursachen künftigen Siechthums zu vermeiden, wie er die Folgsamen für gesund, die Fehlenden für krank erklären mag und doch Niemand zum Gesundsein zwingen kann, so muß der Priester für das Gesunden der Seele Sorge tragen, und er muß es doch schließlich dem Willen

des Einzelnen überlassen, ob er folgen will oder nicht. Der Priester sei Lehrer und Arzt, nicht Richter."

Weiter bestimmt Marsiglio das Verhältniß zwischen Staat und Kirche genauer. Wie der Geistliche fortan dem weltlichen Gerichte unterworfen sein soll, so darf er die Lasten und Pflichten der bürgerlichen Gemeinschaft, deren Schutz er sich erfreut, nicht vernachlässigen; Steuerfreiheit ist ihm daher nicht länger zuzugestehen. Nach Gutdünken des Staates soll die Zahl der Pfründen bestimmt werden. Die Gemeinde ist es auch, die den Geistlichen einsetzt, den Untauglichen entfernt. Nachlässige werden von ihr zu sorgsamerer Pflichterfüllung ermahnt.

Auch die Berufung eines Concils steht nicht dem Papste, sondern der weltlichen Macht, dem Kaiser zu. Mit des Kaisers Genehmigung beschäftigt sich das Concil mit rein kirchlichen Angelegenheiten. Für die Durchführung der Concilienbeschlüsse zu sorgen ist allein Sache des Staates, der ja allein eine zwingende Gerichtsbarkeit hat.

Das ganze Gebäude der Hierarchie zerschlägt Marsiglio. Weder im göttlichen Rechte noch in der Schrift findet er irgend welche Begründung für den Primat des römischen Bischofs; wenn er denselben dennoch erhalten wissen will, so geschieht es nur um der Einheit der Kirche willen. Aber die Autorität des Papstes kann nur von dem allgemeinen Concile und der staatlichen Gesetzgebung abgeleitet werden, und seine Aufgabe ist darauf beschränkt, mit dem ihm vom Staate oder dem Concile zugeordneten Kollegium die Nothwendigkeit der Zusammenberufung eines Concils der staatlichen Behörde anzuzeigen, auf dem Concil den Vorsitz zu führen, die Beschlüsse zu redigiren, für ihre Durchführung zu sorgen, eventuell die exekutive Macht anzurufen.

Nachdem so die Machtansprüche des Klerus durchgreifend zurückgewiesen sind, wird auch der priesterliche Antheil an den Freuden des Lebens geschmälert. Die Nachfolger Christi im Hirtenamte sollen ihrem Meister auch im Stande der Armuth und Weltverachtung folgen. Die Kirche soll fernerhin kein Eigenthum besitzen, denn Christus ist arm gewesen, und das Himmelreich ist des Armen. Den nöthigen Lebensunterhalt mögen die Geistlichen sich erbitten oder durch Arbeit erwerben, wie es die Apostel gethan haben.

Soweit die Lehren des Marsiglio. Die Zeit schien jetzt gekommen, das Wort zur That werden zu lassen. Im Sommer 1326 kam Marsiglio mit seinem Freunde Johann von Jandun zu König Ludwig nach Nürnberg, um ihm den Defensor pacis zu überreichen. Wir besitzen über die Aufnahme eine Schilderung, die bei aller rhetorischen Ausschmückung der Wahrheit doch nahe kommen mag.

„Bei Gott," rief der Wittelsbacher, „wer hat Euch veranlaßt, aus einem

fried- und ruhmreichen Lande in dies von Kriegsgeräusch, Noth und Verwirrung erfüllte zu kommen?“ Darauf hätten sie in kurzen Zügen ihre Lehre von Kirche und Staat vorgetragen, für welche sie leben und sterben wollten, und auf die unerträglichen in der Kirche herrschenden Irrlehren hingewiesen, auf deren Vernichtung als seine von Gott gegebene Aufgabe den König aufmerksam zu machen der Beweggrund ihrer Reise gewesen sei. Erfahrene Männer hätten dann freilich dem Könige gerathen, die beiden Schriftsteller als Ketzer zu bestrafen, um nicht durch Mitschuld an ihren Häresieen dem Papste neuen Vorwand zu Gewaltmaßregeln zu geben; er habe sie aber bei sich behalten und mit Ehren überhäuft. In der That blieben sie und verbreiteten ihr Buch an allen Orten, in Wort und Schrift gegen den Papst und seine Maßnahmen auftretend.

Mit der Ankunft des Marsiglio ist eine neue Phase in der Politik Ludwigs eingeleitet. Marsiglio selbst war Oberitaliener von Geburt, er wird auch ein Hauptanlaß gewesen sein, daß Ludwig jetzt wieder in bestimmter Weise sein Augenmerk auf Italien richtete. Nach einer glänzenden Versammlung, die nach Trient die Häupter der Ghibellinen zusammenführte, betrat Ludwig im März den Boden Italiens. Nachdem er die Huldigungen der lombardischen Städte entgegengenommen und in Mailand die italienische Königskrone empfangen hatte, überstieg er die Apenninen, verstärkte sein Heer durch die Truppen seines mächtigen Bundesgenossen Castruccio Castracani, bezwang Pisa und rückte gegen Rom vor. Ohne Widerstand zu finden, ja von jubelnden Volksmassen festlich geleitet, zog Ludwig am 7. Januar 1328 im Vatikan ein, und nun drängten sich Schlag auf Schlag die extremsten Maßregeln. Die kühnsten Theorieen des Defensor pacis, dessen Verfasser immer in der Nähe Ludwigs weilte, sollten zur Verwirklichung gelangen. Im Widerspruch mit aller Tradition seit Karl dem Großen nahm Ludwig am 17. Januar die Krone aus den Händen des römischen Volkes, das die Quelle aller politischen Macht sein sollte. „Welche Anmaßung von diesem Baier!“ klagt der päpstlich gesinnte Villani, „in keiner Chronik, alt oder neu, wirst du finden, daß sich ein Kaiser, so feindlich er auch der Kirche gesinnt war, anders krönen ließ als vom Papst oder dessen Legaten; nur dieser Baier — das war sehr zu verwundern.“

Aber Ludwig ging noch weiter. Zuerst wurden am 14. April in einer Volksversammlung auf dem St. Petersplatze in Gegenwart des Kaisers selbst drei Gesetze erlassen, von denen das erste Ludwig auch die Sorge für das christliche Gemeinwesen zuspricht. Wenn Jemand wegen Ketzerei angeklagt sei, so habe er vor seinem Gerichte zu erscheinen. Diese Gesetze, die wiederum den Prinzipien des Defensor pacis entsprechen, waren nur die Vorbereitung zu einem lange geplanten Schlage. In einer Volksversammlung am 18. April 1328

wurde in Gegenwart des Kaisers die kaiserliche Botschaft verlesen, welche Johann XXII. aller kirchlichen Würden für entkleidet, des kirchlichen Amtes und Benefiziums für beraubt erklärt und ihn dem Gericht der weltlichen Macht unterstellt, so daß ihn alle Lehensträger des Reiches als Häretiker bestrafen mögen, wo sie ihn treffen. Dieses Manifest war, wie Musset ausdrücklich berichtet, das Werk des Ubertino und des Marsiglio. Am 23. April faßte eine vom Kaiser berufene Volksversammlung den Beschluß, daß jeder Papst in Rom wohnen müsse. Endlich am 12. Mai ließ der Kaiser durch das Volk einen einfachen Bettelmönch zum Papste wählen, die Verkörperung des Prinzips jener apostolischen Armuth und Schlichtheit, von der, wie Marsiglio immer klagt, die Kirche sich soweit entfernt hatte. So wird durch eine Reihe der revolutionärsten Handlungen, die je von einem gekrönten Haupte ausgegangen sind, wieder in Bahnen eingelenkt, von denen sich die Entwickelung vieler Jahrhunderte entfernt hatte. Wie sich einst die Päpste mit der Demokratie verbunden hatten, um die Kaiser zu bekämpfen, so hat Ludwig an das demokratische Prinzip von der Majestät des römischen Volkes appellirt. Marsiglio aber war es, der ihn dazu trieb.

Weiter und weiter führte der kühne Theoretiker den Kaiser, aber — trotz alles Glanzes und Gepränges stand die Sache Ludwigs nicht fest. Aufflammende Begeisterung eines wankelmüthigen Volkes und geistvolle Umsturztheorieen sind keine Stützen für ein Kaiserthum. Noch eine Zeit lang hat Ludwig Bischöfe unter Beistimmung des Volkes ernannt, er hat Marsiglio selbst zum päpstlichen Vikar erwählt, ist mit dem Kirchengut nach Gutdünken verfahren; aber endlich unterlag er im Kampfe gegen das Papstthum: der Tag kam, wo er unter den Schmähungen des Volkes, das ihm „Häretiker, Exkommunizirter" nachrief, verfolgt von Steinwürfen, fluchtähnlich die ewige Stadt verließ. Seitdem verschwindet Marsiglio, der vom Papste als Zögling des Verderbens und Sohn des Fluchs gekennzeichnet war, aus der Reihe der kaiserlichen Berather, und es ist schwer, den Spuren des geistvollen Mannes weiter nachzugehen.

„Zwei Jahrhunderte zu früh hatte er seine Brandfackel in die Welt geschleudert. Noch war der Zündstoff nicht so aufgehäuft, daß sie gewirkt hätte, und Kaiser Ludwig, der zwischen den Extremen höchster Ueberhebung und tiefster Unterwerfung gegenüber dem zeitgenössischen Papstthum charakterlos umherschwankte, war nicht der Mann, weltgestaltende Ideen ins Leben zu führen. So blieb denn das Werk des Herolds der Wahrheit, wie er sich selbst nannte, im Staube der Klosterbibliotheken begraben, zur Lektüre für Mönche, die sich über den Ketzer bekreuzigten, aber auch zum Studium für Andere, durch deren Vermittelung zwei Jahrhunderte später die Ideen des Marsilius verwirklicht wurden." (Friedberg.)

Erſt die neueſte Zeit mit ihren kirchenpolitiſchen Kämpfen, die die hiſtoriſche Forſchung auf kirchenrechtlichem Gebiete nicht wenig belebten, hat die Bedeutung wohl des kühnſten Denkers des 14. Jahrhunderts richtig erkannt. Friedberg war der erſte, der mit juriſtiſcher Schärfe die Doktrinen des Defensor zuſammenfaßte*), Riezler gibt in ſeinen „Literariſchen Widerſachern der Päpſte zur Zeit Ludwig des Baiers“ (Leipzig, 1874) eine geiſtvolle Darſtellung des ganzen Anſturmes der Wiſſenſchaft wider die päpſtliche Macht und hat auch des Paduaners ausführlich gedacht. Endlich hebt auch das neueſte Werk, welches den Kampf Ludwigs des Baiern mit der Kurie behandelt, die Darſtellung von Karl Müller**), die außerordentliche Bedeutung Marſiglio's in gebührender Weiſe hervor. Vielleicht tragen die vorſtehenden Zeilen dazu bei, die Kenntniß von dem Leben und dem Werke des merkwürdigen Mannes auch weiteren Kreiſen zu vermitteln.

Leipzig. Georg Erler.

Eine Epiſode aus dem Feldzuge in Zentral-Aſien.

Von N. N. Karaſin.

(Aus dem Ruſſiſchen von J. Kurz.)

„Ew. Wohlgeboren***), der General läßt Sie zu ſich bitten.“

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung war dies durchaus nicht am Platze. Erſtens verſpürte ich auf jenen beſchwerlichen Marſch von vierzig Werſt große Ermüdung, ich hatte die Feldſtiefeln ausgezogen, mich der Länge nach auf einem bunten turkomaniſchen Teppich ausgeſtreckt und wollte eben den Thee zum Munde führen, den Junker Guſjakow der ganzen Geſellſchaft dienſtfertig einſchenkte. Mein Appetit war dermaßen angeregt, daß ich daran dachte, heute mindeſtens ſechs Taſſen zu leeren. Zweitens hatten wir uns vorgenommen, bis Sonnenuntergang beiſammen zu bleiben, und ich hatte gehört, wie Kapitän Spjelochwatow zu ſeinem Burſchen ſagte: „Höre Kamerad, du brauchſt uns keine neuen Karten zu fälſchen; vorläufig thun's die alten noch, neue wollen

---

*) Die mittelalterlichen Lehren von Staat und Kirche in der „Zeitſchrift für Kirchenrecht“, 8. Bd., Tübingen, 1869.

**) Der Kampf Ludwigs des Baiern mit der römiſchen Kurie, 1. Bd. Tübingen, 1879.

***) Titel des ruſſiſchen Offiziers. A. d. Ueb.

wir erſt am Amu-Darja ſtempeln. Und drittens — ja drittens hatte ich noch Gründe genug, um den rothbärtigen uraliſchen Koſaken, der ſeine blatternarbige Fratze durch das auseinandergeſchlagene Zelttuch ſteckte, nicht allzufreundlich anzuſehen.

Jetzt mich ankleiden? dachte ich, die Stulpenſtiefeln anziehen, von denen jeder — ſo kam mirs wenigſtens in dieſem Augenblick vor — einen halben Zentner wiegt, die Waffe umſchnallen? — „Hat denn der General wirklich nach mir verlangt, haſt du dich nicht geirrt?“ wandte ich mich laut an den Koſaken, und in meiner Seele dämmerte ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl auf.

„Ganz und gar nicht, ausdrücklich nach Ihnen haben ſie verlangt, und ſo haben ſie auch geſagt: Geh, haben ſie geſagt, Danilo, und rufe den Kap—“. „Gut, gut, ich komme ſofort,“ gab ich niedergeſchlagen dem Koſaken zur Antwort. „Und Sie, meine Herren, werden ein wenig auf mich warten“, wandte ich mich zu meinen glücklicheren Kameraden. „Wir wollen ein wenig warten“, gähnte Lieutenant Uſogryſow und reckte ſich aus. „Aber bleiben Sie nicht lange“, ſagte unſer Doktor, indem er ſich gepreßten Kaviar aus der Büchſe auf ſeinen Kommiszwieback ſtrich. Dabei nahm er den ungeheuern ſilbernen Abſynthbecher von der grauen Tuchſchabracke, die uns als Tiſchtuch dienen mußte, und ſchickte ſich an zu „gießen“. „Wir wollen inzwiſchen ohne Sie ein bischen anfangen, ich ſetze einen Viertelrubel, nicht mehr“, tröſtete mich Spjelochwatow und miſchte geräuſchvoll die Karten.

Fröhlich iſt's Soldatenleben,
Treu des Zaren Dienſt ergeben

ſcholl es im Chorgeſang von den Pferdepflöcken herüber.

„Ja ja, der Dienſt!“ ſeufzte ich ergebungsvoll, kleidete mich vollends ordonnanzmäßig an und ſchritt zu meinem Zelte hinaus. „Alſo warten Sie, meine Herren“, rief ich noch einmal zurück, indem ich in den ſchwülen, ſchwankenden Nebel hinausblickte und das hellrothe Banner unſres Generals mit ſeinen ſieben großen Sternen zu erſpähen ſuchte.

Die beiden Ränder des ſteinigen Thales entlang breitete ſich unſer Bivouak aus. Die weißen Gruppen der beweglichen Soldatenzelte glänzten in regelmäßigen Vierecken aus dem dunkelzimmetfarbigen Boden, der wie gebrannt ausſah. Lange Reihen von Gewehrpyramiden umſäumten dieſe Vierecke auf ihrer Vorderſeite. Vor den Gewehren wankten im Halbſchlaf die vom Kopf bis zum Fuß weißgekleideten Linienſchildwachen auf und ab. Unter den Zelten, die nicht höher waren als anderthalb Ellen, blickten von allen Seiten beſchuhte und unbeſchuhte Füße hervor, und das Schnarchen der Schläfer drang laut heraus. An langen Pflöcken ſtanden die Artilleriepferde und ließen ihre krummnaſigen Köpfe hängen, ohne auf die vor ihnen aufgeſchütteten getrock-

neten Kleebüschel zu achten; träge peitschten sie mit den Schweifen die zudringlichen Mücken und Bremsen hinweg. Hinter den Pflöcken blinkten die hellgrünen Pulverwagen und etwas weiter entfernt die blanken Mündungen der kupfernen Kanonen, vor denen wieder die unvermeidlichen Schildwachen standen.

Ein weit bunteres Treiben herrschte in dem etwas detachirten Kosakenlager. Die bunten Fähnchen hingen unbeweglich in der schwülen Luft, hie und da wirbelten bläuliche Dampfsäulen empor, und die Gestelle der Raketenbatterieen hatten aus der Ferne ganz das Ansehen von dreibeinigen Spinnen. Ein höchst wildes und ungeordnetes Bild dagegen boten die einheimischen Milizen, und den größten Raum im ganzen Lager nahm die Bagage ein, die von Kavallerie- und Infanteriepikets umstellt war und fast bis an den in den Wolken verschwimmenden Horizont reichte. Sie bestand aus dreitausend Kameelen, die jetzt abgesattelt waren und in langen Reihen auf dem glühenden Sande liegend die langen Hälse ausreckten und ihren schaumigen, grünen Speisebrei wiederkäuten. Ihnen gegenüber lagen in ebenso regelmäßigen Reihen Ballen mit Fourage, Proviant, filzenen Kibitken und anderem militärischen Bedarf.

Schwerfällig schleppten sich die unbehilflichen Kameeltreiber zwischen ihren Thieren hin und her. Sie warfen ihnen Häcksel vor, untersuchten gemächlich die Packsättel und blickten dabei scheel und unfreundlich auf die wachthabenden Kosaken, die das ganze Troßbivouak mit ihrer bunten Kette umfaßten. Schon mehrmals war es vorgekommen, daß die Treiber sich heimlich weggeschlichen, die Kameele mit fortgetrieben und die Abtheilung in der allerpeinlichsten Lage zurückgelassen hatten. Die daraus entstehenden Hemmnisse unserer Bewegung inmitten der todten, unfruchtbaren Steppe machten sich allzu fühlbar, als daß wir nicht hätten lernen sollen, uns dieser schiefäugigen Steppensöhne zu versichern, die unsern Feinden in allen Stücken verwandt waren und daher unwillkürlich mit ihnen sympathisirten. Jetzt wurden die Treiber wie die Kameele selbst keinen Augenblick mehr ohne die schärfste Aufsicht gelassen.

Das bewegteste Leben entfaltete sich jedoch bei den Brunnen, wo die Küche aufgeschlagen war. Dichter, schwarzer Rauch stieg aus der Vertiefung auf; Brand- und Fettgeruch lag in der Luft. Traurig brüllten die zum Schlachten bestimmten Stiere, und aus dem Gewirr der zahllosen Stimmen klangen russische und einheimische Laute und Lieder.

„Hierher, Ew. Wohlgeboren, hierher," mahnte mich mein Führer, der uralische Kosak. „Hierher, wenn's gefällig ist, dort ist der Troß, wir haben einen weiten Umweg zu machen." — Ich folgte ihm und schritt, in mein Schicksal ergeben, zwischen den eine halbe Elle über dem Boden aufgespannten Seilen der hellgrünen, rothen, weißen, bunten, gestreiften, kegel-, würfel- und zylinderförmigen Zelte hin. Etwas abgesondert stand eine große Kibitka aus weißem

Filz, unten mit rothem Tuch ausgeſchlagen, die von einem bedeutend größeren Raum umgeben war als die übrigen. Zwei Schildwachen hielten den Eingang beſetzt, vor dem an langem Schaft ein großes Banner mit ſieben Sternen hing, welche das Sternbild des großen Bären darſtellten. Es war das Zelt des Generals.

Als ich näher hinzutrat, bemerkte ich in dem bläulichen Schatten, den die Kibitka auf den Sand warf, eine ſeltſame Gruppe. Einige halbnackte Menſchen, an deren verwundeten Leibern nur noch beſchmutzte blutige Fetzen von Kleidungsſtücken hingen, kauerten paarweiſe zuſammengebunden, mit aſchfahlen, von Schreck und Angſt verzerrten Geſichtern am Boden und wurden von zwei oder drei Koſaken bewacht, die ſich auf ihre Büchſen lehnten. Es waren gefangene Chiwiner, welche unſre reitenden Wachen in der Nähe des Lagers aufgegriffen hatten. Die Unglücklichen waren unvermuthet einem geheimen Wachtpoſten in die Hände gerathen und hatten ihre Unvorſichtigkeit mit der Freiheit zu büßen. Soeben war ein Verhör mit ihnen angeſtellt worden, in Folge deſſen, wie ich ſpäter erfuhr, auch jene Sendung an mich erging, die meinen „Käff“ ſo unzeitig unterbrach.

Der General ſaß mit dem Rücken gegen mich auf einem wohlgeformten Taburet und ſchrieb. Ich verwickelte mich unverſehens mit dem Sporn im Teppich, riß ihn wieder heraus, ſtieß einen Gegenſtand um und machte überhaupt ein ziemliches Geräuſch. „Ah, ſind Sie es?“ ſagte der General und wandte ſich ein wenig nach mir um. „Excellenz haben befohlen.“ — „Ja, ja. Setzen Sie ſich einen Augenblick; ich bin gleich fertig.“ Er deutete auf einen andern hübſchen Stuhl und fuhr in ſeiner Beſchäftigung fort, ohne ſich weiter um meine Anweſenheit zu kümmern.

Es verging eine Viertelſtunde — eine halbe — endlich eine ganze. Ich konnte mich kaum einer betäubenden Schläfrigkeit erwehren. Alle Gegenſtände im Innern der Kibitka begannen vor meinen Augen zu tanzen, das mit einem Teppich bedeckte Feldbett hob ſich bald an dem einen, bald an dem andern Ende und ſchwankte wie eine Schaluppe auf den Wellen, das ſilberne Waſchbecken kam herangewackelt, und der helle, viereckige Spiegel umhüllte ſich mit einem dunkeln Nebel. Der breite Rücken des Generals mit den gekreuzten Hoſenträgern (der General war in Hemdärmeln) wurde immer breiter und breiter — jetzt nahm er ſchon die ganze Kibitka ein. Halten Sie! — Wo ſoll ich hin? — Excellenz, ich habe keinen Platz mehr — aber die Feder des Generals flog unaufhörlich kritzelnd über das Papier.

„Hm, hm!“ räuſperte ſich laut der General. „Excellenz!“ rief ich und ſprang vom Stuhle. „Ah ſo, richtig, Sie ſind noch da. Nun, das macht nichts. Sie haben noch vier Stunden zum Ausruhen, ehe Sie meinen Auf-

trag ausführen.“ — „Ich bin bereit, Excellenz“, wollte ich versichern. „Nein, nein, ruhen Sie nur vorher aus. Sie haben einen beschwerlichen und nicht ganz ungefährlichen Weg vor sich.“

Der General stand auf, ging zweimal in der Kibitka auf und ab und fuhr fort: „Hier diese Kouverte — es sind zwei — bringen Sie dem Oberst A. bei der Avant-Garde. Er ist uns, wie Sie wissen, einen Tagemarsch voraus, in einer Entfernung von — von — Gott weiß wie weit; kurz, Sie tragen Sorge, noch in der Nacht hinzukommen, ehe er von seinem Nachtlager aufbricht. Verstanden?“ — „Ich verstehe, Excellenz“, flüsterte ich, und wahrscheinlich klang aus meiner Stimme etwas heraus, das ihm auffiel, denn der General blickte mich einen Augenblick scharf an und setzte dann hinzu: „Die Dunkelheit der Nacht schützt Sie, die Sache ist nicht so gefährlich, wie sie auf den ersten Blick aussieht. Zudem haben Sie ja ein so herrliches Pferd. Ein Vollblutturkomane, nicht wahr?“ — „Ja, Excellenz; das heißt, er ist nicht sowohl Vollblut —“ „Beim vorjährigen Rennen hat er sich bedeutend ausgezeichnet, Sie haben den ersten Preis gewonnen?“ — „Ja, Excellenz, aber jetzt ist er auf dem linken Fuße nicht mehr ganz fest“, antwortete ich ein wenig im Molton. Der General schien jedoch diesem Umstande keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

„Sie reiten also — die Richtung ist Ihnen bekannt, und was den genauen Weg betrifft, so kann eine solche Abtheilung nicht durch die nackte Steppe ziehen, ohne deutliche Spuren zu hinterlassen. Führer haben Sie daher nicht nöthig, es sind ja überhaupt keine vorhanden.“ — „Aber für den Fall, daß —“, wollte ich einwenden, und kalter Schweiß brach mir aus beim bloßen Gedanken an diesen Fall. „Sie reiten mit Sonnenuntergang weg. Auf Wiedersehen! Glückliche Reise! Benachrichtigen Sie mich von der Stunde, von der Minute Ihres Abgangs.“

Schweigend empfing ich die beiden gewichtigen Kouverte, drehte sie in den Händen um, verbeugte mich und ging hinaus. Ich hatte noch keine zehn Schritte gethan, als ich hinter mir nochmals die Stimme des Generals vernahm, der laut und deutlich meinen Namen rief. Ich wandte mich um, der General sah aus der Kibitka und rief mich zurück. Die Schildwachen präsentirten und verharrten regungslos, die gefangenen Chiwiner blickten sich ängstlich um.

„Es ist durchaus nothwendig, daß diese Kouverte rechtzeitig in die Hand des Obersten A. gelangen. Und es versteht sich, daß Sie nichts im Dienst verlieren, wenn — Nun, Gott sei mit Ihnen!“ Der General klopfte mir auf die Schulter und verschwand wieder in der Kibitka.

Diesen letzteren Wink fand ich gleichfalls sehr verständlich, und ich muß

bekennen, der Ehrgeiz erſtickte einen Augenblick jenes Gefühl von — ich will nicht ſagen Furcht, aber doch von etwas ſehr verwandtem, das mich beſchlich, indem ich die guten und ſchlimmen Ausſichten meines bevorſtehenden Rittes erwog.

Als ich in mein Zelt zurückkam, erachtete ich es als meine nächſte Pflicht, mich niederzulegen, denn ich mußte mich durch den Schlaf für die ſchlafloſe Nacht ſtärken. Als meine Kameraden erfuhren, weshalb der General mich zu ſich gerufen hatte, ließen ſie mich in Ruhe und ſtörten mich weder durch Einladung zum Kartenſpiel, noch durch andere mehr oder minder verführeriſche Lockungen; und mein Nachbar, ein Artilleriſt, ſagte: „Weißt du was? Laß doch auf alle Fälle deine Uhr und deine Brieftaſche da. Weshalb ſie unnöthigerweiſe ausſetzen?“ Ich muß ihm jedoch einen fürchterlichen Blick zugeworfen haben, denn er zog ſich eilig zurück und murmelte: „Ich ſage es ja nicht aus habgieriger Abſicht. Es wäre nur ſchade, wenn ſo ſchöne Dinge dieſem ſchiefäugigen Geſindel in die Hände fielen.“ — „Aber woher weißt du denn ſo gewiß, daß ich gleich verloren ſein muß, und daß ich nicht glücklich durchkomme?“ ſchrie ich überlaut, drehte mich nach der Wand und ſteckte den Kopf ins Bettuch. —

Langſam ſank die purpurne, wie Eiſen glühende Sonne in den dichten Nebel, die blutrothe Scheibe ſchien von ungeheurem Umfang. Sie warf keine Strahlen, aber ſie goß über die ganze Steppe einen matten, röthlichen Schimmer, der auf den Steinen und Zeltdächern ſpielte und über die Spitzen der Piken, welche bei den Pferdepflöcken der Koſaken paliſſadenförmig im Boden ſteckten, und über die Bajonette der Infanterie-Gewehrpyramiden glitt. Die Kameele ſtießen ein dumpfes Gebrüll aus; ſie wurden jetzt in langen Reihen zur Tränke an die Brunnen geführt. Vorſichtig drängte ich mich an den Soldatenzelten vorbei und war bald an den letzten Wachtpoſten vorüber im Freien. Unſer Lager ließ ich hinter mir, und mit jedem Schritt meines Pferdes wurde das mannigfache Geräuſch leiſer.

Bald waren auch die letzten zitternden Laute verhallt. Aengſtliche Todtenſtille umgab mich, jene ſchreckliche, herzbeklemmende, abergläubiſches Grauſen weckende Stille der Wüſte. Eins, zwei — eins, zwei — eins, zwei — ſo hallten deutlich die flachen turkomaniſchen Hufeiſen meines Orlik. Daneben ſtampften die Gäule zweier uraliſchen Koſaken, die mir auf Gott weiß welche Inſpiration hin als nutzloſe Bedeckung mitgegeben worden waren. Mit gemiſchtem Gefühl betrachtete ich dieſe ſtämmigen, bärtigen Geſellen, welche nachläſſig gebückt in ihren hohen Sätteln ſaßen. Ich war froh über ihre Anweſenheit und war es auch wieder nicht. Einerſeits hatte ich jemand, mit dem ich in dieſer todten Steppe ein Wort reden konnte, andrerſeits beſchlich mich aber auch ein ſehr

unangenehmer Gedanke. Ich betrachtete mir die dickbeinigen, fettgemästeten Pferdchen, die zwar bei fortgesetztem gemäßigten Lauf unermüdlich, aber durchaus nicht flink auf kurzen Strecken sind. Wie, wenn wir auf eine Räuberbande stießen? Was meinem Turkomanen eine Kleinigkeit schien, daran war für sie gar nicht zu denken. Mir blieb in diesem Falle nur die Wahl, entweder mit diesen beiden Kosaken zu sterben oder sie ihrem Schicksale zu überlassen und mich allein zu retten. Die Dienstpflicht legte mir das letztere auf, die Ehre verlangte das erstere. Warum war ich aber auch nicht so klug gewesen, mir dieses nutzlose Geleit zu verbitten? So fragte ich mich ärgerlich im Stillen, und um meinen Verdruß ein wenig auszulassen, kitzelte ich meinen Orlik leicht mit dem Sporn in der Flanke.

Nur ein kleiner, von Finsterniß verschleierter Raum lag vor mir, denn der Horizont verschwamm bald, und alles zerfloß im Nebel. Kaum blinkte hoch oben ein einzelner Stern; ein seltsames, milchweißes, phosphoreszirendes Licht zitterte auf der steinigen Steppenfläche, die mit dürren Stechpflanzen besät war. Dieses Gewächs taugt nur zum Brennmaterial, denn es wird selbst von den nichts weniger als wählerischen Kameelen verschmäht, da auch diese nicht wagen, sich Lippen und Zunge daran zu zerstechen, die doch übrigens durch eine so feste Haut geschützt sind, daß sogar eine gewöhnliche englische Nadel daran abbrechen würde. „Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen, Ew. Wohlgeboren", sagte einer der Kosaken, indem er näher zu mir heranritt. „Nun?" — „Es wäre sehr gut, sehen Sie, wir sollten Filzstücke nehmen und unsern Pferden die Hufeisen damit umwickeln, das wäre von großem Werth." — „Und wozu das?" fragte ich, sah aber sogleich ein, daß ich eine Dummheit gesagt hatte. „Sehen Sie, jetzt ist es dunkel, folglich sieht man nichts, aber es ist still, deshalb hört man weit," setzte mir der Uralbewohner auseinander, indem er sich vermuthlich im Stillen wunderte, daß ich eine so einfache Sache nicht gleich begriff. „Wenn wir aber den Pferden Filz umwickeln, so gehen sie unhörbar wie Katzen." — „Recht!" stimmte ich bei, und wir machten alle drei Halt, um diesen Vorschlag auszuführen.

Mehr als eine halbe Stunde brauchten wir, bis wir uns wieder in Gang setzten, aber bald stellte sich heraus, daß wir die kostbare Nachtzeit nutzlos verloren hatten. Anfangs ging es vortrefflich; wir konnten selber den Tritt unsrer Pferde nicht vernehmen, die in ihren weichen Schuhen unhörbar dahinflogen. Aber es sollte nicht lange dauern. Wir hatten noch kaum drei Werst auf dem steinigen Boden zurückgelegt, als wir wieder das bekannte Klappern vernahmen, anfangs selten, dann immer häufiger. Die improvisirte Fußbekleidung unsrer Pferde hatte sich weit schneller abgenützt, als wir erwarteten.

Wir zuckten die Achseln, nahmen unsern Thieren die Filzüberbleibsel

vollends von den Füßen und ritten weiter, indem wir die Steppe ohne Umstände durch den regelmäßigen Aufſchlag von zwölf Hufeiſen erſchütterten. Brrr! Da flatterte hart vor der Naſe meines Pferdes ein Vogel vorbei. Orlik fuhr zuſammen, ſpitzte die Ohren und wich zurück.

„St! Herr Kapitän! Herr Kapitän!“ flüſterte eine ängſtliche Stimme hinter mir. Ich hatte ſchon ſelber rechts vom Wege etwas Verdächtiges bemerkt. Eine dunkle Maſſe von ungeheuerm Umfang und unbeſtimmten Umriſſen bewegte ſich uns entgegen, wenigſtens glaubte ich deutlich zu erkennen, daß ſie ſich bewege. Daneben erſchienen andre dunkle Flecken von geringerem Umfang. Röthliche Punkte tauchten in der Finſterniß auf, ein dumpfes tückiſches Brummen und Winſeln verrieth uns, was vorging. Es waren Wölfe, die ein gefallenes Kameel zerfleiſchten. Der Nebel vergrößerte die Dimenſionen beträchtlich, die kleinen Steppenwölfe ſchienen mindeſtens ſo groß wie Pferde, und das todte Kameel wie eine kirgiſiſche Kibitka.

„Ach, ihr ſeid es, Aasfreſſer!“ brummte der Koſak. „Ruhig, mein Falber, ſie dürfen dich nicht freſſen, wir brennen ihnen eins aufs Fell!“ So ſprach der Andere ſeinem Pferdchen zu. Mein Orlik wich ein wenig zurück und ging dann ſeitwärts vorüber, wobei er beſtändig nach rechts ſchielte. Die Wölfe ſtoben auf die Seite und verließen ihr Mahl auf kurze Zeit. „Wir ſind auf dem rechten Wege,“ bemerkte ich. „Dort liegt noch ein Aas. Hier iſt der Vortrab vorbeigezogen. Da ſind auch Spuren von Lafettenrädern, die ſich an den ſandigen, lockreren Stellen eingegraben haben.“ — „Wir verirren uns nicht,“ tröſtete der Koſak, „nur munter!“

Wieder ließ ſich in einiger Entfernung ein auffallendes Geräuſch vernehmen. Diesmal war es das Traben von einigen Dutzend Pferdehufen, das uns langſam entgegenkam. „Gott ſteh uns bei!“ flüſterte der eine Koſak und nahm die Büchſe von der Schulter. „Wir ſollten abſitzen“, rieth der Andere und machte gleichfalls ſein Gewehr los. Ueber der Schulter hing mir ein kurzer engliſcher Doppelläufer, der mit Jagdpatronen geladen war. Ich zog dieſe Ladung ſtets den Kugeln vor, da ſie bei weitem ſicherer iſt. Eiligſt ſpannte ich den Hahn, wandte das Pferd um und ſpähte in die Finſterniß hinaus.

Eine dunkle Gruppe, augenſcheinlich eine Reiterſchaar, näherte ſich uns vorſichtig. „Warte, ſchließe nicht,“ flüſterte der Koſak ſeinem Kameraden zu. — „Wer weiß, ſie könnten am Ende von den Unſern ſein. Sie ſind vielleicht gerade wie wir —“ „Chiwiner!“ flüſterte der Andere und legte an. Orlik reckte den Hals, ſchnaubte und wieherte laut. Wir ſind überfallen! dachte ich und bereitete mich zum Kampfe.

Nach allen Seiten flogen die vermeintlichen Reiter auseinander und verſchwanden mit großen Bocksſprüngen in der Dunkelheit. „Antilopen!“ rief der

Koſak. „Ach, hol ſie der Teufel! Bin ich erſchrocken!“ ſagte der Andere, welcher behauptet hatte, daß es Chiwiner ſeien.

Zwei Stunden lang ſetzten wir auf dieſen kleinen Schreck unſern Ritt ungeſtört fort und mußten nach meiner Berechnung über dreißig Werſt von unſerem Lager entfernt ſein. Mein Orlik ging Paß, jene eigenthümliche, vermiſchte Gangart, in welcher die Barantatſchen ihre Pferde gewöhnlich reiten. Der Paßgang ermüdet das Pferd nicht, iſt für den Reiter äußerſt angenehm und dabei doch ſo raſch, daß ein anderes Pferd, welches nicht an dieſe Gangart gewöhnt iſt, nur im Trab mit dem Paßgänger Schritt halten kann. Mein Turkomane war offenbar durchaus nicht ermüdet, er ſchüttelte munter ſeinen trockenen Kopf und klirrte dabei mit den Gehängen und Amuletten, die das Zaumwerk ſchmückten. Der leichte Morgenwind wehte angenehm unter die Falten meines Mantels und erfriſchte die drückend ſchwüle nächtliche Atmoſphäre. Selbſt die Koſakenpferde, die ſichtlich nicht im mindeſten ermattet waren, griffen muthiger aus und packten einander mit den Zähnen beim Widerriſt, ſobald nur einer der Koſaken die Zügel ein wenig nachließ. Alles ging trefflich und verſprach den beſten Erfolg unſres Rittes.

Aber was bedeutet dieſe Röthe? Das ſind doch nicht die Wachtfeuer des Bivouaks? Ein ſchmaler heller Streifen zieht ſich blaßroth über den Horizont. Nein, es iſt die Morgenröthe, der Tagesanbruch iſt nahe, bald wird die Sonne aufgehen und dies ſchützende Dunkel vertreiben, und von der Avant-Garde iſt noch nichts zu ſehen und zu hören. Wo ſteht ſie nur? — Wenn wir uns verirrt hätten! Aber nein, das kann nicht ſein, wir brauchen uns ja nur zu bücken, ſo haben wir zahlloſe Spuren von Fußvolk und Reiterei vor Augen; die breiten Fußſtapfen der Kameele, die Wagenfurchen, kurz alles, alles bezeugt, daß der Vortrab hier gezogen iſt, auf demſelben Wege, den jetzt unſre Pferde, mit Gerte und Sporen vorwärts getrieben, zurücklegen.

Die Ecken der beiden Kouverte, die ich in die Bruſt geſteckt hatte, waren mir die ganze Zeit über entſetzlich läſtig geweſen. Ich ſchob ſie bald rechts, bald links, ich lockerte den Gürtel, umſonſt — nach ein paar Minuten empfand ich ihre Stöße ſchon wieder. Daß ich nicht gleich darauf gekommen bin! dachte ich, indem ich raſch die lederne Satteltaſche aufſchnallte, die eigentlich für vorräthige Hufeiſen beſtimmt war, und die Papiere hineinſteckte. „So wirds freilich bequemer ſein,“ ſagte einer von den Koſaken, der mein Manöver bemerkt hatte, „da fallen ſie ihr Lebtag nicht heraus.“

Auf dem Hügel ſitzt der Adler,
In die Steppe blickt er ſcharf —

ſummte er vor ſich hin.

Und er blickt nach jener Seite —

ſtimmte ſein Kamerad ein.

Raſch brach der Tag vollends an. Ein leichter Wind ſetzte den Nebel in ſchwankende Bewegung und jagte ihn in dunſtigen Wellen davon. Der endloſe Horizont ſtieg allmählich vor uns auf. Leichte Luftſpiegelungen zeichneten ſich mit bläulichen Silhouetten auf dem goldglänzenden Hintergrunde ab. Die Sonnenſcheibe ſtieg leuchtend empor und Roſſe und Reiter warfen lange, endlos hinfliegende Schatten in die Steppe.

„Die ſind in einem Tage weit gekommen, der Teufel ſoll ſie holen!“ bemerkte der Koſak und unterbrach ſeinen Geſang. Der zornige Ausruf galt dem Vortrab, den wir durchaus nicht einholen konnten. Er war uns allerdings nur einen Tagemarſch voraus, aber was für einen! Solche Tagemärſche können nur turkeſtaniſche Soldaten zurücklegen, welche offenbar von ihren Kameelen Geduld, Kraft und Ausdauer gelernt haben. „Jetzt geht es ſchlimm — es iſt ſchon ſo“, flüſterten die Koſaken hinter mir. „Das ſind keine Antilopen wieder, Kamerad; zwanzig Mann ungefähr?“ — „Mehr!“ — „Gott ſteh uns bei! Ew. Wohlgeboren!“ — „Ich ſehe ſie wohl, Kamerad. Vielleicht ſchlagen wir uns durch“, ſagte ich ermuthigend, aber mir ſelbſt zog ſich das Herz krampfhaft zuſammen.

Eine lange Reihe rother Punkte kam von der Seite auf uns zu und durchkreuzte unſeren Weg. Mit dem Augenglas konnte ich die Farbe der Pferde und die Rüſtung der Reiter unterſcheiden — das waren „keine von den Unſern“.

Wenn ſich einer von den Dſchipeten gegen die Sonne kehrte, ſo ſah man den runden Metallſchild auf ſeinem Rücken funkeln. Die Turkomanen hatten uns offenbar nicht bemerkt. Es wäre dies auch ſchwierig geweſen, denn wir befanden uns in einer Vertiefung im Schatten, während ſie über die Rücken der angeſchwemmten Sandhügel ritten, welche von den ſchrägen Strahlen der Morgenſonne hell beleuchtet waren. Dieſe Vertiefung zog ſich noch eine ziemliche Strecke ſchräg in der Richtung unſres Weges hin. Wenn wir uns an ſie hielten, ſo brauchten wir nicht allzuweit von unſerem Wege abzubiegen, auch durften wir hoffen, auf dieſe Weiſe unſern Feinden einen Vorſprung abzugewinnen. Gelang es uns, den Punkt, wo unſer Weg ſich mit dem der Turkomanen kreuzte, vor dieſen zu erreichen, ſo war noch nicht alles verloren.

Ich ließ die Koſaken voraus, um mich nach ihrer Gangart zu richten. Die Söhne des Urals bückten ſich tief auf die Hälſe ihrer Pferde und trieben die Thiere durch Peitſchenhiebe in volle Karrière; ich folgte in gemäßigtem Galop und hielt immer ſcharf den Punkt im Auge, auf dem uns die Barantatſchen den Weg abſchneiden konnten. Fünfzehn Minuten waren wir ſo geritten. Da ging die Vertiefung zu Ende, wir waren im Freien.

Ein wilder Schrei und ein wolfartiges Gebrüll begrüßte unſer Erſcheinen. Die feindlichen Reiter ſetzten ihre Pferde in Galop und flogen uns nach wie Windhunde den Haſen. „Wir entkommen nicht!“ ſagte ein Koſak und blickte ängſtlich zurück. „Gott iſt barmherzig!“ flüſterte der Andere, übrigens in ganz hoffnungsloſem Tone. Ich ſah jetzt, um wieviel beſſer die Pferde der Verfolger rannten. Die Entfernung zwiſchen uns wurde immer kleiner. Jetzt ſind ſie hart an uns — ich höre ſchon das Schnauben der Pferde und haſtige, vom Rennen keuchende Stimmen. „Gib Achtung!“ — Ein befiedertes Rohr mit ſcharfer, bolzähnlicher Spitze ſchwirrte vorüber. Gleich darauf flog ein zweiter Pfeil an mir vorbei und bohrte ſich in den Sand, wo er abbrach. Wir flogen einen felſigen Abhang hinan. „Halt, Bruder, wir entkommen doch nicht!“ Mit dieſen Worten hielt der eine Koſak entſchloſſen ſein Pferd an und ſprang zur Erde.

Im nächſten Augenblick ſtanden ſchon beide Koſaken am Boden und hielten ihre Pferde frei an langem Tſchumbur. Ich blieb allein zu Pferd. Orlik gerieth in Hitze und drängte vorwärts. Das wilde Kriegsgeſchrei, das ſich uns näherte, regte ihn auf.

Als die Turkomanen unſer Manöver bemerkten, machten ſie gleichfalls Halt und umringten unſern Hügel. Sie kannten die Vorzüge unſrer Waffen zu gut, um ohne weiteres einen Angriff zu wagen, als ſie keine Flüchtigen mehr vor ſich ſahen, ſondern Männer, die ſich zu verzweifelter Gegenwehr rüſteten. Im Schritt ritten ſie um den Hügel, wobei ſie ſich jedoch in ehrerbietiger Entfernung hielten. Die Hände pfeifenartig an den Mund legend, riefen ſie uns die nach ihrer Meinung allerbeſchimpfendſten Scheltworte zu und drohten uns von weitem mit ihren langen, biegſamen Lanzen. Ich zählte zwanzig Pferde und achtzehn Reiter, denn zwei davon waren ſozuſagen doppelt beritten, d. h. ſie ſaßen auf einem Pferd und hielten das andere am Zügel. Allem Anſchein nach gehörten ſie den Banden Sadyks an.

Die Sonne ſtieg immer höher und höher, wir wurden allmählich durſtig. Die Hitze mußte uns und unſere Pferde weit mehr angreifen und quälen als die Bewegung. Der Zuſtand der Erwartung, in dem wir uns befanden, wurde nachgerade unerträglich.

„Ew. Wohlgeboren!“ rief mir ein Koſak zu. „Was?“ entgegnete ich, ohne mich nach ihm umzudrehen und ohne die Augen von einem hochgewachſenen jungen Burſchen abzuwenden, der ſich gerade vor der Mündung meines Doppelläufers auf einem mageren Schimmel tummelte. Wie gern hätte ich ihm eine Ladung an den Kopf gefeuert! Nur mit Mühe widerſtand ich der Verſuchung. „Sehen Sie den blauen Hügel dort? — er hat einen Rücken wie ein zweihöckeriges Kameel. Dort iſt ſie.“ — „Was? Wer iſt dort?“ — „Die Abthei-

lung. Ein kirgisischer Fuhrmann sagte es mir gestern. Bei den Quellen, sagte er, am Hügel mit dem gespaltenen Kamm. Dort ist dieser gespaltene Kamm."

Es war sehr wahrscheinlich, ja es konnte gar nicht anders sein, als daß die Abtheilung ganz nahe, höchstens acht Werst weit weg war. Eine solche Strecke konnte mein Orlik in einer halben Stunde, ja, in zwanzig Minuten zurücklegen. Wäre es nicht einen Versuch werth? So schoß es mir durch den Kopf. „Da dürfen wir nicht länger warten, vielleicht bekommen sie noch Verstärkung, dann könnte es uns übel gehen," sagte der erfahrene Uralbewohner. „Auf unseren Pferden entwischen wir auch nicht, aber Sie auf dem Ihrigen kommen vielleicht durch. Eilen Sie ins Lager, wir halten hier aus mit Gottes Hilfe, wenn Sie uns bald Beistand bringen."

Ich konnte nicht umhin, dem Vorschlag des Kosaken beizustimmen, denn es war der einzig denkbare Ausweg. Die Papiere mußten Morgens in den Händen des Obersten sein — dies war durchaus nothwendig —, und so blieb mir keine andere Wahl, als die Kosaken zurückzulassen und meine ganze Hoffnung auf Orliks Schnelligkeit zu setzen. Ich stieg ab, rückte den Sattel zurecht, rieb meinem Pferde die Nüstern mit einem in Branntwein getränkten Tuch und stieg wieder auf.

Die Turkomanen mußten diese Vorbereitungen verstanden haben, denn sie geriethen in Bewegung und zogen sich auf dem Punkte zusammen, auf dem sie meinen Ausfall erwarteten. Die Kosaken koppelten unterdessen ihre Pferde an drei Füßen, legten sie auf den Boden, stellten sich dann mit dem Rücken gegen einander und bereiteten sich zum Ausharren vor.

„Nun, Orlik, greif' aus!" rief ich laut. „Gott steh euch bei!" wandte ich mich einen Augenblick zu den Kosaken zurück und ließ dem Pferde die Zügel. Orlik machte einen Sprung wie ein wilder Bock, legte die Ohren zurück und griff aus. Plötzlich schlug etwas an seine Kruppe, er sank ein, es schien mir, als stolpre er auf dem Hinterfuß, aber er streckte sich und flog weiter. Die Schüsse, die ich aus nächster Nähe auf die knochigen, unförmlichen Fratzengesichter abfeuerte, bahnten mir den Weg. Eine scharfe turkomanische Lanzenspitze streifte mich an der Seite und zerriß mir das Hemd. „Greif aus, Orlik, greif aus!" flüsterte ich meinem Renner ins Ohr. Da ich das Geheul der Verfolger hinter mir vernahm, drehte ich mich mehrmals um. Da kam es mir vor, als ob mich etwas Scharfes in den Rücken steche — doch so oft ich mich umwandte, bemerkte ich mit Freuden, daß der Abstand zwischen mir und den Turkomanen immer größer wurde. Aber jetzt ließ mein Orlik nach, ich fühlte, daß seine Sprünge schwerfälliger wurden, daß der scharfe Wind, der mir entgegenwehte, allmählich gelinder ward, und ich hörte das entsetzliche Gebrüll wieder lauter hinter mir.

Wenn nur das Pferd aushält, wenn es nur nicht ermüdet! Aber nein, das konnte ja nicht sein, ich kannte mein edles Thier viel zu gut. Aber was bedeutete das? Meine Hand war ja voll Blut. Ich hatte die Kruppe meines Pferdes gestreichelt, und dabei färbte sich meine Hand, sogar mein Aermel wurde naß. Armer Orlik, nicht aus Ermüdung ließ er nach, ihn schwächte der Blutverlust. Verwundet war er all' die Zeit gerannt, und rothe Blutflecken bezeichneten seine Spuren in dem heißen Sande. Aber jetzt fehlt ja nicht mehr viel — dort zeichnen sich schon deutlich die Kameelshöcker ab. Helle Punkte tauchen vor mir auf — es waren gewiß unsre Weißkittel.

Plötzlich blieb Orlik stehen, er knickte zusammen und wankte. Ich riß den Revolver heraus und sprang zu Boden, aber in demselben Augenblicke wurde ich von nachstürmenden Pferden niedergetreten. Ich verlor die Besinnung. Ein dumpfer Schlag auf den Scheitel — Geröchel — ein widerlicher Gestank und ein scharfer, stechender Schmerz in der Seite — das ist alles, was mir von jenem Augenblick im Gedächtniß geblieben.

(Schluß folgt.)

Die akademische Kunstausstellung in Berlin.

2.

Die Historienmalerei hat sich nun einmal das Szepter, welches sie länger als fünfzig Jahre in den Händen gehabt, entwinden lassen. Das ist eine Thatsache, welche nicht blos durch die akademische Kunstausstellung in Berlin, sondern, was schwerer ins Gewicht fällt, auch durch die internationale Kunstausstellung in München erhärtet wird. Sie gilt nicht blos für Deutschland, sondern auch für alle übrigen Länder, welche eine eigenthümliche Kunst besitzen, Frankreich mit inbegriffen. Denn was in Frankreich unter grande peinture verstanden wird, einem Begriffe, der sich ungefähr mit dem unserer Historienmalerei deckt, ist im Großen und Ganzen eine Verirrung in kolossalem Maßstabe, ein plumpes Komödienspiel, welches keinen tiefer blickenden zu blenden vermag. Daß eine Historienmalerei, wie sie in Frankreich und neuerdings unter französischem Einflusse auch in Deutschland gepflegt wird, allmählich abstirbt, ist kein Unglück. Vielleicht war die ganze sogenannte historische Malerei, die von der Romantik ins Leben gerufen wurde, ein aesthetischer Irrthum, dem gerade durch dieselbe Romantik und ihre nächsten Folgen eine bündige Widerlegung beschieden

iſt. Nur im Schatten der Mythe, der Legende und der Anekdote, nicht im ſcharfen Lichte kritiſcher Forſchung kann die hiſtoriſche Malerei ihr Daſein friſten. Und die Romantik war es gerade, welche, indem ſie mit der einen Hand den Künſtlern eine neue Welt eröffnete, mit der andern die Leuchte dem forſchenden Geiſte hielt, welcher den dichten Sagennebel durchdrang und damit begann, dem der Kunſt neu gewonnenen Gebiete ſeine romantiſchen Reize zu nehmen. Die Begeiſterung für das Mittelalter und die Antike war ohnehin eine künſtliche, von der die weiteren Kreiſe des Volkes niemals berührt wurden. Und allmählich verſchwand dieſe Begeiſterung auch unter den Künſtlern ſelbſt, die nur noch hiſtoriſche Stoffe wählten, weil ihnen die durch ſie bedingte, koſtümliche Folie der Geſtalten die erwünſchte Gelegenheit zur Entfaltung koloriſtiſchen Glanzes bot. Heute iſt unſere große Hiſtorienmalerei wenig mehr als Koſtüm- und Theatermalerei. Tiefere Wirkungen, die durch das Auge in die Seele dringen, vermag der Künſtler nur durch die Wahl von Stoffen zu erreichen, welche unſerem Herzen nahe liegen. Die Ideale der klaſſiſchen Epochen haben ſich ausgelebt. Wozu ſich hartnäckig dieſer Einſicht verſchließen und unſere Zeit der Produktions-Unfähigkeit, unſere Künſtler des Mangels an idealem Streben beſchuldigen?

Ein weites, fruchtbares Gebiet, welches der Kunſt der klaſſiſchen Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts ganz verſchloſſen war, hat die des neunzehnten, nach dem Vorbilde der Niederländer, mit Erfolgen kultivirt, welche nur von blinden und befangenen Vergötterern der Klaſſizität geleugnet werden können: die Landſchafts- und die Genre-, insbeſondere die Sittenmalerei. Indem die letztere in vergangene Zeiten zurückgreift und „in alte Gewänder neu athmende Leiber“ ſchafft, die ſich ohne die hohle Wichtigthuerei von Haupt- und Staatsakteuren dem Beſchauer präſentiren, ſchafft ſie uns zugleich einen Erſatz für die Hiſtorienmalerei, welche heute nur noch eine tiefere Erregung hervorzurufen vermag, wenn ſie ſich auf die Verherrlichung patriotiſcher, alſo nur für einen engeren Kreis von Volksgenoſſen verſtändlicher und ſympathiſcher Ereigniſſe beſchränkt.

Die Franzoſen und die Deutſchen haben dieſen Erſatz auch in der Kriegsmalerei gefunden, welche hüben wie drüben gleich herrliche Früchte gezeitigt hat. Während aber die Franzoſen ſich aus leicht erklärlichen Gründen auf die Darſtellung von Epiſoden beſchränkten, in welchen ſich die perſönliche Tapferkeit des Einzelnen entfalten konnte, lieferten einige deutſche Maler, beſonders der Münchener Adam und der Düſſeldorfer Hünten, den Beweis, daß die moderne Schlacht in ihren mannigfaltigen, räumlich von einander entfernten Momenten ſich keineswegs der künſtleriſchen Bewältigung entzieht. Seinem berühmten Reiterangriff von St. Floing (Sedan) hat Adam inzwiſchen ein vollkommen ebenbürtiges, maleriſch höchſt wirkſames Meiſterwerk an die Seite

gestellt: das 1. baierische Armeekorps bei der Einnahme von Orleans, welches zu den wenigen Bildern der internationalen Kunstausstellung in München gehört, an denen man eine ungetheilte Freude empfindet. Wenn die gegenwärtige akademische Kunstausstellung in Berlin an Kriegsbildern ärmer ist als die früheren — die beiden bedeutendsten, Bleibtreus Kaiser Wilhelm vor Paris und Freybergs Moment aus der Schlacht bei Le Mans, haben wir schon erwähnt —, so trägt das Geschrei der hauptstädtischen demokratischen Presse, welche die „Schlachtenmaler" grundsätzlich verhöhnt, glücklicherweise keine Schuld daran. Mehrere unsrer ersten Militärmaler sind gegenwärtig mit großen Aufgaben beschäftigt, welche ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen.

Die Zahl der Genremaler, welche dem abgegrasten Felde der Kalenderbilder den Rücken kehren und mit resoluter Hand in das Leben unserer Zeit hineingreifen, wird glücklicherweise immer größer. Der Düsseldorfer Bokelmann hat die hohen Erwartungen, die man nach seinen beiden Bildern von 1877 und 1878 „Zusammenbruch einer Volksbank" und „Wanderlager zur Winterszeit" auf die weitere Entwickelung seines Talents zu setzen berechtigt war, in hohem Grade erfüllt. Die „Testamentseröffnung," ein Gemälde mit einer Fülle ungemein scharf charakterisirter und lebendig gezeichneter Figuren, welche alle Typen Erbschaftsbeflissener, vom intriganten Erbschleicher bis zur armen verschüchterten Waise, repräsentiren, interessirt ebensosehr stofflich durch die novellistische Pointirung der ihrer Katastrophe entgegenschreitenden Handlung wie durch die Noblesse des kühlen, auf einen silbernen Gesammtton gestimmten Kolorits. Mit wunderbarer Schärfe sind alle Stoffe durch die malerische Behandlung charakterisirt; aber die letztere ist so wenig Hauptzweck des Bildes, daß man sie erst zu bewundern anfängt, wenn man die physiognomische Vertiefung der ausdrucksvollen Köpfe hinlänglich gewürdigt hat. Aus der drückenden Schwüle egoistischer Interessen, die in Bokelmann einen ernsten Sittenschilderer gefunden haben, führt uns Wilhelm Hasemann in Weimar in sonntägliche Festesstimmung eines Thüringer Dorfes. Vor einer alten Kirche wird unter lebhaftester, begeistertster Theilnahme der Dorfbewohner eine Friedenseiche gepflanzt. Der greise Pfarrer ruft eben den Segen des Himmels auf das Gedeihen des jungen Stammes herab, und andächtig lauscht die Gemeinde den Worten ihres Seelenhirten. Hasemann ist kein glänzender Kolorist, nicht einmal ein Maler im eigentlichen Sinne, der durch koloristische Effekte das Interesse des Beschauers an der einfachen, alltäglichen Szene zu erhöhen wüßte. Auf eine gewisse Entfernung sieht man auf seinem Bilde ein unruhiges Gewirr von gelben, rothen und braunen Flecken, die sich nimmer zu einer leidlichen Harmonie verstehen wollen. Seine Stärke liegt in der mannigfaltigen Charakteristik der Figuren, welche als das Resultat fleißigen Naturstudiums erscheint.

Der ſtramme Reſerviſt mit dem eiſernen Kreuz, der die junge Eiche in der Grube aufrecht erhält, der lange Poſaunenbläſer hinter ihm, die weißgekleideten Mädchen, die gebückten Invaliden aus den Freiheitskriegen, die Ariſtokratie des Dorfes, welche die Folie der ganzen Feierlichkeit bildet — wie fein beobachtet, wie ſicher wiedergegeben und wie ſcharf individualiſirt ſind dieſe zahlreichen Figuren, die ein leiſer Hauch naiven Humors belebt!

Dieſer Humor, die herzerquickendſte Seite des deutſchen Volksgeiſtes, bleibt am Ende doch auch die ſchätzbarſte Eigenſchaft unſerer Genremaler. Sie verſöhnt ſelbſt mit einer ſo befangenen, in engen Grenzen ſich bewegenden Technik, wie derjenigen Meyer's von Bremen, eines in Berlin anſäſſigen Vertreters der älteren Düſſeldorfer Richtung, der ſeit nahezu einem Menſchenalter humoriſtiſche Bildchen aus der Kinderwelt malt und auch auf der gegenwärtigen Ausſtellung mit drei Proben ſeines beſcheidenen, liebenswürdigen Talentes vertreten iſt. Nach einer novelliſtiſchen Pointe ſtrebt auch der in franzöſiſcher Schule gebildete Wilhelm Amberg, der ſeine leicht humoriſtiſch gefärbten Stoffe ebenſo gern aus dem Leben ſeiner Zeit wie aus der Rokokoperiode und der Wertherzeit herausgreift. Der junge blonde Mann im Reithabit, der beim Vorüberritt im Förſtersgarten vorgeſprochen hat und, da der Faden des Geſprächs einen Riß erlitten zu haben ſcheint, verlegen auf die Erde blickt, hat ohne Zweifel ſein Herz an eine der hübſchen Förſterstöchter verloren, die in der ſonnigen Laube ſitzen, eine Thatſache, welche der über ihre Brille forſchend hinwegblickenden Mutter eben erſt aufzugehen ſcheint. Die „Rechtfertigung", das zweite Bild, wird ſicherlich nicht ohne Erfolg bleiben, da das ſchmucke Dirnchen, welches neben ihrem erzürnten Liebhaber im Dreiſpitz einhertrippelt, neben ſeiner eifrigen Beredtſamkeit noch die viel wirkſameren Waffen ihrer Reize ins Gefecht führt. Die „junge Wittwe" endlich, die ihr Kind zur Frühlingszeit in einem Gehölz ſpazieren führt, iſt ein ergreifendes Stimmungsbild, welches bereits in der deutſchen Abtheilung der Pariſer Weltausſtellung ein lebhaftes Intereſſe erregt hat. Ambergs Technik iſt in ihrer feinen, geiſtreichen, duftigen Manier, welche jeden lärmenden Effekt vermeidet, ein vollkommen adäquates Ausdrucksmittel für ſeine gefühlvollen und gemüthsreichen Stoffe. Einen ſtärkeren tragiſchen Ton ſchlägt Otto Kirberg in Düſſeldorf an, erſichtlich ein Schüler Rudolf Jordans, der zum erſten Male mit einem größeren Bilde auf einer Berliner Ausſtellung erſchienen iſt und zugleich einen durchſchlagenden Erfolg erzielt hat. Sein Bild behandelt in dreizehn halblebensgroßen Figuren eine tragiſche Epiſode aus dem Leben der normanniſchen Fiſcher, welches ſein Lehrmeiſter Jordan zuerſt für die Kunſt entdeckt hat. In die ſaubere, von einem gewiſſen Wohlſtande zeugende Behauſung haben mehrere Fiſcher die Leiche eines jüngeren Genoſſen gebracht, der ſeinem gefährlichen Berufe zum Opfer gefallen

ist. Der Todte liegt lang auf dem Erdboden ausgestreckt an der Wand, und über ihn beugt sich sein junges Weib, dessen Antlitz der Maler in weiser Beherzigung der tiefsinnigen Regeln Lessings verhüllt hat, während das Angesicht des alten Vaters des Ertrunkenen, der an der entgegengesetzten Seite des Zimmers völlig gebrochen an einem Tische sitzt, nur im Profil sichtbar ist. In den Mienen der übrigen Anwesenden spiegelt sich dann eine weitere Skala von Gefühlen, von inniger, herzlicher Theilnahme der engeren Freunde bis zur erschreckten Neugierde der herbeieilenden Nachbarn. Zu der herzbeklemmenden, düstern Grundstimmung der ergreifenden Szene bildet das durch die Thür einfallende Sonnenlicht, welches die bunt bemalten Wände des Zimmers, die Geräthe und die farbigen Trachten grell streift, einen eigenthümlichen Kontrast. Für Jordans erlahmende Kraft, dem die Initiative von der Kunstgeschichte nie vergessen werden wird, tritt hier ein reicher Ersatz ins Feld, ein junges Talent von ungewöhnlicher Begabung, welches zugleich über glänzendere koloristische Mittel verfügt als der Altmeister, dessen Bilder in der Färbung allgemach etwas stumpf und flau geworden sind. Ein Bild von seiner Hand: „Nach durchwachter Nacht", eine Fischersfrau, die am Bette ihres Kindes sitzend in banger Erwartung durch das geöffnete Fenster aufs Meer blickt, fesselt durch die melancholische Stimmung, durch die ängstliche Spannung des Moments.

Max Michael, einer der Maler, die nach erfolgter Reorganisation an die Kunstakademie berufen wurden, behandelt Szenen aus dem Familienleben ungleich äußerlicher. Ihn ergreift der Stoff nicht unmittelbar, sondern derselbe ist ihm nur Mittel zum Zweck, gleichsam das Gerüst zur Entfaltung koloristischer Experimente, die sich gewöhnlich innerhalb einer düsteren Farbenreihe bewegen. In einer ärmlichen Hütte sitzt ein Elternpaar an der Wiege des Kindes, welches von der Mutter aufrecht erhalten dem Vater die Arme entgegenstreckt. Im Hintergrunde sieht man am Herde einen schlummernden Knecht sitzen. Dieser einfache Vorgang wird mit einem feierlichen Ernst, einer Wichtigkeit vorgetragen, als ob es sich um eine Szene aus der Passion handle. Ein schwerer, düstrer Ton, der für die französischen Naturalisten, besonders für Courbet charakteristisch ist, lastet auf dem Ganzen und dämpft die Lokaltöne durch graue Schatten. Statt des idealen Hauches, den das Familienglück auch über die ärmlichste Hütte verbreitet, erfüllt ein poesieloser Realismus den kahlen Raum. Die Köpfe entbehren einer tieferen Charakteristik, und damit sich ja nicht im Auge die Regungen der Seele verrathen, hat der Maler die Augen der drei Hauptfiguren durch unbestimmte, verschleierte Töne angedeutet, denen jede plastische Form fehlt. Es ist bedauerlich, daß ein so hervorragendes koloristisches Talent, welches sich übrigens in einem flott und effektvoll behandelten „Stillleben" von einer erfreulicheren Seite zeigt, sich auf die trostlosen Irrwege des Pseudo-Realis-

mus begeben hat, der am Ende auch dem letzten Reſte echter Kunſt den Garaus machen muß, und noch bedauerlicher, daß ein Künſtler, der dieſer Richtung, durch glänzende Mittel unterſtützt, huldigt, einen Einfluß auf die heranwachſende Künſtlergeneration gewinnt.

Bis zu welchen Exzeſſen dieſer poeſieloſe, allem idealen Streben abgekehrte Naturalismus gelangen kann, beweiſen die Bilder eines nicht unbegabten Berliner Malers Julius Jacob, der ſich auf den nüchternen Standpunkt des Photographen ſtellt und die Gegenſtände im Raume neben und hinter einander placirt, wie ſie ſein gänzlich ungebildetes Auge durch die Brille des Häßlichen ſieht. Er ſchneidet ſich ein Stück aus dem Marktgewimmel des Berliner Dönhofsplatzes heraus und kopirt mit derbem, borſtigem Pinſel Figur für Figur, Haus für Haus, Schild für Schild ohne Sinn für bildmäßige Wirkung und für Farbenharmonie. Je greller, je brutaler, deſto beſter, iſt die Parole dieſer Farbenkleckſer, die um jeden Preis Aufſehen erregen wollen. In eine ungleich vornehmere Sphäre führt uns in dieſem Jahre der belgiſche Naturaliſt Alexander Struys, der ſeit einigen Jahren an der Kunſtſchule zu Weimar wirkt. Eine junge blaſſe Maid, eine überlebensgroße Figur im Koſtüm der deutſchen Renaiſſance, ſitzt in einem hohen Lehnſtuhle am Fenſter, durch deſſen Scheiben das volle Sonnenlicht auf die halb gebrochene Geſtalt fällt. Die thränenmüden Augen ſtarren aus dem bleichen, ſeifenfarbenen, von bläulichen Schatten umſpielten Antlitz ins Leere. „Vergeſſen!“ ſo belehrt uns der Katalog in lakoniſcher Hieroglyphe über den Gegenſtand des Bildes. Iſt es ein Gretchen, welches unſelige Gedanken im Kopfe bildet, oder, weniger tragiſch, nur eine arme Waiſe, die auf einen Augenblick der Schwere des auf ihr laſtenden Geſchicks erliegt? Durch eine ſolche Räthſelſprache wird unzweifelhaft das Intereſſe des Publikums an der ſentimentalen, mit Thränen getränkten Leinwand erhöht. Dem tiefer blickenden enthüllt ſich dagegen die Ideenloſigkeit der modernen Realiſten, deren ganzer Verſtand oft nur im Pinſel ſitzt, in ihrer vollſten Blöße. Wenn man den Deckmantel des pikanten Geheimniſſes lüftet, ſieht man nichts als das Farbenſpiel einer nüancenreichen Palette.

Es iſt ein ſeltſames Verhängniß der deutſchen Kunſt, daß den meiſten Malern, welche über einen gewiſſen Gedankenreichthum verfügen, die techniſchen Mittel ihrer Kunſt ſo wenig geläufig ſind, daß ſie ihre Gedanken nur unvollkommen zum Ausdruck zu bringen vermögen. Wie ſinnig, wie poetiſch hat Guſtav Spangenberg die dämoniſche Macht des Irrlichts in der Geſtalt einer Nixe ſymboliſirt, welche in langem weißen, in einen Nebelſtreif ſich verlierenden Gewande über dem trügeriſchen Moraſte ſchwebt, während ein Jüngling, dem leuchtenden Sterne auf ihrem ſchönen Haupte folgend, bei jedem Schritte immer tiefer einſinkt, ſich immer tiefer in das Röhricht verwickelt! Aber wie

prosaisch trocken ist die Farbe, wie unbeholfen und hart in den Umrissen die Zeichnung, wie wenig plastisch und korrekt die Modellirung! Dieser Mangel an sicherer Beherrschung der Form macht sich auch auf einem Gemälde mit riesigen Figuren bemerkbar, welches unbegreiflicher Weise die Nationalgalerie erworben hat, der „Entführung der Helena“ von R. v. Deutsch. „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ so fragt man billig, wenn man sich diesen unvollkommenen Versuch eines wenig begabten Künstlers unter den Perlen der vornehmsten Sammlung deutscher Kunst denken soll. Ungefügige Gliedermassen, deren organischer Zusammenhang lebhaften Bedenken begegnet, eine geringe Befähigung für eine interessante koloristische Behandlung, die doch in letzter Linie eintreten muß, um einer großen Fläche den Schein des Lebens zu verleihen, welcher den Figuren selbst mangelt, eine Formensprache, welche nirgends über die akademische Schablone hinausgeht — das sind Mängel, die durch die immerhin noch relative Schönheit der Helena und durch die reizvolle Beleuchtung ihres Kopfes nicht aufgewogen werden. Der Fonds der Nationalgalerie ist doch am Ende nicht dazu da, um aufstrebende Künstler zu weiteren Versuchen zu ermuthigen.

Ist Berlin reicher an selbständigen, individuellen, scharf ausgeprägten Künstlerpersönlichkeiten, so steht in München dagegen das malerische Handwerk auf einem ungleich höheren Durchschnittsniveau. Zerbrechen sich die Münchener Künstler auch nicht erst lange den Kopf, bevor sie an die Staffelei treten, so produziren sie auf der anderen Seite auch nicht so dilettantenhafte Stümpereien, wie sie leider in Menge aus Berliner Ateliers hervorgehen. Indem die Jury der internationalen Kunstausstellung in München ihren Freunden und Schleppenträgern die Thore sperrangelweit öffnete, fluthete die Mittelmäßigkeit in breitem Strome hinein und schuf so der Münchener Malerei eine ziemlich verschwommene, charakterlose Physiognomie. Ein Theil dieser Mittelwaare hätte der Berliner Ausstellung, die doch einen ganz anderen, fast an den des Kunstmarktes heranstreifenden Charakter hat als die Münchener, zu gute kommen können. Wie die internationale Ausstellung durch die mangelhafte Vertretung der Italiener, Engländer, Spanier, Russen und insbesondere der Berliner Künstler — es haben sich nur etwa 50 betheiligt — ein sehr unvollkommenes, ja noch mehr ein falsches Bild von dem internationalen Kunstschaffen der Gegenwart entrollt, so zeigt die Berliner Ausstellung durch das Ausbleiben der Münchener eine merkliche Lücke. Unter den 24 Künstlern der Isarstadt, welche für Berlin etwas übrig gehabt haben, ist kein Name ersten Ranges vertreten. Nur Sterne zweiter und dritter Größe versenden ein spärliches Licht: der Orientmaler Berninger, der zu einer breiten, etwas dekorativen Behandlung neigt, Hermann Kaulbach mit zwei Grisaillen aus dem „Barbier von Sevilla“ und „Fidelio“ für photographische Ausbeutung durch den Kunsthandel, Heinrich Lang mit einigen

lebendig gezeichneten Gefechtsmomenten aus dem deutsch-französischen Kriege, Christian Mali (zwei Landschaften vom Chiem- und Starnbergersee). Die süddeutsche Beweglichkeit, den spezifisch Münchener Humor vertritt unter ihnen nur ein einziger, Heinrich Schaumann, mit einem ziemlich umfangreichen Genrebilde, welches einen „schwäbischen Hahnentanz" mit zahlreichen Figuren in Kostümen der Zopfzeit darstellt. Mit keckem Humor ist das lustige Gewirr der sich in wilden Sprüngen emporschwenkenden Dirnen und Burschen geschildert, mit großem Fleiß ist alles Kostümliche behandelt, und eine gesunde, kräftige, nirgends ins Bunte gehende Färbung verleiht dem Ganzen trotz seines unruhigen Lebens Haltung und Harmonie.

Wenn wir unter den Genremalern noch eine flüchtige Nachlese halten wollen, so wären zwei venetianische Bilder von Carl Becker, in seiner bekannten flotten Manier hingeworfen, vier geistreich gezeichnete und harmonisch gefärbte dekorative Malereien von Norbert Schrödl in Berlin, welche das Thema „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" variiren, und eine drollige Gebirgsszene von Hans Dahl, eine Sennerin auf der Alp, die vor einem Maler davon läuft, zwei humoristische Rokokobilder und ein durch höchst subtile Pinselführung und feine Beleuchtung sich auszeichnendes Jeterieur von Fritz Werner und eine junge Dame im Kostüm des 17. Jahrhunderts, ein Kabinetsstück à la Terburg und Netscher von Ernst Anders in Düsseldorf zu erwähnen.

Noch bedeutendere Trümpfe haben die Landschaftsmaler ausgespielt, an ihrer Spitze das große Brüderpaar in Düsseldorf, Andreas und Oswald Achenbach, welche in der Darstellung menschlichen Lebens und Webens den Kommentar zu der geheimnißvollen Sprache des Naturganzen gefunden haben. Oswald Achenbachs Blick von Santa Lucia in Neapel auf den Golf und den Vesuv bei der doppelten Beleuchtung des Mondes und der Flambeaux an dem menschenbelebten Quai ist ein Wunderwerk poesievollster Lichteffekte. Zu dem bewegten Treiben des phantastisch gekleideten Volks und der eleganten Touristen, die sich um einen Improvisator schaaren, bildet die schweigende Majestät der mondbeglänzten Meeresfläche und der in düstrer Hoheit thronende Berg einen wirksamen Kontrast. Mit welcher Meisterschaft hat der große Realist der Farbe, der doch im Grunde ein begeisterter Romantiker ist, den Kampf des silbernen Mondlichts mit der gelbrothen Gluth der Fackeln dargestellt! Und wie souverän beherrscht derselbe Künstler auf einem zweiten Bilde von nicht geringerer Wirkung, „Villa bei Rom", alle Effekte des Sonnenlichts, welches durch die hohen Bäume des Parks dringt, die Figuren mit einem Gespinnste goldener Fäden umwebt und am Ende die Mauern der Landhäuser in breite Fluthen von Purpur taucht. Andreas hat wieder in zwei grandiosen Marinen, deren Motive aus Ostende und von der holländischen Küste entlehnt sind, den

Kampf der Menschen mit dem tobenden Elemente geschildert. Wie Oswald der Meister elegisch-romantischer Stimmung ist, liebt Andreas den dramatischen Effekt, der sich vor den Augen des Beschauers zu einer gewaltsamen Katastrophe zuspitzt.

Den Reigen der Berliner Marinemaler führt nach wie vor Hermann Eschke, der sich in diesem Jahre auf zwei Marinen, Ostende von Swinemünde und Leuchtthurm auf der Klippe an einer schottischen Küste, zu ungewöhnlichen Effekten verstiegen hat: dort der mächtig an das Gemäuer anschlagende, hoch aufbrausende Gischt der Brandung, hier der Lichtkontrast zwischen dem Mondschein und der Laterne des Leuchtthurms, der phantastisch aus dem Sieden und Kochen der Wogen emporsteigt. Sein Schüler Ernst Koerner, der farbengewandte Orientmaler, der dem gefährlichen Beispiele Eduard Hildebrandts folgt und der Darstellung der Naturphänomene nachjagt, zeigt uns die Memnonkolosse bei Sonnenaufgang in einer Beleuchtung, die jeder, der sie nicht selbst mit erlebt hat, für eine Münchhauseniade zu halten geneigt ist, ebenso wie den Sonnenuntergang bei Siut in Oberaegypten, den er durch dicke Schichten jenes Karmins wiederzugeben versucht hat, von welchem Hildebrandt so unglaubliche Mengen verschwendet hat. Der „Palmenhain zu Luxor“ und das Meer „vor dem Hafen zu Alexandria“, welches letztere an Hildebrandts berühmtes „blaues Wunder“ erinnert, schildern die Natur in ihrem normalen Zustande und lassen dennoch einen ungleich harmonischeren und wohlthuenderen Eindruck zurück als jene auf gewaltsamen Effekt hinausgespielten Bravourstücke.

Otto v. Kamecke in Berlin und C. Ludwig in Stuttgart, denen sich mit steigendem Erfolge Josef Jansen in Düsseldorf anreiht, sind unsere ersten Gebirgsmaler: der erstere ein Virtuose der Farbe, der den erhabenen Reiz der Hochgebirgsthäler und der Bergesriesen durch eine stimmungsvolle Beleuchtung erhöht, der andere ein Meister in der Zeichnung und in der Beherrschung und Belebung der todten Felsmassen. Ludwig sucht gern die hohe Einsamkeit des Hochgebirges auf, in die sich nur selten ein menschlicher Fuß hinauswagt; die grandiose Szenerie eines tief in den Felsen eingebuchteten Sees vom St. Gotthard mit hoch in die Wolken ragenden Gletschern im Hintergrunde wird nur von einigen Gemsen belebt, deren winziges Maß uns die erhabene Größe der schweigenden Natur um so deutlicher empfinden läßt. Eugen Bracht in Karlsruhe, Paul Flickel, Bennewitz v. Loesen und Carl Scherres in Berlin bezeichnen ebensoviele Spezialitäten, in denen ein jeder fast unerreicht dasteht. Bracht hat durch eine Reihe von Gemälden, die sich namentlich durch eine meisterhafte Charakteristik der Terrainbildung auszeichneten, den Beweis geliefert, daß selbst der verrufenste Fleck deutscher Erde, die Lüneburger Haide, dem liebevollen und aufmerksamen Beobachter eine reiche malerische Ausbeute

liefern kann. Die warme gelbe Farbe des Sandes und das röthlich violette Kraut weiß er mit einem gewöhnlich melancholiſch geſtimmten Himmel zu einer das Gemüth tief ergreifenden Harmonie zuſammenzuſtimmen. Mit der Landſchaft ſteht gewöhnlich eine bedeutſame Staffage in geiſtigem Zuſammenhange. Paul Flickel, der aus der Düſſeldorfer Schule gekommen iſt, ſchwelgt mit Vorliebe in dem warmen Sonnenbade des italieniſchen Himmels, welches er mit vollen Händen über eine üppige Vegetation ergießt. Den denkbar ſchärfſten Kontraſt zu dieſem begeiſterten Lichtfreunde bildet Carl Scherres, der nur ſelten die Sonne auf ſeinen tieftraurig geſtimmten, melancholiſch gefärbten Bildern ſcheinen läßt. Er iſt der anerkannte Meiſter der Regenſtimmung, mit dem kein anderer es innerhalb dieſer ſeiner eigenſten Domäne aufzunehmen wagt. Steht ſein „Lichtblick nach dem Gewitter“ auch nicht auf gleicher Höhe mit ſeiner berühmten „Ueberſchwemmung in Oſtpreußen“, ſo zeigt der Reflex des grauen Himmels auf der Oberfläche des leicht bewegten Waſſers doch dieſelbe unvergleichliche Virtuoſität maleriſcher Behandlung, während zwei kleine märkiſche Landſchaften „Trüber Tag“ und „Klarer Abend“ dem Beſchauer intime Reize enthüllen, welche an Claude Lorrain erinnern. Mit letzterem iſt auch Bennewitz v. Loeſen in der Stimmung verwandt, der die Motive zu ſeinen Frühlings- und Herbſtlandſchaften ebenfalls der mit Unrecht ſo arg verketzerten Mark abgewinnt.

Auch Lutteroth in Hamburg, Flamm in Düſſeldorf, Schampheleer in Brüſſel, Hertel und Pape in Berlin ſind mit ausgezeichneten Landſchaften vertreten. Den Uebergang von den Landſchaftern zu den Thiermalern bildet Chriſtian Kröner in Düſſeldorf, der ſeine ſtimmungsvollen, durch fein abgetönte Luftperſpektiven feſſelnden Landſchaftsbilder gewöhnlich mit Hoch- und Schwarzwild belebt, deſſen lebendige und charakteriſtiſche Darſtellung auf ein eingehendes und tiefes Studium der Thierwelt zurückweiſt. Eine „Szene bei einem eingeſtellten Jagen auf Wildſauen“ — ein Hirſch ſetzt mit mächtigem Sprunge über ein Rudel Sauen und das Drahtgitter des Geheges hinweg — iſt von höchſter Lebendigkeit und Wahrheit in der Erfaſſung des erregten Momentes. Paul Meyerheim hat mit ſeinem virtuos gemalten Kuhſtall ſchon im erſten Artikel Erwähnung gefunden. Brendel, der Schafmaler, und Steffeck, der Raffael des Sports, ſind die tüchtigen Alten geblieben. Unter den Architekturmalern ſteht Chriſtian Wilberg mit einem Interieur aus der Markuskirche in Venedig obenan, obwohl auch Carl Graeb und Adolf Seel mit Werken erſter Qualität vertreten ſind. Wilberg beherrſcht die Farbe und das Licht mit größerer Virtuoſität als die letzteren beiden, die ihre Kraft beſonders auf liebevolle Ausführung des architektoniſchen Details richten. Hermann Krabbes in Karlsruhe, einer unſerer bedeutendſten Aquarelliſten, reiht ſich

den drei genannten als Architekturmaler (Campo SS. Giovanni e Paolo in Venedig) würdig an.

Das Stillleben, die Blumen- und die Früchtemalerei werden, besonders seit der Invasion der malenden Damen, förmlich mit Dampfkraft kultivirt. Seit Heimerdinger in Hamburg auf den geistreichen Gedanken gekommen ist, das Publikum durch täuschend gemalte Kistendeckel mit darauf genagelten Rebhühnern zu vexiren, ist eine wahre Kistendeckelmanie ausgebrochen. Ich habe in der gegenwärtigen Ausstellung nicht weniger als zehn solcher Kunststückchen gezählt, die als Kuriositäten sich dem Bereiche der Kunstkritik entziehen. In Berlin ist wohl René Grönland derjenige, der diese Spezialität mit dem größten malerischen Geschick, dem besten Geschmack und dem meisten Erfolge pflegt.

Die monumentale Plastik ist durch einen Gypsabguß von Donndorfs Corneliusstatue für Düsseldorf und von den beiden zu diesem Denkmal gehörigen Figuren der Poesie und Religion vertreten. Donndorf ist kein Künstler von schwungvoller Phantasie, sondern ein nüchterner Realist, dessen Individualität sich für das Porträt ohne Zweifel besser eignet als für die Idealfigur. Die Gestalt des großen Malers, der, wie von schöpferischer Begeisterung erfüllt, gen Himmel blickt, ist ihm deshalb auch besser gelungen als die weiblichen Personifikationen, die von einer gewissen Trockenheit in der Auffassung nicht freizusprechen sind. Indessen wird man gegen die meisten übrigen Vertreter des Realismus, welche auf der Kunstausstellung erschienen sind, denselben Vorwurf erheben müssen. Wer sich von der akademischen Schablone fern zu halten sucht und nach Charakter strebt, fällt leicht einem prosaischen Zuge anheim, der durch die hauptsächliche Beschäftigung unserer Bildhauer mit der Porträtplastik noch verstärkt wird, vorausgesetzt, daß er nicht über einen so reichen poetischen Fonds gebietet wie Reinhold Begas. Seine Personifikation des „Reichthums" haben wir schon erwähnt. Künstlerisch höher steht jedoch seine Büste des Grafen Moltke oder vielmehr nur der Kopf desselben, der kurz unter dem Halse abgeschnitten auf einen Büstenfuß gesetzt ist, ein wahres Wunderwerk der Physiognomik. Obwohl der Künstler, seinen naturalistischen Prinzipien folgend, jede Falte, jede Runzel, jede Ader nachgebildet, ja sogar die Perrücke als solche mit geradezu stupender Meisterschaft charakterisirt hat, hat er über der Imitation dieser scheinbar so kleinlichen Einzelheiten den geistigen Inhalt des Kopfes nicht vergessen, hat er die Herrschaft über den Gesichtscharakter, der eine Summe von geistigen Eigenthümlichkeiten zu präzisem Ausdruck zu bringen hat, nicht verloren. In seiner minutiösen Ausführung und in seiner scharfen Erfassung des Geistigen darf sich dieses Werk des modernen Künstlers mit den besten Porträtschöpfungen der großen Meister der italie-

niſchen Frührenaiſſance, mit Deſiderio da Settignano, Benedetto und Giuliano da Majano, Mino da Fieſole u. a. kühnlich meſſen.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Aus und über Amerika.

Während des Jahres 1878 wurden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 2994 engliſche Meilen neuer Eiſenbahnen vollendet, ſodaß am 31. Dezember des genannten Jahres die Geſammtlänge aller Eiſenbahnen in der Union 81841 Meilen betrug. Im Jahre 1830 wurden in Summa 23 Meilen befahren! Auch in dieſem Jahre iſt die Bauthätigkeit auf dem Gebiete des Eiſenbahnweſens eine ſehr rege und wird ſich, allem Anſcheine nach, in der nächſten Zukunft noch ſteigern. Die Stockung darin ſeit dem großen Krach von 1873 bezeichnete auch jenſeit des atlantiſchen Ozeans das Ende einer großen Aufſchwungsperiode, und das Wiedererwachen einer neuen großartigen Bewegung im Eiſenbahnbau iſt das untrügliche Signal eines erneuten Aufſchwunges. Hoffentlich wird dieſe Bewegung, deren Ziel die Ausführung eines Bahnnetzes von doppelt ſo großer Ausdehnung wie das jetzige iſt, wenn anders es der Größe des Landes entſprechen ſoll, mit mehr Behutſamkeit, Vorſicht und Solidität vorwärts gehen als in den Zeiten der letzten Kriſis. Die gemachten Erfahrungen wenigſtens ſollten dazu ermahnen.

Seit 1873, alſo ſeit fünf Jahren, wurden in den Vereinigten Staaten im Ganzen 11563 Meilen Eiſenbahnen gebaut, während ſich die Bevölkerung in demſelben Zeitraume, vorzugsweiſe in den weſtlichen Gebieten der Union, um etwa 7 Millionen Köpfe vermehrte. In den öſtlichen Staaten wird die Bevölkerung ziemlich dieſelbe geblieben ſein, wenn ſie ſich nicht ſogar vermindert hat. Darüber wird erſt der aus verſchiedenen Gründen mit Spannung erwartete Cenſus des Landes, welcher im Jahre 1880 aufgenommen werden wird, vollſtändige Aufklärung verſchaffen. Die ſtets wachſende Vermehrung der Agrikulturprodukte des Weſtens und deren ebenſo rieſiger Abſatz nach Europa garantiren eine längere Dauer des neuen Geſchäftsaufſchwunges; in Verbindung damit ſieht auch der Eiſenbahnbau eine lange Zeit der Proſperität vor ſich. Die ſogenannte „Neuvertheilung der Arbeit“, die Ueberſiedelung von vielen Tauſenden von Arbeitern aus den Oſt- und Mittelſtaaten der Union nach dem fernen Weſten hat dieſen Umſchwung hervorgebracht. Sehr wahrſcheinlich wird binnen Jahresfriſt eine zweite Hauptbahn über den nordamerikaniſchen Kontinent, die Süd-Pacificbahn, vollendet ſein, und die Nord-Pacificbahn wird die Rocky Mountains (Felſengebirge) erreicht haben, um der Welt

die in Masse gefundenen Edelmetalle und dem Ackerbau neue fruchtbare Landstriche zu öffnen.

Die Roh-Einnahmen aller Eisenbahnen der Vereinigten Staaten beliefen sich im Jahre 1878 auf 490 1/10 Millionen Dollars gegen 472 9/10 Millionen im Jahre 1877, eine Zunahme von 17 2/10 Millionen oder 3 1/2 Prozent im Jahre. Diese Zunahme fand nur im Frachtgeschäft statt, während die Einnahmen durch Personen-Passage gegen 1877 etwas herabgingen. Die Frachtsätze waren billiger, und dennoch hinsichtlich des Ertrages um 17761523 Dollars d. h. um 4 7/10 Prozent höher als im Jahre 1877. Diese Zunahme finden wir hauptsächlich in den westlichen Staaten, während die Fracht-Einnahme in den Neuengland-Staaten um 2 1/5 Millionen Doll. oder um 9 9/10 Prozent gegen 1877 abnahm. In den Mittelstaaten fand eine Zunahme von 2818420 Dollars oder 2 2/5 Prozent statt; in den Südstaaten eine solche von 1717002 oder 5 4/5 Prozent; und in den Pacificstaaten eine von 2531145 Dollars oder mehr als 4 3/5 Prozent gegen 1877. Die westlichen Staaten aber hatten eine Zunahme von 12078318 Dollars oder um 8 1/10 Prozent.

Die Zunahme der Eisenbahnen seit 1869 erhellt aus folgender Tabelle:

Staaten und Territorien.	Meilenzahl. 1878.	Meilenzahl. 1869.	Zunahme.
6 Neuengland-Staaten	5873	4293	1580
6 Mittelstaaten	15454	10425	5029
10 Südstaaten	14026	10362	3664
19 Weststaaten und Territorien . . .	43190	20600	22590
6 Pacificstaaten und Territorien . . .	3298	1164	2134
Zusammen:	81841	46844	34997

Die Brutto- oder Roh-Einnahmen auf je eine Meile Bahn in der ganzen Union betrugen durchschnittlich 6200 Dollars, während zur Zeit der größten Thätigkeit im Jahre 1873 auf jede Meile eine Einnahme von 7890 Dollars gekommen war, d. h. 20 Prozent mehr als im letzten Jahre. Da aber die Ausgaben auch geringer waren, so ist die Netto-Abnahme viel geringer und beträgt höchstens 14 Prozent. Der Profit von je 100000 Dollars Anlage-Kapital betrug 4857 Dollars im Jahre 1873; 1874 etwas mehr als 4490 Dollars, 1875 nur 4201 Dollars, 1876 blos 4172 Dollars, 1877 endlich 3472 Dollars. Die letztere Summe war der niedrigste Profit; derselbe stieg 1878 wieder auf 4094 Dollars oder 4 1/10 Prozent gegen 3 3/4 Prozent im Jahre 1877.

Die vorstehenden ebenso interessanten wie zuverlässigen Angaben sind dem kürzlich erschienenen Handbuche des Herrn Poor über die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten (Poor's Railroad Manual for 1879) entlehnt, einer werthvollen Schrift, die ein reiches Material über das Eisenbahnwesen der nordamerikanischen Union enthält. —

Gleichfalls auf Grund offizieller Quellen berichtete kürzlich die „New-Yorker Staatszeitung“ über die Beſiedelung öffentlicher Ländereien unter dem Heimſtättegeſetz in den Vereinigten Staaten. Wir erſehen daraus, daß in dem Jahre, welches mit dem 30. Juni 1879 abſchloß, 6 000 000 Acres Land aufgenommen und beſiedelt wurden. Es iſt das ein Areal ſo groß wie der Staat New-Hampſhire und bedeutend größer als der Staat New-Jerſey. Aus den Büchern des zum Miniſterium des Innern gehörigen Landamtes (land-office) in Waſhington City ergibt ſich, daß in den letzten zehn Jahren auf jeden Anſiedler unter dem Heimſtättegeſetze durchſchnittlich 120 Acres Land kommen. Wenn wir dies zum Maßſtabe für die letztjährige Anſiedelung nehmen, ſo folgt daraus die erfreuliche Thatſache, daß 50 000 Familien oder mindeſtens 150 000 Perſonen auf den öffentlichen Ländereien der Vereinigten Staaten Heimſtätten gefunden haben. Alle dieſe Anſiedler haben die beſte Ausſicht, ſelbſtändige Farmer zu werden. Nach einigen Jahren harter Arbeit wird ihnen der jungfräuliche Boden ſo viel Schätze liefern, daß ſie ſich einer ſorgenfreien Exiſtenz erfreuen können. Es iſt anzunehmen, daß die Beſiedelung von öffentlichen Ländereien noch eine Reihe von Jahren im nämlichen Verhältniß fortſchreiten wird. An fruchtbarem Lande iſt ſicherlich kein Mangel, und die Auswanderung von den überfüllten Fabrikſtädten der älteren Unionsſtaaten, namentlich des Oſtens, nach den ausgedehnten Ländereien des Weſtens iſt, wie gemeldet wird, in vollem Gange und dürfte bei der Zunahme der Eiſenbahnverbindungen nur wachſen.

Nach den offiziellen Angaben des Landamts-Kommiſſärs ſind von der Zeit an, wo das Heimſtättegeſetz in Kraft trat, bis zum 20. Juni 1878, alſo in einer Periode von ſechzehn Jahren, unter dieſem Geſetze nicht weniger als 384 848 neue Anſiedelungen gegründet worden. Rechnet man für jede Anſiedelung durchſchnittlich 120 Acres, ſo erhält man ein Areal von 46 181 760 Acres. Dieſes ungeheuere Landgebiet würde fünfzehn Staaten von der Größe des Staates Connecticut ausmachen. Es iſt um nahezu drei Millionen Acres größer als die ſämmtlichen Neuengland-Staaten. Die Mehrzahl dieſer Heimſtätten befindet ſich in den Staaten Kanſas, Minneſota, Nebraska und im Territorium Dakota. Beachtenswerth iſt die koloſſale Zunahme derſelben im letztverfloſſenen Jahre. Während im Jahre 1877 nicht viel über zwei Millionen Acres aufgenommen wurden, laſſen die Eintragungen vom Jahre 1878 erſehen, daß mindeſtens ſechs Millionen Acres beſiedelt wurden. Der Kommiſſar des Landamtes erblickt darin nicht mit Unrecht ein Zeichen der erneuten Proſperität und des Fortſchreitens der Kultur.

Man ſollte meinen, daß in den Jahren der Geſchäftsſtagnation der Zudrang zu den öffentlichen Ländereien am größten war. Dies iſt jedoch nicht

der Fall gewesen. In den Jahren der Krisis lag die Besiedelung neuer Ländereien gerade so darnieder wie alle anderen Unternehmungen. Erst mit der Wiederbelebung des Handels und der Industrie nahm auch die Gründung neuer Heimstätten einen bedeutenden Aufschwung. Es erklärt sich dies wohl daraus, daß auch auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit Unternehmungsgeist und Vertrauen in die allgemeine Finanz- und Geschäftslage des Landes nöthig sind. Wer da glaubt, daß die Ansiedler im fernen Westen Amerikas sich vorzugsweise aus der Armenbevölkerung der größeren Fabrikstädte rekrutiren, befindet sich in einem starken Irrthum. Zwar sind, mit Hilfe von Kapitalisten, manche armen Leute unter dem Heimstättegesetz Ansiedler geworden; die Mehrzahl der Heimstättegründer waren jedoch Leute, die schon vorher zu arbeiten und zu sparen wußten.

Das Heimstättengesetz hat sich für das Volk der Vereinigten Staaten als ein wahrer Segen erwiesen. Indem es eine angemessene Vertheilung des Grundbesitzes mit Ausschluß wüster Landspekulation herbeiführt, bildet es die Grundlage für die Entwickelung eines unabhängigen Bauernstandes. Es hat namentlich die heilsame Tendenz, dem Landmonopol entgegenzuwirken, indem es die Besitznahme großer Länderstrecken seitens weniger Individuen möglichst verhütet. —

Es ist oft die Rede davon gewesen, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einen seiner Stellung würdigen Wohnsitz zu schaffen, und der unter der Administration des Präsidenten U. S. Grant herrschende Spekulationsgeist hätte diese wohlberechtigte Idee fast zur Ausführung kommen lassen. Von Jahr zu Jahr wächst aber die Nothwendigkeit, in dieser Beziehung eine Aenderung zu treffen, und schließlich wird sich die Bundesgesetzgebung in Washington City entschließen müssen, die Sache ernstlich zu betreiben, wenn anders diese Stadt die Haupt- und Residenzstadt der Union bleiben soll. Die Gründe für eine solche Aenderung sind sehr mannigfache. Einmal ist die Gegend, in welcher das „Weiße Haus", die bekannte Amtswohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, liegt, entschieden ungesund. Der ganze dortige Stadttheil, das sogenannte Westend, ist allerdings noch immer mit der beste Theil von Washington City, aber nur für solche Familien zum Wohnen eingerichtet, die während des Sommers ihre Häuser zuschließen und in die Bäder gehen oder eine Vergnügungsreise, sei es auch über den Ozean, unternehmen können. Das „Weiße Haus" liegt aber in mancher Hinsicht noch ungesunder als die weiter westlich gelegenen Häuser. Das sumpfige Tiefland des Potomacflusses erstreckt sich fast bis zu dem verhältnißmäßig kleinen Garten südlich vom „Weißen Hause"; und wenn auch die Fernsicht von der Veranda eine köstliche ist und den Potomac und die Hügelketten der Nachbarstaaten Maryland und Virginien

umfaßt, ſo wird der die Nähe durchſtreifende Blick doch durch die wenig kultivirten, ſchmutzigen Strecken zwiſchen dem „Weißen Hauſe“ und dem unvollendeten Schaft des Waſhington-Monumentes ebenſo beleidigt, wie die Geruchsorgane von den üblen und ungeſunden Gerüchen, welche den naheliegenden ſumpfigen Kidwell's bottoms entſtrömen, unangenehm berührt werden. Es iſt bemerkenswerth, daß im „Weißen Hauſe“ bisher wenig Todesfälle ſtattgefunden haben; aber wenn die Thränen, welche Kidwell's bottoms und die Potomac-Niederungen den Hinterbliebenen ihrer Opfer ausgepreßt haben, als Dollars gezählt werden könnten, ſo würde die damit gewonnene Summe die liberalſte Geldbewilligung, welche der Kongreß für die permanente Abhilfe dieſem Tod und Krankheit ausathmenden Uebelſtande machen könnte, um ein vielfaches überſteigen.

Ein weiterer Uebelſtand des „Weißen Hauſes“ als Wohnung des Präſidenten beſteht darin, daß es gar keinen Komfort bietet und den Anſprüchen, welche die Gegenwart an ein anſtändiges Wohnhaus ſtellt, in keiner Weiſe entſpricht. Des Präſidenten Familie bewohnt den weſtlichen Theil des Gebäudes. Die Geſchäftszimmer befinden ſich im obern Stockwerk des ſüdöſtlichen Theils, während in den unteren öſtlichen und ſüdlichen Sektionen die Räumlichkeiten liegen, welche für den Empfang und die Bewirthung der Gäſte beſtimmt ſind. Dieſe Räumlichkeiten haben in echt amerikaniſcher Weiſe höchſt bezeichnende, aber unſchuldige Namen, wie Blue-,Green-, Red- und East-Room. Wenn irgend ein feierlicher Empfang oder ein Staatsdiner im „Weißen Hauſe“ ſtattfindet, ſo kann Jeder, den ſeine Geſchäfte den Tag vorher oder am Tage der Feſtlichkeit ſelbſt dorthin führen, zuſehen, welche Vorbereitungen dafür getroffen werden; und die Familie des Präſidenten, ſowie alle Perſonen, welche in nicht offizieller Weiſe den Bewohnern des „Weißen Hauſes“ einen Beſuch abſtatten, müſſen denſelben Ein- und Ausgang benutzen wie die „ſouveränen“ amerikaniſchen Bürger, gleichviel ob ſie kommen, um Stellen und Aemter zu erjagen, Bericht zu erſtatten, Neuigkeiten zu erhaſchen oder dem Haupte der Republik ihre Aufwartung zu machen. Das mögen „demokratiſche Eigenthümlichkeiten“ ſein, aber der erſte Beamte des Staates und deſſen Familienmitglieder büßen dabei das ein, was auch der beſcheidenſte Bürger der Vereinigten Staaten hoch anſchlägt und nicht gern verliert — die Vorzüge und Annehmlichkeiten einer eigenen Wohnung, eines Private Home.

Trotz alledem will man nichts davon wiſſen, daß das „Weiße Haus“ abgetragen, umgebaut oder durch ein anderes erſetzt werde. Es ſoll bleiben, „ein Denkmal alter Zeiten“, ſich auszeichnend durch ſeine Einfachheit, und ein Wahrzeichen alter, einfacher und vielleicht auch beſſerer republikaniſcher Sitten. Mit ſeinen zahlreichen hiſtoriſchen Erinnerungen iſt es allerdings mehr geworden

als ein bloßes Gebäude, welches abgerissen und ersetzt werden kann, sobald die Geldfrage gelöst ist. Das „Weiße Haus“ sollte deshalb das sogenannte Executive Mansion bleiben, wo alle öffentlichen Geschäfte erledigt werden.

Indessen ist noch ein weiterer Umstand zu berücksichtigen, der eine Aenderung erheischt. Wie in allen anderen Regierungs-Departements, so sind nämlich auch im amtlichen Verkehr des Präsidenten die Geschäfte im Laufe der Zeit gewachsen. Mit jedem neuen Präsidenten war die Anstellung neuer Sekretäre, Clerks und anderer Beamten eine Nothwendigkeit. Außerdem ist eine große Anzahl der Bürger der Vereinigten Staaten der Ansicht, daß irgend ein Brief, welcher ein Regierungs-Departement betrifft, durch die Hände des Präsidenten gehen muß. Tausende glauben, daß die persönliche Befürwortung irgend eines Gesuches, eines Anspruches u. s. w. durch den Präsidenten selbstverständlich sei, sobald ein amerikanischer Bürger darum nachsucht, und daß der Erfolg dann sicher sei. Jeder Brief, jede Eingabe, jede kleine Notiz beansprucht aber Zeit und Mühe, um gelesen und begutachtet zu werden; und die Clerks des „Weißen Hauses“ müssen oft Tag und Nacht arbeiten, um die Zuschriften und Anfragen zu erledigen, welche täglich beim Präsidenten einlaufen.

So geschah es denn, daß unter Grant's Präsidentschaft zwei Plätze für eine Privatresidenz des Präsidenten in Vorschlag gebracht wurden. Der eine dieser Plätze liegt direkt nördlich vom „Weißen Hause“ auf einer Anhöhe, dem Meridian Hill, der andere befindet sich am Ende der 14. Straße. Weiter gedieh jedoch die Angelegenheit nicht, und seit jener Zeit ruht sie ganz, obschon durch Anregung derselben Gutes und Nothwendiges erreicht werden könnte. Der jetzige Kongreß würde keinenfalls das zu einem Neubau nöthige Geld bewilligen, und der jedesmalige Präsident scheut sich, die Frage anzuregen, so groß auch die mit dem Wohnen im „Weißen Hause“ verbundenen Unannehmlichkeiten sein mögen. Die Herren Kongreßmitglieder müssen in erster Linie ihren Konstituenten gerecht zu werden suchen, sonst werden sie nicht wiedergewählt, und wenn sie es durchsetzen, einige hunderttausend Dollars für ein neues Postgebäude in ihrem Distrikte zu erlangen, so haben sie Großes geleistet; in Washington City aber gibt es keine Wähler zu gewinnen. So kann Niemand voraussagen, wann ein neues Präsidentschaftsgebäude, welches des zweiten Jahrhunderts der großen transatlantischen Republik würdig wäre, errichtet werden wird. Bleibt aber Washington City noch länger die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und wird diese nicht, wie es schon einmal hieß, nach St. Louis im Staate Missouri oder nach einer andern Stadt der Union verlegt, so wird unbedingt einmal eine neue Präsidentenwohnung gebaut werden müssen, auch wenn die gesundheitsschädlichen Bedenken gegen das „Weiße Haus“ durch passende Vorkehrungen gehoben werden könnten.

Dresden. R. D.

Politiſche Briefe.

20. Der Bruch mit Rußland.

Es war auch ein Tag in der zweiten Hälfte des September, als Herr v. Bismarck, damals königlicher Botſchafter in Paris, in Berlin eintraf und alsbald zum Staatsminiſter ernannt wurde, vorläufig zum Staatsminiſter ohne beſtimmten Dienſtzweig, da ein Miniſterpräſident exiſtirte, deſſen erbetene Entlaſſung noch nicht genehmigt war. Erſt im Oktober 1862 erfolgte die Ernennung des Staatsminiſters v. Bismarck zum Miniſterpräſidenten und Miniſter des Auswärtigen. Damals ging eine Ahnung durch die deutſche Welt, der neue Miniſterpräſident werde die deutſche Frage, welche man auch die preußiſch-öſterreichiſche hätte nennen können, zur Löſung bringen. Die damaligen konſervativen Freunde und ehemaligen Parteigenoſſen des Miniſterpräſidenten ſpotteten über ſolche Annahmen. Ein Jahr ſpäter ſtarb Friedrich VII. von Dänemark; Preußen und Oeſterreich reichten ſich die Hand. Wieder ein Jahr ſpäter bereitete ſich die Löſung der preußiſch-öſterreichiſchen Frage ſchon unmittelbar vor. Noch ein Jahr ſpäter zogen am 21. September die aus dem böhmiſchen Kriege zurückkehrenden Sieger in Berlin ein. Dreizehn Jahre ſpäter wurde der deutſche Reichskanzler, Fürſt Bismarck, in Wien als Freund empfangen, wie man noch kaum einen fremden Gaſt dort geehrt. Man ſcheut ſich, die ſtumme Sprache dieſer Daten, deren Beredtſamkeit nicht zu übertreffen iſt, in Worte zu übertragen.

Heute alſo kehrt Fürſt Bismarck von Wien zurück, nachdem er ein Freundſchaftsband der beiden mitteleuropäiſchen Großſtaaten geſchlungen, von deſſen ungewöhnlicher Dauer und Segenskraft nicht die beiden betheiligten Nationen allein, ſondern ſo ziemlich die ganze Welt überzeugt iſt, nur daß man an einigen Orten nicht das Wort Segen zu Dauer hinzufügt, ſondern ein gegentheiliges. Die künftige Geſchichtſchreibung des 19. Jahrhunderts wird bei dem letzten Viertel deſſelben die zwei Fragen zu beantworten haben: Wie wurde die deutſch-ruſſiſche Allianz aufgelöſt? Wie wurde die deutſch-öſterreichiſche Allianz geflochten? Die deutſch-ruſſiſche Allianz gehört der Vergangenheit an. Es iſt nicht im mindeſten zu befürchten, daß aus den alten Verbündeten ſofort Gegner auf dem Kampfplatze der Diplomatie, geſchweige denn auf dem Schlachtfelde werden. Aber die Zeit iſt vorbei, wo man bei jeder europäiſchen Frage Petersburg und Berlin Seite an Seite ſah. Dieſe Aenderung nach den Tagen von Wien jemandem verbergen zu wollen, wäre zwecklos, heute ſchon die Geſchichte derſelben ſchreiben zu wollen,

wäre vergeblich. Immerhin läßt ſich zuſammenſtellen, was vor allen Augen liegt, die ſehen können.

Die ruſſiſch-preußiſche Allianz, die mit den Zeiten Katharinas und Friedrichs beginnt, hat, obgleich ſie, was in der Geſchichte ohne Beiſpiel iſt, über ein Jahrhundert ſich erhalten hat, nie eine eigentliche Sympathie der Völker und Staatsmänner, aber allerdings zeitweiſe eine ſolche der Monarchen zum Stützpunkte gehabt. Dieſe Allianz glich recht eigentlich einer Vernunftehe, in welcher der eine Theil auf den andern herabſieht, der andere beſtändig den Zwang des Verhältniſſes fühlt. Rußland zog aus der preußiſchen Freundſchaft den ungeheuern Vortheil, jeder Ablenkung ſeiner Kraft nach der Weſtgrenze überhoben zu ſein. So konnte es nach Norden, Oſten, Süden und ſelbſt nach Weſten ſich gewaltig ausdehnen, weil es nirgends auf ſtarke Gegner ſtieß, und weil Preußen die einzigen Gegner abwehrte, die für Rußland hätten gefährlich werden können. Aber man war für dieſen gewaltigen Dienſt ſehr mäßig dankbar in Rußland. Man ſchätzte die Deutſchen gering und fürchtete ſie zugleich. Von Preußen insbeſondere redete man ſich ein, daß dieſer arme kleine Staat nur exiſtire, ſo lange Rußland ſeine mächtigen Flügel über ihn breite. So war die Stimmung der öffentlichen Meinung und der Staatsmänner. Man fand es völlig überflüſſig, ſich in Unkoſten zu ſtecken, um dem preußiſchen Staate außer dem allgemeinen Wohlwollen Rußlands, welches letzterem nichts koſtete, noch in irgend einem Falle beſondere Dienſte zu leiſten. Man fand es durchaus in der Ordnung, daß Rußland dem Handel der preußiſchen Oſtprovinzen mehr und mehr die Lebensader unterband. Zwiſchen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. beſtand eine aufrichtige perſönliche Sympathie, welche aber über die natürlichen Gebote der Staatsklugheit hinaus die Politik der beiden Regierungen kaum beeinflußt hat. Nikolaus I. war am Hofe zu Berlin ein häufiger und hochgeehrter Gaſt; als ihn aber der Schwiegervater einmal an die Handelsverträge erinnerte, antwortete der Kaiſer, man ſolle nicht ſagen, daß er ein beſſerer Schwiegerſohn als Kaiſer geweſen. Zwiſchen Alexander II. und Wilhelm I. hat ſich die Sympathie erneuert, welche des Einen Oheim mit des Andern Vater verband. Man kann wiederum ſagen, daß die Politik der Regierungen dadurch über die natürlichen Gebote der Staatsklugheit hinaus nicht beeinflußt worden iſt. Trotz des Dankes, den Wilhelm I. nach den Präliminarien von Verſailles an ſeinen kaiſerlichen Freund dafür richtete, daß dieſer die Theilnahme anderer Mächte am Kriege verhindert, trotz dieſes Dankes wird die Geſchichtſchreibung feſtzuſtellen haben, daß die Erklärung, Rußland werde ein etwaiges Eingreifen Oeſterreichs gegen Preußen nicht gleichgiltig anſehen, zwar in Berlin ſehr willkommen ſein mußte, aber den Lauf der Dinge nicht beeinflußt hat. Die damaligen Kriegsgelüſte in Wien ſind durch Andraſſy und die Ungarn, unterſtützt von einem gewichtigen Theile der deutſchen Liberalen, weit entſcheidender in

Zaum gehalten worden als durch die ruſſiſche Erklärung, die mehr als eine Deutung offen ließ und keineswegs jede Verſtändigung auch bei einem kriegeriſchen Vorgehen Oeſterreichs ausſchloß. Außerdem aber hatte Rußland von einem ſiegreichen Bündniß Frankreichs mit Oeſterreich und Italien, zu welchem England wohl bald in ein freundliches Verhältniß getreten wäre, die Erneuerung der Gegnerſchaft des Krimkriegs in einer weit gefährlicheren Geſtalt zu befürchten. Nach der Beendigung des deutſch-franzöſiſchen Krieges aber wurde Fürſt Gortſchakoff nicht müde zu erklären, das dringendſte Bedürfniß Europas — er hätte ſagen ſollen: Rußlands — ſei une France sage et forte. Als 1875 der Klerikalismus den Verſuch machte, die Allianz, welche 1870 die ſchnellen Siege der preußiſchen Waffen nicht zur Wirkſamkeit gelangen ließen, noch einmal ins Leben zu rufen, da ließ Fürſt Gortſchakoff zwar nach Paris eine Warnung gegen unzeitiges Vorgehen gelangen — die damals wiederum geplante Kombination konnte ja nie die Rußland erwünſchte ſein —, aber er präſentirte ſich zugleich Europa als der Friedensretter und insbeſondere als der Beſchützer Frankreichs, welcher den preußiſchen Tiger mit ſtärkerer Hand an den Tatzen gefaßt und in den Käfig geſchleudert. Eine unvergleichliche — Poſe, der ruſſiſche Kanzler heißt mit Recht un grand poseur. Er rechnete auch in dieſer Poſe auf die Zuverläſſigkeit der deutſchen Nachbarſchaft, aus Vertrauen auf die Geſinnung des Kaiſers Wilhelm, weit mehr aber noch in dem ſtolzen Gedanken, daß Deutſchland nur unter dem ruſſiſchen Flügel ſicher ſein könne. Bald nahm er die Verwirklichung des Hauptplans ſeines Lebens in Angriff, die Zerſtörung des Pariſer Friedens von 1856 in allen übrigen Theilen. Die Aufhebung eines wichtigen Theiles, die der ſogenannten Neutraliſirung des Schwarzen Meeres, hatte er ſchon 1870 erlangt. Fürſt Gortſchakoff zeigte der Welt an, daß er nicht verlöſchen werde wie eine Oellampe, ſondern den Horizont verlaſſen wie ein flammendes Geſtirn. Wiederum eine unvergleichliche — Poſe. Sie hätte trotz ihrer Kühnheit Leben und Wahrheit gewinnen können, wenn die ruſſiſchen Waffen die Balkanhalbinſel befreit hätten und ſelbſt in Konſtantinopel eingedrungen wären, dann aber die Front zur unmittelbaren Vergrößerung nur nach Aſien gerichtet und der Balkanhalbinſel unter Mitwirkung Europas eine ſelbſtändige Organiſation gegeben hätten. So großmüthig wagten die ruſſiſchen Staatsmänner trotz der in dieſem Sinne gegebenen Erklärung ihres Kaiſers nicht zu ſein, obwohl die Kühnheit dieſer Großmuth die ſicherſte Politik auch für den Anfang der ruſſiſchen Weltſtellung geweſen wäre. Man wollte die Balkanhalbinſel unmittelbar beherrſchen und die unmittelbare Herrſchaft nur ein wenig verbergen. Dieſer Gedanke war zu verwünſcht geſcheit; England, Oeſterreich, Frankreich im Hintergrunde, erhoben ſich dagegen. Rußland mußte auf dem Berliner Kongreß jede auch nur mittelbare Herrſchaft wenigſtens ſüdlich vom Balkan aufgeben.

Eine kürzliche Auseinandersetzung zwischen der „National-Zeitung" und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" über die Vorgeschichte des Berliner Kongresses hat einige merkwürdige Thatsachen ans Licht gefördert. Unter andern die Thatsache, daß Rußland, um von dem Frieden von San Stefano so viel als möglich als Basis des Kongresses zu retten, sich allein nach London gewandt hat. Man wußte in Petersburg freilich, daß Deutschland für russische Eroberungen auf der Balkanhalbinsel nicht die Waffen erheben würde, man hielt England für die Seele der im Entstehen begriffenen Koalition. So legte man Deutschland gegenüber die gewohnte Nichtachtung an den Tag, indem man nicht einmal den moralischen Beistand der deutschen Regierung in Anspruch nahm. Man verständigte sich wohl oder übel mit England, und auf dem Kongreß ist das „vor demselben zwischen Petersburg und London vereinbarte russisch-englische Programm mit deutscher Unterstützung durchgeführt worden". Dieselbe Mißachtung hatte Rußland bereits bewiesen, indem es der deutschen Regierung nicht einmal den Vertrag von San Stefano vertraulich mittheilte, was Fürst Bismarck selbst im Reichstage konstatirt hat.

Gleichwohl begann alsbald nach dem Berliner Kongreß die russische Presse alle Schuld wegen des mißlungenen panslavistischen Kreuzzuges auf Deutschland und nur auf Deutschland zu wälzen. Was die Anschürer dieser Zeitungsfehde, die nun bereits ein Jahr andauert, bezwecken, ist nicht so schwer zu errathen als zu begreifen. Man meint vielleicht, dem revanchebedürftigen Frankreich nur winken zu dürfen, um russische Kastanien zu holen; man meint vielleicht, ein Feldzug gegen Deutschland und seine hochkultivirten Ebenen sei weniger unangenehm als ein solcher in den türkischen Sumpfgegenden und Gebirgen. Man ist vielleicht sogar so schlau zu vermeinen, die antirussische Allianz des Krimkrieges lasse sich auf Deutschland lenken, wenn von letzterem nur Rußland seine Hand abziehe; man meint alsdann, im Orient jedenfalls wiederum dem Ziele näher zu kommen. Was mag eine abenteuerliche Phantastik alles meinen? Die russische Regierung hat jedenfalls ihre große Unzufriedenheit mit Deutschland an den Tag gelegt, indem sie den wildesten Anklagen gegen dasselbe die ungehemmte Einwirkung auf die russische Volksmeinung verstattete. So mußte wohl Deutschland die älteste Allianz als zerrissen ansehen und Bedacht nehmen, jüngere Allianzen desto fester zu schließen.

Die geschichtlichen Prozesse verlaufen immer auf dem doppelten Draht der Leidenschaften bei den Völkern und ihren Lenkern einerseits, an dem Vorrücken der großen sachlichen Momente andrerseits. Wir haben soeben den ersten Draht ein wenig verfolgt, soweit es jetzt möglich ist. Wenn einst ein würdiger Nachfolger Leopold v. Ranke's die Geschichte unserer Tage schreiben wird, so mag er ausführen, daß Deutschland der russischen Macht nicht zugleich die Eroberung Asiens und Europas sichern durfte, indem es nicht nur ihr Vorrücken gegen den Süden Asiens, sondern auch ihr Ergreifen des Südostens von Europa und die Beherrschung des östlichen Mittelmeeres begünstigte. Ein solches Begehren aber, wenn es in einer Volksseele wie der russischen, von den oberen Gesellschaftsregionen ausgehend, erwacht ist, wird nie durch Ueberredung, sondern nur durch eherne Schranken unterdrückt. Gegen die nächste Schranke richtet sich die erste Wuth, und die nächste Schranke sieht russische Leidenschaft in Deutschland, weil es nicht gegen Oesterreich und England gemeinsame Sache mit Rußland gemacht hat. So wurde die russische Allianz aufgelöst.

Literatur.

Adam Friedrich Oeſer. Ein Beitrag zur Kunſtgeſchichte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Alphons Dürr. Leipzig, Alphons Dürr, 1879.

Was Juſti in ſeiner Winckelmann-Biographie von Leſſings Lehrer in Leipzig, von Johann Friedrich Chriſt, ſagte, das gilt in noch höherem Grade von Winckelmanns und Goethes Lehrer und Freund, von Adam Friedrich Oeſer: Er verdiente eine Monographie. Die allgemeine Kunſtgeſchichte ſtellt Oeſer jetzt ziemlich tief; ſie pflegt ihn geringſchätzig mit zwei Worten abzuthun. Nicht ganz mit Recht. Seine Thätigkeit als ausübender Künſtler ging freilich mehr in die Breite als in die Tiefe, mannigfache Umſtände wirkten zuſammen, ihn von der Höhe zurückzuhalten, die andere nach ihm dann erreichten; als Lehrer aber hat er ungemein anregend und ſegensreich gewirkt, deshalb auch enthuſiaſtiſche Verehrung bei Lebzeiten in Hülle und Fülle genoſſen; außerdem iſt er ſchon um ſeiner einflußreichen Beziehungen zu Winckelmann und Goethe willen eine der anziehendſten Erſcheinungen unter den Vorläufern der klaſſiziſtiſchen Periode unſrer Kunſt. Der Verfaſſer des vorliegenden Buches, ein Schüler Anton Springers, hat daher mit ſeiner Biographie Oeſers eine höchſt willkommene und — ſetzen wir gleich hinzu — eine in jeder Beziehung muſterhafte Arbeit geliefert. Mit ausdauerndem Sammeleifer hat er ein überraſchend reiches Material von gedruckten und ungedruckten Quellen zuſammengebracht und daſſelbe mit ebenſoviel Methode wie Geſchmack zu einer von Anfang bis zu Ende feſſelnden Darſtellung von dem Leben, dem Charakter und der Wirkſamkeit Oeſers verarbeitet. Ohne je in panegyriſtiſche Uebertreibungen zu verfallen, hat er mit maß- und verſtändnißvollem Urtheil Oeſer den Platz angewieſen, der ihm gebührt. Für die Ausführlichkeit, mit der der kunſt- und kulturgeſchichtliche Hintergrund des Bildes behandelt iſt, ſcheint Juſti's erwähntes Buch als Muſter vorgeſchwebt zu haben. Von hervorragendem Intereſſe ſind die beiden Kapitel: „Oeſer und Winckelmann“ und „Oeſer und Goethe“, in welchen, abgeſehen von der gründlichen Darſtellung der äußeren Beziehungen, in lichtvoller und überzeugender Weiſe der nachhaltige Einfluß, den Oeſer auf die Kunſtanſchauungen beider geübt hat, nachgewieſen wird. Näher auf Einzelheiten einzugehen, müſſen wir uns für eine Fachzeitſchrift verſparen. Hier wollen wir das Buch nur als einen werthvollen Beitrag zur Kunſtgeſchichte des 18. Jahrhunderts wie zur Lokalgeſchichte Wiens, Dresdens, Leipzigs und Weimars unſeren Leſern angelegentlichſt empfehlen. Der Verleger — der Vater des Verfaſſers — hat das Buch mit einem Porträt Oeſers, einer Nachbildung des aus „Dichtung und Wahrheit“ bekannten Leipziger Theatervorhangs und einigen Facſimiles von Oeſer'ſchen Zeichnungen und Vignetten geſchmückt, ihm auch ſonſt ein vornehmes Gewand verliehen — der trefflichen Leiſtung gegenüber ein wohlangebrachter Luxus. G. W.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zweijährige Budgets und Verlängerung der Legislaturperiode.

Unter den Fragen, welche den Reichstag bei seinem Wiederzusammentritt beschäftigen werden, wird auch der Vorschlag zu einer Verfassungsveränderung sein. In der zweiten Woche des Juli d. J. wurde von der Reichsregierung eine Vorlage in Betreff der Abänderung der Artikel 13, 24, 69 und 72 der Verfassung dem Bundesrathe übergeben und von diesem den mit diesen Fragen betrauten Ausschüssen zugestellt. Jene Artikel bestimmen, daß die Berufung des Bundesrathes und des Reichstags alljährlich stattfindet (Art. 13), daß die Legislaturperiode des letzteren drei Jahre dauert (Art. 24), daß alle Einnahmen und Ausgaben des Reichs für jedes Jahr veranschlagt und auf den Reichshaushalts-Etat gebracht werden, und daß dieser vor Beginn des Etatsjahres durch ein Gesetz festgestellt wird (Art. 69), endlich daß über die Verwendung der Einnahmen des Reichs durch den Reichskanzler dem Bundesrathe und dem Reichstage zur Entlastung jährlich Rechnung zu legen ist (Art. 72). Die Abänderung aber, welche die Regierung im Auge hat, besteht zunächst in der Verwandelung der einjährigen Etatsperiode in eine zweijährige, sodann, für den Fall, daß die Nöthigung das Budget alle Jahre festzustellen wegfiele, in einer weiteren Aenderung, nach welcher die Reichstagsabgeordneten nicht in jedem Jahre zusammenzuberufen sein würden, drittens in vierjährigen Wahlperioden statt der bisherigen dreijährigen.

Ein großer Theil der liberalen Partei, darunter auch solche Stimmen, die der Politik des Reichskanzlers bisher nicht prinzipiell Opposition machten, hat diesen Schritt der Regierung übel aufgenommen, ihn für unnöthig, ja für schädlich erklärt und in ihm die Absicht entdeckt, die Rechte der Volksvertretung zu beschränken und somit eine Bestätigung der Befürchtung, nach welcher eine Aera der Reaktion angebrochen sein soll. Wir nehmen diesen Standpunkt nicht ein, und zwar deshalb nicht, weil wir meinen, daß die Regierung des Reichs

und die Vertretung der Angehörigen desſelben harmoniſch zuſammenwirken, einander ergänzen, nicht einander bekämpfen und deshalb nicht jede Gelegenheit ergreifen ſollen, die Sphäre ihrer Macht auf Koſten des anderen Theiles zu erweitern, und weil wir ferner beſtimmt anzunehmen Grund haben, daß der Reichskanzler dieſe unſere Auffaſſung des Verhältniſſes der beiden Faktoren unſeres parlamentariſchen Lebens theilt. Nur die, welche im Reichstage vor allem ſtreiten und erobern wollen, nur die, welche in der Beſtimmung alljährlicher Feſtſtellung des Reichshaushalts eine Waffe erblicken, können in der Verlängerung der Etats- und Legislaturperiode eine Störung ihrer Pläne und eine Schädigung ihrer Intereſſen ſehen. Andere werden den Vorſchlag, falls er ſich mit praktiſchen Gründen empfehlen läßt, nicht ablehnen können, und ſolche Gründe laſſen ſich in der That anführen, während die Beſchränkung des gegenwärtigen Budgetrechts nur die zeitliche Geltendmachung desſelben betrifft und deshalb kaum eine Gefahr in ſich birgt. Ohne Zuſtimmung der Volksvertretung darf die Regierung auch in Zukunft keinen Pfennig verwenden, und die Kontrole über die Verwendung der bewilligten Gelder wird durch die Neuerung nicht im mindeſten geſchmälert. Dagegen verdient Folgendes entſchieden Berückſichtigung.

Deutſchland als Ganzes iſt erſt ſeit dreizehn Jahren ein Staat mit konſtitutioneller Regierungsform. Auf die lange Entbehrung iſt aber eine Ueberfülle gefolgt, deren Bewältigung ermüdet und ſchwächt, ja mit Erſtickung bedroht. Wenige ſind, die nicht empfinden und zugeſtehen, daß der parlamentariſche Apparat in Deutſchland viel zu komplizirt iſt, und daß er eine Menge von Arbeitskraft verbraucht, die kaum beſchafft werden kann. Selbſt ein Blatt wie die „Frankfurter Zeitung“ gibt das zu, wenn ſie ſagt: „In der That ſind die Unzuträglichkeiten des jetzigen Zuſtandes groß: wir kommen aus den parlamentariſchen Verhandlungen nicht heraus, und dieſe ſelbſt leiden am meiſten bei dem Drängen und Haſten (welches ohne Zweifel einen großen Theil der Mißgriffe und Ueberſtürzungen in der Geſetzgebung namentlich auf volkswirthſchaftlichem Gebiete veranlaßt hat). Der Parlamentarismus droht in einen Zuſtand der Verſumpfung zu gerathen, der die ſchlimmſten Gefahren für unſer politiſches Leben birgt. Der Parlamentarier muß bei der Ueberanſtrengung, die ihm ſeine Mandate zumuthen, mehr und mehr Routinier werden, das Volk verſinkt den parlamentariſchen Verhandlungen gegenüber in Gleichgiltigkeit und wird aus derſelben höchſtens durch Intereſſenfragen, und zwar nicht zum allgemeinen Beſten, aufgerüttelt. Aeußeres und Inneres, Form und Weſen bedingen ſich kaum anderswo in gleich hohem Maße wie beim Parlamentarismus. Wo die Abgeordneten müde und abgehetzt die Geſchäfte um jeden Preis zu erledigen ſuchen, wo nicht mehr das allgemeine Intereſſe den Verhandlungen mit Span-

nung folgt (das hat man sich freilich nicht blos wegen des Nichtendenwollens der parlamentarischen Verhandlungen, sondern auch aus andern Gründen, z. B. deshalb abgewöhnt, weil nicht viele Menschen an Opponiren unter allen Umständen, advokatenhafter Rechthaberei, vordringlicher und langathmiger Düftelei und Silbenstecherei und ähnlichem Unfug so viel Wohlgefallen empfinden wie gewisse Abgeordnete, welche die Hauptrolle im Stücke spielen und die meiste Zeit für sich in Anspruch nehmen), da liegt auch der Konstitutionalismus in den letzten Zügen, da repräsentiren die Volksvertretungen nicht mehr den Regierungen nebengeordnete, mit ihnen gleichberechtigte Faktoren. Es geht wirklich nicht an, daß zahlreiche Männer acht bis neun Monate im Jahre aus den parlamentarischen Geschäften nicht herauskommen, daß tüchtige Kräfte in solcher Arbeit sich verbrauchen und verzetteln."

Das ist vollkommen begründet, und einiges Andere wird man auch nicht in Abrede stellen können. Neben den jährlichen Sessionen des Reichstags gehen Sitzungen der Sonderlandtage in Preußen, Baiern, Sachsen u. s. w. her, welche die Kräfte eines großen Theils der Parlamentarier, die in jenem sitzen, ebenfalls in Anspruch nehmen (von den preußischen Reichstagsabgeordneten sind nicht weniger als einige neunzig zugleich Mitglieder des Landtags) und die Bevölkerung weiter mit parlamentarischen Dingen übersättigen, so daß sie gegen diese fast unaufhörlich von den Zeitungen servirte Kost noch gleichgiltiger wird und sie in der Regel nur dann beachtet, wenn sie mit Skandal oder wenigstens mit Derbheiten gewürzt ist. Die Abgeordneten bekommen endlich bei dem langen Zusammensein in den Hauptstädten wenig mehr von den Provinzen zu sehen, die sie vertreten, sie hören nicht mehr das Leben, sondern den Parteigeist zu sich sprechen, sie verknöchern in der Theorie und Doktrin wie Professoren in der Studirstube und Räthe am grünen Tische. Nach dem Plane der Regierung soll dem gesteuert, sollen die Abgeordneten in den Stand gesetzt werden, eine erheblich längere Zeit als jetzt von den parlamentarischen Geschäften auszuruhen, leiblich und geistig gesunde Luft draußen in der Welt zu athmen und wieder Fühlung mit dem Volke, dessen Interessen sie wahrnehmen sollen, zu gewinnen und sich zu bewahren, wenn die Einflüsse der Parteileitung sich wieder geltend machen.

Dem gegenüber erscheint es als bloße Reihenfolge von großartig klingenden, aber leeren Redensarten, wenn ein nationalliberales Blatt hervorhebt, daß alle größeren Verfassungsstaaten und selbst die meisten kleineren, wie Belgien, die Niederlande, die Schweiz, ihr Parlament jedes Jahr versammeln, und wenn es im Hinblick darauf fortfährt: „Es hieße Deutschland gewissermaßen degradiren, wenn man seine Gleichstellung hierin mit jenen Staaten aufheben, wenn man die deutsche Nation, diese durch die kraftvolle Politik Kaiser Wilhelms I.

und seines großen Kanzlers auf die höchste Rangstufe gehobene Nation jedesmal für ein ganzes Jahr mundtodt erklären wollte, während andere Nationen in der Zwischenzeit ihre Stimme erheben würden — und das vielleicht auch in solchen Zeiten, wo der Rückhalt der öffentlichen Meinung, ausgesprochen in der gesetzgebenden Vertretung des Volkes, für die Regierung selbst sehr wichtig sein könnte. Bei einem großen, mächtigen, freien Volke — und ein solches ist das deutsche seit 1871 — ist das jährliche Tagen seiner Gesammtvertretung etwas so Natürliches, Selbstverständliches und Nothwendiges, wie das regelmäßige Ein- und Ausathmen beim Menschen."

Das sind, wie gesagt, leere Redensarten und hinkende Gleichnisse. Wenn unser politisches Leben durch die Maßregel gesunder, wehrhaftiger und kräftiger wird, wenn unsere Deputirten durch mehr Leben außerhalb des Kreises der Parteidoktrin und innerhalb der Interessen des Volkes praktischer und natürlicher denken und reden lernen, wenn die Nation an dem Thun und Lassen der Herren im Reichstage wieder mehr Theilnahme empfindet, so werden wir dadurch keineswegs degradirt, sondern gehoben. Andere Völker, wie Frankreich, England, Belgien, Holland u. s. w., sind mit uns in dieser Sache nicht zu vergleichen, weil sie keine doppelten Vertretungen, keine kleinen Parlamente neben den großen haben. Von Mundtodtmachen der Nation durch Eingehen auf den Vorschlag der Regierung kann in Wahrheit nicht die Rede sein; höchstens könnte man von Schweigenmüssen der Parteien für ein Jahr sprechen, und selbst das würde nur zum Theil richtig sein; denn man hätte ja inzwischen die Zeitungen und die Preßfreiheit. Für die außergewöhnlichen Fälle aber, welche der Artikel andeutet, bliebe der Regierung, die einen Rückhalt in der öffentlichen Meinung bedürfte, selbstverständlich allezeit die Befugniß, den Reichstag zu einer außerordentlichen Session einzuberufen.

Nein, weder die Ehre, noch das Recht der Nation ist durch den in Rede stehenden Vorschlag gefährdet, sondern die Klagen und Befürchtungen, denen wir begegneten, haben ihren Grund einfach in der Angst gewisser eitler und rühriger Parteiführer, es werde Natur in die Unnatur des Parteilebens kommen, die Wirklichkeit werde sich gegenüber den in den Fraktionen gepflegten Theorieen mehr geltend machen, und der Einfluß, die Herrschaft der Berliner Doktrinäre werde geschwächt werden, wenn der größte Theil der Abgeordneten statt wie bisher vier oder fünf, künftig sechzehn oder siebzehn Monate nicht in ihrer Atmosphäre, sondern in frischer Luft, unter praktischen Menschen, in der Sphäre des eigentlichen Volkes, nicht dessen, das auf der Tribüne und in der Presse so heißt, verkehrte, beobachtete und sich darnach Urtheile bildete.

Aber noch ein anderer praktischer Grund, der für die vorgeschlagene Verfassungsänderung geltend gemacht worden ist, scheint der Beachtung werth.

Die Wechſelbeziehungen zwiſchen dem Reichshaushalts-Etat und den Budgets der Einzelſtaaten des Bundes machen es dringend wünſchenswerth, daß dieſes Verhältniß durch Verwandelung des jährlichen Reichsbudgets in ein zweijähriges vereinfacht und erleichtert werde. Hingen ſchon bisher bezüglich der Matrikularumlagen die Landtage der Einzelſtaaten von der Entſcheidung des Reichstags ab, ſo wird dies künftig, nachdem der Zolltarif die Etatsangelegenheiten bedeutend anders geſtaltet hat, noch mehr der Fall ſein. Das Reich ſoll den Einzelſtaaten Einnahmen zuweiſen und einen Theil derſelben als Leiſtungen zurückverlangen. Soll und Haben der Einzeletats wird folglich gar nicht feſtzuſtellen ſein, wenn nicht der Reichshaushalt ſchon eine Zeit lang durchberathen und fertig vorliegt. Mit andern Worten: Nachdem beſchloſſen worden iſt, die Ueberſchüſſe aus den Zöllen und der Tabaksſteuer nach Abzug von 130 Millionen Mark für das Reich unter die Einzelſtaaten zu vertheilen, iſt es in hohem Grade wünſchenswerth, den Etat des Reichs für einen längeren Zeitraum als ein Jahr feſtzuſtellen, weil die Einzelſtaaten erſt dann eine ſichere Berechnung der Summen vorzunehmen im Stande ſind, welche ihnen aus den Ueberſchüſſen zu Gebote ſtehen werden. Es liegt im Intereſſe einer wohlgeordneten Finanzwirthſchaft, daß die Einzelſtaaten nicht in ihren Kaſſen Gelder aufbewahren, die ſich zwar in ihren Händen befinden, über die ſie aber nicht verfügen können, weil ſie nicht wiſſen, wie hoch ſich die Forderungen des Reichs ſtellen werden. Iſt der Etat des letzteren für zwei Jahre feſtgeſtellt, ſo wird es möglich ſein, die Finanzen des Reichs und die der Einzelſtaaten in erforderlicher Weiſe auseinanderzuhalten und der Bevölkerung durch die letzteren die Vortheile zukommen zu laſſen, die ſich für ſie aus der Finanzreform ergeben ſollten.

In innigem Zuſammenhange mit der Verlängerung der Budgetperiode ſteht die der Legislaturperiode des Reichstags. Im Prinzip wird man ſo ziemlich allgemein damit einverſtanden ſein, daß es ſehr wünſchenswerth iſt, nicht alle drei Jahre genöthigt zu ſein, an die Wahlurne zu gehen, und auch die, welche ein ſtarkes Parlament wollen, müßten es mit Freuden begrüßen, wenn die Abgeordneten für längere Zeit, als jetzt üblich, gewählt werden ſollen. Das Volk iſt des vielen Wählens müde, die geringe Betheiligung deſſelben an den Wahlen beweiſt das zur Genüge, es würde dankbar ſein, wenn man ihm die Opfer an Zeit und Geld, die eine allgemeine Reichstagswahl verurſacht, in längeren Zwiſchenräumen auferlegen wollte, als jetzt geſchieht. Nur über einen Punkt kann man verſchiedener Meinung ſein. In England wird nur alle ſieben Jahre ein neues Parlament gewählt, und in Oeſterreich wird der aus Wahlen hervorgehende Theil des Reichsraths nur alle ſechs Jahre erneuert, in Deutſchland will man ſtatt alle drei künftig alle vier Jahre neu wählen

laſſen. Warum nicht ebenfalls alle ſechs oder ſieben Jahre? Wieder eine andere Frage iſt endlich die, ob es zuläſſig ſein würde, daß derſelbe Reichstag, welcher die Verlängerung der Wahl- und Legislaturperiode beſchlöſſe, ſich ſelbſt auch den Genuß der Sache zuſpräche und ſein Mandat um ein, drei oder vier Jahre verlängerte. Wir würden dieſe Frage entſchieden verneinen.

Neue Innungen.

Unſere Zeit iſt eine raſchlebige; ſie läßt den Menſchen keine Zeit, irgend eine neu auftauchende Frage ruhig in ſich zu verarbeiten und alle einſchlägigen Geſichtspunkte zu prüfen, ehe man Stellung zu ihr nimmt. Wie ſie auf der einen Seite das ihr nicht mehr brauchbar Erſcheinende ohne großes Beſinnen zerſtört, ſo läßt ſie auf der andern auch wieder ſchnell neue Bildungen hervorſchießen und geſtattet uns wohl die Wahl, ob wir uns prinzipiell zuſtimmend oder ablehnend zu ihnen verhalten, nicht aber die Wahl, ob wir ihr Entſtehen begünſtigen oder verhindern, oder ob wir die Erſcheinungsform ſo oder anders wünſchen ſollen. Die neue Erſcheinung pflegt mit einem Male da zu ſein, und es bleibt uns nichts übrig, als uns von allgemeinem Standpunkte aus mit ihr abzufinden. Weil aber nicht alle Leute die Gabe haben, eine raſche Entſcheidung zu treffen, ſo kommt es wohl vor, daß die wichtigſten Dinge mit der Ungunſt einer gewiſſen Unſicherheit, ja Verblüfftheit zu kämpfen haben, und daß gerade diejenigen Kreiſe, die ſich in erſter Linie für ſolche Dinge intereſſiren ſollten, ſich lange Zeit davon fern halten. Zu dieſen Kreiſen gehören aber bei der uns hier beſchäftigenden Frage nicht etwa blos die Handwerker, ſondern Alle, die eine in zeitgemäßer Weiſe fortſchreitende, gemäßigt-liberale, dabei die relative Berechtigung eines geſunden Konſervatismus nicht verkennende, vor allem aber die nationale Eigenart berückſichtigende Entwickelung unſeres wirthſchaftlichen und ſozialen Lebens erſtreben. Daß auf dieſen beiden Gebieten ein prinzipieller Abſchluß vorliege, an dem ſchlechterdings nach keiner Seite hin gerüttelt werden dürfe, iſt doch gewiß eine Meinung, welche nur von extremen Politikern zum Ausgangspunkte ihres Verhaltens gemacht werden kann. Für alle aber, welche anders denken, kann in dem Auftauchen einer neuen Bildung kein anderer Antrieb liegen als der, ſich mit derſelben zu befaſſen und nach unbefangener Prüfung zu ihr Stellung zu nehmen, ohne daß hierbei die leitenden Prinzipien im Stiche gelaſſen, aber auch ohne daß ſcheinbar ſich ergebende Inkongruenzen

sofort zum Anlasse genommen werden, die ganze Idee in Bausch und Bogen zu verdammen.

Als vor einigen Jahren zum ersten Male der Ruf nach „neuen Innungen" erscholl, wurde derselbe in den Kreisen der hauptsächlichsten Träger unserer öffentlichen Meinung kaum beachtet und im allgemeinen für eine bloße Kuriosität gehalten, für eine weitere Nummer in dem Verzeichnisse der seltsamen Blasen, welche die „Uebergangsperiode" treibe. Als der Ruf bald lauter und lauter erscholl, wurde man zwar etwas aufmerksamer, aber meist nur um sich mit bitterster Feindseligkeit gegen diesen Gedanken zu erklären, als gegen den Gedanken einer Neubelebung mittelalterlicher Formen, einer Wiederherstellung des Zunftwesens, eines Ankämpfens gegen die Grundsätze der Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit und wie die sonstigen, theils vom Standpunkte der bisherigen prinzipiellen Anschauungsweise aus anscheinend gegebenen, theils durch die Abneigung sich in einen so ganz neuen Ideenkreis einzuleben bedingten, theils endlich auch aus den über das Ziel hinausschießenden Auslassungen mancher Verfechter der Innungsidee hergeleiteten Definitionen lauteten. Aber mit dieser starren Negation kam man nicht vorwärts. Nicht nur griff die Bewegung immer weiter um sich, nicht nur wurde es offenbar, daß die Idee der Innungen wie ein elektrischer Funke von einem Kreise Gewerbtreibender zum andern übersprang und sich weder durch Todtschweigen noch durch die schärfsten Angriffe unterdrücken oder auch nur an der Ausbreitung verhindern ließ, sondern es wurde auch offenbar, daß gerade der gewerbliche Mittelstand seinen bisherigen politischen Führern aller Orten ungehorsam zu werden sich anschickte. Man begann stutzig zu werden, zumal da sich denn doch bei einiger Befassung mit der Sache nicht leugnen ließ, daß die Uebelstände, gegen welche die Innungsidee wirksam sein zu wollen versprach, wirklich vorhanden seien, und daß die Unfähigkeit dieses Ideenkreises, in dem versprochenen Sinne etwas auszurichten, doch nicht ohne weiteres behauptet werden könne, auch die ganze Idee nach wesentlichen Seiten hin in das gerade von liberaler Seite so hochgehaltene Gebiet der „Selbsthilfe" und der „Selbstverwaltung" einschlage. Dann trat auf einmal der neue Gedanke gewaltig in den Vordergrund. Ein bekannter liberaler Politiker und Verwaltungsbeamter nahm sich seiner an und war eifrig bemüht, die Zustimmung der leitenden politischen Kreise zu erwirken; ein preußischer Minister erließ ein Rundschreiben an sämmtliche Staats- und Kommunalbeamte, welches die Sache auf einmal vielen Tausenden in einem ganz neuen Lichte erscheinen ließ und dieselbe, wenigstens für die gemäßigteren liberalen Blätter, gleichsam „courfähig" machte — hatte man es ja doch bis dahin nicht anders gewußt, als daß von den neuen Innungen nur im Kreise einiger verbissenen, für die Zeitentwickelung gar nicht mehr in Betracht kom-

menden Zünftler die Rede sei; Schriften erschienen, in denen der Gedanke näher entwickelt und im Zusammenhange mit den gewerblichen Fragen und Erscheinungen unserer Zeit behandelt wurde, bezügliche Anträge wurden im Reichstage gestellt, Konferenzen und öffentliche Verhandlungen fanden über die Angelegenheit statt, und immer weitere Kreise erkannten, daß man es hier nicht nur mit einer weitverbreiteten und geistig bedeutenden, sondern auch mit einer (abgesehen von erklärlichen Ausschreitungen) durchaus zeitgemäßen Bewegung zu thun habe. Der Prozeß, in diesem Sinne die Bewegung zu würdigen und zu ihr Stellung zu nehmen, ist heute noch nicht abgeschlossen. Selbst die handwerklichen Kreise wissen zum großen Theile noch kaum etwas von der sie so tief berührenden Sache und verhalten sich in ihrer Majorität noch ziemlich gleichgiltig dagegen, und der übrige Theil des großen Publikums läßt sich mit einigem Murren und mißtrauischem Naserümpfen die Sache gefallen, seit dieselbe nun einmal sowohl seitens der Partei, als seitens der Regierung eine Art offizieller Weihe erhalten hat, legt ihr aber keinen großen Werth bei und ist ihr im Grunde des Herzens eigentlich abgeneigt. Selbst die konservativen Parteien, die doch das höchste Interesse dafür haben sollten, verhielten sich im Großen und Ganzen bis jetzt ziemlich apathisch. Welche Gründe ein solches Verhalten erklärlich machen, haben wir oben angedeutet. Auf die Dauer wird aber nicht daran vorbeizukommen sein, daß man in bewußter Weise und auf sachliche Erwägungen gestützt, für oder wider Partei ergreife. Wir unsererseits glauben, daß auch ein ziemlich fortgeschrittener Liberalismus sich mit der Innungsbewegung sehr wohl wird befreunden können, wenn er auch vielleicht genöthigt sein wird, ihr von vornherein bestimmte Grenzen zu ziehen; aber weiterhin glauben wir allerdings, daß dieselbe zu einem sehr einschneidenden Faktor in der Neugestaltung unseres Parteiwesens auf realerer Grundlage und zu einem wesentlichen Schiboleth der Scheidung nationaler, positiver und vorsichtig bemessener Ziele von kosmopolitischen, ungesunden und idealistisch verschwommenen Bestrebungen wird werden können. Wem freilich die Formen, die der Liberalismus in Deutschland angenommen hat, nicht Mittel zur Erzielung höherer Kultur und einer freier und edler gestalteten menschlichen Persönlichkeit, sondern Selbstzweck geworden sind, der wird stets ein Feind der Innungsidee bleiben, aber die gewonnene größere Klarheit wird auch in diesem Sinne nach allen Seiten hin nur nützen.

Als die alten Zünfte in Deutschland zu Grabe getragen wurden, weinte ihnen sicherlich niemand eine Thräne nach. Sie hatten es nicht verstanden, sich mit unabweisbaren Zeitbedürfnissen in Einklang zu setzen, insbesondere nicht, ihre Sache aus einer Privatangelegenheit der im Besitz befindlichen Zunftmeister zu einer allgemein gewerblichen Angelegenheit zu erheben. Mit Aus-

ſchließlichkeiten aber, die nicht auf ein deutlich darſtellbares allgemeines Intereſſe, ſondern auf, wenn auch an ſich noch ſo gediegene und berechtigte Privatintereſſen ſich beziehen, iſt heute nun einmal nicht mehr durchzukommen, ſie ſtrafen ſich immer zunächſt an der Qualität derer, die ſolchen Standpunkt feſtzuhalten ſuchen. Unter dieſen Umſtänden war das Zunftweſen nicht nur zur leiſtungsunfähigen Fratze, ſondern auch zu einem ſchweren Hemmniß der gewerblichen Entwickelung geworden. Aber dreierlei iſt hierbei nicht zu vergeſſen: Erſtens, daß der Verfall des Zunftweſens nicht ausſchließlich ihm ſelbſt, ſondern großentheils den ungünſtigen Zeitverhältniſſen zuzuſchreiben iſt, und daß in dem Deutſchland vor einem Menſchenalter, noch mehr in dem Deutſchland vor einem Jahrhundert auch noch Anderes als das Zunftweſen im traurigſten Verfalle war; zweitens, daß die auf die alten Zünfte gewälzte Unpopularität großentheils nicht ſowohl dieſen ſelbſt als vielmehr dem polizeilichen Charakter galt, den die Zünfte nicht freiwillig auf ſich genommen, ſondern von den Regierungen oktroyirt erhalten hatten, und daß auch die vielgeſchmähten „Zunftmißbräuche“ in anſehnlichem Umfange auf polizeiſtaatliche Einflüſſe zurückzuführen ſind (wir erinnern an den neuerlich geführten Nachweis, daß die allerdings heilloſe Gebührenwirthſchaft der franzöſiſchen Zünfte ganz direkt auf die abſcheulichen Erpreſſungen zurückzuführen iſt, welche von Staatswegen gegen die Zünfte geübt wurden); und drittens, daß alle gegen die Mißbräuche und die verrotteten Formen des Zunftweſens ſprechenden Gründe doch eben nur dieſen Mißbräuchen und Unzeitgemäßheiten, nicht aber der Zunfteinrichtung als ſolcher gelten konnten, daß alſo nicht Aufhebung, ſondern zeitgemäße Rekonſtruktion der Zünfte die Looſung hätte ſein müſſen. In der That haben die am öffentlichen gewerblichen Leben ſich betheiligenden Gewerbtreibenden nie unterlaſſen, zu betonen, daß nicht blos zerſtört, ſondern auch neu aufgebaut werden müſſe, da irgend eine feſte gewerbliche Form, irgend ein Organ der fachgewerblichen Spezial-Angelegenheiten der Natur der Dinge nach nicht zu entbehren ſeien. Aber der nämliche, ſich überall auf die „gute Natur“ des Menſchen verlaſſende Optimismus, welcher zum Wegräumen aller Schranken freier Niederlaſſung, freier Verehelichung, aller Schranken gegen das Ueberhandnehmen des Pfandleih- und Wuchergeſchäfts, des Schankgewerbes, des Hauſirbetriebs ꝛc. geführt hat, welcher die Theaterfreiheit verkündet, welcher jeden Mißbrauch der Preßfreiheit bis in die abſcheulichſten Ausartungen hinein — man denke an die maſſenhafte Erzeugung unſittlicher Schriften! — gewähren laſſen zu müſſen geglaubt hat — dieſer nämliche Optimismus meinte auch auf gewerblichem Gebiete vorausſetzen zu dürfen, daß die etwa nöthigen Ordnungen von ſelbſt kommen würden. Im Hintergrunde ſtand freilich der Gedanke, das Handwerk habe überhaupt keine bleibende Berechtigung mehr, es könne höchſtens während des ſich unaufhalt-

ſam vollziehenden Ueberganges zum Großgewerbe eine gewiſſe Schonung, keineswegs aber um ſeiner ſelbſt willen eine auf freie Erhaltung und Pflege gerichtete Berückſichtigung fordern. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß der Großbetrieb, mit ſeiner rein geſchäftlichen Beziehung zwiſchen Arbeitgeber und Arbeiter und ſeiner Anpaſſung an das kommerzielle Weltgeſchäft, dieſer Zeitanſchauung von vornherein viel ſympathiſcher war als das ſpröde, in den zur allgemeinen Geltung gekommenen und für unantaſtbar gehaltenen politiſch-ſozialen Kategorieen nur ſchwer unterzubringende und an allerhand „veraltete" Beſonderheiten gebundene Kleingewerbe.

Indeſſen hat ſich weder die Vorausſetzung bewahrheitet, daß das Großgewerbe ſchon binnen kurzer Zeit ſchlechthin zur herrſchenden Form des Gewerbebetriebs geworden ſein werde, noch hat ſich die Hoffnung erfüllt, daß die für die Ordnung im gewerblichen Leben etwa erforderlichen Formen „von ſelbſt" kommen, ja auch „von ſelbſt" die nöthige Kraft, das unerläßliche Maß von Einfluß und Autorität gewinnen würden. In erſterer Hinſicht ſind wir durch die bei Gelegenheit der letzten Volkszählung vorgenommene Gewerbezählung unterrichtet worden, daß ſelbſt bei der (nahezu lächerlichen) Annahme, alle Betriebe mit mehr als fünf Arbeitern ſeien zu den großgewerblichen zu rechnen, die Anzahl der in kleingewerblichen Betrieben beſchäftigten Perſonen weit größer iſt als die der großgewerblichen Arbeiter. Auch eine nähere Betrachtung der Elemente, aus denen dieſe Zahlen ſich zuſammenſetzen, geſtaltet dieſelben keineswegs ungünſtiger, ſondern eher noch günſtiger für das Kleingewerbe. Schlimmſten Falls dürfte es alſo mit dem Verſchlingungsprozeß, in dem die Großinduſtrie dem Kleingewerbe gegenüber begriffen ſein ſoll, noch eine hübſche Weile dauern, derart daß dieſe „Uebergangsperiode" wohl noch lang genug ſein wird, um während derſelben auch das Kleingewerbe einiger Rückſicht zu würdigen. Aber es ſprechen auch — gottlob — zahlreiche Anzeichen dafür, daß das gänzliche Verſchwinden des ehrſamen Handwerks oder auch nur ſeine Zurückführung auf das Flickgewerbe keineswegs eine techniſche Nothwendigkeit, ſondern nur ein wüſtes Phantaſiegebilde der einerſeits ſozialiſtiſchen, andrerſeits manchesterlichen Kreiſe iſt, die an dieſem Verſchwinden eine Intereſſe haben mögen. Seit die Maſchine auch dem kleinen Manne zugänglich geworden iſt und die Aſſoziation demſelben auch ſonſtige, früher dem Großbetrieb vorbehaltene Vortheile an die Hand gegeben hat, ſeit man wieder beginnt, einerſeits auf feinere, künſtleriſchere Ausführung einer Arbeit und andrerſeits auf ſtrenge Solidität derſelben Werth zu legen, und ſeit es offenbar geworden iſt, daß die Ausdehnung der Fabriken über ein gewiſſes Maß hinaus auch vom techniſchen und kaufmänniſchen Standpunkte aus ihre Schattenſeiten hat, ſeitdem kann Niemand mehr behaupten, daß für den Untergang des Kleingewerbes auch nur eine innere Wahrſcheinlich-

keit, geſchweige denn eine geſchichtliche Nothwendigkeit vorhanden ſei. Steht dies aber feſt, ſo tritt umgekehrt der Satz in ſeine Rechte, daß vom ſozialpolitiſchen Standpunkte aus ein ſelbſtändiges, kräftiges Kleingewerbe und damit eine Mittelſchicht zwiſchen dem Großbeſitzer und dem beſitzloſen Arbeiter ſchlechterdings nicht zu entbehren iſt, wenn nicht die bürgerliche Geſellſchaft den furchtbarſten Erſchütterungen ausgeſetzt, ja faſt mit Nothwendigkeit dem Abgrunde der Sozialdemokratie entgegengetrieben werden ſoll. Jetzt aber, und damit kommen wir zu dem zweiten der oben erwähnten Punkte, iſt das Kleingewerbe eben durch den Mangel an Organiſation außer Stande, für die bürgerliche Geſellſchaft das zu leiſten, was es zu leiſten berufen und unter günſtigeren Umſtänden auch befähigt iſt. Wohl iſt es vorhanden und läßt ſich noch nicht ſo leicht völlig todtmachen, aber es iſt ſelbſt in einen Strudel hineingeriſſen, welcher ihm und der ganzen Geſellſchaft zum ſchwerſten Unſegen gereicht; es iſt nicht allein nicht im Stande geweſen, auf dem Wege bloßer freier Vereinigungen die nöthigen Formen und Einflüſſe herzuſtellen, ſondern es hat, wie man wohl ſagen darf, den Beweis geliefert, daß auf dieſem Wege überhaupt Nichts erreicht werden kann. Gefehlt hat es an jenen Vereinigungen durchaus nicht; ein enges Netz von Gewerbevereinen, die in einigen deutſchen Ländern in einen Verband zuſammengefaßt und von einer ſtaatlichen Zentralſtelle aus beeinflußt und angetrieben, nach Umſtänden auch unterſtützt wurden, auch Landesverſammlungen abhielten, gemeinſame Anſtalten ins Leben riefen ꝛc., breitete ſich über ganz Deutſchland aus, und die Summe gemeinnütziger Thätigkeit, die in ſehr vielen dieſer Vereine entfaltet worden, iſt gar nicht hoch genug anzuſchlagen. Aber, ſo nützlich die Gewerbevereine ſich auch nach der Seite techniſcher und allgemeiner Bildung hin erwieſen, ſo gänzlich machtlos haben ſie ſich gerade nach der weſentlichſten Seite hin gezeigt: derjenigen moraliſcher und ſozialpolitiſcher Einflüſſe. Alle ihre Thätigkeit (die übrigens, wie konſtatirt werden muß, namentlich nach dieſer Seite hin eine vereinzelte, gelegentliche, abgeriſſene war und blieb) konnte nichts daran ändern, daß der Stand der Handwerker als ſolcher in immer größeren Verfall und demgemäß auch in fortſchreitende geſellſchaftliche Mißachtung gerieth. Das Lehrlingsweſen, welches, ſeit es keine Korporationen gab, von niemandem mehr im öffentlichen Intereſſe kontrolirt wurde, und in Betreff deſſen die moderne Gewerbegeſetzgebung zwar allerhand gute Lehren, aber durchaus ungenügende Vorſchriften gab (am liebſten hätte ja die damals tonangebende Strömung bei Abfaſſung der Gewerbeordnung von 1869 den „unzeitgemäßen“ Abſchnitt über Lehrlinge ganz weggelaſſen), ging in ſolchem Maße zu Grunde, daß ſelbſt jene Strömung die Nothwendigkeit einer beſſeren geſetzlichen Regelung deſſelben anerkennen mußte; gerade die beſſeren Meiſter wollten überhaupt keine Lehrlinge mehr nehmen, und die übrigen

hatten nicht den geringsten Grund, in dem Lehrling etwas Anderes zu erblicken als einen nach Kräften auszubeutenden jugendlichen Arbeiter, während andrerseits die natürliche Folge hiervon wieder die war, daß kein halbwegs anständiger Mensch mehr daran dachte, seinen Sohn zu einem Handwerker in die Lehre zu geben, und daß der Lehrling selbst jede erste Gelegenheit benutzte, sich der Lehre zu entziehen und sich selbst als „ausgelernt" zu proklamiren. Das Gesellenwesen bot einen getreuen Spiegel dieser Zustände. Gesellen, die etwas Ordentliches gelernt hatten, waren rare Vögel geworden, und solche, die gar einem soliden bürgerlichen Haushalt angehörten und wohl auch das Interesse des Meisters oder dasjenige des ganzen Gewerbes ein wenig berücksichtigten, gab es kaum mehr. Um so größer waren die Ansprüche auf Lohn, Behandlung und volle Freiheit, mit denen der neumodische Geselle — der sich übrigens lieber „Gehilfe" oder gar kurzweg „Arbeiter" tituliren ließ, ohne sich darüber Gedanken zu machen, wie sehr er hiermit sich selber degradire — vor seinen Meister trat, und wollte dieser nicht ganz den kundgegebenen Wünschen entsprechen, so arbeitete der Herr Geselle immer noch lieber in der Fabrik, die ihm doch wenigstens außerhalb der Arbeitsstunden jede wünschenswerthe Freiheit ließ. Konnten aber unter solchen Umständen die Meister besser sein? Ein fortwährend wachsender Prozentsatz derselben hat sich ja selbst schon aus halbgelernten Lehrlingen und zügellosen, nur auf Lohnsteigerung und auf Abschaffung der „verfluchten Bedürfnißlosigkeit" bedacht gewesenen Gesellen rekrutirt, und kaum Einer unter Vielen ist, der sich dem Drucke der Zeitverhältnisse entziehen kann, d. h. der es zu hindern vermag, daß Gesellen und Lehrlinge wie in einem Taubenschlage ein- und ausfliegen und bei jeder Gelegenheit höhnisch zu verstehen geben, daß sie sich der vollen Schutzlosigkeit des Arbeitgebers auch gegen die gröbsten, ruinösesten Kontraktbrüche vollkommen bewußt sind. Es ist wahr, daß diese Dinge heute nicht mehr so stark in die Erscheinung treten wie zu Anfang der siebziger Jahre, aber ihrem, in der Gemüthsbeschaffenheit der Arbeiter beruhenden Wesen nach sind sie noch immer vorhanden, und auch die allgemeine Durchführung von Gewerbegerichten wird das Uebel nur mildern, aber nicht beseitigen können. Wie kann man da dem durchschnittlichen Meister zumuthen, aus gemeinnütziger Gesinnung heraus einen total aussichtslosen Kampf mit den umgebenden Verhältnissen aufzunehmen, statt es eben so zu machen und den Gesellen wie den Lehrling nicht anders zu betrachten als wie Menschen, mit denen er in einem, jeden Augenblick zu lösenden, Vertragsverhältnisse stehe, um die er sich daher auch nicht weiter zu bekümmern brauche, sondern die nur nach Kräften ausgenutzt, wo irgend möglich auch gedrückt und geschunden werden müßten?

Aber das ist ja noch nicht Alles. Nicht allein vom Standpunkte der Fort-

pflanzung kleinbürgerlicher Ehrbarkeit, gewerblicher Brauchbarkeit und der Herstellung befriedigender, persönlicher Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter sind die gegenwärtigen Zustände heillose, sondern auch vom Standpunkte des allgemeinen, gesellschaftlichen Interesses an soliden Leistungen, an gewerblichem Vorwärtsstreben, an freudigem bürgerlichen Schaffen. Der Mann, der sein Gewerbe nur ungenügend erlernt hat, der des Interesses an seinem Fache ermangelt, der die Gesammt-Angelegenheiten seines Gewerbes als Zopf betrachtet und in der Existenz geregelter persönlicher Beziehungen zu seinen Gesellen und Lehrlingen nur einen unerhörten Zwang erblicken würde — ein solcher Mann kann unmöglich den Ansprüchen auf volle Vertrauenswürdigkeit, auf eigenes warmes Interesse an dem, „was er erschafft mit eigener Hand", auf Vorhandensein des Sinnes für Veredelung seiner gewerblichen Thätigkeit gerecht werden, er kann mit einem Worte nicht mehr ein lebendiges, seines Antheiles von Verantwortlichkeit sich bewußtes Glied der bürgerlich-wirthschaftlichen Gesammtheit sein; er ist vielmehr nur noch ein proletarisch disponirter, den Schwankungen des Erwerbslebens preisgegebener Arbeiter, und wenn er noch so sehr den Schein wirthschaftlicher Selbständigkeit sich bewahrt hat. Die moralische Selbständigkeit, das Beruhen auf sich selbst ist ihm eben abhanden gekommen, und damit ist der entscheidende Schritt geschehen. Uebrigens ist ja selbst diese scheinbare Selbständigkeit in einer unendlichen Menge von Fällen schon nicht mehr vorhanden. Wer zählt die angeblichen „Meister", die in Wahrheit Lohnarbeiter für Konfektionsgeschäfte, für Fabriken und Kommissionäre aller Art geworden sind? Und selbst hiervon abgesehen, auch die Masse der übrigen bietet kaum ein erfreulicheres Bild. Des inneren Halts beraubt, den ihnen ehemals die Gewerbsgenossenschaft darbot, sind sie mit wenig Ausnahmen die Beute einer zügellosen, die Arbeit aufs tiefste entwerthenden Konkurrenz und einer nichtswürdigen Kredit- und Borgwirthschaft geworden, und mit dem Wenigen, was ihnen geblieben, werden sie auch noch durch Strikes, durch Geschäftskrisen, durch die verderbliche Ausdehnung des Submissionswesens, durch rücksichtslose Handhabung des Prinzips der Gefängnißarbeit, durch die Ausschreitungen des Hausirbetriebs ꝛc. in schwere Verluste hineingerissen. Male man sich immer die Wirkung aller dieser Umstände recht grell aus — dann hat man ein annäherndes Bild von der heutigen wirthschaftlichen und sozialen Lage des selbständigen Handwerkers. Daß diese aber wieder auf den Gesellen und Lehrling zurückwirken muß, versteht sich von selbst.

Aber dies Alles ist das Schlimmste noch nicht. Dem Menschen ist es, sobald er einmal die unterste gesellschaftliche Stufe überschritten hat, nicht gegeben, ohne einen Zusammenhalt mit Genossen und ohne ein Ziel seines Strebens existiren zu können, und wenn er diese Dinge nicht auf natürlichem

und legitimem Wege finden kann, so schafft er sie sich, gleichviel wie. Ihm zuzumuthen, daß er sich wirthschaftlich als ein vereinzeltes Individuum auffassen soll, das zu seinen Mitmenschen keine anderen Beziehungen als den „Arbeitsmarkt" habe, ist gerade so widersinnig wie die Zumuthung, Freude und innere Befriedigung an einem hoffnungslosen, ja sich eher noch verschlechternden Zustande zu haben und auf eine, den Standes-Anschauungen und Standes-Bedürfnissen entsprechende Entwickelung zu verzichten. Ist der Handwerker als solcher zum proletarischen Arbeiter herabgedrückt, dessen Aussichten sich immer mehr verdüstern, und dem von einer besseren Vergangenheit nur die Ansprüche geblieben sind, während die wirthschaftliche sowohl wie die moralische Tüchtigkeit ihm verloren gegangen ist, dann ist es nicht anders möglich, als daß er Sozialdemokrat wird. Es ist ein verhängnißvoller Irrthum, bei dem Worte „Sozialdemokrat" immer zunächst an Fabrikarbeiter zu denken. Der heruntergekommene Handwerksmeister, der halbgelernte, schlecht verdienende, aber doch mit den Prätensionen des qualifizirten Arbeiters ausgerüstete Geselle, der strebsame, aber der soliden kleinbürgerlichen Antriebe entbehrende junge Handwerker — sie bilden den Grundstock der sozialdemokratischen Armee, und die Elite-Bataillone derselben bestehen durchgehends aus Handwerkern, wie denn auch die Vereins- und Kassenvorstände, die Agitatoren, Redner 2c. fast ausnahmslos Handwerker sind. Nicht lange mehr, und die ganze Masse des Kleinhandwerkerstandes wird der geistigen Strömung, deren schärfsten Ausdruck die Sozialdemokratie bildet, widerstandslos überantwortet sein. Dann werden allerdings diejenigen, die jetzt mit gewaltiger pseudoliberaler Erbitterung gegen die im Handwerkerstande sich kundgebenden Aufraffungs-Bestrebungen zu Felde ziehen, sich triumphirend die Hände reiben können, denn dann wird es freilich ein Material zu einer Handwerkerbewegung nicht mehr geben! Aber was dann weiter?

Nun, einstweilen sind, Gott sei Dank, noch Reste vorhanden, welche hinlängliche moralische Kraft bewahrt haben, um sich des Verfalles bewußt zu sein und gegen denselben anzukämpfen, und noch ist unter der Mitwirkung sonstiger, zur Zeit erst bedrängter aber noch nicht ausgelöschter sittlicher Faktoren einiger Nachwuchs hinzugekommen, welcher wacker mitkämpft. Es sind schwache Kräfte, die hier ringen, und alle Kleinlichkeiten, Einseitigkeiten und Beschränktheiten, wie solche dem Handwerkerstande nun einmal — aus leicht erklärlichen Gründen — anhaften, spielen bei ihnen ihre Rolle; aber zweierlei darf konstatirt werden: daß diese Bewegung alle achtungswürdigen Elemente in sich schließt, welche der deutsche Handwerkerstand überhaupt noch hat, und daß sie den entscheidenden Punkt mit Sicherheit getroffen hat und sich an demselben mit verzweifelungsvoller Energie festklammert. Dieser entscheidende Punkt aber heißt:

Neue Innungen. Hat der Handwerkerſtand ſeine Korporationen wieder, ſo gewinnt er auch wieder die Grundlagen für ein berechtigtes Selbſtgefühl, für gemeinnützige Geſinnung, für wirthſchaftliches Zuſammenhalten, für Erfüllung fachgewerblicher, insbeſondere das Lehrlingsweſen regelnder Pflichten, es können wieder ordentliche und brauchbare Geſellen herangezogen, es kann die Ehre des Gewerbes gegenüber eigenſüchtigen, brutalen Lehrherren und Arbeitgebern gewahrt werden, es bildet ſich überhaupt wieder ein ſozial gefeſteter gewerblicher Mittelſtand. Gott gebe, daß es noch nicht zu ſpät dazu iſt. Wenn es aber noch Zeit iſt, ſo gibt es keinen anderen Weg als dieſen. Alle die kleinen Reformanläufe, die in letzter Zeit gemacht worden ſind, haben ihr beſtes Verdienſt darin, daß ſie die Aufmerkſamkeit rege erhalten und durch ihren Mangel an innerer Abgeſchloſſenheit immer wieder dazu drängen, in dem neuen Prinzip und in deſſen muthiger Durchführung das einzige Heil zu erkennen. Auch das Kunſtgewerbe, auf deſſen Pflege heutzutage mit Recht ein ſo großer Werth gelegt wird, kann erſt gleichzeitig mit der Neubelebung eines tüchtigen, fortpflanzungsfähigen und in ſich befriedigten Gewerbeſtandes zur vollen Entfaltung gelangen. Ein Kunſtgewerbe haben zu wollen, ehe man ein Gewerbe hat, iſt der reine Widerſinn; das Kunſtgewerbe kann immer nur die höchſte Blüthe deſſen darſtellen, was das Gewerbe als ſolches zu leiſten vermag. Darum wird es in einem triebkräftigen, freudig gedeihenden Gewerbeleben ganz von ſelbſt nicht an den Elementen fehlen, die alsdann im Sinne kunſtgewerblicher Entwickelung geſchult werden mögen, während alle Munifizenz in Unterſtützung des Kunſtgewerbes nur unglückliche Treibhauspflanzen erzeugen kann, wenn die gediegene Grundlage gewerblicher Tüchtigkeit fehlt.

Der Gedanke der neuen Innungen hat durch zwei gleichgefährliche Klippen hindurchſchiffen müſſen, die jetzt beide als überwunden zu betrachten ſind. Einmal konnte es keinem Urtheilsfähigen entgehen, daß, wenn auch in dem Gedanken obligatoriſcher Innungen noch ſo viel Verführeriſches liege und noch ſo viele Schwierigkeiten dadurch mit einem Schlage aus dem Wege geräumt wären, doch die ganze Geſtaltung unſerer heutigen ſozialen und wirthſchaftlichen Verhältniſſe dergleichen undurchführbar mache. Jetzt iſt denn auch dieſer Gedanke bei weitem in den meiſten der an der Innungsbewegung betheiligten gewerblichen Kreiſe verlaſſen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß auch die Anhänger obligatoriſcher Innungen nie daran gedacht haben, der Innung die Ausſchließungs- und Verbietungsrechte der alten Zünfte zurückgeben zu wollen, ſondern daß ſtets und allenthalben daran feſtgehalten worden iſt: die neuen Innungen ſollten nicht in erſter Linie wirthſchaftliche Verbände mit monopoliſtiſchen Befugniſſen ſein, wie die alten Zünfte, ſondern ihr Zweck und Weſen liege durchaus auf ſozialpolitiſchem Gebiete. Hiermit ſteht im Zuſammenhange, daß

die Bildung der Innungen zunächſt auf freiwilligem Wege ſtattfinden und auch die in die Innungen zu legende ſozial- und gewerbepolitiſche Kraft in erſter Linie von innen aus denſelben heraus kommen müſſe. Auch dies iſt von allen Schattirungen der gewerbepolitiſchen Bewegung inſoweit ſtets anerkannt worden, als ſelbſt die äußerſte Rechte immer forderte, daß die Handwerker vor allem einmal ihre Fähigkeit, Vereinigungen zu bilden und in lebenskräftiger Weiſe zu geſtalten, darthun ſollten, und dann erſt Anſprüche an Staat und Geſetzgebung zu erheben ſeien. Auch iſt es bei dem theoretiſchen Zugeſtändniſſe nicht geblieben, ſondern die Innungsbewegung hat ſchon Dimenſionen angenommen, über die man ſich baß verwundern würde, wenn eine Statiſtik darüber veröffentlicht werden könnte. In Hamburg und Dresden gibt es gegen 50, in Bremen und Leipzig über 20, in Schleswig-Holſtein etwa 100 Innungen — letzteres zugleich zum Beweiſe, daß die Gründung von Innungen in kleinen Orten weder ſo zwecklos noch ſo ſchwierig iſt, wie viele Leute meinen —, und wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir die Zahl der z. B. in Deutſchland beſtehenden Innungen auf 12—1500 mit mehr als hunderttauſend Mitgliedern veranſchlagen. Dabei haben in vielen Gewerben die Lokal-Innungen ſich zu nationalen Verbänden zuſammengeſchloſſen, welche ein gemeinſames Lehrlings- und Geſellenweſen herzuſtellen trachten, Ausſtellungen von Produkten und Geräthen veranſtalten, Fragen von allgemeinem fachgewerblichen Intereſſe diskutiren, Fachzeitungen herausgeben ꝛc., ſo die Bäcker, die Fleiſcher, die Schmiede, die Färber, die Maler, die Tapezirer, die Schneider, die Uhrmacher, die Klempner, die Barbiere, die Friſeure ꝛc.; und in den größeren Städten Hamburg, Berlin, Bremen, Leipzig ꝛc. ſind die beſtehenden Innungen zu „Ortsvereinen“ zuſammengetreten, welche hauptſächlich Fragen der lokalen Gewerbepolitik behandeln. Aber ſo ſehr man die Nothwendigkeit ſolchen freiwilligen Vorgehens anerkennen und die Reſultate deſſelben freudig begrüßen mag, ſo muß es dennoch zugleich als die einmüthige und wohlbegründete Forderung der Handwerkerbewegung bezeichnet werden, daß der Staat den Innungen rechtliche Befugniſſe verleihe und ſie dadurch auf einen haltbaren, entwickelungsfähigen Rechtsboden ſtelle. Dieſe Befugniſſe, welche natürlich nicht ohne weiteres jedem ſich „Innung“ nennenden Verein zu übertragen, ſondern an beſtimmte Vorausſetzungen zu knüpfen ſein würden, würden zugleich eine Art moraliſchen Zwanges bilden, den Innungen beizutreten; wer es unterläßt, iſt zwar in ſeinem Gewerbebetriebe in keiner Weiſe behindert, auch ſonſt in keinem ſeiner ſtaatsbürgerlichen Rechte beſchränkt, aber er ſchließt ſich ſelbſt von der Verwaltung der Angelegenheiten ſeines Gewerbes aus, und betreffs ſeiner Lehrlinge unterſteht er ſogar der Kontrole der Innung. Denn letzteres, die Kontrole des geſammten Lehrlingsweſens (nicht nur desjenigen ihrer Mit-

glieder), ist die unerläßlichste aller Befugnisse, welche für die Innungen zu erstreben sind. Im Uebrigen sind über das Maß derselben verschiedene Ansichten möglich, und es ist anzunehmen, daß nicht nur die eventuelle Reichsgesetzgebung den Bundesgesetzen hierüber bedeutenden Spielraum lassen, sondern daß sogar je nach den lokalen Verhältnissen die Befugnisse der Innungen sehr verschieden geregelt werden mögen. Aber ganz ohne solche Rechtsbefugnisse geht es nicht; als bloße freie Vereine können die Innungen nichts leisten, weil die Zahl der Eigennützigen und Gleichgiltigen und selbst der Böswilligen immer eine zu große ist, und weil man den Guten nicht zumuthen darf, unaufhörlich Opfer für die Gleichgiltigen und Schlechten zu bringen. Auf das Lehrlingswesen findet dies ganz vorzugsweise Anwendung. Es hat einige Zeit gedauert, bis ein Theil des Gewerbestandes sich von dem verführerischen Klange des Wortes „freie (d. h. der staatlichen Gesetzgebung nicht bedürfende) Innungen" losgemacht und damit die zweite Klippe überwunden hatte, und es darf ausgesprochen werden, daß gerade jener obenerwähnte, der Innungsidee freundlich gesinnte liberale Führer, Oberbürgermeister Miquél in Osnabrück, bedeutend dazu beigetragen hat, die Illusion, als könnten freie Vereine eine Funktion des staatlich-sozialen Lebens erfüllen, zu zerstören.

Aber ist denn nicht dieser Innungsgedanke trotz allem, was sich für seine Berechtigung und für die Trefflichkeit seiner Zwecke sagen läßt, ein Anomalie? Liegt nicht in ihm eine „Reaktion" und die halb eingestandene, halb noch vorsichtig verhüllte Idee verborgen, Zustände wiederherzustellen, die denen des mittelalterlichen Zunftwesens analog sind, demgemäß jetzt nur noch als Zopf, als Behinderungen der freien Geltendmachung persönlicher Tüchtigkeit und der freien wirthschaftlichen Entwickelung gelten können? In der That, in den meisten liberalen Kreisen würden diese Fragen heute noch, wollte man die eigentliche Herzensmeinung aussprechen, mit voller Entschiedenheit bejaht werden. Und doch sind die Voraussetzungen dieser Bejahung so haltlos, daß eine kurze, unbefangene Betrachtung hinreicht, dies Jedem einleuchtend zu machen. Die erste Bedingung dafür, daß das Innungswesen überhaupt neu zur Entfaltung komme und Einfluß auf unser gewerbliches Leben gewinne, ist, wie die Handwerker selbst stets betonen, das Vorhandensein eines entsprechenden, triebkräftigen Geistes im Handwerkerstande. Im Mittelalter erzeugte dieser Geist, den damaligen Verhältnissen gemäß, die wirthschaftlich geschlossenen Zünfte; heute wird er, selbstverständlich durchtränkt von dem Geiste unserer Verhältnisse, ganz andere Gebilde schaffen. Zu behaupten, daß diese Gebilde im wesentlichen dasselbe sein müßten wie die alten Zünfte, hieße ebensoviel als behaupten, das neue deutsche Reich müsse nothwendig in die Fußtapfen des Reiches der Salier und Hohenstaufen treten. Daß die neue Zeit mit ihren besonderen Anforde-

rungen den neuen Innungen kein Fremdes und Feindliches ist, dürfte schon daraus hervorgehen, daß wenigstens die hauptsächlichsten Träger der Idee stets daran festgehalten haben, für die unselbständigen Arbeiter müsse ein regelmäßiger Zusammenhang mit der Innung und eine Vertretung in derselben hergestellt werden. Die Strömung der Zeit, die der Liberalismus mit so gutem Rechte für sich anzurufen pflegt, müßte wahrlich eine jämmerlich schwache sein, wenn es ihr nicht einmal gelänge, Vereinigungen zu durchdringen, welche mitten in ihr stehen und unaufhörlich von unten und von außen her mit neuen Elementen durchsetzt werden. Was aber die „Reaktion" betrifft, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß eine solche hier erstrebt wird. Aber „Reaktion" bedeutet nicht, wie Viele glauben, „Rückschritt", sondern es heißt einfach „Gegendruck" und kann in diesem Sinne auch die Bedeutung von „Wiederherstellung" annehmen. Die Reformation war auch eine Reaktion gegen den eingerissenen todten Formenkram und gegen den frivolen Skeptizismus der Kirchenfürsten; das neue deutsche Reich ist auch eine Reaktion gegen die Territorial-Zersplitterung Deutschlands und gegen die theils kosmopolitische, theils partikularistisch-enge Anschauungsweise seiner Bewohner, und es fehlt ja auch keineswegs an Leuten, welche bitter darüber klagen, daß die Reformation aus der beginnenden religiösen Indifferenz heraus eine Reaktion zu christlich-religiösem Fanatismus, und daß das neue deutsche Reich aus dem beginnenden Weltbürgerthum heraus eine Reaktion zu nationaler Engherzigkeit gewesen sei. Wenn also die nämlichen und vielleicht noch andere Leute über die reaktionären Tendenzen der Innungsidee räsonniren, so befindet letztere sich in guter Gesellschaft. Auch sie will Etwas wiederherstellen, was dem deutschen Volke, nicht zu seinem Heile, verloren gegangen ist.

Hierbei steht die Innungsidee im Bunde mit dem Besten, was die Entwickelung unserer Zeit aufzuweisen hat. Selbst die schwachen und unvollkommenen Innungen, welche sich nach Lage der heutigen Gesetzgebung bilden konnten, haben schon jetzt, nach wenigen Jahren des Bestehens, die bedeutendsten Erfolge aufzuweisen und jedenfalls den besten Willen an den Tag gelegt. Eine ganze Anzahl von ihnen haben Fachschulen gegründet, ein Innungsverband derjenige der Uhrmacher, hat sogar eine treffliche Lehrwerkstätte*) ins Leben

*) Unter „Lehrwerkstätte" kann zweierlei verstanden werden: eine Anstalt zur praktischen Weiterbildung in bestimmten, besonders schwierigen oder besonders kunstgewerblich edlen Arbeiten, oder eine Anstalt, in welcher das ganze Gewerbe schulmäßig erlernt wird, in welch' letzterem Falle derselbe also gänzlich an die Stelle der bisherigen Lehre tritt. Hier ist eine Anstalt ersterer Art gemeint. Anstalten letzterer Art, welche übrigens von den berufensten Fachmännern längst als ungenügend anerkannt sind, werden heutzutage von gewisser Seite eifrig empfohlen, um das gewerbliche Lehrlingswesen und mit ihm die Innungsidee hinfällig zu machen.

gerufen; sehr viele besitzen Hilfskassen — z. Th. von den alten Zünften oder seitdem gegründeten Vereinen übernommen —, und es liegt auf der Hand, daß das Hilfskassenwesen seine natürlichsten und zweckmäßigsten Formen in ihnen annehmen kann; manche haben eine vielgestaltige genossenschaftliche Thätigkeit entfaltet, und auch hier dürfte es gelten, daß die genossenschaftliche Idee wohl in Verbindung mit der Innungsidee eines neuen, mächtigen Aufschwunges fähig sein mag; einige haben gemeinsame Unfall-Versicherungsverträge abgeschlossen u. dgl. Für die Neuregelung des Lehrlingswesens aber sind, unterstützt durch die Gewerbeordnungs-Novelle des vorigen Jahres, wenigstens die ersten erforderlichen Anfänge gemacht worden, so daß Gesetzgebung und Praxis auf denselben nur weiterzubauen brauchen.

Auch das gehört zum Besten unserer Zeit, daß nationales Wesen wieder mehr anerkannt und gepflegt wird. Nichts aber ist unserem deutsch-nationalen Wesen mehr zuwider als Nivellirung und Atomisirung, und nichts entspricht ihm mehr als die Korporation. Die Neubelebung korporativen Geistes im gewerblichen Mittelstande ist daher für sich allein eine Erscheinung von hervorragendem Kulturwerthe, selbst wenn nicht, wie es hier der Fall ist, der korporative Gedanke zugleich die einzige Möglichkeit darbietet, diesen Mittelstand selbst und damit die soziale Zukunft unseres Volkes zu retten.

Hamburg. Julius Schulze.

Das Klingerhaus in Frankfurt a/M.

Lange Zeit hindurch schlummerten die Erinnerungen an Friedrich Maximilian Klinger in seiner Vaterstadt Frankfurt, nachdem man nach seinem Tode in Folge eines Senatsbeschlusses die Rittergasse, in welcher er nach dem Stande damaliger Forschung geboren sein sollte, zu Ehren des Heimgegangenen zur „Klingergasse" umgewandelt hatte. Erst die 1840 veranstaltete Guttenbergfeier veranlaßte das Frankfurter Festkomité, seine Aufmerksamkeit dem Leben und den Wohnstätten derer zuzuwenden, welche der Stadt durch Geburt oder durch vorübergehenden Aufenthalt angehörten. Auf diese Weise wurde auch Klinger in das Gedächtniß der Lebenden zurückgerufen. Die von dem Hofrath Dr. med. Hofmann gesammelten und weit verbreiteten Notizen aus dem frühesten Leben Klingers, aus welchen sich ergibt, daß der Erzähler in einem unscheinbaren Häuschen der Rittergasse, wo Klingers Mutter eine Reihe von Jahren gewohnt, noch ein Zimmer gesehen habe, in dem der junge Dichter von „Sturm

und Drang“ mit Goethe u. a. häufige Zuſammenkünfte gepflogen habe u. ſ. w. — dieſe und andere, z. Th. nicht ganz genaue Lebensdaten*) veranlaßten weitere biographiſche Verſuche. Namentlich war ein von Frau Medizinalrath Charlotte Rieger in der Didaskalia vom 28. und 29. September 1840 veröffentlichter Artikel von hoher Bedeutung, welcher unter anderm die bisher nicht entkräftete Behauptung aufſtellte, daß Klinger nicht in der Rittergaſſe, ſondern in dem auf der Allerheiligengaſſe gelegenen Hauſe „Zum Palmbaum“ geboren ſei. Auch wir haben keinen Grund, die Wahrheit dieſer Angabe in Zweifel zu ziehen. Für uns handelt es ſich aber nicht um die unzweifelhafte Feſtſtellung des Klinger'ſchen Geburtshauſes, ſondern um die Stätte, an der er mit Goethe und andern Jugendgenoſſen verkehrte. Dies geſchah aber, nachdem Klingers Mutter das Geburtshaus „Zum Palmbaum“ mit einer beſcheidneren Wohnung in der Rittergaſſe vertauſcht hatte, unzweifelhaft in dem Hauſe, welches noch jetzt als das Klingerhaus in Frankfurt bezeichnet wird.

Es iſt gewiß nicht ohne Intereſſe, in dem jetzigen Klingerhauſe diejenige Stätte zu ermitteln, wo die Genoſſen der Sturm- und Drangperiode ihre Zuſammenkünfte abhielten. Als mir vor einiger Zeit ein Brief Goethes an Klinger in die Hände fiel, der eine ſehr charakteriſtiſche Aeußerung über den Ort der Zuſammenkünfte enthielt, hoffte ich in Frankfurt ſelbſt Aufklärung zu erhalten. Herr Dr. Volger, Obmann des Freien deutſchen Hochſtiftes, nahm ſich der Unterſuchung des Klingerhauſes an, und wir können nunmehr mit evidenter Gewißheit die klaſſiſche Stätte in Frankfurt beſtimmen, die jedenfalls auch dem Hofrath Hofmann vorſchwebte, wenn er uns erzählt, daß die Wände jenes Zimmers mit Schattenriſſen aus jener Periode reich geſchmückt geweſen ſeien.

Der bisher unbekannte Brief Goethes an Klinger lautet:

(Goethe an Herrn General-Lieutenant v. Klinger in Petersburg.)

Weimar, d. 8. December 1811.

(Durch einen Courier)

Ihre ſehr liebe Sendung kommt in dem Augenblicke an, da ein Courier nach Petersburg abgeht, und ich erfreue mich höchlich, ſie ſogleich zu erwiedern. Hier haben Sie unſer altes Frankfurt, in welchem Sie ſich gewiß wieder erkennen werden, und mit Luſt. Das iſt der erſte Theil**), und im dritten***) erlauben Sie mir, daß ich Sie auch vorführe. Das räuchrige Zimmerchen neben der Klingelthür war ein gutes Neſt, wo manches brütete. Ich freue mich darauf, daß es Ihnen Spas machen wird, wie ich mich aller der Eigenthümlichkeiten erinnere, aus denen ſo viel ausgegangen iſt. Ihr immer

*) Z. B. die Angaben über Klingers Geburt. Vrgl. auch den Aufſatz von Th. Creizenach in den Preußiſchen Jahrbüchern 1870, S. 66—76.

) Wahrheit und Dichtung, erſtes Buch. *) 14. Buch von Wahrheit und Dichtung.

noch wunderliches Siegel*) bürgt mir dafür. Möchten Sie den beiliegenden Blättchen eine recht freundliche Aufnahme gönnen. Ihr lieber Brief ist gleich eingeschaltet worden. Was solls denn weiter, als daß man das unmittelbare Andenken der Tüchtigen erhält. Können Sie mir auch nur Namensunterschriften des Kaisers und der Kaiserinnen, der Größten des Reichs, in Kriegs- und Friedens-Geschäften; der Academiker und bedeutender Menschen jeder Art, gelegentlich übersenden, so erzeigen Sie mir was außerordentlich Angenehmes Bisher habe ich die Art oder Unart gehabt, alles Vergangene eher zu vertilgen, als zu bewahren. Nun mag die Zeit des Bewahrens, wenn auch zu spät, eintreten. Mehr sag' ich nicht, aber ich bitte, da doch zwischen dem großen Petersburg und dem kleinen Weimar eine so liebenswürdige Wechselwirkung besteht, Niemanden wegzulassen, der nicht etwas an mich bringe und ich will das Gleiche thun.

Das Leben ist den Sybyllinischen Büchern ganz gleich; je knapper, je theurer. Leben Sie wohl und gedenken mein, wie am Anfang und Mitte, so am Ende.

Nach dem Wortlaute des Briefes zu urtheilen, mag es in der Absicht Goethes gelegen haben, auch einiger lokaler Eigenthümlichkeiten zu gedenken, indem er auf die Person Klingers im dritten Theile der Selbstbiographie zurückzukommen beschloß. Indeß ist dies von Goethe unterlassen worden, sonst würde die gegebene Andeutung über den Ort der jugendlichen Zusammenkünfte längst zu der Wiederentdeckung desselben geführt haben. Dies erhellt auch zur Genüge aus Dr. Volgers brieflicher Aeußerung, daß der von mir mitgetheilte Brief Goethes ihn erst zur Wiederauffindung des „räuchrigen Zimmerchens" geführt habe. Herr Dr. Volger hatte die Güte, mich nach Frankfurt zur Besichtigung der Lokalitäten und zur Prüfung des gefundenen einzuladen. Je mehr ich von der Richtigkeit der Entdeckung überzeugt bin, desto weniger habe ich Grund, im Interesse der Erhaltung dieser klassischen Stätte Frankfurts von der Mittheilung des Gefundenen abzusehen.

Es ist nach den bisherigen Ueberlieferungen außer allem Zweifel, daß die Zusammenkünfte in d e m Hause der ehemaligen Rittergasse, jetzt Klingergasse stattgefunden haben, welches jetzt allgemein unter dem Namen „Klingerhaus" bekannt

*) Bezüglich des Siegels schreibt Goethe im 14. Buche von „Wahrheit und Dichtung": „wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er als ein anderer Willigis in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte." v. Loeper setzt zu dieser Stelle in seinem Kommentar S. 405 (Hempelsche Ausg.) die Erklärung hinzu: „Der Erzbischof Willigis von Mainz, eines Wagners Sohn, nahm ein Rad zum Wappen und ließ ein solches an die Wand seines Zimmers malen mit der Unterschrift: Willigis, recole unde veneris. Aehnlich behielt Klinger die Initialen seines bürgerlichen Jugend-Petschaftes F M K als einziges Wappenzeichen bei."

iſt. Im Laufe der Zeit hat ſich indeß vieles in demſelben verändert, namentlich ſind die untern Lokalitäten durch Ausbruch verſchiedener Wände in einen größeren Raum umgewandelt worden, der jetzt einem Wagenlackirer zur Werkſtätte dient, während das obere Stock noch in der urſprünglichen Eintheilung uns erhalten geblieben zu ſein ſcheint. Ohne die Stelle des eben mitgetheilten Briefes zu kennen, würde man allerlei Muthmaßungen über die Lage des „räuchrigen Zimmerchens“ ausſprechen können, ohne die geringſte Wahrſcheinlichkeit für die Richtigkeit einer der Anſicht zu haben.

Um den Eingang zu der klaſſiſchen Stätte zu finden, muß man die nach dem Hofe zu gelegene Thür des Hauſes aufſuchen, welche zugleich zur Wendeltreppe des obern Stocks führt, ſei es nun, daß man zu dieſer Thür durch dieſes oder jenes Gäßchen (Allerheiligengaſſe, Holzhäuſer-Gäßchen oder Albusgäßchen) gelangt. Hart an dieſer vom Hofe aus zum Treppenraum führenden Thür findet man einen vermauerten Eingang*), der unſtreitig ehemals in „das räuchrige Zimmerchen neben der Klingelthür“ führte, da die Hausthür nicht allein noch heute eine alte Klingelthür**) iſt, ſondern die Klingel auch dicht neben der Stubenthür hängt und ihr gewaltiger Anſchlag ſicherlich jedem unvergeßlich bleiben mußte, der ſich in dem hart an der Hausthür befindlichen Stübchen befand. Obwohl, wie bemerkt, manches in dem unteren Raume des Hauſes ſich verändert hat, das ſteht feſt, daß die urſprüngliche mächtige Klingel ſich aus der Goetheſchen Zeit noch erhalten hat. Der Dorn derſelben verleugnet wie die Klingel ſelbſt den Urſprung des vorigen Jahrhunderts nicht, und die mächtige Klingel, deren Ton das ganze Haus in Aufregung verſetzen konnte, würde wohl längſt entfernt worden ſein, wenn die aus dem Lothe gewichene Thür den Dorn der Klingel nicht außer Thätigkeit geſetzt hätte oder, was auch möglich, die Klingel durch die Bewohner des Hauſes außer Kontakt mit dem Dorn gebracht worden wäre.

Um zur Innenſeite der vermauerten Thür zu gelangen, muß man die ebenfalls nach dem Hofe zu gelegene Thür der Wagenlackirerwerkſtätte paſſiren, und man wird ſich im Innern dieſes Raumes ſehr leicht die ehemalige Einrichtung der Klingerſchen Wohnung rekonſtruiren können, da ſich noch Ueberreſte von Stuckrahmen finden, welche die frühere Geſtaltung der einzelnen armſeligen Wohnräume andeuten. Das „gute Neſt“, von dem Goethe ſchreibt, läßt ſich insbeſondere ſehr leicht herſtellen, da die beiden nach dem Hofraume liegenden Fenſter und die korreſpondirende Einrichtung des oberen Stockes hinreichende Anhaltepunkte gewähren und gleichzeitig die Ueberzeugung gewinnen laſſen, daß

*) Der Rahmen der Thüre beſteht aus alten rothen Sandſteinſtücken.

**) Es iſt darunter eine Thür zu verſtehen, die bei dem Oeffnen von ſelbſt klingelt.

der Aufenthaltsort der jugendlichen Genoſſen Goethes nicht allein ein recht räuchriges, ſondern auch ein recht ſicheres Neſt ſein mußte, wo manches unbehindert um die Außenwelt gebrütet werden konnte.

Wir ſind der Ueberzeugung, daß jeder, der an der Hand des Goetheſchen Briefs die alte klaſſiſche Stätte näher prüft, ſie wiedererkennen wird, ſo ſehr auch der Zahn der Zeit an ihr genagt hat. Die großen Veränderungen, welche in Frankfurt jetzt in unmittelbarer Nähe des Klingerhauſes ſich vollziehen, geben der Befürchtung Raum, daß bald auch die letzten Spuren dieſer bedeutſamen Stelle vertilgt ſein werden, wenn Frankfurt ſich nicht in letzter Stunde veranlaßt ſieht, mit ſchützender Hand die vernichtenden Streiche von dem Klingerhauſe abzuwehren.

Möchte die Stätte, der Goethe ſelbſt in ſeinem Briefe eine ſo hohe Bedeutung beilegt, in Frankfurts Mauern vor dem Untergange bewahrt werden!

Weimar. C. A. H. Burkhardt.

Eine Epiſode aus dem Feldzuge in Zentral-Aſien.

Von N. N. Karaſin.

(Aus dem Ruſſiſchen von J. Kurz.)

(Schluß.)

Der Kopf ſchmerzte mich unerträglich, und in den Ohren ſummte mir ein dumpfes Getöſe. Die linke Hand fühlte ich faſt gar nicht mehr, ich hatte genau die Empfindung, als ob ſie mir, wie man zu ſagen pflegt, „eingeſchlafen“ wäre; ſcharfe Stiche prickelten mir in den Fingern und in der ganzen Hand. Am meiſten aber ſchmerzten mich die Fußknöchel; dieſe waren mit einem feinen Haarſeil ſo feſt zuſammengeſchnürt, daß die Schlinge die Haut durchſchnitt und bluttriefend immer tiefer ins Fleiſch eindrang. Dies verurſachte mir einen brennenden Schmerz, und dieſer war's, der mich wahrſcheinlich wieder zum Bewußtſein brachte.

Ich empfand eine ſtarke, ſchaukelnde Bewegung, eine Hand hielt mich am Gürtel feſt, rings um mich ſchnaubten und ſtampften Pferde, ich vernahm ein undeutliches Geſpräch in gedämpften Kehllauten. Jetzt knallten Schüſſe — einer, zwei, drei — aus großer Entfernung dröhnte eine ganze Salve — ſie verſtummte und begann dann aus noch größerer Ferne aufs neue. „Wir kommen

durch, wir kommen durch, ſchone nur die Pferde!" ſagte eine Stimme neben mir in ermuthigendem Tone. Sie mußte wohl von demſelben herrühren, der mich in ſo unbequemer Stellung hinter dem Sattel hielt. Die Worte wurden von einer unbekannten Stimme in der Landesſprache geſprochen, und ſie hatten für mich durchaus nichts Tröſtliches. Sie machten mir erſtens klar, daß ich gefangen war, und zweitens, daß ich nicht mehr auf Befreiung hoffen durfte. Die Räuber hofften durchzukommen, weil die Verfolgung nachließ, und verfolgen konnten ſie nur die Ruſſen, vermuthlich dieſelben, die ich aus der Entfernung erblickt hatte, als ich zugleich mit meinem Orlik ſtürzte. Bald wurde mir der Athem ſchwer — ich bekam keine Luft. Wenn doch jemand meinen Kopf bequemer gehalten hätte! Er hing gar zu hoffnungslos auf dem kraftloſen, gelähmten Halſe. Wieder ſchwand mir das Gehör, und ich ſah auch nicht einmal mehr jene rothen Lichtkreiſe, jenen Nebel, in dem ſich ein unbeſtimmter Gegenſtand bewegte — tiefe Dunkelheit verſchlang alles.

„Er iſt todt!" hörte ich plötzlich ganz deutlich eine Stimme ſagen. „Meinetwegen, mir iſts auch ſo recht", antwortete eine andere. „Nein, er athmet noch. Aber das iſt eins, er wird doch gleich ſterben." — „Haſſan hat ihm ein Tüchtiges ins Genick verſetzt." — „Er ſträubte ſich ſehr, deshalb hat er ihm eins gegeben. Aber warum willſt du dich mit ihm ſchleppen? Laß ihn doch fallen. Lebendig bringſt du ihn doch nicht ins Lager. Er macht uns nur Aufenthalt." — „Was Aufenthalt! Sie ſind ja fort, und bis Abend ſind wir zu Haus. Der Mullah Sadyk gibt einen Kaftan um ihn — er muß ja ein großer Tjura (Anführer) ſein." — „Aber es iſt gleich, wie du ihn bringſt, den ganzen Körper oder nur den Kopf — und ſo iſt er viel leichter fortzuſchaffen. Schneid' ihm nur den Kopf ab." — „Warte, er wacht vielleicht noch auf. Lebend wäre es doch beſſer." — „Er wacht nicht mehr auf." — „Nun, ſo wollen wir ſehen."

Ich hörte das ganze Geſpräch ſo deutlich, ich verſtand ſo gut, um was es ſich handelte — die grauenvolle Bedeutung dieſes Wortwechſels war mir völlig klar. Gott, wie gern wäre ich aufgewacht!

Wenn es ihnen gleich war, ob ſie den ganzen Körper oder nur den Kopf brachten, ſo war das mir durchaus nicht einerlei. Im Körper konnte ſich ja noch Leben erhalten und mit dem Leben die Hoffnung — im Kopfe aber, in dieſer vom Rumpfe getrennten Kugel! — Ich nahme alle Kraft zuſammen, ich machte eine übermenſchliche Anſtrengung, ich ſtöhnte auf.

„He!" ſchnatterte die erſte Stimme ermunternd. „Der Hammel hat geblökt, ha, ha!" lachte der zweite. „Reiten wir an die Brunnen — man muß ihn mit Waſſer beſpritzen, dann wacht er ganz auf. Haida, haida!" Wieder fiel ich in Bewußtloſigkeit zurück, wieder hatte ich ein Gefühl, als ob ich im

Waſſer verſänke, und ich vernahm nichts mehr als ein verworrenes, erſterbendes Getöſe. —

In dichtem Nebel ging die Sonne unter. Die ungeheure hellrothe Scheibe blickte noch zur Hälfte über den Horizont hervor und übergoß die ganze Steppe mit ihrem purpurnen Lichte. Die groben Steine, die in großer Anzahl auf dem Triebſande verſtreut lagen, glichen aus der Entfernung glühenden Kohlen. Durch das tiefe Keſſelthal, in dem wir uns befanden, wehte eine feuchte Kühle. Bläuliche Schatten lagerten darüber, feiner, weißlicher Dampf erhob ſich aus den runden Oeffnungen der Steppenbrunnen. Der Sand war ringsum befeuchtet, und kleine ſalzige Stellen glitzerten darin. Hie und da erblickte man weiße Aſchenhäufchen, Fußſpuren von Kameelen, Pferden und Menſchen, Strick-Endchen, Zeugfetzen und ähnliche Ueberbleibſel kleiner Bivouaks.

Die Pferde ſtanden einzeln an Pflöcke gebunden und mußten ſehr müde ſein, denn ſie ließen ihre fleiſchloſen, mit geſtreiften Kappen bedeckten Köpfe traurig hängen. Aus dieſen Kappen und den warmen Decken, welche die Thiere umhüllten, ſchloß ich, daß meine Entführer Räuber der höchſten Klaſſe, Turkomanen, und kein zuſammengelaufenes Kirgiſengeſindel ſeien.

Der Eine ſtand mit dem Rücken gegen mich gekehrt und zog in gebückter Stellung einen Ledereimer an einem Strick aus dem nächſten Brunnen. Der Andere ſaß mit untergeſchlagenen Beinen daneben und rieb grünen Kautabak zwiſchen den Handflächen, der Dritte ſuchte das Feuer anzufachen, indem er einen faulenden Zunderlappen anblies; der Vierte aber lag mit dem Geſicht auf dem Sande und ſtöhnte leiſe.

Ich ſelbſt lag mit gebundenen Händen und Füßen am Boden und hatte einen Stab unter dem Rücken. Mein Kopf war über und über naß, rings um mich her zog ſich eine im Sand verſickernde Pfütze. Offenbar war ich mit Waſſer begoſſen worden — der unterwegs vernommene Vorſchlag fiel mir wieder ein. „Gebt mir zu trinken! Zu trinken!“ ſtöhnte ich, ſobald ich wieder eine klare Vorſtellung gewonnen hatte. „Waſſer!“ — „Aha, Bruder, er ſpricht ſogar unſre Sprache. Haſſan, gib ihm den Eimer. Siehſt du jetzt, daß er ganz zu ſich gekommen iſt; wir bringen ihn lebendig hin. Jetzt iſt es auch nicht mehr weit.“

Einer von den Turkomanen griff in die lederne Doppeltaſche, zog ein Stück trockenen, ſteinharten Krut (Schafkäſe) hervor, brach ein kleines Stück davon ab und zerdrückte es auf dem Boden des Ledereimers. „Jetzt ſchlucke“, ſagte er und hielt mir den Eimer vor das Geſicht. Ich richtete mich auf dem Ellbogen auf, erhob den Kopf und ſtöhnte vor Schmerz. Ich konnte den vorgehaltenen Trunk nicht erreichen. „Binde ihm die Hände los!“ — „Bindet mich ganz los — ganz — die Füße thun mir weh,“ ſtöhnte ich. „Weshalb

quält ihr mich? Ich kann ja nicht fort. Ihr seid Viele, ich nur Einer. Was fürchtet ihr denn?" — „Ja, Einer! Du hast dich ja gewehrt wie ein Besessener. Hätte ich nicht den Kolben an deinem Schädel abgeschlagen, so hätten wir gar nichts mit dir anfangen können. Wir hätten dich geradezu umbringen müssen."— „Sieh dorthin, Mosol wälzt sich beständig auf dem Bauche," sagte ein anderer und deutete auf den verwundeten Turkomanen. „Das ist dein Werk." — „Aber weißt du, wir müssen ihn doch losmachen. Er soll ein wenig ausruhen, dann binden wir ihn wieder!" — „Zu Fuß geht er uns nicht in der Steppe durch, vollends mit solchen Füßen", lachte der Andere und deutete auf meine von den Stricken zerschundenen Füße.

Ich wurde losgebunden und lag wenigstens anderthalb Stunden rücklings mit dem Gesicht nach oben da, worauf sich allmählich der Blutumlauf wiederherstellte. Mit schwachen, zitternden Händen zog ich den Eimer zu mir heran und warf ihn beinahe um. Ich klammerte mich mit den Zähnen an seinem Rande fest und schlürfte den säuerlichen, häßlich riechenden käsigen Bodensatz ein. Bald fühlte ich mich frischer — wäre nur dieser dumpfe Kopfschmerz nicht gewesen! Ich betastete die schmerzende Stelle mit der Hand — gerade über dem linken Ohre fühlte ich eine ungeheure Geschwulst, die Haare waren ringsum von Blut völlig zusammengeleimt — mit dem linken Auge sah ich viel schlechter als mit dem rechten. — „Wo wolltest du denn hin?" fragte mich der erste Barantatsch, indem er mich forschend von Kopf bis zu Fuß betrachtete. „Zu der Abtheilung, die uns vorausgezogen ist", antwortete ich, indem ich mich schnell auf das bevorstehende Verhör vorbereitete.

„Weshalb?" — „Ich bin abgeschickt worden — weshalb? Das mögen die Befehlshaber wissen!" — Wärst du etwa selbst kein Befehlshaber?" — „Nein, ich bin ein gemeiner Sarbas (Soldat). Wie sollte ich ein Befehlshaber sein?" Ich wußte, daß mir diese kleine Lüge in der Folge sehr zu statten kommen konnte, denn erstens werden die gefangenen Soldaten viel weniger beaufsichtigt, und zweitens gibt es weit weniger Umständlichkeiten, wenn es sich um einen Eintausch oder Loskauf handelt.

„Lüge nicht! Lecke keinen Schmutz mit der Zunge! Die Beiden, die dort zurückgeblieben sind, das sind Gemeine. Es ist nicht das erste Mal, Freund, daß wir euresgleichen sehen." — „Wie du meinst!" — „So, so! Und warum bist du denn so allein in der Steppe geritten? Wußtest du denn nicht, daß wir uns hier aufhalten?" — „Warum hätte ich euch fürchten sollen?" — „Du siehst jetzt, warum! — He — oho — ich will dir —!" rief er dann seinem Hengste zu, der eben nach seinem Nachbar ausgeschlagen hatte.

Eine Zeit lang verstummten wir alle. Man hörte nichts mehr als das Stöhnen und Jammern des Turkomanen, der sich jetzt ringelförmig zusammen-

gekrümmt hatte, so daß er die Kniee mit dem Gesicht berührte. „Deine kleine Kugel sitzt ihm im Magen", erklärte mir Hassan.

Wieder brach die Nacht herein, die Steppennacht mit ihrer schwülen Stille und ihren durch Nebel blitzenden Sternen. Aufs neue wurden mir die Hände gebunden und das Bruchstück einer Lanze dazwischen gesteckt; die Füße ließ man mir diesmal frei. Wozu konnten mir aber die Füße dienen, da ich nicht einmal im Stande war, mich auf die Kniee zu erheben? Die Turkomanen bemerkten meinen Zustand sehr wohl; daher gaben sie sich gar nicht die Mühe, mich des Nachts zu bewachen, sondern sie fielen sämmtlich in festen Schlaf, mit Ausnahme des Verwundeten, der jetzt ohne Unterbrechung leise fortstöhnte. So wie er, so stöhnt der Mensch nur im Todeskampfe. Ein paar Mal wollte auch mich der Schlaf überkommen, die Augen fielen mir zu, aber in demselben Augenblicke drang mir auch schon wieder deutlich das qualvolle Stöhnen ins Ohr, welches sogar das friedliche Schnarchen der Räuber übertönte.

Unser Bivouak dauerte bis zur Dämmerung, dann schickten sich alle zum Aufbruche an. Zwei Turkomanen breiteten eine Pferdedecke auf dem Sande aus, traten auf ihren verwundeten Kameraden zu, der endlich zu stöhnen aufgehört hatte, nahmen ihn am Kopfe und an den Füßen, warfen ihn wie einen Sack auf die Decke und wickelten ihn ein, wie man es mit kleinen Kindern macht. Das ganze Pack wurde mit Stricken zusammengeknüpft, dann warfen sie es quer über den Sattel und befestigten es mit Riemen. Das Pferd schnaubte und wollte sich losreißen, als man ihm diesen seltsamen Reiter auflud.

Wenn ich so gestorben wäre, mit mir hätte man weniger Umstände gemacht, dachte ich und mußte mir unwillkürlich das liebliche Bild weiter ausmalen. Mit mir wäre die Sache weit einfacher gewesen. Für mich hätte man keinen ganzen Filz gebraucht, ein Säckchen, ein kleines Säckchen, aus dem gewöhnlich die Pferde gefüttert werden, wäre vollkommen genügend gewesen, meinen Kopf aufzunehmen. Den Körper hätte man liegen lassen, oder höchstens ein wenig von den Brunnen weggeschleppt, vor denen jeder Nomade eine gewisse Scheu hegt.

„Haida, haida!" rief Hassan, als sie endlich auch mich auf die Kruppe hinter den Sattel geladen hatten, und nun zog die ganze Bande im Gänsemarsch aus dem Kesselthale. Der erste Reiter sprengte ins Freie, sah sich nach links um und schnüffelte wie ein Wolf, der seinen Schlupfwinkel verläßt. Ihm folgten der zweite und dritte; schnaubend und sich schüttelnd rannte das Pferd mit dem Leichnam. Dann zogen Alle in langsamem Trab durch die Steppe, gerade in entgegengesetzter Richtung von der eben aufgehenden Sonne.

Ein schwerer, schwüler Tag stand uns bevor. Als er sich zum Ende neigte, machte Hassan, wie ich aus dem Gespräche entnahm, den Vorschlag, das große

Lager am Darja aufzusuchen, wo sich nach seiner Vermuthung das Zelt des Mullah Sadyk befinden mußte, jenes Steppenhelden, der unser unversöhnlichster Gegner war. —

Am Abend erblickten wir von weitem einen Rauchstreifen, der sich wogend mit der niederen Schicht der erhitzten Luft vermischte. Dieser Streifen verschwand und erschien wieder. Endlich verloren wir ihn ganz aus den Augen, da wir in eine Vertiefung hinabritten. Als wir wieder herauf kamen, erblickten wir ihn von neuem und zwar beträchtlich näher, denn wir konnten bereits ein von weißen, sandigen Ufern umrahmtes Gewässer erkennen. „Der Darja! der Darja!“ rief Hassan und streckte die mit der Peitsche bewaffnete Hand aus. Auch die Pferde freuten sich über das Wasser, denn sie witterten die gute Ausdünstung. Sie beschleunigten merklich ihren Gang, bewegten unruhig die Ohren und bliesen die rothen Nüstern weit auf, als fühlten sie schon die wohlthätige Frische des Wassers. Hie und da stiegen Rauchsäulen zum Horizont empor, Kameele weideten auf den spärlich bewachsenen Salzstellen, und jetzt zeigte sich sogar die Spitze einer rauchgeschwärzten Kibitka, die hinter einem niederen Grabhügel hervorsah.

Je mehr wir uns dem Amu-Darja näherten, desto klarer entwickelte sich vor unseren Augen das Bild des endlosen Feldlagers der Steppennomaden. Das ganze Ufer war bis zu den Sandbänken hin mit Kirgisen und andern Stämmen, welche dem Chan von Chiwa anhingen, besetzt. Man sah es an den Pferdeheerden, welche in ungeheuerer Ausdehnung unter der Aufsicht einiger Reitergruppen hier zerstreut waren. Die kriegerischen Turkomanen lassen ihre Pferde vollständig gesattelt auf die Weide gehen oder am Pflock stehen, so daß dieselben jeden Augenblick ihren Herren zu Diensten sein können. Dort ragen ihre Lanzen; von weitem könnte man die schlanken, jedem Windhauche nachgebenden Stäbe für dünnes Schilfrohr halten. Panzer und Schilde funkeln in der Sonne, etwas weiter hinten kommen auch die Spitzen der Zelte zum Vorschein. Ueberall Leben und Bewegung. Ganze Schafheerden werden ins Lager getrieben und wimmeln in dichten Schaaren am Wasser. Und die Kameele! Alle Uferabhänge sind mit diesen schwankenden, schwarzbraunen, höckerigen Massen besät.

„Haida! haida!“ schrieen meine Begleiter. „Ein Fang! Eine Beute!“ riefen einige Reiter, die ihnen entgegensprengten. „Wo habt ihr ihn eingefangen?“ — „Dort, wo noch viel für euch zu holen ist“, antworteten die Turkomanen ausweichend. „Ist Tjura-Sadyk zu Hause, wie?“ — „Der Mullah ist gestern auf Kundschaft ausgezogen; die ‚Schwarzen‘ sind mit ihm fort.“ — „Schade! Wir hatten gedacht — Sind die Unseren auch hier?“ — „Auf der Sandbank, hinter dem Schilfe.“

Es dunkelte. Kleine Feuer flammten über die ganze Steppe und warfen ihre rothen Lichter über die glatte Wasserfläche. Kläglich blökten die Schafe, die zur Tränke getrieben wurden, die Pferde wieherten laut, mit heiserem Gebrüll schwankten die Kameele daher. „So, hier machen wir Halt", sagte Hassan und hielt sein Pferd hart am Flußufer, an der Grenze des großen turkomanischen Lagerplatzes, an. Der Hunger quälte mich entsetzlich; außer dem „Krut", den ich beim letzten Nachtlager mit dem Wasser geschlürft, hatte ich thatsächlich nichts im Magen. Meine Peiniger hatten mich offenbar ganz vergessen, sie saßen ruhig auf dem Sande um ein kleines Feuer, auf dem ein flacher eiserner Kessel kochte, und warfen keinen Blick zu mir herüber. Mich hatten sie zwischen zwei Schläuchen niedergelegt. Zwei Schritte von mir lag schnarchend ein haariger Kameelskopf und strömte einen abscheulichen Geruch aus, während er langsam seinen grünen Speisebrei wiederkäute. Ich hatte nur einen kleinen dreieckigen Raum vor Augen, alles andere war mir durch die Schläuche verdeckt.

„He, Hassan!" rief ich entschlossen einem der am Feuer sitzenden Räuber zu. Dieser wußte offenbar nicht gleich, woher die Stimme kam. Ich wiederholte meinen Ruf. „So, du bists?" lachte Hassan. „Was willst du?" Er stand auf, trat mit ungeschickten Schritten, da ihm seine spitzigen Absätze das Gehen auf dem Sande erschwerten, auf mich zu und setzte sich auf einen Schlauch. „Wenn ich euch lebendig nöthig bin und nicht blos mein Kopf, so werdet ihr mich nicht an Hunger und Durst sterben lassen wollen. Ihr werdet keinen Vortheil davon haben." — „Daß dich! Nun warte nur, morgen früh kommt ein Mirza, der dich uns abkaufen will — der wird dir schon zu essen geben."

Augenscheinlich hatten die Turkomanen darauf verzichtet, mich Sadyk, der nicht im Lager erschien, zu übergeben, und hatten beschlossen, mich ohne weiteres an den ersten Besten zu verkaufen, einmal um sich meiner zu entledigen, sodann um so schnell als möglich den Gewinn einzustreichen, den ihnen ihre kriegerische Exkursion eingebracht hatte. „Deshalb gebt mir immer zu essen," stöhnte ich fort. „Gebt mir zu trinken! Ich sterbe bis morgen — trinken! hört ihr, trinken!"

Ich kroch zu Hassan hin, faßte ihn am Zipfel seines Kaftans und war fest entschlossen, mir entweder um jeden Preis Wasser und Nahrung zu verschaffen oder einen zweiten Kolbenschlag auf den Kopf zu erhalten, der mich vielleicht endgiltig von meinen Leiden erlöst hätte, die mir nachgerade unerträglich wurden. „Nun, nun, du hast ganz Recht, wenn du glaubst, man wolle dich sterben lassen. Aber warte — es wird gleich fertig sein (mit diesen Worten deutete Hassan auf den Kessel), dann bekommst du auch etwas. Bis dahin

bleibe ruhig liegen.“ Darauf kehrte er an ſeinen Platz zurück und fuhr in einer Erzählung ſeiner früheren Heldenthaten fort.

Bewegung und Geräuſch wollten in dieſer Nacht auch keine Minute verſtummen. Es ſchien mir ſogar, als liege eine gewiſſe Aengſtlichkeit in dieſem verworrenen Getöſe. Es war offenbar nicht der gewöhnliche Lärm, der bei einer ſolchen Menſchenmenge unvermeidlich iſt. Um Mitternacht machten ſich die Turkomanen an der Sandbank auf, zäumten die Pferde und entfernten ſich etwas weiter vom Ufer. Eine ungeordnete Karawane von bepackten und unbepackten Kameelen zog an uns vorüber, mehrere zweirädrige Laſtwagen rollten knarrend vorbei; das Fußvolk marſchirte truppweiſe in ſichtlicher Eile. Die Reiter ritten geradeaus durch die Flußſtrecke, die bis an die niedern ſandigen Ufer hereinreichte. Alle ſuchten haſtig aus dem Waſſer zu kommen, als befände ſich der Gegenſtand ihres Schreckens im Fluſſe. Späterhin erfuhr ich, daß unſre Ruderſchiffe, welche von oben herunter ſchwammen, dieſen Alarm veranlaßt hatten. Die Nachricht von ihrer Annäherung war von Wachtpoſten überbracht worden.

Auch meine Turkomanen brachen auf. Ich wurde ſeitwärts auf einen der Schläuche gebunden, welche neben mir lagen, und auf ein Kameel geladen. So gingen wir, von einer wüſten Maſſe von Menſchen und Thieren umgeben, faſt bis Tagesanbruch weiter. Mit den erſten Sonnenſtrahlen kam etwas mehr Ordnung in die Bewegung. Es erſchienen Reiter in koſtbaren goldgeſtickten und pelzverbrämten Kaftanen, mit hohen Pelzmützen; Fähnchen wurden ihnen auf langen, mit Roßſchweifen verzierten Schäften nachgetragen. Donnernd und ſchrillend folgte die Artillerie, welche aus drei bis vier Kanonen beſtand und von zehn Pferden gezogen wurde.

Plötzlich ſtockte die ganze Abtheilung, ſie ſprang zur Seite und gerieth in ſchwankende Bewegung. Wäre ich nicht von einem ſo betäubenden Lärm, von Geſchrei, Geziſch, Pferdegewieher und Kameelgebrülle umtoſt geweſen, ſo hätte ich ſicher das Platzen einer Granate über unſeren Köpfen vernommen. So aber ſah ich nur ein kleines, weißes Wölkchen, das plötzlich in der Luft aufwirbelte, und weiter nichts. Ein zweites derartiges Wölkchen wirbelte noch näher, zwei oder drei Reiter überſchlugen ſich und flogen kopfüber zu Boden. Das Kameel, das mich trug, ſtolperte und ſtürzte; es war ein Glück, daß es nicht auf meine Seite fiel. Alles Lebende ſtob auseinander.

Deutlich ließen ſich jetzt ferne Schüſſe vernehmen. Es waren dumpfe, donnerähnliche Schläge — ich erkannte die Stimmen unſerer Geſchütze. Ah — hier kommt eine Kartätſche! Sie bahnt ſich einen grauenvollen Weg durch die Maſſe von Menſchen und Thieren! Ein wildes gräßliches Bild entfaltete ſich plötzlich vor meinen Augen. Alles ſtürzte in kopfloſer Flucht davon und ver-

wickelte und verwirrte ſich in einen dichten Knäuel. Es war, als hätten Alle, von paniſchem Schrecken ergriffen, den letzten Reſt von Beſinnung verloren.

Jetzt erblickte ich auch Haſſan; er tummelte ſich auf ſeinem Renner und ſah ſich im Kreiſe um. Vermuthlich ſuchte er mich. Ich verſteckte mich, ſo gut es gehen wollte, hinter meinem Schlauche, von der andern Seite wälzte ſich ein verendendes Pferd über mich und verdeckte mich gänzlich vor den Augen des Turkomanen. Es war mir alles wie ein Traum. Reiter auf kleinen Pferdchen, in weißen Hemden und weißen Mützen, ſchoſſen an meinen Augen vorüber. —

Ich erwachte im Zelte des Kapitäns G., eines meiner Kameraden. Neben mir ſaß der Arzt. Hinter dem Zelttuche kochte und ziſchte der Feldſamowar. Ich glaubte noch immer zu träumen. Seit meinem unglücklichen Ritt waren zwei Fieberwochen vergangen, nach deren Verlauf ich mich aber ſchnell wieder erholte.

Uebrigens nenne ich dieſen Ritt mit Unrecht einen unglücklichen. Sein Zweck war erreicht, und darauf kam ja alles an. Die Papiere, die ich zu beſtellen hatte, waren von den Koſaken im Sattel meines gefallenen Orlik gefunden worden. Hätte ich ſie nicht in die Satteltaſche geſteckt, ſo wäre mein Ritt freilich ein ſehr unglücklicher geweſen. Ich hätte mich vielleicht auf immer einer ziviliſirten Umgebung beraubt geſehen und mein trauriges Leben als Sklave irgend eines Nomadenmirzas im halbwilden Aul zugebracht.

Der griechiſch-türkiſche Grenzſtreit.

Die Nordamerikaner leben der Anſicht, daß die Eroberung und Einverleibung ganz Amerikas in die Union nur eine Frage der Zeit, daß ſie manifest destiny, offenbar der Wille des Schickſals ſei, und ſie haben vielleicht Recht damit. Die Griechen hegen eine ähnliche Meinung, indem ſie glauben und zuverſichtlich hoffen, daß alle Landſchaften der Balkanhalbinſel, wo nur oder vorwiegend ihre Sprache geſprochen wird, von Rechtswegen zum Königreiche Hellas gehören und ihm über kurz oder lang zufallen werden, und ſie haben ganz ſicher Unrecht damit. Dieſe Anwendung des Nationalitäts-Prinzips iſt einerſeits unbillig, andrerſeits dem, der ſich von ihr in ſeinen Wünſchen und Handlungen beſtimmen läßt, nachtheilig. Man ſtellt ſich damit der Partei der

irredenta Italia an die Seite, man trachtet nach Chimären, man macht impotente Anstrengungen und läuft Gefahr, lächerlich zu werden, so ziemlich das Schlimmste, was einer Nation passiren kann.

Damit ist nicht gesagt, daß die Ansprüche, die Griechenland auf eine Erweiterung seiner Grenzen nach Norden hin erhebt, in allen Stücken unbillig und deshalb zurückzuweisen wären. Ein großer Theil derselben ist vielmehr wohlberechtigt und somit nicht blos vom Berliner Kongreß, sondern nach diesem speziell und besonders lebhaft von Frankreich, dann auch von England befürwortet worden, und eine Verständigung in dieser Frage, nach deren Erledigung der Berliner Vertrag in allen wesentlichen Punkten ausgeführt sein würde, ist nur deshalb noch nicht erfolgt, weil auf der einen Seite der Sultan sich lange Zeit gegen jede Bewilligung sträubte und auf der andern die Griechen ihm zuviel zumutheten und Abtretungen verlangten, die nicht blos gegen das türkische, sondern auch gegen das europäische Interesse verstießen.

In Folge des Friedens von Adrianopel wurden die durch den Londoner Vertrag von 1829 zu eng gesteckten Grenzen Griechenlands mit dem Protokoll vom 3. Februar 1830 zum ersten Male erweitert. Das Land, erst jetzt ein unabhängiges Königreich geworden, erhielt die Inseln Negroponte und Skiro, sowie die Cykladen, und seine Nordgrenze fiel mit einer Linie zusammen, die vom Ausfluß des Aspropotamo (des Acheloos der Alten) über Vrachori nach dem Golfe von Zeitun gezogen wurde. 1832 wurde diese Landgrenze noch weiter nach Norden gerückt, so daß sie bis an die Meerbusen von Arla und Volo reichte. Aber auch das war den Griechen zu wenig. Sie verlangten zunächst weitere Landstriche im Norden, dann Kreta, und die öffentliche Meinung schwärmte von einem Großgriechenland, welches auch die Sporaden und neben Epirus und Thessalien auch Mazedonien umfassen und zuletzt alle Landschaften der Türkei annektiren sollte, wo Hellenen die Mehrzahl oder auch nur eine starke Minorität der Bevölkerung bildeten, wobei Exaltirten selbst Konstantinopel vorschwebte. Daher außer kleineren Versuchen, die Grenze mit Gewalt weiter hinauszuschieben, 1854 während des Krimkriegs Rüstungen in Athen gegen die Pforte, die durch Einschreiten der Westmächte und Besetzung des Piräus seitens der Franzosen vereitelt wurden. Daher 1866 bis 1868 die offene Unterstützung des kretischen Aufstandes gegen die türkische Herrschaft durch die griechische Regierung, ein völkerrechtswidriges Verfahren, welches zum Kriege mit der Pforte geführt haben würde, wenn der Kongreß, der auf Preußens Vorschlag im Januar 1869 zu Paris zusammentrat und den Griechen Ruhe gebot, den Streit nicht beigelegt hätte. Daher endlich während des letzten russisch-türkischen Krieges neue Rüstungen Griechenlands und Einmarsch ins südliche Thessalien, wo der Aufstand der dort wohnenden Griechen begonnen

hatte, von wo man ſich indeß, da Rußland dieſen Bundesgenoſſen und — Konkurrenten nicht ermuntern konnte und auch die übrigen Mächte dieſes Vorgehen, welches kein Krieg ſein, ſondern nur zum Schutze der Grenze erfolgt ſein ſollte, nicht billigten, bald wieder rückwärts konzentrirte. Beim Friedensſchluſſe wurde indeß das Begehren des griechiſchen Kabinets, für das ſich Frankreich mit Eifer verwendete, der Pforte bis zu einem gewiſſen Grade zur Berückſichtigung empfohlen. Dieſelbe zögerte lange damit, auf dahin gehende Verhandlungen mit griechiſchen Bevollmächtigten einzugehen. Indeß Waddington ließ durch den franzöſiſchen Geſandten wiederholt an dieſe Verpflichtung erinnern und zu ihrer Erfüllung drängen, und England ſcheint ſich dem umſoweniger entgegengeſtellt zu haben, als es wiſſen mußte, daß Rußland ſich in Konſtantinopel bemühte, die Regelung der Angelegenheit zu hintertreiben. So entſchloß ſich denn um Mitte Auguſt d. J. der Sultan, inſofern nachzugeben, als er die Paſchas Savfet, Ali Saib und Savas beauftragte, ſich mit den von Griechenland ernannten Kommiſſären zur Regulirung der nordgriechiſchen Grenze ins Einvernehmen zu ſetzen. Die Rüſtungen, mit denen die Griechen in Athen ihre Preſſion unterſtützen zu müſſen meinten, werden ihn dazu nicht bewogen haben; denn auch die geſchwächte Türkei iſt den Griechen militäriſch weit überlegen, zumal da ihr in Südepirus die Mehrheit der Bevölkerung zur Seite ſteht. Wohl aber darf es die Pforte mit Frankreich nicht verderben, auch muß ihr daran gelegen ſein, die leidige Angelegenheit endlich aus der Welt zu ſchaffen, die nur ein Hinderniß für die vollſtändige Reduktion der osmaniſchen Armee und die Ausführung der hochnothwendigen Reformen in der Verwaltung des Reiches iſt. Man wird ſich in Konſtantinopel zu den nun einmal unvermeidlichen Zugeſtändniſſen beſtimmen laſſen, und man wird in Athen ſeine Forderungen herabmindern, da man mit bramarbaſirenden Demonſtrationen, wie Einberufung des zweiten Aufgebots der Nationalgarde, niemand imponirt, da man ſich ferner der Erkenntniß nicht verſchließen kann, daß Europa in ſeinem Friedensbedürfniſſe keinerlei Neigung verſpüren dürfte, die Meinungsverſchiedenheit wegen einiger Quadratmeilen Land und einiger Tauſende halbwilder Griechen und Arnauten zu einem blutigen Konflikte auswachſen zu laſſen, und da Griechenland alle Ausſicht hat, ohne einen Schuß Pulver verbraucht zu haben, einen anſehnlichen Gebietszuwachs einzuheimſen.

Die im Jahre 1832 gezogene Grenzlinie iſt in der That keine vortheilhafte geweſen, und zwar weder für Griechenland noch für die Pforte. Sie durchſchnitt eine Region, die einer geſetzloſen Bevölkerung diesſeits und jenſeits Schutz und Sicherheit gewährte. Das Räuberweſen, unter dem Griechenland bis auf die neueſte Zeit zu leiden hatte, iſt unzweifelhaft auf dieſen Umſtand zurückzuführen. Ferner hat jene Grenzlinie große Diſtrikte von Griechenland

ausgeſchloſſen, deren Bewohner ausſchließlich dem helleniſchen Stamme angehören. Das Kabinet des Königs Georgios hat mit vollem Rechte wiederholt darauf hingewieſen, daß es die Sympathie der Griechen für Theſſalien unmöglich unterdrücken dürfe, und daß es die Unterthanen des Königs trotz ſeiner Bereitwilligkeit, den internationalen Verpflichtungen ſeiner Regierung nachzukommen, nicht hindern könne, den ſtammverwandten Nachbarn bewaffnet Hilfe zu leiſten. Das iſt aber umſomehr zu beklagen, als es der Türkei eine gute Regierung in Theſſalien erſchwert und ihr zugleich ſehr bedeutende Opfer für militäriſche Zwecke auferlegt. So würde es wohl ſchon längſt zu einem billigen Ausgleiche in Betreff Theſſaliens gekommen ſein, wenn die Griechen nicht weitere Anſprüche erhoben und bis jetzt hartnäckig feſtgehalten hätten.

Der Streit dreht ſich nämlich jetzt faſt allein um das ſüdliche Epirus und, näher betrachtet, um die Stadt Janina und ihr Gebiet ſowie um den Diſtrikt von Preveſa. Das Kabinet von Athen hat allerdings eine gewiſſe Berechtigung, wenn es auf dieſe Städte und Landſtriche Anſpruch macht. Es ſtützt ſich auf die Beſchlüſſe des Berliner Kongreſſes, der bezüglich ſeines Vorſchlags wegen einer neuen Abgrenzung des griechiſchen Gebietes dem Antrage Waddingtons auf Abtretung des ſüdlichen Epirus an das Königreich Hellas beiſtimmte. Die Pforte will aber darauf nicht eingehen, und die Mehrzahl der Einwohner dieſer Diſtrikte, aus Albaneſen beſtehend, hat ſich mit größter Energie an ihre Seite geſtellt. Letztere haben ſich, von Konſtantinopel her unterſtützt, zu kräftigem Widerſtande organiſirt und ſcheinen entſchloſſen, einer Beſitzergreifung von Seiten Griechenlands Widerſtand zu leiſten.

Sie machen gegen die Abtretung ihres Grenzdiſtrikts an das Königreich Hellas, wie in den verſchiedenen von ihnen eingereichten Denkſchriften auseinandergeſetzt iſt, geltend, daß nationale, ſtrategiſche und wirthſchaftliche Gründe dagegen ſprechen. Sie heben zunächſt hervor, daß die Bevölkerung des in Rede ſtehenden Gebiets nachweislich vorwiegend albaneſiſch und nicht helleniſch iſt (was freilich nicht viel bedeuten will, da das Volk in Griechenland bis vor die Thore Athens vor nicht langer Zeit, d. h. bis 1858, noch albaneſiſch ſprach), daß die Abtretung der Grenzgaue ganz Südalbanien für jede Invaſion zugänglich machen würde, und daß der Verluſt der Thalniederungen für die faſt ausſchließlich auf Viehzucht, vorzüglich Schafzucht, angewieſenen Bergbewohner Albaniens einer Verurtheilung zum Hungertode gleichkommen würde, da ſie ihre Heerden im Winter nur auf den Weidegründen jener Niederungen zu erhalten im Stande wären.

Darin liegt entſchieden Wahres. Die Landſchaft Epirus beſitzt im Süden eine Bevölkerung, die aus Griechen und Albaneſen gemiſcht iſt. Griechen reinen Blutes bilden die Mehrzahl nur in der Gegend von Suli und dann längs der

Küſte bis in die Gegend, die der ſeit etwa anderthalb Jahrzehnten zu Griechenland gehörigen Inſel Korfu gegenüberliegt. Im Innern überwiegt das albaneſiſche Element bei weitem. Jedenfalls ſtoßen Griechen und Albaneſen in Epirus aufeinander, und je weiter nördlich, deſto mehr. Ganz anders liegen die Dinge im Nordoſten. Hier zieht ſich das Hellenenthum, im ethnographiſchen Sinne geſprochen, in ununterbrochner Zone durch den größten Theil Thaſſaliens, über die Ausläufer des Olymps durch ganz Südweſt-Mazedonien über Saloniki mit Einſchluß der chalkidiſchen Halbinſel mit den Klöſtern des Athos hin; es ſäumt ferner die thrakiſchen Küſten und verläuft endlich in der Richtung auf Konſtantinopel, zu deſſen Einwohnerſchaft die Griechen nächſt den Türken das ſtärkſte Kontingent ſtellen. In dieſer Richtung iſt alſo eine Gebietsvergrößerung für Griechenland um ſo paſſender und billiger, als die neuen Grenzſteine in griechiſcher Erde ſtehen und keine Albaneſen von Albanien abſchneiden würden. Die jüngſten Ereigniſſe ferner haben gezeigt, daß die helleniſche Bevölkerung Mazedoniens und Oſtrumeliens, namentlich die im letztgenannten Landſtriche, durch die Beſtrebungen der Bulgaren und die nationale Unduldſamkeit der Slaven überhaupt viel ärgeren Beeinträchtigungen und Mißhandlungen ausgeſetzt iſt als je zuvor unter unmittelbar türkiſchem Regimente.

So klug für die Pforte eine Anlehnung an das griechiſche Element ſein würde, nicht weniger klug und verſtändig würde ein billiges Verfahren der Hellenen des Königreiches gegenüber derjenigen Nachbarmacht ſein, die noch immer über eine ſehr große Anzahl von Griechen herrſcht und aller Wahrſcheinlichkeit nach noch manches Jahrzehnt herrſchen wird; denn auch der ganze Weſtrand Anatoliens iſt vorwiegend von Griechen bewohnt, und ſogar im Innern dieſer mächtigen Halbinſel gibt es Städte, deren Einwohner helleniſchen Stammes ſind, wenn ſie auch meiſt die türkiſche Sprache angenommen haben. Wenn alſo auf beiden Seiten der Stimme der Vernunft endlich Gehör gegeben wird, ſo wird Folgendes ungefähr als das Richtige erkannt werden: zunächſt im allgemeinen Verſtändigung des Kabinets von Athen mit der Pforte zur Klarſtellung des zukünftigen Verhältniſſes zwiſchen dieſer und der griechiſchen Rajah, Vermeidung eines jeden drohenden oder gar feindſeligen Auftretens der Griechen des Königreiches gegenüber den Albaneſen, die mehr als einmal, z. B. unter Ali Paſcha von Janina, Bundesgenoſſen und Mitkämpfer der Hellenen waren und bei dem drohenden Ueberwiegen und Umſichgreifen des Slaventhums auf der Balkanhalbinſel, wenn ſie wohl berathen ſind, ſich in Zukunft wieder an deren Seite ſtellen müſſen, drittens endlich Gewährung einer möglichſt großen Erweiterung der griechiſchen Grenze auf der theſſaliſchen und Sichbegnügen mit einer kleinen Abtretung von Gebiet auf der epirotiſchen Seite. Die helleniſchen Kommiſſäre müſſen, wenn die Verhandlungen bald zu gedeih-

lichem Ausgange gelangen ſollen, allen ethnographiſchen und hiſtoriſchen Hokuspokus, den ſie geltend machen, beiſeite laſſen. Man muß in Athen endlich begreifen, daß Epirus, weil in ihm auch Griechen wohnen, nicht von Rechtswegen zu Griechenland zu ſchlagen iſt; denn ſonſt wären auch Thrazien, Mazedonien, Jonien und ſelbſt das ferne Cypern, wo das helleniſche Element ebenfalls und in manchen Städten und Landſchaften weit ſtärker als in Südepirus vertreten iſt, ſchon jetzt für das Königreich in Anſpruch zu nehmen, was doch die reine Unmöglichkeit iſt. Nur eine politiſche Betrachtung, nur die Frage nach dem, was zeit- und ſachgemäß, iſt hier am Orte, und was dieſe lehrt und empfiehlt, kehrt ſeine Spitze nicht gegen die Arnauten, ſondern gegen die Bulgaren und überhaupt gegen die ſlaviſche Präponderanz.

Zeigt man ſich in Athen unnachgiebig, ſo wird zuletzt nichts übrig bleiben, als daß die Großmächte das letzte Wort ſprechen, die, wie man erfährt, in den letzten Wochen lebhaft über die Sache verhandelt haben. Selbſt die franzöſiſchen Rathſchläge ſollen jetzt annehmbarer als früher für die Pforte lauten, und die von Waddington in Berlin vorgeſchlagne Demarkationslinie ſoll nicht mehr als noli me tangere gelten. Verzichtet man griechiſcherſeits darauf, daß Südepirus mit Arta, Preveſa und Janina dem Königreiche einverleibt werden, laſſen mit andern Worten die Anſprüche des Kabinets von Athen die Kreiſe der albaneſiſchen Liga ſo viel als irgend möglich unberührt, ſo ſoll dafür in dem faſt ausſchließlich von Hellenen bewohnten Theſſalien mehr, als bisher ins Auge gefaßt war, gewährt und unter anderm Lariſſa und Trikala mit den dieſe Städte umgebenden Landſtrichen abgetreten werden. Die Türkei wird nach einigem Sträuben ſich in das Unvermeidliche fügen, und Griechenland wird für den Krieg, den es mit ſo großem Eifer und Kraftaufwand auf dem Gebiete der Zeitungen und diplomatiſchen Noten geführt hat, ein Stück Land gewinnen, das ein recht anſtändiger Preis für zwei oder drei ſiegreiche Schlachten wäre.

Die Wahlen in Baden.

Für die zweite badiſche Kammer ſind ſoeben die Wahlmännerwahlen vollzogen worden. Die Abgeordneten werden hier auf vier Jahre gewählt; alle zwei Jahre findet für die ausſcheidende Hälfte derſelben eine Ergänzungswahl ſtatt. Um dieſe Ergänzungswahl handelt es ſich. Unſer Wahlſyſtem iſt eins der beſten; es iſt zwar das indirekte, die Wahl iſt aber eine geheime, und die

Wahlmännerwahl ist eine allgemeine und beruht auf der breitesten Grundlage. Die Berechtigung für das aktive wie für das passive Wahlrecht knüpft sich hier nicht, wie bei den preußischen Landtagswahlen, an bestimmte Steuersätze, sondern allein an politische Rechte, wobei aber, wie uns dünkt mit weiser Hand, die Grenze wiederum nicht so weit gezogen worden wie bei dem Wahlrecht zum deutschen Reichstage. So bieten die Wahlmännerwahlen bei uns ein sehr treues Bild der politischen Stimmung; sie geben der öffentlichen Meinung einen klareren und zutreffenderen Ausdruck als die Massenabstimmungen bei der Reichstagswahl und das Dreiklassensystem bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Daher sind aber auch die Wahlmännerwahlen für die Stimmung im Lande viel charakteristischer als die Abgeordnetenwahlen, bei denen ja leicht durch geringe Majoritäten ein früheres Wahlergebniß wieder erzielt werden kann, obwohl das Parteiverhältniß im Wahlkreise ein durchaus anderes geworden ist. Das wird sich gerade bei den diesmaligen Wahlen mehrfach zeigen.

Der Ausfall unsrer Wahlmännerwahlen entspricht in hohem Grade den Voraussagen, welche in d. Bl. wiederholt gethan worden sind. Während in einem oder zwei sonst ultramontanen Bezirken die Liberalen einige Erfolge errungen, haben im allgemeinen die Ultramontanen und die Konservativen einen so bedeutenden Zuwachs bekommen, daß ihnen dadurch nicht nur 5 oder 6 Sitze in der Kammer mehr zufallen dürften, sondern daß sie, was noch mehr sagen will, in einer Reihe von Wahlkreisen festen Fuß gefaßt haben, die ihnen bisher fast ganz verschlossen waren. Noch größer wäre ihr Zuwachs und dadurch ihr Erfolg gewesen, wenn sie nicht an mehreren Orten die Flinte zu frühzeitig ins Korn geworfen hätten; so gaben sie in Konstanz, wo sie sich durch den liberalen Terrorismus abschrecken ließen, und in Karlsruhe, wo sie fürchteten, von den Gegnern numerisch erdrückt zu werden, die Parole der Wahlenthaltung aus, obwohl gerade in den Handwerkerkreisen Karlsruhes die konservative Partei einen bedeutenden Anhang hat. Wie untaktisch dies gehandelt war, zeigte der Wahlausgang; die liberalen Wahlmänner wurden in der Metropole des Musterstaates des Liberalismus mit 6 — sage sechs Prozent der Wahlberechtigten gewählt! Zu wählen waren hier 11 Wahlmänner, wahlberechtigt waren 2732, davon gaben ihre Stimme ab ca. 160 Wähler! Sehr schwach war die Betheiligung nach den übereinstimmenden Berichten fast in allen liberalen Bezirken, überboten aber in der Schwäche wurde die Residenz nirgends; die liberale Partei dankt ihren Sieg also allein der Wahlenthaltung der Konservativen und Ultramontanen. Zu den vollständig verlorenen Bezirken gehört übrigens der Landkreis Karlsruhe und der Kreis Lahr, dieses Bollwerk, wo der Führer der badischen nationalliberalen Partei, Oberstaatsanwalt Kiefer, sein bisher

unangefochtenes Banner aufgepflanzt hatte, und wo er seither stets unbeanstandet gewählt worden war. Man ist für Herrn Kiefer bereits auf der Suche nach einem neuen Wahlkreise. Aber es geht dem Führer der badischen Liberalen wie dem der preußischen. Wie Herr Lasker in Stettin nicht die genügende Unterstützung gefunden, so hat man hier im 19. badischen Wahlkreise Herrn Kiefer einstimmig abgelehnt und sich für den früheren Vertreter des Kreises erklärt. Sic transit gloria mundi!

Doch was hier interessirt, ist nicht der Ausfall im einzelnen, sondern das Gesammtbild, welches sich jetzt bietet. Da zeigt sich denn vor allem die beachtenswerthe Erscheinung, daß für Baden, wo es sich seither nur um den Gegensatz von liberal und ultramontan handelte, plötzlich auch die konservative Partei zu einem Faktor geworden ist, mit dem man in Zukunft entschieden wird rechnen müssen. Vom Volke vielfach mit Hoffnung und Freude, an höchster Stelle, wie es scheint, nicht ganz ohne Sympathie begrüßt, hat die konservative Bewegung im Laufe der letzten zwei, drei Jahre hier an Ausdehnung gewonnen, ist an intensiver Kraft gewachsen, und um den ursprünglich kleinen, aber kräftigen Kern hat sich eine schon recht imposante Partei gruppirt, die trotz des seitherigen Mangels einer guten Presse doch durch den Einfluß einer geschickten, maßvollen und noblen Führung fortwährend zunimmt und noch mehr zunehmen wird, nachdem sie in der zweiten Kammer — was bisher nicht der Fall war — Fuß gefaßt hat. Bisher war der „Kulturkampf" das Paradepferd, welches die liberalen Abgeordneten ihren Wählern bei jeder Gelegenheit vorführten. Je weniger man von eigenen Erfolgen reden konnte und gegen die ja in der Wolle liberal gefärbte Regierung reden durfte, wenn man nicht gegen das eigene Prinzip sprechen wollte, je weniger man gegen einen Ansturm wider die liberale Unfehlbarkeit glaubte reden zu müssen, destomehr hieb man, obgleich die beiden Konfessionen innerhalb der Bevölkerung hier meist sehr friedlich zusammenleben, auf die Ultramontanen ein, alles Wählen und Wühlen ging auf im Kulturkampf. Das hat seine unausbleiblichen Früchte getragen. Das liberale Regierungsprinzip — weit entfernt ein freisinniges zu sein — ist mit einer Schroffheit, einer Einseitigkeit, einer Härte gegen Andersmeinende zum Ausdruck gekommen, wie es in anderen Staaten, in denen man die Regierungen konservativer Neigungen beschuldigt, unerhört wäre. Das Beamtenthum einseitig rekrutirt, das freie Wort in Versammlungen wie in der Presse verpönt — so ist der sogenannte Liberalismus hier an sich selbst zu Grunde gegangen. Man hat sich fort und fort gesagt und sagen lassen, daß man in einem Musterstaate lebe, in dem Alles vorzüglich sei: vorzüglich das Beamtenthum, obwohl schon Ludwig Häußer in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution darin sehr entgegengesetzter Meinung ist;

vorzüglich die Rechtspflege, obwohl einige der hervorragendsten Richter sich in einer bedenklichen Weise in den Dienst der politischen Partei gestellt haben; vorzüglich die Schule, obwohl sie, nur nach der liberalen Simultanschablone reformirt, des Hauptfaktors, des erziehlichen Elementes, gar sehr ermangelt; vorzüglich die Kirche, obwohl man sie am liebsten nur aus dem Protestantenverein rekrutirt hätte; vorzüglich das Städtewesen, obwohl in Folge der zahlreichen, aus mangelhafter Städteordnung resultirenden Konflikte eine gesunde und freiheitliche Entwickelung des Bürgerthums geradezu ausgeschlossen ist — kurz alles, alles vorzüglich. Das ist das Glaubensbekenntniß des liberalen Musterstaatsbürgers. Dadurch ist aber in unserm politischen Leben eine Versumpfung eingetreten, wie man sie sonst nur reaktionären Staatswesen nachsagt, eine Versumpfung, die das Wort vollständig zu rechtfertigen scheint, welches man einem unserer Minister a. D. — wer kann sagen, ob mit, ob ohne Recht — in den Mund legt: in Baden sei alles morsch und faul. Es wäre interessant, hätte wenigstens ein pathologisches Interesse, den Gründen hierfür, die ja zum nicht geringen Theil in der eigenartigen geschichtlichen Entwickelung Badens liegen, nachzuspüren; für heute muß es uns genügen, in diesen merkwürdigen Zuständen selbst die Gründe zu erblicken für die Parteiverschiebung, die wir soeben sich vollziehen sehen. Die sogenannte liberale Partei ist hier eigentlich die konservative, und gerade durch die sogenannte konservative Bewegung wird ein neues und belebendes Fluidum in die stabile Masse getragen werden. Es wird dadurch möglich sein, daß das wahrhaft freisinnige Bürger- und Bauernthum, welches sich während der zwanzigjährigen Herrschaft des Liberalismus fast jedes Selbstbestimmungsrechtes begeben hatte, von der Verbeamtung sich befreit, der es bis zum Aufgeben jeder eigenen, von der Schablone abweichenden freien Meinung unterworfen worden war.

In dem Wahne, alles gut gemacht zu haben und alleiniger und (bis auf zwölf Wahlkreise) unangefochtener Herr der Situation zu sein, ging der badische Liberalismus blind und taub einher. Hier trat ihm kein Reaktionsgeschrei entgegen, aber auch nicht die ernste und wiederkehrende Mahnung, das Gewordene auf seinen wahren Werth zu prüfen. Das hat sich jetzt wie mit einem Schlage geändert. Der Bevölkerung beginnen die Augen aufzugehen über die Ziele der seitherigen Entwickelung, über die Errungenschaften, deren Lob ihr in allen Tonarten vorgesungen worden, über die Früchte, welche das herrschende System getragen. Man findet, daß die Früchte sehr wurmstichig sind. In Preußen hat man ja im Laufe weniger Jahre die gleiche Erfahrung gemacht; aber dort konnten sich die, die das verschuldet, leicht helfen; man machte einfach das System Mühler verantwortlich und glaubte nun glänzend gerechtfertigt zu sein. In Baden sitzt der Liberalismus seit nahezu einem Menschenalter im

Sattel, hier konnte man also nicht die Zustände der Gegenwart einem Systeme in die Schuhe schieben, welches vor seiner, des Liberalismus, Herrschaft die Geister geknechtet hätte. Und doch dieselben Erscheinungen wie in Norddeutschland, nur noch etwas schlimmer, allgemeiner. Man kennt das prächtige Gedicht Fritz Reuters: Hanne Nüte. Da stößt Jochen, der Sperlingsvater, das jüngste seiner Jungen, weil es seinem Alter nach flügge sein müßte, unbarmherzig aus dem Neste, unbekümmert um das fernere Schicksal des Verlassenen. Aehnlich hat es der Liberalismus mit unserem Volke gemacht. Abstrakte Erwägungen lehrten, daß politische, kirchliche und wirthschaftliche Freiheit das höchste Gut im Staate sei, einzelne erleuchtete Köpfe fühlten sich selbst desselben würdig; die große Masse des Volkes, tröstete man sich, werde schon die Freiheit zum richtigen Gebrauche der Freiheit erziehen. Nun liegt es aber, wie der Sperling, am Boden, preisgegeben der Ausplünderung des Stärkeren und Schlaueren. Gerade das badische Volk, zusammengewürfelt und ohne eine Geschichte, welche in ihm das Gefühl fester Zusammengehörigkeit hätte erzeugen können, ohne den Patriotismus, den dieses Gefühl zu geben vermag, hätte einer langen Uebung, einer ernsten Erziehung zur Selbständigkeit bedurft, ehe es in eine Lage gebracht wurde, in welcher es sich allein durch eigne Kraft erhalten konnte. Nicht das liberale Prinzip als solches hat uns geschadet — dies zu behaupten liegt uns sehr fern —; geschadet hat uns, daß dieses Prinzip in übereilter, unvermittelter, unpraktischer und leider oft genug auch in eigennütziger Weise zur Herrschaft gebracht worden ist.

Von diesem Standpunkte aus begrüßen wir die konservative Bewegung, die sich jetzt so kräftig hier zu regen beginnt, mit Freude. Ihre Berechtigung ist unzweifelhaft, in der Bevölkerung findet sie eine wärmere Sympathie, als die Führer unserer liberalen Partei sich träumen lassen. Das Gegengewicht, welches dadurch dem einseitigen, herrschsüchtigen, für die Zeichen und Leiden der Zeit blinden Parteiregimente erwächst, kann für die legislative Thätigkeit und für das Volk selbst nur von Vortheil sein. Daß die konservative Partei innerhalb einer oder zweier Legislaturperioden einen bestimmenden Einfluß in der zweiten Kammer erlangen sollte, ist ja undenkbar; dazu ist sie noch zu sehr im Werden begriffen. Auch halten zu viele, die mit dem Liberalismus zerfallen sind, sich fürs erste noch aus Scheu zurück. Aber die Gegenwirkung wird stark genug sein, die liberale Partei in ihrem Schieben nach links aufzuhalten, vielleicht sogar sie wieder mehr nach rechts zu drängen und ihr die Augen über ihre seitherigen Fehler zu öffnen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Neue Friktionen.

Die Ergebnisse der Wahlen für das preußische Abgeordnetenhaus sind nunmehr bereits seit einigen Tagen bekannt, und wir wissen, daß sich erfüllt hat, was zu erwarten war. Das Unterhaus des Parlaments Preußens wird wesentlich anders zusammengesetzt als früher seine Berathungen beginnen. Das Volk hat in weiten Kreisen gezeigt, daß es die Wendung, welche früher für Freunde des Kanzlers und Stützen seiner Politik anzusehende Abgeordnete zu Gegnern desselben werden ließ, nicht gutheißt. Die liberalen Parteien, mit Einschluß der Nationalliberalen vom linken Flügel, haben an vielen Orten Niederlagen und Einbußen erlitten, und die verschiedenen Schattirungen der Konservativen, namentlich die am weitesten rechts stehende, haben, vorzüglich in den alten Provinzen, Siege und Gewinne zu verzeichnen. Die Mittelpartei ist — Dank vor allem der Wirksamkeit des bis jetzt nicht wieder gewählten Herrn Lasker und derer, die mit ihm gingen — beträchtlich schwächer geworden, und der extremen Opposition ist es ungefähr ebenso ergangen. Die letztere wird nun vermuthlich den Mangel an Zahl durch lauteres und heftigeres Auftreten ihrer Wortführer zu ersetzen bemüht sein, und so haben wir uns auf harte Zusammenstöße und unerfreuliche Auftritte gefaßt zu machen.

Die hier zu erwartenden Friktionen werden indeß nicht sehr viel zu bedeuten haben. Die Nationalliberalen werden, wie zu hoffen, gewarnt durch den Zersetzungsprozeß, der mit ihrer Partei begonnen hat, und der sie mit dem Schicksale bedroht, das einst die Altliberalen aus einer parlamentarischen Macht in ein ohnmächtiges Häuflein von kaum einem Dutzend Stimmen verwandelte, vorsichtiger und maßvoller operiren als in der letzten Zeit, und das Geräusch der Herren Richter und Genossen wird sich der Kanzler wohl wie bisher nicht besonders stark zu Gemüthe ziehen; denn es wird ihn nicht hindern, mit dem durchzudringen, was er im Interesse des Staats und des Reichs ins Auge gefaßt hat.

Dagegen sind andere Friktionen, von welchen in diesen Tagen verlautete,

weniger leicht zu nehmen. Der Hinblick auf das Haus am Dönhofsplatze läßt ziemlich kühl und gelassen, auf der Wilhelmsstraße aber sah es in der verflossenen Woche wieder einmal bedenklich aus. Es ist jetzt im Auswärtigen Amte recht still geworden. Der Reichskanzler ist vor einigen Tagen wieder abgereist und zwar nicht nach dem verhältnißmäßig nahe gelegenen Friedrichsruhe, sondern nach Varzin im fernen Hinterpommern, und er hat unseres Wissens keinen Beamten mitgenommen. Die Geschäfte folgen ihm also diesmal nicht in seinen Urlaub nach. Sein Gesundheitszustand ist gegenwärtig kein befriedigender. Kissingen hatte ihm wohlgethan, aber Ueberbürdung mit hochwichtigen Arbeiten in Gastein und, wie unser Gewährsmann sich ausdrückte, „Friktionen, die sich nur leise andeuten lassen, und die noch fortdauern", ließen die dortige Kur nicht gelingen. Desgleichen wird der Staatssekretär v. Bülow, der vor kurzem wegen dauernden Unwohlseins Urlaub nahm, seine Thätigkeit dem Vernehmen nach nicht so bald und möglicherweise überhaupt nicht wieder aufnehmen. Die Krankheit, an welcher er leidet, ist aller Wahrscheinlichkeit zufolge ein Nervenübel, welches, durch Ueberanstrengung im Dienste und gewisse damit verbundene Friktionen herbeigeführt, kurz nach der Zeit, wo er beim Kaiser unmittelbar vor dessen Abreise nach Alexandrowo zum letzten Male Vortrag gehalten, so bedenklich auftrat, daß er seine Arbeiten im Auswärtigen Amte, wohin er sich von seiner Sommerfrische in Potsdam täglich zu begeben gepflegt, einzustellen und um einen längeren Urlaub nachzusuchen genöthigt war, den er, wenn sein Zustand dies erlaubt, zu einer Erholungsreise nach Italien verwenden wird. Er wird während dieser Zeit durch einen der Gesandten, vielleicht v. Alvensleben, vielleicht v. Styrum oder auch v. Schlözer, vertreten werden, aber schwer zu ersetzen sein. Das von Berliner Blättern verbreitete Gerücht, daß in der letzten Zeit Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Kanzler hervorgetreten seien, und daß letzterer mit ihm unzufrieden sei, weil er auf gewisse Versicherungen der russischen Diplomatie zuviel gegeben und deren Nichtübereinstimmung mit den Thatsachen übersehen, ist eine auf absoluter Nichtkenntniß der hohen Befähigung des Staatssekretärs beruhende oder in perfider Absicht erdachte Erfindung. Er hat, wie in andern Fragen, auch hier durchweg das Richtige erkannt und vertreten, der Reichskanzler weiß, was er an ihm hat, und jene Friktionen fanden — an anderer Stelle statt. Wenn es dafür noch des Beweises bedurfte, so lag er in dem Besuche, den der Fürst mit seiner Gemahlin am Nachmittag des 6. Oktober seinem erkrankten Kollegen, den er schon in Frankfurt, als beide noch Bundestagsgesandte waren, schätzen gelernt, und von dessen Tüchtigkeit er sich in der Zeit, wo v. Bülow die Interessen Mecklenburgs im Bundesrathe vertrat, aufs neue überzeugt hatte, in Potsdam abstattete.

Das Ministergewerbe greift im heutigen Preußen an, es werden dabei viel Nerven verbraucht. Die Herren, die es betreiben, müssen robuste Naturen sein und viel Gleichmuth und patriotische Opferfreudigkeit besitzen, sonst halten sie es auf die Dauer nicht aus, und bisweilen sterben sie sogar daran wie der Graf Brandenburg nach den Vorgängen in Warschau und Olmütz, an die man sich in dem vorigen Monate erinnert fand. Manteuffel freilich — wir meinen den, der nach Olmütz ging und unterwegs in der Stimmung war, die aufgehende Sonne mit einem Verse aus Sophokles emphatischer Freude voll zu apostrophiren — war dauerbarer. Aber früher hatte man schon drei Minister, darunter Canitz, geisteskrank werden sehen, und jetzt geht man wohl nicht irre, wenn man den Grund, welcher den letzten Vorstand des Departements des Kultus und Unterrichts veranlaßte, seine Entlassung zu erbitten, in Erschöpfung durch oft vergebliches Bemühen und Verdruß darüber, daß Maßregeln, die er vorbereitet und befürwortet, stetem Widerstande von oben her begegneten, erblicken zu dürfen glaubt. Auch in diesem Falle darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß die Schwierigkeiten, die sich dem Minister in den Weg stellten, nicht vom Reichskanzler ausgingen, der ihm vielmehr von Anfang bis zu Ende zur Seite gestanden und seinen Entschluß zu verhindern versucht hat. In anderen Ressorts gab es solches vergebliches Arbeiten, solches Haltmachenmüssen vor Widerstand schwer zu überwindender Art und solches Sichaufreiben an Hindernissen weniger oder gar nicht, ausgenommen im Auswärtigen Amte, wo die Friktionen, welchen der Betreffende in seiner Stellung vor Rücksichten auf das politische Bedürfniß des Reiches, auf seine Verantwortlichkeit vor dem Reichstage und auf die Auffassung der jeweiligen Sachlage von Seiten des Souverains ausgesetzt war, der Natur der Dinge nach stärker als anderwärts wirken mußten. Fürst Bismarck hat dies, wie bekannt, reichlich zu empfinden gehabt, auch in diesem Sommer, und der daran endlich erkrankte Staatssekretär desgleichen.

Wir stellen uns die Meinung des Reichskanzlers in Betreff der auswärtigen Frage, die in der erwähnten Zeit die erste Stelle einnahm, ungefähr folgendermaßen vor. In Rußland wurde nach dem Frieden von neuem gerüstet und zwar ganz gewaltig. Man hat Anstalten getroffen, das Heer um circa viermalhunderttausend Mann, d. h. um etwa soviel zu vermehren, wie die gesammte deutsche Wehrkraft im Frieden beträgt. Man wird im Falle eines neuen Krieges — seit mit 75000 Mann die Cadres geschaffen sind — vierundzwanzig neue Divisionen aufstellen können, das sind zwölf Armeecorps. Nicht fern von der Westgrenze ferner stehen Massen von Reiterei, mit der man in drei Tagen bei uns sein könnte. Gegen wen sind diese Rüstungen gerichtet? In Rußland sagen sie (schon in öffentlichen Blättern), Konstantinopel

muß in Berlin erobert werden; andere meinen zwar, in Wien, fügen aber hinzu, daß der Weg nach letzterem über Berlin führe. Ist das so, dann müssen wir uns nach einer Anlehnung umsehen, zumal Frankreich gegenwärtig zwar durchaus friedfertig gesinnt erscheint, aber doch keine genügende Sicherheit vor einem Angriffe von seiner Seite bietet, falls erfolgverheißende Gelegenheit sich präsentiren sollte, und jene Anlehnung ist gegeben. Jeder verständige und unbefangene Beurtheiler der Dinge unter den zweiundvierzig Millionen Bewohnern des deutschen Reiches würde am liebsten mit Rußland und Oesterreich zugleich auf gutem Fuße stehen. Wenn man aber gezwungen wird, eine Wahl zwischen den beiden Nachbarn zu treffen, so können unverblendete Augen über die Entscheidung nicht lange im Zweifel sein. Keineswegs blos nationale Motive weisen mit aller Bestimmtheit auf Oesterreich-Ungarn hin. Dort sind zehn Millionen Deutsche, die Magyaren sind aus guten Gründen ebenfalls durchweg auf unserer Seite, wie seit Jahren, die Polen denken nicht daran, russisch werden zu wollen, selbst den Tschechen schwebt nichts der Art vor, man müßte denn mit dem Dutzend Intransigenten rechnen, die nichts bedeuten. Und selbst wenn Oesterreich ganz slavisch wäre, müßte man ihm bei der Wahl den Vorzug geben. Rußland ist für sich stark genug, und wir können ihm als Alliirte nicht viel nützen. Oesterreich ist der schwächere Theil von beiden, obwohl immerhin ein höchst respektabler Bundesgenosse bei der Vertheidigung, und wir können ihm viel nützen, es hat ein starkes Interesse daran, uns zu Freunden zu haben. Und umgekehrt, es kann auch uns eine Stütze bei einer Politik sein, deren erster und oberster Zweck Sicherung des Weltfriedens ist. Wenn Oesterreich-Ungarn und das deutsche Reich sich zu diesem Zwecke verbinden und dann vor den Augen derer, die auf Störung dieses Friedens sinnen, mit ihren zwei Millionen Soldaten Rücken an Rücken stehen wie ein ungeheures Karré in der Mitte des europäischen Kontinents, so werden die in höherem Stile nihilistischen Politiker in Moskowien die Ausführung ihrer Projekte schwerlich zu unternehmen wagen.

Dies ungefähr die Meinung des Reichskanzlers, wenn wir seine Thätigkeit in Gastein und Wien recht deuten. Sie ist die Meinung der ungeheuren Mehrheit des deutschen Volkes und sehr wahrscheinlich auch die der kleineren deutschen Fürsten. Auch unter den höchsten Persönlichkeiten des preußischen Hofes zählt sie dem Vernehmen nach ganz entschiedene Anhänger. Dagegen verlautete bis zu dem Augenblick, wo wir diese Zeilen beendigten, noch nichts darüber, daß man sie an der Stelle theile und zu verwirklichen geneigt sei, von wo die oberste und letzte Entscheidung in derartigen Fragen ergeht, und wenn wir nicht irren, so ist der Reichskanzler darüber abgereist.

Die Reformation und die Mystik.

Das Verständniß der geschichtlichen Entwickelung des Christenthums ist an die richtige Auffassung der Beziehungen geknüpft, in welchen die allgemeinen formalen Faktoren desselben, der religiöse, der moralische und der soziale Faktor, im Verlauf der Zeiten, sowie in den einzelnen in sich abgeschlossenen Perioden gestanden haben und stehen. Denn wie zweifellos es auch ist, daß ihrer wesentlichen Anlage nach diese drei Faktoren zusammengehören und keiner ohne den andern sich ausbilden und erhalten kann, so ist es doch eine ebenso unbestreitbare Thatsache, daß dieselben eine relative Selbständigkeit gegen einander behaupten, in dem Grade, daß sie sogar in eine Spannung des gegenseitigen Verhältnisses treten können. Bald sehen wir das religiöse Element sich so einseitig entfalten, daß die Pflege des Moralischen dahinter zurückbleibt, bald wiederum dieses mit einer solchen Ausschließlichkeit sich zur Geltung bringen, daß jenes dabei verkümmert; bald sehen wir das religiös-sittliche Leben des Individuums so voll und ganz in die Bewegungen und Ordnungen der Gemeinschaft aufgehen, daß es seine Selbständigkeit einbüßt und auf die Ausgestaltung des eignen Werthes Verzicht leisten muß; bald endlich sehen wir dasselbe so durchdrungen und erfüllt vom Bewußtsein seiner Bedeutung, daß es geneigt ist, der Gemeinschaft den Rücken zu kehren und seinem eignen Wege zu folgen.

Wie wenig nun auch diese allgemeinen formalen Gesichtspunkte ausreichen, um den großen geschichtlichen Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus zu begreifen, wie sehr es dazu auch der Ergänzung durch bestimmte materiale Kategorieen bedarf, so fällt doch auch schon von jenen aus ein eigenthümliches Licht auf denselben.

Daß der soziale Faktor, die Kirche, eine hervorragendere Stellung im Katholizismus einnimmt, daß dagegen im Protestantismus der Subjektivität ein größerer Spielraum eingeräumt ist, darf als allgemein zugestanden gelten. Diese Thatsache ist aber bedeutungsvoll für die Gestalt, welche hier und dort das religiös-sittliche Leben empfängt, für die Färbung, die es hier und dort annimmt. Denn es liegt auf der Hand, daß die Steigerung der Ansprüche der Kirche, die Hintansetzung des individuellen gegenüber dem sozialen Faktor, eine mehr oder weniger gesetzliche Prägung des religiös-sittlichen Elements zur Folge haben muß. Kann doch eine Gemeinschaft als solche nur in feststehenden, sichtbaren, äußeren Vollziehungen ihr inneres Sein auswirken. Und wie sehr sie es auch wünschen mag, daß ihre Angehörigen diese Handlungen geistig be-

gleiten und erfüllen mögen, wie sie ja ursprünglich aus dem Geiste geboren wurden, sie hat darüber keine Macht und ist daher geneigt, sich auf die Minimalforderung zurückzuziehen, daß sie wenigstens nach ihrer sichtbaren Gestalt zur Ausführung gelangen. Freilich wird sie dabei der Gefahr nicht entgehen, daß ihre Angehörigen in der Verwirklichung dieser äußeren Leistungen ihr Genüge finden. Dagegen werden wir auf der andern Seite willig zugeben müssen, daß die Anheimgabe des religiös-sittlichen Elements in die Hände der subjektiven Freiheit auf dem Gebiete des Protestantismus zwar oft zu innerlicher Vertiefung, nicht selten aber auch zu leichtfertiger Verflachung, vor allem aber häufig zur Zerfahrenheit und Störung des Gemeinschaftslebens ausgeschlagen ist.

Schwieriger ist die Frage zu entscheiden, ob wir einen Gegensatz zwischen den beiden Konfessionen auch darin finden dürfen, daß etwa hier, im Katholizismus, der religiöse den moralischen Faktor, dort, innerhalb des Protestantismus, der moralische den religiösen Faktor überwogen habe. Es könnte so scheinen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie der Katholizismus bewundernswürdige Leistungen auf religiösem Gebiete hervorgebracht hat, in ausgezeichneten Werken künstlerischen Schaffens, in Erzeugung fein organisirter Rechtsordnungen, in der Komposition eines reichen, die Phantasie ansprechenden Kultus, in der Veranstaltung von mancherlei Uebungen der Frömmigkeit; wie er dagegen durch die Werthschätzung des Cölibats und des Klosterlebens das Gebiet der Sittlichkeit, wie es sich im häuslichen und bürgerlichen Daseinskreise entfaltet, herabgedrückt hat; eine Herabsetzung, die auch durch die Erhebung der Ehe zum Sakrament nicht ausgeglichen wird. Blicken wir auf den Protestantismus, so sehen wir ihn fast in beschämender Weise zurückstehen an Produktionen unmittelbar religiöser Natur, aber eine gesteigerte Kraft auf die Pflege des sittlichen Lebens in Haus und Staat verwenden, um diese Gebiete religiös zu durchdringen und zu verklären. Wir stehen keinen Augenblick an, zu behaupten, daß in dieser Thätigkeit, zumal in der Gestaltung christlichen Familienlebens, der Protestantismus eine Innigkeit, Wärme und Tiefe sittlicher Beziehungen hervorgebracht hat, wie sie der Katholizismus aus sich heraus zu erzeugen nicht vermag.

Dennoch werden wir einige Beschränkungen hinzufügen müssen; denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Katholizismus im höheren Maße als der Protestantismus, wenigstens in höherem Maße als der lutherische Protestantismus, eine sittliche Pädagogie über Volksmassen auszuüben im Stande ist, wenn er auch freilich dabei dem Evangelium eine gesetzliche Fassung zu geben genöthigt wird; während der Protestantismus in seinem Absehen auf die einzelne Persönlichkeit Verzicht leisten muß, auf die Massen als solche bestim-

mend einzuwirken, wie er denn auch da, wo er es, seinem innersten Wesen widersprechend, versucht hat, in der reformirten Kirche, der Gefahr nicht entgangen ist, gesetzliche Wege zu betreten und mit dem Verfahren des Katholizismus sich zu begegnen. Auf der andern Seite werden wir es aussprechen müssen, daß da, wo die Bestrebungen des Protestantismus zur Realität gelangen, wo seine Prinzipien in der Subjektivität Fleisch und Blut annehmen, eine sittliche Befreiung und Reinigung der Persönlichkeit erzielt wird, der gegenüber das durch den Katholizismus hervorgebrachte sittliche Leben als einer niederen Ordnung angehörig erscheinen muß.

Vergegenwärtigen wir uns nun die materialen Faktoren, die den Gegensatz beider Konfessionen bedingen, so werden wir die Ergebnisse bestätigt finden, die wir bisjetzt gewonnen haben. Wenige Züge werden genügen, dem Bilde die noch fehlende Bestimmtheit zu geben. Hier heilige Schrift, dort Tradition; hier Rechtfertigung durch den Glauben, dort Rechtfertigung durch eignes Verdienst, das sind die Losungen, durch welche wir uns seit langer Zeit den Dissensus beider Konfessionen verständlich zu machen suchen; und so sehr wir davon überzeugt sind, daß diese krasse Formulirung nicht genau den dogmatischen Lehrbestimmungen entspricht, so tragen wir doch kein Bedenken, an ihnen festzuhalten, weil sie die maßgebenden Tendenzen im wesentlichen treu abspiegeln.

Es ist richtig, auch der Katholizismus leugnet nicht die Autorität der heiligen Schrift, aber dieselbe ist ihm einer Ergänzung und Auslegung bedürftig, welche sie von der durch das unfehlbare Lehramt sich vermittelnden Tradition zu erwarten hat. Es ist der soziale Faktor, die Kirche, welche sich gebieterisch zwischen die heilige Schrift und die einzelne Persönlichkeit stellt. Es ist richtig, auch der Protestantismus verwirft nicht die Tradition, aber sie ist ihm keine selbständige Quelle der Wahrheit, sondern eine nicht selten getrübte Entwickelung der biblischen Heilslehre, die wohl auf Pietät Anspruch erheben darf, aber ebenso sehr auch der Kritik unterworfen ist. Es ist ferner richtig, der Katholizismus legt die Rechtfertigung des Menschen in die Hand der göttlichen Gnade, aber diese Rechtfertigung ist nicht als ein in sich abgeschlossener Akt, als Gerechtsprechung gedacht, sondern als ein hier auf Erden nie sich vollendender Prozeß der Gerechtmachung, dessen Anfang auf die ausschließlich wirksame Gnade zurückgeführt wird, dessen Fortgang und Steigerung aber der Mensch selbst durch sittliche Leistungen zu verdienen vermag. Ja auch schon der eben erst durch die göttliche Gnade erregte Wille ist in der Lage, für die Erlangung der rechtfertigenden, d. h. gerecht machenden Wirkungen, sich zu stimmen und zu bereiten. Die Gerechtsprechung aber, also der Akt, den der Protestantismus als Rechtfertigung bezeichnet, legt sich im Katholizismus für die Getauften — denn die Taufe vermittelt nur Vergebung aller bis zur Zeit

der Taufe begangnen Sünden — in eine Vielheit von Akten auseinander, indem jede nach der Taufe begangene Sünde durch das Sakrament der Buße allein getilgt werden kann; vergegenwärtigen wir uns nun, daß dies Sakrament, in der Reue sich einleitend, in der Beichte fortschreitend, in der genugthuenden Leistung des Büßenden zum Abschluß kommt, so zeigt sich von neuem, daß Leistungen des Menschen und zwar hier sichtbare, einzelne Leistungen desselben, zu Bedingungen für den Erwerb der göttlichen Gnade gemacht werden. Zugleich tritt auch hier sehr stark die Bedeutung des sozialen Faktors der Kirche hervor, indem ihr Repräsentant, der Priester, ausschließlich dies Sakrament, wie überhaupt die Sakramente, zu verwalten vermag. Wie anders gestaltet sich die Rechtfertigungsidee nach protestantischer Lehre! Hier ist die Rechtfertigung ein in sich abgeschlossener Akt der Sündenvergebung, der keiner Ergänzung, nur stetiger Aneignung bedarf; der an keine Leistung des Menschen, sondern allein an den Glauben, an das an sich selbst verzagende, auf Gottes Gnade in Christus allein gerichtete Heilsverlangen der Seele geknüpft ist. Sie ist also ein Vorgang, der in den Tiefen der einzelnen Persönlichkeit sich bewegt, in welcher diese unmittelbar ihrem Gotte gegenübersteht. Und dieser Akt der Rechtfertigung ist zugleich gedacht als der Ausgangspunkt einer sittlichen Erneuerung, die organisch von innen heraus den ganzen Menschen ergreift. Hier ist der menschliche Faktor herabgedrückt, der göttliche Faktor dagegen zur alles durchdringenden und bestimmenden Macht erhoben; nicht in dem Sinne, als ob diese magisch wirkte und jener völlig aufgehoben wäre; aber in der Meinung allerdings, daß der göttlichen Gnade, gegenüber dem menschlichen Faktor, jeglicher Werth abgesprochen wird, der ihn zu Ansprüchen an sie oder zu ergänzender Mitwirkung befähigen könnte. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in diesem materialen Gegensatz den formalen zwischen einer höheren und niederen Sittlichkeit sich abspiegeln sehen. Denn es ist klar, daß da, wo jene als Ziel gesetzt ist, das Bewußtsein eigener Ohnmacht sich regen muß; während da, wo der Blick wesentlich auf diese gerichtet ist, für die eigene Leistung Spielraum übrig bleibt.

Treten wir nun, im Hinblick auf die Differenz der ethischen Physiognomieen, die wir eben gezeichnet haben, der Frage näher, die uns hier beschäftigen soll, und versuchen wir zuerst von einem allgemeineren Standpunkte aus, uns darüber zu entscheiden, welche von beiden Konfessionen am meisten qualifizirt ist, mystische Elemente in sich aufzunehmen; oder, wenn es sich zeigen sollte, daß die Wagschale sich weder nach der einen noch nach der andern Seite neigt, welche Gestalt hier und welche dort denselben eigen sein wird.

Beantworten wir vor allem die Frage, worin wir das Eigenthümliche einer mystischen Lebensrichtung zu suchen haben, so scheint es, als ob wir an drei

Kennzeichen gewiesen seien. Einmal wird der Mystiker in eine solche Beziehung zu Gott treten, daß er in ihr eine wesentliche Einheit mit diesem sucht, in welcher er selbst bald metaphysisch, bald nur moralisch in Gott aufgeht, sich selbst als endliches und deshalb nichtiges Sein weiß, gegenüber Gott, dem allein wahres Sein zukomme, der alles in allem wirke. Wir werden sodann vermöge der Versenkung in die Innerlichkeit des subjektiven Gemüthslebens den Mystiker mehr oder weniger fremd der äußeren, sichtbaren Erscheinungswelt gegenüberstehen, wir werden endlich das ihn erfüllende Bewußtsein eigner Nichtigkeit in einer Bevorzugung passiver, in einer Geringschätzung aktiver Tugenden sich darstellen sehen.

Fassen wir die letzten beiden Kennzeichen der Mystik ins Auge, so leidet es keinen Zweifel, daß der Katholizismus mannigfache Anhaltspunkte für sie bietet, da er ja die asketische Lebensweise, die klösterliche Abgeschlossenheit pflegt und auszeichnet; dieser Voraussetzung entspricht es denn auch, daß auf katholischem Boden gerade innerhalb der Mönchskreise die Mystik die vollste Entfaltung gefunden hat. Dagegen ist es ebenfalls außer Frage, daß die Werthschätzung eigner Leistung in der Lehre von der Rechtfertigung dem Entstehen einer mystischen Richtung hinderlich entgegentritt. Doch ist dies Hinderniß nicht unüberwindlich. Denn es liegt ja schließlich in der freien Selbstbeurtheilung eines jeden, ob er, der Tendenz des Systems folgend, das Gewicht des menschlichen Faktors stärken, oder, der Tendenz des Systems freilich, aber nicht der Formel der Lehre widersprechend, dasselbe auf ein Minimum reduziren und so zugleich die Bedeutsamkeit des göttlichen Faktors zu einem Maximum steigern will. Wer nicht gegen ein Zerrbild des Katholizismus streitet, sondern mit der Wirklichkeit desselben sich auseinander setzt, der wird zugestehen müssen, daß eine solche der Werkgerechtigkeit widerstreitende Strömung, wenn auch nicht das kirchliche Leben bestimmend, vielmehr nur im schmalen Bette eines Nebenflusses eingeschlossen, durch alle Perioden des Katholizismus verfolgt werden kann, ohne daß wir berechtigt wären, dieselbe als protestantisch zu bezeichnen. Ein evangelischer Zug mag ihr eigen sein, ein protestantischer nicht.

Zum Protestantismus verhält sich die Mystik offenbar gerade in entgegengesetzter Weise. Jene letzten beiden Kennzeichen der Mystik vermissen wir hier; der Protestantismus ist nicht weltabgeschlossen, sondern weltaufgeschlossen; es ist nicht das leidende Verhalten, sondern das thatkräftige, wirksam eingreifende, das er weckt und pflegt; dagegen liegt es ganz auf seiner Linie, in der Beziehung zu Gott dem menschlichen Faktor alle Eigenleistung abzusprechen und ihm nur die Fähigkeit zur Aufnahme der göttlichen Selbstmittheilung zuzuerkennen. Hier also begegnet er sich mit der Mystik.

So kommen wir zu dem Ergebniß, welches wir als den Zielpunkt dieser allgemeinen Betrachtungen bezeichnen möchten, daß die Myſtik keineswegs als eine mit dem Proteſtantismus innerlich verbundne Lebenserſcheinung zu betrachten iſt, daß wir daher auch keineswegs berechtigt ſind, wo wir ſie auf katholiſchem Gebiete vorfinden, ſie ohne weiteres für den Proteſtantismus als Vorbereitung deſſelben in Anſpruch zu nehmen. Sie iſt eine allgemeine Bewegung des religiöſen Geiſtes, die, keiner Konfeſſion als ſolcher eigen, nicht einmal dem Chriſtenthum ausſchließlich angehört, die vielmehr mit den mannigfaltigſten religiöſen Geſtaltungen ſich verbinden kann. Eine andre Frage iſt es, ob wir die Myſtik als eine für die Entſtehung des Proteſtantismus gleichgiltige oder als eine dieſelbe begünſtigende Richtung des religiöſen Lebens anſehen dürfen. Die Beantwortung dieſer Frage läßt ſich nur auf geſchichtlichem Wege geben. Dabei gliedert ſich unſre Aufgabe von ſelbſt nach zwei Seiten: Einmal werden wir zu unterſuchen haben, ob ſich in der Myſtik des Mittelalters Spuren evangeliſch-proteſtantiſcher Anſchauungen finden, an welche die Reformatoren anknüpfen konnten, und ob ſich in dem Ideenkreiſe der Reformatoren die Gedankengänge der Myſtik des Mittelalters aufweiſen laſſen.*)

Es gibt wohl keinen Schriftſteller des Mittelalters, der in dem Maße auf die Geſtaltung des Ideals chriſtlicher Frömmigkeit beſtimmend gewirkt hat wie Bernhard v. Clairvaux. Seine hervorragende Perſönlichkeit, ſeine religiöſe und ſittliche Energie, ſeine dogmatiſche Korrektheit ließen ihn als hervorragenden Repräſentanten und Lehrer echt chriſtlicher Geſinnung erſcheinen. Und welche Richtung nehmen ſeine Ideengänge? Man wird ihn nirgends gegen die kirchliche Lehrform anſtoßen ſehen, er hält ſich durchaus innerhalb der Grenzen derſelben; aber vermöge des myſtiſchen Zuges ſeiner Frömmigkeit ſehen wir ihn die Gedanken, auf denen das Bewußtſein eignen Werthes Gott gegenüber ruhen kann, durchbrechen und einer Bewegung des Gemüthes Raum geben, in welcher das eigne Ich, ſein Wollen, Wirken und Verdienen völlig verſchwindet und die göttliche Gnade allein als die alles darbietende, alle ſittlichen Mängel deckende Zufluchtsſtätte für den ſich ihr vertrauenden Menſchen angeſchaut wird. Es iſt dieſelbe Stimmung des religiöſen Selbſtbewußtſeins, welche uns in den Worten eines Franziskus von Aſſiſi und eines Antonius von Padua entgegentritt; die Verzichtleiſtung auf eignen Werth, die Schätzung aller eignen ſittlichen Kraft als göttlicher Gabe, das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit. Auch Johann Gerſon bewegt ſich in verwandten Gedankenkreiſen.

---

*) Vergl. zu dem Nachfolgenden Ritſchl, Die chriſtliche Lehre von der Rechtfertigung und Verſöhnung. Bd. I, S. 74—125, deſſen durchſchlagenden Unterſuchungen wir im weſentlichen gefolgt ſind.

Wenden wir uns von der romaniſchen zu der germaniſchen Myſtik, ſo iſt das Bild, welches ſich uns zeigt, ein weſentlich anderes. Jene ſchließt ſich enger an die kirchliche Lehre an und iſt gebundener, dieſe folgt eignen Bahnen und iſt freier, aber freilich auch nicht ſo nüchtern und geſund wie jene. Pantheiſtiſche Spekulationen hat ſie mehr oder weniger in ſich zugelaſſen. Von Meiſter Eckart, bei dem dies offen zu Tage tritt, ſehen wir ab. Allein auch Tauler iſt nicht frei davon. Steht er der reformatoriſchen Lehrweiſe nahe? Inſofern gewiß, als die Werkgerechtigkeit hier keinen Raum findet, als es der Grundgedanke ſeiner Lehre iſt, daß der Menſch von ſich ſelbſt ausgehen müſſe, damit er ein leeres Gefäß für die alles in ihm wirkende Gnade werde; inſofern gewiß, als die äußere, ſichtbar erſcheinende Kirche für ihn nur einen geringen Werth hat; aber die Loſung der Reformation, daß der Menſch auf das Verdienſt Chriſti bauen müſſe, wird, wenn ſie ihm auch nicht völlig fehlt, doch nur ſelten von ihm ausgeſprochen und nimmt auf keinen Fall eine weſentliche, bedeutungsvolle Stelle in ſeinem Ideenkreiſe ein.*) Die deutſche Theologie, von der Luther ſoviel gelernt zu haben überzeugt iſt, ſteht weſentlich auf demſelben Boden.

Dieſer pantheiſtiſche Zug verliert ſich, vielleicht Ruysbroek ausgenommen, bei den Myſtikern der Niederlande und des Niederrheins, ohne daß ſie indeſſen darum mehr, als es die germaniſche Myſtik gethan hat, der Linie des reformatoriſchen Bewußtſeins ſich nähern. Von den Brüdern des gemeinſamen Lebens dürfte dies jetzt feſt ſtehen. Der gründlichſte Kenner der hier waltenden Beſtrebungen ſagt ſehr richtig: „Es iſt der Standpunkt des Johannes-Evangeliums, auf dem ſie ſtehen; aber — und dies iſt die Schranke und das Stückwerk ihres Lehrbegriffs — ſie nehmen dieſen Standpunkt des Johannes ein, ohne ſich zuvor mit Paulus auseinandergeſetzt zu haben.“**)

Dieſer Werthbeſtimmung unterliegt auch die Theologie des Johann v. Goch, nur iſt in ihm das myſtiſche Element gedämpfter, das praktiſche überwiegend. So erklärt es ſich, daß er das ſpezifiſche Prieſterthum hoch, das Mönchthum dagegen gering ſchätzt. Es mag dies wohl damit zuſammenhängen, daß das Kloſterleben damals — im 15. Jahrhundert — ſehr darniederlag und die ſich ihm widmenden in ſchlechtem moraliſchen Rufe ſtanden. So zitirt Goch ein Sprichwort: Was ein Mönch zu thun wagt, würde der Teufel ſich ſchämen zu denken. Daher ſieht er denn auch im Stande der Religioſen nicht ſowohl den Weg der Vollkommenheit, ſondern vielmehr ein Erziehungsinſtitut für die

*) Vgl. C. Schmidt, Johannes Tauler von Straßburg. Hamburg, F. Perthes, 1841.

**) Vgl. K. Hirſche, unter „Brüder des gemeinſamen Lebens“ in der Herzogſchen Real-Encyklopädie für proteſt. Theologie Bd. 2, S. 759.

Unvollkommnen, Schwachen, Unbeständigen, die eines äußeren Antriebes, einer Nöthigung zum Guten bedürfen, und beruft sich auf das Wort des Hieronymus: „Lebe so im Kloster, daß du verdienst, ein Kleriker zu sein.“ Viel mehr als für das Mönchsleben hegt er Sympathie für das Zusammenleben eines Bischofs mit seinen Priestern. Mit dieser Polemik steht nun allerdings in sonderbarem Widerspruch, daß Goch 1451 das Priorat der Augustiner-Kanonissinnen Tabor in Mecheln gründete und als Leiter derselben 1475 starb. Wie er diesen Widerspruch in sich ausgeglichen hat, ist uns unbekannt geblieben. Wagen wir aber nach den eben erörterten Beziehungen kaum, ihn in die Reihe derer zu zählen, welche der Reformation die Wege geebnet haben, so ist doch seine Wirksamkeit insofern hier in Betracht zu ziehen, als er für die Autorität der heiligen Schrift gegenüber der Tradition ein kräftiges Wort gesprochen hat. Er erklärt ausdrücklich: „Die kanonische Schrift allein besitzt eine unzweifelhafte und unverbrüchliche Autorität. Die Schriften der alten Väter haben nur soviel Autorität, als sie mit der biblischen Wahrheit übereinstimmend sind. Die Schriften der neueren Lehrer aber, zumal die Schriften der Bettelorden — dienen mehr dem Nichtigen als der Wahrheit.“ In dieser Auffassung, auch in der Gegenüberstellung der älteren und der späteren Ueberlieferung, bewegt sich Goch auf reformatorischem Boden.*)

Nur eine Persönlichkeit gehört diesem Kreise an, welche dem Gedankengange der Reformation innerlicher nahe gekommen ist, Johann Wessel. Luther nennt ihn einen seltenen und hohen Geist, der sich als einen wahren Gottesgelehrten erwiesen habe, und erklärt: „Wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte Alles von Wessel genommen; also stimmet unser Geist zusammen, es wächset mir daher eine besondere Freude und Stärke.“ Wir würden allerdings irren, wenn wir bei Wessel die evangelische Rechtfertigungslehre voraussetzten; diese findet sich bei ihm nicht, er ist hier innerhalb der Grenzen der katholischen Theorie geblieben; es ist ihm die durch den Glauben und die Liebe hervorgebrachte religiös-sittliche Thätigkeit des Menschen ein geistiges Opfer, das zugleich mit dem vollkommenen Opfer Christi ein Moment in der Rechtfertigung bildet; aber dies letztere ist das übergreifende, nicht blos nach objektiver Betrachtungsweise, sondern auch für sein subjektives Bewußtsein. Wie Bernhard v. Clairvaux setzt er seine Zuversicht wesentlich in die durch Christus verbürgte Gnade. Noch bedeutungsvoller aber erscheint uns Wessels Stellung zur Kirche; wir finden hier in der That die Bahn betreten, welche die Reformatoren eingeschlagen haben. Wessel hat die

*) Vgl. Ullmann, Die Reformatoren vor der Reformation. Bd. I. Hamburg, F. Perthes, 1841 und H. Schmidt unter „Goch“ in der Herzogschen Real-Encyklopädie.

mittlerische Thätigkeit des Priesterthums für die Beziehung der Seele zu Gott verneint und die Hierarchie zu einer um der Ordnung willen förderlichen Institution herabgesetzt, deren leitende Gewalt von ihrer Gleichförmigkeit mit dem Evangelium bedingt sei. So erklärt er: „Um Gottes willen glauben wir dem Evangelium und um des Evangeliums willen der Kirche und dem Papste, nicht aber dem Evangelium um der Kirche willen". Aber auch hier dürfen wir einen wesentlichen Unterschied zwischen den Verneinungen Wessels und der Reformatoren nicht übersehen: ihre Basis ist eine verschiedene. Wessel geht von dem allgemeinen ethischen Gesichtspunkte aus, daß das religiöse und sittliche Leben sich ausschließlich nach seinen eignen innern Gesetzen entwickeln müsse und durch keinen äußeren Mechanismus beeinflußt werden dürfe; die Reformatoren dagegen werden von der bestimmten ethischen Ueberzeugung geleitet, daß der gerechtfertigte und durch die Rechtfertigung seines Heils völlig gewisse Christ innerlich frei der äußeren, sichtbar erscheinenden Kirche gegenüberstehe. Und aus dieser Ueberzeugung heraus ist die That der Reformation entsprungen.

Es bleibt uns noch übrig, den Kreis näher ins Auge zu fassen, aus dem Luther unmittelbar hervorgegangen ist, und die Persönlichkeit, in deren Beziehungen wir einen ersten Ausgangspunkt evangelischen Heilsverständnisses für ihn zu erkennen gewohnt sind; wir meinen den deutschen Augustiner-Orden und Johann v. Staupitz. Wir sind in der erfreulichen Lage, auf diesem schwierigen, weil bis vor kurzem noch wenig erforschten Gebiete jetzt sichere Schritte thun zu können, seitdem Kolde in dem vor wenigen Monaten veröffentlichten Werke „Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann von Staupitz" (Gotha, F. A. Perthes, 1879) auf Grund umfassendster und sorgfältigster archivalischer Forschungen Bahn gebrochen und den Weg erhellt hat.

In der deutschen Augustiner-Kongregation zeigen sich nirgends Spuren eines evangelischen Christenthums; die Reformations-Bestrebungen, die dort lange Zeit die Gemüther in Spannung halten, beziehen sich nur auf eine strengere Durchführung der Ordensregel, und Andreas Proles, der seit Flacius als Gesinnungsgenosse Luthers gefeiert wurde, war nichts weniger als dies. Seine Kämpfe galten eben nur der strikten Observanz. Die Freunde derselben wurden aber gestützt durch die Gunst des Papstthums. Nur so gelang es ihnen, ihre Interessen erfolgreich zu vertreten. Auch der ganze Orden erfreute sich päpstlicher Huld, wie er selbst wieder dadurch in seiner dem Papstthum ergebnen Richtung gestärkt wurde. Wir finden daher in dem Augustinerorden einen entschiedenen Parteigänger des Kurialismus, der auch insofern seine streng kirchliche Haltung bewahrt, als er darin seinen Ruhm sucht, daß häretische Anschauungen ihm fernbleiben. Nur in einer Hinsicht haben die Augustiner der Reformation vorgearbeitet, in der Pflege der Predigt. Aber auch hier hat nicht

etwa das, was sie gepredigt haben, die Reformation gefördert, sondern nur das, daß sie durch die Predigt, die sie mehr als andere sich angelegen sein ließen, das erkenntnißmäßige Interesse für religiöse Fragen aufrecht erhielten. Der Inhalt ihrer Predigt war keineswegs evangelisch, konnte es nicht sein. Die herrschenden Bestrebungen des Augustinerordens standen aufs feindlichste dem Interesse des Protestantismus entgegen. Mit dem Kampfe gegen den Ablaß begann Luther das reformatorische Werk. Noch 1502 und 1504 wurde der Erfurter Augustinerkonvent mit reichen Ablaßbriefen beschenkt, derselbe Konvent, in dem Luther wenige Monate später Ruhe für seine Seele suchen sollte. Hieran muß man sich erinnern — so schließt Kolde den ersten Theil seines Werks —, um ganz und voll die sittliche Größe von Luthers That zu begreifen; um zu verstehen, was es sagen wollte, daß es gerade ein Augustiner war, der gegen den Ablaß auftrat, der den Abfall vom Papstthum auf seine Fahne schrieb.

Auch im zweiten Theile der Koldeschen Schrift, welche die Persönlichkeit und die Theologie Johanns v. Staupitz zu ihrem Gegenstande hat, thun wir neue Blicke; das Verhältniß des Mannes zu Luther und sein Einfluß erscheint in einem wesentlich anderen Lichte, als wir sie bisher zu sehen pflegten. Beides bezeichnet Kolde mit den Worten: „Nicht ein theologisches System, sondern einzelne hingeworfene Bemerkungen, wie sie ihm sein einfach praktisch-christlicher Sinn im Beichtstuhl eingab, waren es, womit er Luther aufrichtete.“ Nicht ein theologisches System; als Staupitz Luther kennen lernte, hatte er schwerlich ein solches, wenigstens wohl kaum das, als dessen Vertreter wir ihn später kennen lernen. Als ihm einmal Luther im Erfurter Kloster — es fällt diese Unterredung also in die Jahre 1505 bis 1508 — seine Ideen über die Prädestination vortrug, wies ihn Staupitz mit den Worten zurecht: „Warum plagest du dich also mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau an die Wunden Christi und sein Blut, das er für dich vergossen hat; daraus wird die Vorsehung hervorscheinen. Deshalb soll man den Sohn Gottes hören, der Mensch worden und darum erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre und dich der Vorsehung gewiß mache. Und darum saget er auch zu dir: du bist mein Schäflein, denn du höreſt meine Stimme, und niemand wird dich aus meiner Hand reißen.“ Und derselbe Staupitz, der damals die Prädestinationslehre ablehnte, trägt sie 1517 in einer besonderen, diesem Thema gewidmeten Schrift (libellus de executione aeternae praedestinationis) offen vor, und zwar als Mittelpunkt seiner ganzen theologischen Anschauung. Noch mehr, er hat diese Theorie nicht blos wissenschaftlich gelehrt, sondern im Advent 1516 mit großem Beifall in Nürnberg gepredigt. Werden wir da nicht der Hypothese Koldes zustimmen müssen, daß wir diese Wendung in Staupitz' Theologie

auf den Einfluß Luthers zurückzuführen haben, mit dem er in lebhaftem Briefwechsel stand; daß dieser ihn in die Pauliniſchen und Auguſtiniſchen Studien, denen er ſelbſt oblag, mit hineingezogen hatte?

Staupitz iſt je länger je mehr dem Standpunkte Luthers nahe gekommen, beſonders in der Werthſchätzung des Glaubens. Der Zug einer myſtiſchen Kontemplation, die, ſpiritualiſtiſch geartet, äußeres Sein und äußeres Thun gering achtet, iſt ſeinen ſpäteren Schriften eigen. Was ihn von der Sache Luthers fern hielt, war ſeine Scheu vor dem Sturm, vor der gewaltigen Umwälzung, die von der Wirkſamkeit des großen Mannes ausging. Sie widerſprach den innerſten Neigungen ſeiner Natur, beſonders berührte ihn peinlich der Zuſammenbruch des Kloſterlebens, das, wie evangeliſch er auch über dasſelbe dachte, doch durch die zarteſten Beziehungen mit ſeinen Anſchauungen verknüpft war. Luthers unmittelbar religiöſem Ideenkreiſe widmete er die wärmſte und lebhafteſte Sympathie, aber die praktiſche Ausgeſtaltung deſſelben im kirchlichen Leben ſtieß ihn zurück. Er wollte den neuen Geiſt mit den alten Formen verſöhnen; er lehnte es ab, an der Erzeugung neuer Formen für ihn mitzuwirken.

Unſre Frage alſo: Hat die Myſtik die Reformation angebahnt? können wir weder mit einem unbedingten Ja noch mit einem unbedingten Nein beantworten. Die Myſtik hat über die Gedankengänge, welchen die mittelalterliche Kirche Raum gewährte, nicht oder doch nur in ſehr beſchränktem Maße hinausgeführt, aber ſie hat den Boden bereitet, in welchen das Samenkorn des Proteſtantismus eingeſenkt werden konnte.*) Dieſer ſelbſt aber iſt nur aus dem Heilsbewußtſein der Reformatoren, in erſter Linie Luthers, zu begreifen, aus dem Inhalte und der Kraft deſſelben.

(Schluß folgt.)

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Goethefrevel.

Unterm 5. September berichtete die „Neue Freie Preſſe“ aus Wien folgendes: „Heute Vormittag wurde in Rosners Buchhandlung das daſelbſt in Separatausgabe erſchienene Gedicht Goethes: ‚Das Tagebuch‘ im Auftrage der Staatsanwaltſchaft mit Beſchlag belegt. Als man dem konfiſzirenden Beamten erklärte,

*) Vgl. des Verfaſſers Liturgik d. Ref. Bd. I, S. 140—41. Gotha, 1871.

daß bereits vor vielen Jahren in Berlin eine Separatausgabe erschienen sei, meinte er lächelnd: ‚Ja, was erscheint nicht alles in Berlin!‘ Verstimmt wurde der Beamte nur durch die ihm klargestellte Thatsache, daß das ‚Tagebuch‘ sogar in der Goedekeschen Ausgabe von Goethe enthalten sei. Es blieb jedoch bei der Beschlagnahme — die wunderlichste Konfiskation, welche im Nachmärz wohl in Wien vorgekommen sein mag. Wenn der alte Geheimrath hätte erleben können, von Regierungswegen aus ‚Sittlichkeitsgründen‘ gemaßregelt zu werden, so würde das für seine mannigfachen Lebenserfahrungen eine heitere Bereicherung gewesen sein. — Nachschrift. Um 12 Uhr Mittags theilt man uns mit, daß die Konfiskation auf nachträgliche Verfügung der Staatsanwaltschaft wieder aufgehoben wurde, da Hr. Rosner einen Band Goethe, welcher das ‚beanständete‘ Gedicht enthielt, zur betreffenden Amtsstelle sendete und dadurch die Rücknahme der Maßregel bewirkte. Wäre es bei der Konfiskation verblieben, so hätten sich die Wiener Buchhandlungen auf eine förmliche Razzia nach allen Werken gefaßt machen müssen, die über den Ton für höhere Töchterschulen hinausstreben. Als komisches Detail von der Konfiskation wird erzählt, daß der fungirende Beamte den Buchhändler auch nach dem Manuskript gefragt habe, daß dasselbe aber leider nicht gefunden werden konnte.“

In der That, höchst „pikant“, höchst „sensationell“ zugleich — in Wien im Jahre des Heils 1879 der alte Goethe konfiszirt! Und mit wie artigem Witz die ganze Korrespondenz gefaßt! Es konnte nicht fehlen, daß die gesammte deutsche Tagespresse bis herab zum letzten Winkelblättchen mit der üblichen Gedankenlosigkeit und Ignoranz die Notiz nachdruckte. Man kann drauf wetten, daß von hundert Redakteuren, die mit Behagen den Zeitungsausschnitt in die Druckerei schickten, keine zwei oder drei das Goethische Gedicht gekannt haben.

Die Rosnersche Verlagshandlung in Wien steht aber mit ihrem edlen Bemühen, die Kenntniß unseres Dichterfürsten im Volke zu erweitern, nicht allein da. Vor uns liegt außer dem Rosnerschen noch ein zweiter Separatabdruck des Gedichtes, den die Firma Feller in Karlsbad besorgt hat, und der sogar die Bezeichnung trägt: „Vierte Auflage, 1880“; Rosner hat es, soviel wir wissen, erst zu einer zweiten Auflage gebracht. Welcher von beiden Firmen in diesem edlen Wetteifer die Priorität gebührt, wissen wir nicht sicher. Wundern sollte es uns aber gar nicht, wenn in der nächsten Zeit noch ein halb Dutzend andere Firmen in die Konkurrenz einträten. Der Wiener wie der Karlsbader Druck kosten ja jeder im Ladenpreis 60 Reichspfennige, und für 40, ja für 30, 20, 10 Pfennige ist er bequem herzustellen. Sicherlich ein lohnendes Arbeitsfeld für strebsame Verlagsbuchhändler!

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, die Maßregel der Wiener

Staatsanwaltschaft hier in Schutz nehmen zu wollen. Sie scheint keine gesetzliche Handhabe gehabt zu haben, den betreffenden Druck auf den Index prohibitorum zu setzen, und sie hat durch ihr Vorgehen und den hinterher angetretenen Rückzug für den Verleger nur eine unfreiwillige Reklame gemacht, die dieser nun bestens für sich ausbeutet. Es fragt sich aber auch, ob sie von den richtigen und einzig würdigen Intentionen geleitet gewesen ist. Wäre das letztere der Fall gewesen, so hätte das Verbot sich doch möglicherweise aufrecht erhalten lassen.

Welche Absicht hat jene beiden Verlagshandlungen bei der Veranstaltung ihrer Separatausgaben geleitet? Hielten sie es für verdienstlich, dem Gedichte eine größere Verbreitung zu verschaffen als bisher? — Das betreffende Gedicht ist in den Kreisen aller Literarhistoriker, aller spezifischen Goethekenner, und selbst in dem immer mehr zunehmenden Kreise derer, die aus Liebhaberei mit dem Dichter sich beschäftigen und in der Kenntniß seines Wesens und seiner Werke nach Vollständigkeit streben, längst bekannt. Seit 1875 liegt es in der Goedekeschen Gesammtausgabe gedruckt vor. Wie kommen jene beiden Verleger dazu, gerade jetzt Separatausgaben des Gedichtes herstellen zu lassen? Wenn sie Goethe kennten, liebten und ehrten, so würden sie die bisherige Verbreitung desselben für vollständig ausreichend halten und eifersüchtig darüber wachen, daß es nicht in falsche Hände gerathe, aber nicht selber die Hand dazu bieten, die lange Zeit von Goethe selbst aus triftigen Gründen zurückgehaltene Dichtung, welche selbst die nach größter Vollständigkeit strebende Hempelsche Ausgabe übergangen hat, unter die große Masse zu bringen. Offenbar handelt sichs also nur um eine buchhändlerische Spekulation. Irgend ein saubrer Literat — so denken wir uns etwa den Hergang — wußte von dem Gedichte, kam auf den schlauen Einfall, daß es doch ein lohnendes Geschäftchen sein müßte, Sonderdrucke davon für den Colportagebetrieb herzustellen, und als er sich nach einer Firma umsah, die sich durch diese Idee vielleicht sympathisch berührt fühlen möchte, verfiel er auf Herrn Rosner, in dessen Verlage ja so schöne Dinge wie Grisebachs „Neuer Tanhäuser" und Spitzers „Herrenrecht" erschienen sind, in dessen Verlagsrichtung also das Goethische Gedicht nach seiner Auffassung vortrefflich zu passen schien, und siehe da, er hatte sich nicht getäuscht. Kaum aber sind die Separatabdrücke erschienen, so sagt sich Herr Dr. med. Eduard Hlawaček, Ehrenbürger und Badearzt in Karlsbad, der vor zwei Jahren ein — übrigens recht überflüssiges — Buch über „Goethe in Karlsbad" veröffentlicht hat, daß die Herausgabe dieser Drucke doch eigentlich ein Eingriff in seine Domäne sei. Das Goethische Gedicht ist nämlich in Karlsbad entstanden. Herr Dr. Hlawaček läuft also spornstreichs zu seinem Verleger, Herrn Feller in Karlsbad, und überredet diesen, ebenfalls derartige Separatdrucke herzustellen,

und damit doch die Sache nicht wie ein plumpes Plagiat aussieht, so wird dem Karlsbader Druck ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt; in einem Anhange werden aus Eckermann und Riemer „Zeugnisse der Echtheit des vorstehenden Gedichtes" mitgetheilt. — Woher wir wissen, daß niemand anders als Herr Dr. Hlawaček der wissenschaftliche Beistand des Herrn Feller gewesen sein kann, obgleich er nicht auf dem Titel genannt ist? Nun, einfach aus dem kläglich komischen — Druckfehler, der in dem erwähnten Buche „Goethe in Karlsbad" sich findet und genau so in den Fellerschen Abdrücken des Goethischen Gedichtes wiederkehrt.*)

Nicht entfernt natürlich ist daran zu denken, daß das Goethische Gedicht, wie die Firma Rosner in einer Anpreisung ihres Separatabdruckes albernerweise sagt, „ein erotisches Abenteuer des Dichterfürsten behandle". Goethe diktirte das Gedicht während seines siebenten Aufenthaltes in Karlsbad im Sommer 1810 Riemer in die Feder, wie dieser in seinen „Mittheilungen über Goethe" (II, 623) selbst berichtet. Riemer fügt hinzu, daß Goethe durch die novelle galanti des Abbate Casti dazu angeregt worden sei, die er schon in Rom vom Verfasser selbst hatte vorlesen hören, und die ihm nun gedruckt wieder in die Hände kamen. Wir sind nicht in der Lage, diese Angabe zu kontroliren. Goethe selber scheint auf einen andern Ursprung des Gedichtes hindeuten zu wollen, da er ein Distichon aus einer Elegie des Tibull (I, 5, 39—40) mit Hinweglassung eines Wortes als Motto vorgesetzt hat, in welchem das Thema seiner eignen Dichtung gleichsam in nuce enthalten ist. Es sind die beiden Verse:

(Saepe) aliam tenui; sed jam quum gaudia adirem,
Admonuit dominae deseruitque Venus.

Möglich also, daß, wie so vieles in seinen „Römischen Elegien" auf Stellen aus Ovid, Catull, Tibull, Properz zurückgeht, auch dieses Gedicht aus der Tibull-Stelle gleichsam herausgesponnen ist. Doch wäre auch denkbar, daß die Tibull-Verse sich nachträglich erst hinzugefunden hätten. Auf keinen Fall ist das Gedicht als „Gelegenheitsgedicht" in dem bekannten Goethischen Sinne aufzufassen; es ist, mit Lessings Patriarchen zu reden, blos „eine Hypothes', ein Spiel des Witzes, ein Problema". Riemer sagt: die Elegie „ist zur Zeit noch secretirt geblieben

*) Herr Dr. Hlawaček hatte sich aus Riemers „Mittheilungen", die er nicht besitzt, die betreffende Stelle über Goethes „Römische Elegien" ausgeschrieben. Bei der Bearbeitung seiner Kollektaneen las er in seinem Manuskript an der einen Stelle anstatt Lusus ingenii gänzlich sinnlos Usus ingenii, und so steht in seinem Buche „Goethe in Karlsbad" S. 59. So steht aber auch wieder im Anhang zu dem Goethischen Gedichte, und da hier die ganze Stelle aus Riemer mitgetheilt ist, in dem Buche „Goethe in Karlsbad" aber nur vier Zeilen, so ist unsre Konjektur evident.

und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baaren Ernst nehmen, was auch nur ein Lusus Ingenii ist." Obgleich das Gedicht die größte Verwandtschaft mit den „Römischen Elegien" hat, die es allerdings in einem Punkte weit hinter sich läßt, so kann doch über seine wesentlich spätere Entstehung kein Zweifel sein; trotz allen Zaubers der Sprache erinnert mehr als eine Stelle an die seltsam nachlässigen und nebulistischen Satzkonstruktionen der Teplitzer Balladen (Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart, Der Todtentanz).

Außer Riemer kannte auch Eckermann das Gedicht. Das Gespräch, das er mit Goethe darüber geführt hat, ist in mehrfacher Hinsicht zu wichtig, als daß wir es hier nicht vollständig mittheilen sollten. Eckermann schreibt unterm 25. Februar 1824: „Goethe zeigte mir heute zwei recht merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weshalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte. ‚Könnten Geist und höhere Bildung,' sagte er, ‚ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel, er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu schämen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten; er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe. Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und die zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakespeare's kräftigen Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr vertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakespeare ein gefühltes Bedürfniß wird.' Auch liegt sehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückstoßendes ... Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meister Ariost, ist weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und, indem es dadurch ohne alle Umhüllung ganz in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegner. ‚Sie haben Recht,' sagte Goethe, ‚es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvoll große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.'

Eckermann hat vollständig Recht: Das Gedicht ist „in hohem Grade sitt-

lich in seiner Tendenz". Auch Riemer hebt dies ausdrücklich hervor. Aber der wievielte von den tausend Lesern, denen es jetzt in die Hände kommen wird, wird darnach fragen? Die große Masse hält sich an die dargestellte Szene, und diese überbietet an echt antiker Freiheit und Unbefangenheit der Aussprache das Kühnste derart, was Goethe in seinen „Römischen Elegien" geschrieben. Zwar hat der Dichter einen Adel, einen Ernst, eine Hoheit darüber ausgebreitet, die jede niedere Regung fernhalten müßten. Nicht Lupanariendunst, sondern der kräftige Frühlingshauch des homerischen *ἱερὸς γάμος* scheint aus der Dichtung uns entgegenzuwehen, und alle verwegene Blöße des Gedankens hüllen die unvergleichlich schönen Strophen in ihre breiten, prächtigen Falten ein. Aber der wievielte von Tausenden, fragen wir abermals, ist befähigt, mit solch lauterem aesthetischen Behagen die Dichtung hinzunehmen? Von dem Geiste classischer Bildung durchdrungen zu sein, das wäre die mindeste Forderung, die der erfüllen müßte, der dies Gedicht den Intentionen des Dichters gemäß auffassen und genießen wollte. Aber wie viele selbst von denen, die durch unsre Gymnasien und Universitäten 'gelaufen, werden dem Gedichte ohne alle bananusische Gesinnung gegenüberstehen und wirklich noch etwas mehr darin finden als die bare Cochonnerie? Das aber eben ist das Aergerniß bei diesen Seperat-Publikationen', daß offenbar auf die große Majorität der Leser von der letzten Sorte dabei spekulirt ist. Oder glauben etwa die Herausgeber, daß „Geist und höhere Bildung" jetzt in höherem Grade „Gemeingut", daß die Welt heute weniger „gemischt" sei als 1824, wo Goethe seine ernsten Bedenken gegen die Verbreitung der Dichtung äußerte? Dem Reinen ist ja alles rein, aber dem Gemeinen ist auch alles gemein. Goethes Gedicht glänzt so rein wie der Thautropfen. Aber wie der Thautropfen „im Schmuze selbst zu Schmuz wird", wie aus dem Becher Edles und Gemeines sprudelt, „nach dem eignen Werth des Zechers", so wird auch dies Gedicht gemein, sowie es in gemeine Hände kommt. Und dafür haben jene beiden Buchhandlungen redlich gesorgt. Sie haben durch ihre unfeine Spekulation, durch die Veranstaltung ihrer höchst unerwünschten Separatausgaben, eines der herrlichsten Goethischen Gedichte herabgewürdigt auf die Stufe der Weinstuben- und Commisvoyageur-Literatur, auf die Stufe jener „Pikantissima", die sich Woche für Woche in den Spalten des Beiblattes zum Kladderadatsch herumtreiben. Sie haben die Dichtung in die Hände von Leuten gespielt, die ein Schillersches Drama nicht von einem Goethischen zu unterscheiden wissen, und für die nun dies Gedicht, in der erbärmlichen Auffassung, deren sie fähig sind, den Inbegriff von Goethe bilden wird. Das ist, wie das französische Paradoxon sagt, nicht blos ein Vergehen gegen die Sittlichkeit, es ist sogar eine Sünde wider den guten Geschmack, es ist ein Frevel an Goethe.

Aber thun wir nicht doch am Ende den beiden löblichen Verlagshandlungen schreiendes Unrecht an mit unsrer Anklage? Haben sie nicht einander überboten in geschmackvoller Ausstattung des Goethischen Gedichtes? Muß dem Goethefreunde nicht das Herz im Leibe lachen, wenn er die reichen Renaissanceleisten des Rosnerschen Druckes, und vollends wenn er die im reinsten griechischen Geschmack stilvoll und einheitlich (bis auf die unglücklichen gothischen Buchstaben mitten unter der Antiqua!) verzierte Fellersche Ausgabe sieht? — Wenn man nur nicht auch hier sicher sein könnte, daß die auffällige Ausstattung nur dazu dienen soll, den Appetit zu reizen. Leider ist es ja so gekommen, daß das Bischen besserer Geschmack, das seit einigen Jahren in unsrer Bücherausstattung sich regt, sofort dazu gemißbraucht worden ist, eine gewisse Sorte von Literatur als solche kenntlich zu machen. Wenn man heute auf dem Ladentische eines Sortimenters ein Büchlein liegen sieht, in apartem archaistischen Aufputz, in imitirtem Pergamentumschlag, auf Büttenpapier gedruckt, mit Schwabacher oder Mediaevelschrift, mit Kopfleisten und Initialen, so muß man immer gewärtig sein, daß man entweder ein fades Humoristikum oder eine lüsterne Zweideutigkeit vor sich hat. In die letztere Kategorie haben die Herrn Rosner und Feller das Goethische Gedicht verwiesen. Auch die Bajadere schmückt sich ja, ehe sie sich feilbietet.

Die neuesten Phasen unseres Geschützwesens.

[Nachdruck untersagt.]

Die Schießversuche, welche in den Tagen vom 5. bis zum 8. August d. J. auf dem Kruppschen Schießplatze bei Meppen veranstaltet wurden, haben so bemerkenswerthe Fortschritte in der Entwickelung des neueren Geschützwesens zu Tage treten lassen, daß sie wohl geeignet erscheinen, eine besondere Beachtung, nicht blos in fachwissenschaftlichen, sondern auch in weiteren Kreisen zu finden.

In den 50er Jahren wurde in der preußischen Artillerie die Konstruktion gezogener Geschütze aufgenommen. Mit der Lösung und Verwirklichung dieser wichtigen Aufgabe war die Artillerie-Prüfungskommission zu Berlin beauftragt, welcher die wissenschaftliche und auch praktische Prüfung der artilleristischen Fachfragen obliegt. Es ist ein sehr bezeichnendes Merkmal für die voraussichtsvolle Intelligenz, mit welcher die Arbeit unternommen wurde, daß die fundamentalen Sätze des heutigen preußischen Geschützsystems schon damals

festgestellt wurden, so daß sie dann im weiteren Verlaufe der Ausbildung mit unbeirrter Konsequenz innegehalten werden konnten. Möge es daher auch an dieser Stelle gestattet sein, der schnelllebigen Gegenwart den Namen des eminent gelehrten Artilleristen ins Gedächtniß zurückzurufen, dessen unermüdlicher und ausdauernder Arbeit es, unter Ueberwindung von Schwierigkeiten und widerstrebenden Einwirkungen mancher Art, vornehmlich gelang, das preußische System der gezogenen Geschütze zu der Höhe der Entwickelung emporzuheben, welche die so hoch zu preisende Leistung der Artillerie im letzten Kriege gegen Frankreich ermöglichte. Es ist dies der jetzt in schon vorgerücktem Alter in Inaktivität zu Berlin lebende Generallieutenant z. D. v. Neumann.

Jene Grundlagen des Systems sind weniger zahlreich als bedeutsam. Es sind deren im ganzen drei: 1.) die Hinterladung, 2.) die Geschoßführung im gezogenen Theile der Seele des Rohres ohne Spielraum unter Vermittelung eines weicheren Führungsmetalles und 3.) die mechanische Selbstzündung des Sprenggeschosses, beim Aufschlage am Ziele, die Perkussionszündung. Es sind dies spezifische Unterschiede gegen die Geschützsysteme Englands und Frankreichs, welche durch die Beibehaltung der Vorderladung zur Geschoßführung mit Spielraum und auch zum Theil zu anderer Geschoßzündung gezwungen resp. geführt wurden. Rußland nahm wechselnd die entstandenen Modelle in Versuch, und mancher Orten wurde auch die Hinterladung ernstlich aufgenommen; doch war man nicht im Stande, die damit unvermeidlich verbundenen konstruktiven Schwierigkeiten derart zu überwinden, daß sie überhaupt und gleich zu ausschließlicher Annahme in anderen Staaten gelangt wäre, wie dies in Preußen der Fall war.

Der durch das gezogene Geschütz herbeigeführte Uebergang von der primitiven Kugel zum zwei bis drei Mal so schweren Langgeschoß und die Geschoßführung ohne Spielraum veranlaßten erheblich vergrößerte Ansprüche an die Widerstandsfähigkeit der Geschützrohre gegen den wachsenden inneren Druck der Pulvergase, und so war man bald genöthigt, für stärkere Leistungen an Stelle des schwachen Gußeisens und der alten, leicht verletzlichen Bronze an den Gußstahl zu denken. Mit der ersten größeren Bestellung an Gußstahlblöcken zur Herstellung gezogener Feldgeschütze für das preußische Heer bei der Kruppschen Fabrik vor nunmehr 20 Jahren begann aber an dieser Stelle eine Mitarbeit an dieser Zeitfrage, die allmählich in mehr und mehr selbständigem Fortgange von immer größerer Bedeutung werden sollte.

Während man bei der Artillerie-Prüfungskommission an der Ausbildung der Festungs-, Belagerungs- und auch der Küsten- und Schiffsartillerie arbeitete, waren doch vor dem Jahre 1866 die gegebenen Mittel hierfür im ganzen kärglich. Erst die geplante bedeutende Erhöhung des Standes der Kriegsflotte

brachte wesentlich neue Anforderungen; obwohl man sich schon vielfältig mit wirksamem Beschießen von Panzerungen beschäftigt hatte, zeigte im Jahre 1868 ein 9zölliger Armstrong-Vorderlader, beim Schießen gegen ein Panzerziel auf dem Schießplatze bei Tegel, eine kleine Ueberlegenheit über eins unserer Geschütze von etwa gleichem Kaliber, nämlich die 24 Cm.-Kanone. Es durfte dies nicht verwundern, da in England die vitalsten Staatsinteressen von jeher mit vollem Druck auf die Erhaltung einer nach jeder Richtung prädominirenden Flottenstärke hingewiesen haben. Die Frage wurde aber nun dringend, denn es handelte sich um die Bewaffnung der ersten drei, im Jahre 1867 angekauften Panzerschiffe. Es kam hinzu, daß sich in den Kreisen der Marine eine gewisse Neigung für das Englische geltend machte, und daß das Armstrong-Geschütz in der That in allen Einzelheiten fertig dastand, während bei dem unsrigen doch gewisse Unfertigkeiten und Bedenken, besonders in Bezug auf die Zuverlässigkeit des Verschlusses am Bodenstück des Geschützrohres noch vorlagen. Es kam also darauf an, diesen Einwänden in bündiger Weise schnell zu begegnen. Die Artillerie-Prüfungskommission und die Kruppsche Fabrik arbeiteten aufs eifrigste Hand in Hand. In erstaunlich kurzer Zeit gelang es, alle Bedenken glänzend zu überwinden, und das Geschütz zeigte eine so erhebliche Ueberlegenheit an ballistischer Leistung, daß die ausschließliche Ausrüstung unserer Kriegsflotte mit Geschützen unserer Konstruktion gesichert war.

Neben den Arbeiten im Auftrage, bei welchen die Bestellungen der russischen Regierung wohl besonders ausgedehnt waren, ist aber die Kruppsche Fabrik seit jener Zeit auf Grund der durch wissenschaftliche Fixirung und praktische Ermittelung gewonnenen Erfahrungen und Fortschritte auch selbständig vorgegangen. Beachtenswerthe Hilfe wußte die Fabrik sich dadurch zu schaffen, daß sie Kräfte in ihren Dienst zog, welche ihre Ausbildung bei der Artillerie-Prüfungskommission gefunden hatten und somit im Stande waren, den reichen Schatz dort gesammelter Kenntniß zu verwerthen. Man kann sagen, daß sich so der Erfindungsgeist, die konstruktive Spekulation und präcis wissenschaftliche Schärfe hier zu geschlossener Wechselwirkung verbanden, um schöpferisch zu neuen Bildungen vorzuschreiten.

Die kürzlich vorgeführten Schießversuche hatten den Zweck, ein Bild von den vielseitigen Aufgaben zu geben, welche die bewährte Fabrik sich selbst zum Ziele gesetzt hat, wie von der Art ihrer Lösung und dem Grade ihrer bisherigen Erfüllung. Eine große Anzahl hervorragender Offiziere der betheiligten Dienstzweige, sowohl von unserer Seite, wie von vielen fremden Staaten war zu Meppen eingetroffen, um den Schießversuchen beizuwohnen. In zuvorkommendster Weise wurden die Herren von dem Geheimen Kommerzienrath Alfred Krupp begrüßt. Das Programm für die Ausführungen war so geschickt auf-

geſetzt, daß die Verſuchstage ſich völlig wie Akte in dramatiſcher Anordnung und Steigerung geſtalteten und das Intereſſe in hohem Maße anregten. Die nachfolgende Darſtellung hat zur Vereinfachung eine andere Gruppirung wählen müſſen; vielleicht gelingt es ihr indeß auch ſo, in weiteren Kreiſen Beachtung auf dieſe ſo bedeutſamen Verſuche zu lenken.

Noch vor wenigen Jahrzehnten glich die Frage der Rieſengeſchütze, der Monſtre-Kanonen, einer verklungenen Sage aus grauer Vorzeit. Es erſchienen die alten „faulen Greten", die gewaltigen „Bombarden" vor unſeren Augen, auch die Mahomets-Kanone vor Konſtantinopel, und man muß in der That ſtaunen über dieſe erſten Schöpfungen der artilleriſtiſchen Kunſt, die in ihrer großen Maſſenhaftigkeit ſich offenbar noch an das Kriegsmaſchinenweſen vor der Zeit der Erfindung des Pulvers anlehnten, und zwar durchaus nicht ohne Erfolg. Das Geſchoß war allerdings noch die Steinkugel, und für die Kraft des Pulvers hatte man die Erklärung, daß ſie durch die Hitze des Schwefels und die Kälte des Salpeters bewirkt werde, die ſich einander nicht leiden mögen. Dafür aber war das Kaliber ſehr groß; noch die Nachkommen jener Mahomets-Kanone, die bronzenen Kemerliks der Dardanellen-Schlöſſer, wie wir ſie in dem ſpannenden Werke des damaligen Majors Freiherrn v. Moltke: „Der ruſſiſch-türkiſche Feldzug in der europäiſchen Türkei 1828 und 1829" (Berlin, 1845) beſchrieben finden, haben, bei 25, 28, ja 30 Zoll Kaliber, Steinkugeln von 600, 1100 und 1500 Pfd. Gewicht. Ein Kriegsfall im Anfange dieſes Jahrhunderts war ganz geeignet, die Aufmerkſamkeit auf dieſe rohen Erſtlinge zurückzulenken: Bei der Forcirung der Dardanellen durch Admiral Duckforth im Jahre 1807 erhielt eins der Linienſchiffe ein Loch von 6 Fuß 8 Zoll Umfang, und durch dieſelbe Steinkugel wurden noch 55 Mann der Schiffsbeſatzung getödtet und verwundet.

Nachdem die Artillerie die folgenden Jahrhunderte hindurch nach kunſtgemäßeren Bildungen geſtrebt hatte und in der Maſſenhaftigkeit weſentlich herabgeſtiegen war, ſehen wir nun jetzt durch die Macht der Bedingungen von neuem Rieſengeſchütze entſtehen, die allerdings alles Alte weit hinter ſich laſſen und auch in der Maſſenbildung überraſchende Leiſtung verfeinerter Kunſtfertigkeit zeigen. Dieſe heutigen Kruppſchen Rieſengeſchütze ſind gezogene Hinterladungs-Kanonen nach preußiſchem Syſtem. Das Material für die Geſchützrohre iſt der Gußſtahl, wie er in durchaus unübertroffener Qualität von der Kruppſchen Fabrik hergeſtellt wird. Es iſt demſelben kein engliſches oder franzöſiſches Fabrikat gleichzuſtellen. Die Kruppſchen Geſchützrohre haben die Bezeichnung Ring-, auch Mantelrohre, da der Kern derſelben durch mächtige Ringlagen diejenige Verſtärkung erhält, welche für die Geſammt-Widerſtandsfähig-

keit des Rohres erforderlich ist. Die geschweißten Ringe der alten Bombarden hatten den gleichen Zweck.

Das größere der beiden zum Probeschießen gestellten Riesengeschütze war nun eine 40 Cm.-Kanone. Die Rohrlänge beträgt 10 Mtr. = etwa 32 Fuß, das Rohrgewicht 72 000 Kg. = 1440 Ctr. Das Rohr liegt in einer Rahmenlaffette von 45 000 Kg. = 900 Ctr. Gewicht, wovon auf die Oberlaffette 248 Ctr. kommen. Die Geschosse haben eine Länge von 2,8 Kaliber = etwa 3½ Fuß; die Hartgußgranate gegen Eisenpanzer wiegt 775 Kg. = 15½ Ctr., die gewöhnliche gußeiserne Granate gegen 13 Ctr. Die Ladung beträgt normal 200 Kg. = 4 Ctr. prismatischen Pulvers und wird in 4 einzelnen Kartuschen in das Rohr eingeführt. Das gewöhnliche Geschützpulver ergibt bei sehr starken Ladungen nicht mehr die für den Effekt erforderliche Gasspannung und mußte durch das prismatische Pulver ersetzt werden, welches aus regelmäßigen 6seitigen Prismen mit Brennkanälen besteht, bei bestimmtem Grade der Dichtigkeit. Voltaire erwähnt in seiner Histoire générale des Beschießens eines der Dardanellen-Geschütze mit einer Steinkugel von 1100 Pfd. und einer Ladung von 330 Pfd.; das dabei verwendete Pulver aber wird dem heutigen wohl sehr unähnlich gewesen sein.

Die Bedienung erfolgte nur durch 15 Mann, ein besonderer Beweis für die sinnreiche Verwerthung der mechanischen Anordnungen und Hilfsmittel, wenn man die kolossalen Gewichtsmassen in Betracht zieht, die hier zu bewältigen sind. 2 Mann genügen für die Bedienung des Verschlusses, dessen Gewicht 40 Ctr. betragen dürfte; 12 Mann sind bestimmt für das Geschoßansetzen: Das Geschoß kommt auf einem kleinen Eisenbahnwagen herangefahren, wird mittelst eines mit der Laffette verbundenen Krahnes gehoben und in die Seele des Rohres bis zu seinem Lager eingeführt. Für das Nehmen der Höhenrichtung sind 4 Mann, für das der Seitenrichtung 8, für das Geschoßheben 7 Mann erforderlich. Diese Einzelarbeiten greifen aber in einander, und deshalb reichen 15 Mann im ganzen aus. Bei den ersten Schüssen ergab sich etwa 10 Minuten Bedienungszeit für einen Schuß, später nur 5 Minuten, ein Ergebniß, welches bei einem Vorderlader nie auch nur annähernd erreicht werden kann. Von der ehernen Mahomets-Kanone vor Konstantinopel 1453 erzählt Gibbon (Decline and Fall of the Roman Empire): Unter einem Gebieter, der die Augenblicke zählte, konnte die große Kanone nicht öfter als sieben Mal an einem Tage geladen und abgefeuert werden.

Das Schießen auf 2500 Mtr. ergab sehr günstige Resultate. Die Längenstreuung der Geschosse betrug nur 9 Mtr. und in einer zweiten Gruppe nur 20 Mtr., sehr gering für ⅓ Meile Entfernung. Die Geschoßgeschwindigkeit wurde vermittelst des von dem belgischen Artillerie-Offizier Le Boulengé an-

gegebenen Chronographen gemessen und ergab bei den Panzergranaten 502 Mtr. Anfangsgeschwindigkeit in der Sekunde. Es berechnet sich darnach die lebendige Kraft dieses 72 Tonnen-Geschützes (1 Tonne = 1000 Kg. = 20 Ctr.) auf 9994 Metertonnen. Zum Vergleiche sei angeführt, daß das englische 35 Tonnen-Geschütz natürlich weniger, aber auch nur 2168 und das französische 39 Tonnen-Geschütz 3117 Mtr. erreichen, während unser in den Dienst gestelltes 35 Tonnen-Geschütz doch schon auf eine totale lebendige Kraft des Geschosses von 3949 Mtr. steigt. Vermittelst des Bodmanschen Stauchapparates wurde auch die Gasspannung im Rohre gemessen. Captain Bodman ist Amerikaner; die von ihm konstruirten und fabrizirten gußeisernen glatten Geschütze sehr mächtigen Kalibers haben seinen Namen zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkrieges in den 60er Jahren in hervorragender Weise bekannt gemacht. Die Messung ergab die außerordentliche Höhe von 3021 Atmosphären Druck, wobei eine Atmosphäre Druck 1 Kg. auf einen Quadrat-Centimeter beträgt. Es gewährt dies einen Anhalt zur Vorstellung von den Anforderungen, welche an die Festigkeit und Haltbarkeit des Rohrkörpers zu stellen sind.

Das Geschütz hatte sich beim Schießen in allen seinen Einrichtungen tadellos bewährt. Es wurde noch die leichte Drehbarkeit des Geschützes um den Zapfen (das Pivot) gezeigt, durch welchen der Rahmen mit dem Unterbau am Boden verbunden wird; man bewirkte eine Schwenkung von 24 Grad in 58 Sekunden. Ferner wurde das leichte Ausheben des Rohres aus der Laffette mittelst eines fahrbaren Krahnes gezeigt. Schnell befördert jetzt die Eisenbahn solch einen Koloß. Um die Mahomets-Kanone, die in Adrianopel gegossen war, nach Konstantinopel zu schaffen, ein Weg von 30 Meilen, bedurfte man einer Zeit von 2 Monaten.

Das zweite Riesengeschütz war eine 35,5 Cm.-Kanone. Die Rohrlänge beträgt 8800 Mm., etwa 28 Fuß, das Rohrgewicht 52000 Kg. = 1040 Ctr. Ebenfalls Rahmenlaffette. Hartgußgranate von 525 Kg. = 1050 Pfd. Gewicht, gewöhnliche Granate 444 Kg., Ladung 115 Kg. prismatischen Pulvers. Die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses beträgt 500 Mtr., woraus sich für die Panzergranate eine totale lebendige Kraft von 6691 Mtr. ergibt. Die Treffsähigkeit auf 2500 Mtr. Entfernung war gut. Die Konstruktion ist völlig abgeschlossen, das Geschütz fertig.

Durch die gezogenen Geschütze ist die Wahrscheinlichkeit des Treffens in sehr hohem Grade gesteigert, und es ist daher erklärlich, daß die Frage der eigenen Deckung im Feuerkampfe sehr bald eingehend in Berathung gezogen wurde. Aus diesen Erwägungen ist der Vorschlag hervorgegangen, das Geschütz durch einen fest mit ihm verbundenen Panzer zu schützen. Hier kam nun ein derartig gedecktes Geschütz zur Vorführung, eine 15,5 Cm.-Kanone in einem

Panzerſtande. Das Rohr hat an der Mündung einen kugelförmigen Kopf, vermittelſt deſſen es mit dem Panzerſtande ſo verbunden iſt, daß in ihm der Drehpunkt für die Höhen- und Seitenrichtung des Rohres liegt. Schon im vorigen Jahre erregte dieſe Anordnung unter den Schießverſuchen auf dem Kruppſchen Schießplatze bei Bredelar in Weſtphalen Aufſehen. Da der Panzerſtand die Sicht nach vorn verhindert, ſo mußte die Richtung des außerdem natürlich noch auf einer Laffette aufliegenden Rohres ſo genommen werden, daß man zunächſt durch die, nach Oeffnung des Verſchluſſes hinten frei gelegte Seele nach dem Objekt viſirte und dann dem Rohre mittelſt des Quadranten die der Entfernung entſprechende Erhöhung gab. Es wurde damals als Beweis der erzielten völligen Deckung mitgetheilt, daß einige der Zuſchauer ſich ungefährdet am Geſchützrohre aufgehalten hätten, als der Panzerſtand mit Panzergeſchützen beſchoſſen wurde. Bei Treffern mag es allerdings etwas kräftig gedröhnt haben.

Gegenwärtig war die Nothwendigkeit, durch die Seele zu viſiren, vermieden durch Anbringung einer freien Viſirvorrichtung, welche mit Panzerſtand und Rohr in entſprechende Verbindung gebracht iſt. Das Einſtellen des Rohres auf die Erhöhung geſchieht durch einen Zeigerapparat mit zwei Zeigern, von denen der eine Zehntel, der andere Tauſendſtel des Radius des von den Schildzapfen beſchriebenen Kreiſes markirt. Für das Nehmen der Seitenrichtung iſt ein ähnlicher Zeigerapparat vorhanden, außer der Kreisſchiene, auf der die Laffette hinten rollt. An Laffette und Panzerſtand ſind Vorkehrungen zum leichten Ein- und Ausbauen des Rohres getroffen.

Zum Erweiſe der Verwendbarkeit des ſo angeordneten Geſchützes wurden an einem Tage 30 Schuß im Schnellfeuer wechſelnd auf 1500, 2000 und 3300 Mtr. Entfernung abgegeben. Die erzielten Reſultate waren dabei vortrefflich; es betrug z. B. auf 3300 Mtr. die Längenſtreuung 52 Mtr., die Breitenſtreuung nur 6 Mtr. Darauf wurden Panzerſtände verſchiedener Form zum Vergleich ihrer Haltbarkeit aus einer langen 15 Cm.-Ringkanone mit blind geladenen Hartgußgranaten und geſchmiedeten Stahlgranaten beſchoſſen. Beide Panzerſtände waren von der Kruppſchen Fabrik ſelbſt geliefert. Der eine beſtand aus einer ſchmiedeeiſernen Stirnplatte von 508 Mm. = 19 Zoll in der größten Stärke mit einer 605 Mm. = 23 Zoll ſtarken Blende. Die Stirnplatte hatte eine Breite von 2,2 Mtr. = 7 Fuß. Der andere Stand war eine Hartgußplatte in der Form eines Theiles eines 15 Cm.-Kuppelthurmes, wie ſolche an wichtigen Küſtenpunkten und Landbefeſtigungen in ähnlicher Form bereits Verwendung gefunden haben. Der ſchmiedeeiſerne Panzer hat ſich gut bewährt; der Hartgußpanzer hatte Riſſe bekommen und erſchien an einer Stelle geſpalten, ohne indeß gebrochen zu ſein.

Während man mit der Ausbildung der Syſteme des gezogenen Geſchütz-

weſens noch konſtruktiv vollauf beſchäftigt war, galt die ganze Entwickelung der Wirkſamkeit des direkten Feuers. Als man einigermaßen hierin zum Abſchluß gekommen war, trat aber die große Lücke hervor, welche noch im Wurffeuer, im eigentlichen Vertikalfeuer und indirekten Feuer beſtand. Die Haubitzen und Mörſer der alten Artillerie waren in ihrer Wirkſamkeit auf Entfernungen beſchränkt, welche alle Mitwirkung bei Bombardements, bei Einleitungskämpfen und Kämpfen auf etwas vergrößerter Entfernung gänzlich ausſchloſſen, und doch ſpielt das Wurffeuer eine intenſive Rolle bei alten ſtationären Kriegslagen zu Lande und auch namentlich im Küſtenkriege. Die letzten Verſuche zur Steigerung dieſer Wirkung mit glatten Geſchützen waren vereinzelt geblieben. Es mögen hier als ſolche angeführt werden die Villantrois'ſchen Mörſer, welche Napoleon I. zu einem gegen Cadix beabſichtigten Unternehmen gießen ließ, und welche heute als alte Trophäen auf dem Platze zwiſchen dem Zeughauſe und der neuen Wache in Berlin ſtehen, eine immerhin beachtenswerthe Konſtruktion als Haubitz-Mörſer. Ferner der Mortier monstre des franzöſiſchen Generals Paixhans, welcher bei 23 Zoll Kaliber Bomben von 1000 Pfd. mit 100 Pfd. Sprengladung warf, aber bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen im Jahre 1830 den gehegten Erwartungen an Geſchoßwirkung keineswegs entſprach. Endlich der Monſtre-Mörſer von Mallet, auch der Palmerſtonſche genannt, in einem Gewicht von 50 Tonnen, welcher bei 36 Zoll Kaliber eine Bombe von 26 Ctr. Schwere verfeuerte. Ueber den letzteren ſagt der engliſche General Sir Howard Douglas: „Der Mörſer ſoll 8000 Pfd. St. (alſo 160 000 Mark) koſten. Die Ergebniſſe der Verſuche ſind derart, daß man keine Veranlaſſung hat, daran zu denken, der Mörſer könne je im Dienſte Verwendung finden.“ Es war wohl ein artilleriſtiſcher Fehlgriff.

Auf dieſem Wege kam man alſo nicht vorwärts, und ſo mußte man auch hierin den für das direkte Feuer betretenen Weg einſchlagen. Als bereits fertig wurden zur einleitenden Veranſchaulichung die gezogene 21 Cm.-Feſtungs- und Belagerungs-Haubitze und ein gezogener 15 Cm.-Mörſer beſchoſſen. Dies ſind die Wurfgeſchütze für den eigentlichen Landdienſt. Dann aber wurde ein mächtiger Neuling zum Feuer bereit gemacht, die gezogene 28 Cm.-Haubitze ($10^3/_4$ zöllig). Gewicht des Rohres 10198 Kg. = 204 Ctr., Rohrlänge 320 Cm. = 10 Fuß. Rahmenlaffette von 180 Ctr. Gewicht, welche für das Geſchützrohr eine Erhöhung bis 75 Grad geſtattet. Die Geſchoſſe ſind 2,8 Kaliber lange Granaten = $2^1/_2$ Fuß, 216 Kg. = $4^1/_2$ Ctr. ſchwer. Die Ladung iſt variabel. Ihr Zweck iſt hauptſächlich gegen das Deck von Schiffen gerichtet, welchen das Wurffeuer für alle Zeit der gefürchtetſte Feind bleiben wird, wie es dies von jeher war.

Ein Schießen auf 2000 Mtr. Entfernung ergab ein ſo eng gehaltenes Treff-

bild, daß ein jedes auf ſolcher Entfernung liegende Schiff ſicher auf Deck getroffen werden muß und durch das Einſchlagen des explodirenden, ſo ſchweren Geſchoſſes leicht ganz verloren gehen könnte. Bei einem anderen Schießen mit Elevation von 28 Grad erreichte man 6770 Mtr. Schußweite. Das Geſchütz iſt in der That ein um ſo gefährlicherer Feind für eine Flotte, je weiter ſich ſeine Wirkungsſphäre erſtreckt. Beſonders wichtig wird daſſelbe ſein bei Armirung der Küſtenwerke hervorragender Plätze und Flottenſtationen, ebenſo für Werke an wichtigen Einfahrten und zur Beherrſchung von Rheden.

Die neu entſtandenen Feuerwaffen hatten natürlich Veranlaſſung gegeben, daß auch die Befeſtigungskunſt alle Fragen in Erörterung zog, die ſie berührten. Die berühmten Schießverſuche der preußiſchen Artillerie bei Jülich im Jahre 1860, ſowie die Kriegsereigniſſe an den Küſtenplätzen von Nordamerika gaben die beſonderen Anregungen dazu. England umgab ſeinen wichtigen Kriegshafen Portsmouth nebſt der Rhede von Spithead mit Gürteln von Forts, deren äußerſter auf 8—10000 Schritt von dem Mittelpunkte der großen Werften liegt, und mehr oder weniger ſuchte man allgemein alle großen Plätze auf dieſe Weiſe gegen die Möglichkeit eines Bombardements zu ſichern. Dieſe Tendenz führte nun ebenſo naturgemäß die Artillerie wieder zu dem Streben, rückſichtlich der Fernwirkung weiter vorzugehen. Die nachſtehenden drei Schießverſuche bringen zum Ausdruck, was nach dieſer Richtung erreicht worden iſt.

Die unterſte Stufe nimmt hier eine 9,6 Cm.-Kanone in Feldlaffette ein, welche aber mit 30 Grad Erhöhung ſchon eine Schußweite von 8240 Mtr. ergab. Das Granatgewicht iſt 12 Kg., die Ladung betrug 2,7 Kg. grobkörnigen Pulvers. Die Streuung der Geſchoſſe von 160 Mtr. nach der Länge und 58 Mtr. nach der Breite kann auf dieſer anſehnlichen Entfernung von $1^1/_8$ Meile nur gering genannt werden. Weiter folgt eine 10,5 Cm.-Kanone in Belagerungs-Laffette. Die Rohrlänge beträgt 2850 Mm. = 9 Fuß, das Gewicht des Rohres 21 Ctr. Die Geſchoſſe ſind gewöhnliche Granaten, Ringgranaten und Shrapnels von 16 Kg. Gewicht. Die Ringgranaten geben 300—390 Sprengſtücke, die Shrapnels aus ſtählerner Hülſe mit ſchmiedeeiſernem Kopfe enthalten 370 Füllkugeln. Die normale Ladung beträgt 5 Kg. prismatiſchen Pulvers. Gewöhnliche Granaten, mit nur 4,2 Kg. Ladung, ergaben bei ſehr mäßiger Streuung eine Schußweite im Mittel von 9051 Mtr., alſo von etwa $1^1/_4$ deutſcher Meile.

Die dritte Stufe wird durch eine ganz eigenartige Erſcheinung gebildet. Dieſe Kanone von kleinem Kaliber, eine 8,7 Cm.-Kanone, ſoll durch eine ganz extenſive Vergrößerung der Rohrlänge und ungewöhnliche Steigerung des Ladungsverhältniſſes ihren Zweck erreichen. Die Rohrlänge beträgt 4350 Mm. = faſt 14 Fuß, das Rohrgewicht 23 Ctr. Das Rohr erſcheint in dieſer unge-

wöhnlichen Länge den alten Feldschlangen ähnlich, wie tüchtige Schmiede sie vor 300 Jahren herzustellen verstanden, indem sie lange Eisenstangen zusammenzuschweißen und durch umgelegte Ringbänder zu festem Halt zu vereinen wußten. Die Ladung betrug 3,5 Kg. grobkörnigen Pulvers, die Geschosse waren gewöhnliche Granaten von 10 Kg. und leichte Granaten von 6,8 Kg. Gewicht, wonach sich der Ladungsquotient auf $\frac{1}{2{,}85}$ resp. $\frac{1}{1{,}94}$ stellt. Es wurde nur auf 2000 Mtr. Entfernung gefeuert. Die Messung des Gasdrucks ergab die erhebliche Spannung von 1540 Atmosphären. Die Anfangsgeschwindigkeit wurde auf 557 Mtr., bez. 639 Mtr. in der Sekunde gemessen. Die Ferneleistung des Geschützes konnte wohl wegen der Schranke, welche durch die Begrenzung des Schießplatzes gegeben war, nicht ganz zur Darstellung gebracht werden. Durch Rechnung ist es aber einfach festzustellen, daß bei $1\frac{1}{2}$ deutschen Meilen noch keineswegs die Grenze der erreichbaren Schießweite liegen wird. Es ist hervorzuheben, daß eine Anfangsgeschwindigkeit von 636 Mtr. an einem gezogenen Geschütze noch auf keinem Schießplatze der Welt gemessen worden ist. Zum Schießen wurde eine Kruppsche Pivot-Gelenk-Laffette benutzt, welche den besonderen Zweck hat, den beim Schusse erfolgenden Rückstoß des Rohres ganz aufzuheben. Es wurde dies auch in so vollkommenem Grade erreicht, daß sich bei Abgabe eines Schusses einer der Zuschauer auf das Geschützrohr gesetzt hatte, ohne irgendwie gefährdet zu werden oder zu fallen. Man kann die Herstellung dieses ausnehmend langen Geschützrohres für ein so starkes Ladungsverhältniß nur ein kühnes Unternehmen nennen, welches sich die Fabrik im Zutrauen auf die Gediegenheit des Materials und die Zuverlässigkeit der konstruktiven Festsetzungen gestellt, aber in der gelungensten Weise zur Ausführung gebracht hat.

Nun aber last, not least: Ein Panzergeschütz par excellence! Man versteht unter Panzergeschütz nach dem entstandenen Gebrauche ein Geschütz, welches in erster Linie gegen Panzerungen zu wirken bestimmt und fähig ist. Dieses neue Panzergeschütz ist eine 24 Cm.-Kanone ($9\frac{1}{4}$ zöllig). Die Rohrlänge beträgt 6120 Mm. = $19\frac{1}{2}$ Fuß, das Rohrgewicht inkl. Verschluß 18000 Kg. = 360 Ctr. Das Rohr liegt in einer Rahmen-Laffette von 246 Ctr. Gewicht, welche eine Erhöhung der Rohrachse bis 27 Grad und eine Senkung unter die Horizontale bis 6 Grad gestattet. Die Geschosse sind 2,8 Kaliber lang, etwa 2 Fuß 3 Zoll, und sind mit zwei Kupferbändern versehen, die als führendes Medium dienen, statt des bisherigen Bleimantels der Granaten. Die geschmiedete Stahlgranate und die Hartgußgranate wiegen 160 Kg. = $3\frac{1}{4}$ Ctr., inkl. 3,75 bez. 2,1 Kg. Sprengladung, die gewöhnliche gußeiserne Granate 136 Kg. inkl. 7,2 Kg. Sprengladung. Die Ladung beträgt 75 Kg. = $1\frac{1}{2}$ Ctr. prismatischen Pulvers. Darnach ist der Ladungsquotient für Panzergranaten

$\frac{1}{2,1}$ und für gewöhnliche Granaten $\frac{1}{18,1}$. Die erhöhte Leiſtungsfähigkeit des Rohres ſoll eben erreicht werden durch exorbitante Steigerung des Ladungsverhältniſſes und gleichzeitige ausgiebige Verlängerung des Rohres. Der Unterſchied gegen das in Dienſt geſtellte Panzergeſchütz deſſelben Kalibers iſt folgender: Das letztere iſt etwa 1 Mtr. kürzer, 50 Ctr. leichter; die Panzergranate wiegt 139,9 Kg., die Ladung beträgt nur 27 Kg., und der Ladungsquotient iſt $\frac{1}{5,1}$.

Zunächſt wurde das Geſchütz beſchoſſen gegen die freie Ebene zur Ermittelung der Geſchoßgeſchwindigkeit. Dieſelbe ergab als Anfangsgeſchwindigkeit für Panzergranaten 576 Mtr. und für gewöhnliche Granaten 606 Mtr., und auf 1979 Mtr. Entfernung 466,9 bez. 465,8 Mtr. in der Sekunde. Die lebendige Kraft der Geſchoſſe betrug hiernach 2711 und 1778 Mtr., bez. 2554 und 1504 Mtr. Die Streuung der Geſchoſſe war ſehr gering. Darauf wurde mit geſchmiedeten Stahlgranaten gegen ein Panzerziel geſchoſſen, welches an einzelnen ſtärkſten Stellen der Schiffswand des engliſchen Inflexible ähnlich war. Das Panzerziel war zuſammengeſetzt aus einer Eiſenplatte von 30,5 Cm. Stärke, einer Holzunterlage von 5 Cm. und einer Eiſenplatte von wiederum 30,5 Cm.; es hatte alſo eine Geſammtſtärke von etwa 23 Zoll gewalztem Eiſen und 2 Zoll Holz. Die Einlage von Holz erhöht die Widerſtandsfähigkeit des Zieles nicht unerheblich, indem der zerſtörende Effekt der Vibrationen weſentlich gemildert wird. Die beiden Panzerplatten hatten eine Länge von 15 und 17 Fuß, eine Breite von $3^3/_4$ und $3^1/_4$ Fuß. Der Ruhm der Herſtellung ſo mächtiger Platten von großen Flächendimenſionen gebührt der Dillinger Hütte an der Saar.

Beim erſten Schuß ging die Stahlgranate, welche nicht mit ſcharfer Sprengladung verſehen war, glatt durch die Scheibe und ſetzte ihren Weg noch 2000 Mtr. weit fort. Beim zweiten Schuß ſchlug die Granate ebenſo glatt durch das Ziel und ging noch 1200 Mtr. über daſſelbe hinaus. Die Platten zeigten mäßige Riſſe an den Schußlöchern. Die aufgeſuchten Granaten waren ohne jede Formveränderung. Es ſcheint hierin eine nicht unerhebliche Ueberlegenheit über die bisherigen Hartgußgranaten an perforanter Leiſtung zu liegen, ſo anerkennenswerth die Herſtellung der letzteren für die Gruſonſche Fabrik auch immer bleiben wird.

Noch nie iſt es auch nur annähernd unternommen worden, einem gezogenen Geſchützrohre von ſolch erheblichem Kaliber eine derartige Kraftleiſtung zuzumuthen, wie ſie hier durch die Schwere der Vorlage und die Größe der Ladung ausgedrückt wird. Man iſt genöthigt, dieſem Geſchütz den Preis zuzuerkennen, daß es ebenſowohl ein Triumph für die Qualität des verwendeten Materials,

wie für die Bemeſſenheit der Konſtruktion und den hohen Werth des voraus-beſtimmenden mathematiſchen Kalküls iſt.

Der allgemeine Stand der Frage der Panzergeſchütze läßt ſich nach der Schilderung dieſes Geſchützes und nach den oben behandelten Rieſengeſchützen durch eine vergleichende Parallele zum Vorhandenen leicht entwickeln. Die in unſerer Marine- und Küſten-Artillerie eingeführten Geſchütze überragen die Geſchütze der engliſchen und franzöſiſchen Marine nicht nur an Wahrſcheinlichkeit des Treffens, ſondern auch an Tragfähigkeit und lebendiger Kraft des Geſchoſſes, mit einem Wort: an balliſtiſcher Leiſtung. Der Unterſchied der Syſteme drückt ſich mit der Zunahme des Kalibers immer ſchärfer aus. Unſer 35 Tonnen-Geſchütz, die 30,5 Cm.-Kanone, iſt z. B. dem engliſchen 35 Tonnen-Geſchütze an lebendiger Kraft des Geſchoſſes im Verhältniſſe von 7 : 4 überlegen und dem etwas größeren franzöſiſchen 32 Cm.-Geſchütz von 39 Tonnen Schwere noch im Verhältniß von 5 : 4. Hierzu treten die außerordentlichen Vorzüge, welche die Hinterladung zur Beſchleunigung, Erleichterung und Sicherung der Bedienung, wie auch an Raumökonomie gewährt.

Die Kruppſche 35,5 Cm.-Kanone von 52 Tonnen Rohrgewicht hat bereits Konkurrenten in den 81 Tonnen-Geſchützen in Italien wie in England, welche allerdings bei gleichem Kaliber (Bohrungsdurchmeſſer der Seele) um 580 Ctr. ſchwerer ausfallen. Das italieniſche Geſchütz iſt bereits mehrfach erprobt und hat einen Panzer von 550 Mm. = 21 Zoll ſo wirkſam beſchoſſen, daß man die beiden neugebauten Panzerſchiffe Duilio und Dandolo, welche ſtellenweiſe ſo ſtarke Panzer tragen, nicht mehr für abſolut geſichert anſieht. Das engliſche Geſchütz läßt noch auf ſich warten; dem Woolwich Infant hat man vielleicht zu viel Erwartungen entgegengebracht. Die Kruppſche 40 Cm.-Kanone, ein 72 Tonnen-Geſchütz, ſoll ein Gegenſtück in der Armſtrong-100 Tonnen-Kanone von 43 Cm. Kaliber erhalten. Wir haben Veranlaſſung, Zweifel zu hegen, daß dieſes Geſchütz trotz des größeren Kalibers und des um 580 Ctr. größeren Rohrgewichtes dem Kruppſchen Geſchütze an balliſtiſcher Leiſtung nahekommen wird, da die 81 Tonnen-Geſchütze unſer 52 Tonnen-Geſchütz an Wirkſamkeit noch nicht erreichen (ital.) oder nicht erreichen werden (engl.).

Die italieniſche Artillerie iſt nur beläufig zum Vergleiche herangezogen, weil deren Entwickelungsweiſe der der franzöſiſchen Artillerie ſehr ähnlich blieb, welche den eigentlichen Ausgangspunkt ihrer Arbeiten ebenfalls den erſten Vorſchlägen entnahm, die der ſardiniſche General Cavalli bereits zu Ende der 40er Jahre aufſtellte. Die ruſſiſche Artillerie ſteht in den nächſten Beziehungen zu Kruppſchen Konſtruktionen. Noch wären als Panzergeſchütze die Rodman-Kanone in Nordamerika von 15 und 20 Zoll Kaliber zu erwähnen, welche auf nächſten Entfernungen eine ganz erhebliche kontondante Wirkung haben.

Da sie aber als glatte Geschütze in ihrem Wirkungsbereiche äußerst beschränkt sind, so dürfte ihnen nur der Rang einer Vorstufe den gezogenen Panzergeschützen gegenüber zuzuerkennen bleiben.

Die beiden Riesengeschütze der Kruppschen Fabrik haben eine solche Massenwirkung, daß die Widerstandsfähigkeit einer von Schiffen noch tragbaren Panzerung wohl nicht eigens zu erproben sein dürfte; man könnte vielmehr beim Beschießen noch Nebenwirkungen aus dem Schiffskörper zu erwarten haben, welche die große Gefährdung nur zu erhöhen im Stande wären, also ein vollständiges Einbrechen der Schiffswand, eine kontondante Wirkung mit gleichzeitiger äußerst gefährlicher Bruchsplitterung. Für die artilleristische Ausübung ist mit dem 40 Cm.-Geschütze wohl die Grenze für die Verwendungsfähigkeit überhaupt erreicht.

Wenn aber diese Schöpfungen durch ihre mächtige Großartigkeit imponiren und ein sehr hohes Vertrauen zu ihrer Herstellungsart erwecken, so tritt in der neuen 24 Cm.-Kanone eine artilleristische Kunstbildung auf, welche mehr geeignet ist, durch ihre elegante Großartigkeit Bewunderung zu erregen. Die Grenze für den Gebrauch auf Schiffen scheint bei dem 35 Tonnen-Geschütz zu liegen. Man mühte sich ab, nach Centimetern das Maß der Panzerung festzustellen, welches dem und jenem Kaliber noch widerstehen könne, und stellte befriedigt den Satz hin, daß ein bestimmtes Kaliber Platten bis zu $1\frac{1}{2}$ facher Stärke des Kalibers unter günstigen Bedingungen und bei naher Entfernung zu durchschlagen vermöge. Die neue 24 Cm.-Kanone ist aber nur ein 18 Tonnen-Geschütz und durchschlägt mit überschießender Kraft eine Panzerung von 610 Mm. = etwa 23 Zoll, wie sie in solcher Stärke allein erst bei dem englischen Panzerschiffe Inflexible und auch da nur stellenweise angewandt ist. Die lebendige Kraft ihres Geschosses überragt die des englischen 35 Tonnen-Geschützes im Verhältniß von $6\frac{1}{2} : 5$ und erreicht die des französischen 39 Tonnen-Geschützes auf fast $^{10}/_{11}$, wobei indeß besonders hervorzuheben bleibt, daß sich auch hier schon auf ziemlich naher Entfernungsgrenze das Verhältniß zu Gunsten des neuen Geschützes umkehrt und weiter immer mehr steigert.

Wohl konnten in den Kreisen der Marine mit dem Auftreten der Widder-(Ramm-)Wirkung und der treibbaren Seeminen (Torpedos) die Blicke von der Artilleriewirkung etwas abgelenkt werden; aber mit dieser neu gesteigerten, sehr handlichen, auch in der Fernwirkung besonders ausgiebigen Kraft muß sie naturgemäß wieder in den Vordergrund treten. Da sind wir denn der Meinung, daß bei dem in der Marine wohl bevorstehenden Uebergange von den bedenklichen Großbauten, angesichts deren man die alten hilflosen Dreidecker noch nicht vergessen kann, zu kleineren Kriegsschiffen von größerer Beweglichkeit

und Manövrirfähigkeit, dieſe neue 24 Cm.-Panzerkanone prädeſtinirt zu ſein ſcheint, das eigentliche Kampfgeſchütz der Marine zu werden, ſowohl wegen ſeiner eminenten Wirkungskraft, wie wegen der Ausdehnung ſeines Wirkungsbereiches, abgeſehen von aller ſonſtigen Verwendungsfähigkeit.

Nachdem wir im Vorſtehenden die Rieſengeſchütze, die Fragen der eigenen Deckung des feuernden Geſchützes, des Vertikalfeuers, der Fernwirkung und manche Seiten der Geſchoßkonſtruktion und der Laffettirung geſchildert und beurtheilt haben, haben wir abſchließend nur noch hinzuzufügen, daß auch die Wirkſamkeit unſeres Panzergeſchütz-Syſtems in zwei der hervorragendſten Richtungen, in Maſſenhaftigkeit und Schärfe, ſich aufs neue in der glänzendſten Weiſe manifeſtirt hat. Die Kruppſche Fabrik darf mit gerechteſtem Stolze auf alle dieſe Erfolge und Leiſtungen blicken, die überdies der nationalen Produktion zu hoher Ehre gereichen.

Wahrhaft dämoniſche Gewalten, unheimliche Vernichtungskräfte fürchterlicher Art ſind es, die hier vor das Auge des Leſers gerückt worden ſind. Aber eine Beruhigung kann man dabei haben. Ein ausgezeichneter Artillerie-General, der eine neue Geſchützwirkung, welche in ihrer Zerſtörungskraft die Wirkungsfähigkeit der beſtehenden Artillerie außerordentlich übertraf, erdacht hatte, ſagte, wie durch eine Mahnung des Gewiſſens zu einer Rechtfertigung vor ſeiner verderbenbringenden Schöpfung getrieben: „Vervollkommnungen der Waffen ſind ebenſo wenig wie andere Verbeſſerungen jemals von der Hand gewieſen worden, und die Geſchichte weiſt nach, daß die Kriege um ſo weniger blutig werden, je vollkommener die Waffen ſind. Wenn man die Kämpfer befähigt, ſich durch die wachſende Wirkungsſphäre ihrer Waffen von einander fern zu halten, ſo heißt das im allgemeinen, im Landkriege wie im Seekriege, nur die Sache auf den Einfluß zurückführen, welcher eintrat, als die Feuerwaffen die Pike und die Keule verdrängten und der Kunſt und Geſchicklichkeit die unbeſiegbare Ueberlegenheit über die natürliche Kraft einräumten.“ Wir können uns dieſer Anſchauung des Generals nur anſchließen. Auch Archimedes war ein Philoſoph und ein Menſchenfreund, und doch baute er ſeinen Syracuſanern mächtige Kriegsmaſchinen zur Abwehr der Römer. Es iſt zweifellos aus der Geſchichte nachzuweiſen, daß die Kriegführung mit den Jahrhunderten menſchlicher geworden iſt, und daß die Verluſte an Menſchenleben relativ, auch abſolut weſentlich geringer werden. Es gibt keine Vernichtungskämpfe mehr, wie in alter Zeit. Die Entſcheidung der Schlachten und Kriege iſt nicht mehr an die Vernichtung und den Ruin gebunden!

Elbing, im September 1879. — b —

Falks Brief in Süddeutschland.

Es ist eine aller Orten gemachte Erfahrung, daß Minister, so lange sie in Amt und Würden sind, von den Gegnern der Regierung als freiheitsfeindlich, sachlich uneingeweiht, unpraktisch u. s. f. bezeichnet und demgemäß aufs heftigste angegriffen werden. Sowie aber ihr Name in das Zeichen des friedlichen „a. D." rückt, ändert sich die Sachlage; der Minister ist — wenn seine Geschichte es irgend zuläßt — der besten einer gewesen, und durchaus unbrauchbar ist nur — sein Nachfolger. Wir erinnern an Herrn Hobrecht. Trotzdem daß der Berliner Oberbürgermeister der liberalen Partei näher als der konservativen stand, waren doch fast alle „wahrhaft liberalen" Blätter, obwohl ihnen von einer finanzpolitischen Untüchtigkeit Hobrechts absolut nichts bekannt war, darin einig, daß die Wahl des Reichskanzlers eine sehr wunderbare wäre. Eine kurze Zeit ist vergangen, da tritt Hobrecht zurück. Wäre er nun ein rechter echter Konservativer gewesen, so hätte man vielleicht eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht und gesagt: „Aha, da seht ihrs! Er hat seine Stelle nicht ausfüllen können." So aber war es „politisch taktischer" gehandelt, der Regel treu zu bleiben, und in dem großen rheinischen Weltblatte konnte man lesen, daß, wer Hobrecht nur gekannt habe, davon durchdrungen gewesen sei, daß er zum Finanzminister geboren sei. Anders war es mit Herrn Dr. Falk. Mit Freuden von liberaler Seite gleich begrüßt, wurde er, mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, auch von ihr unterstützt, und wenn er der religionsfeindlichen liberal-jüdischen Presse oft in seinen Maßnahmen nicht weit genug ging, so gab man sich schließlich doch mit den Abschlagszahlungen zufrieden, die man im Kulturkampfe erhielt. Da kam nach einer langjährigen, vielfach sehr segensreichen Wirksamkeit auch sein Tag. Er trat zurück — und überall opferte man dem Manne Weihrauch, der selbst — so paßte es in die Parteitaktik — als Opfer seines Prinzips gefallen sein mußte; er wurde heilig gesprochen, wurde gefeiert, wie die Ultramontanen kaum einen ihrer exilirten Bischöfe gefeiert haben. Galt es doch, Dr. Falk in einen Gegensatz zu stellen zum Fürsten Bismarck!

Bis dahin war man auch in Süddeutschland geneigten Herzens gefolgt und hatte gern mit eingestimmt in das Lob eines Ministers, dessen entschiedenes und mannhaftes Vorgehen für die freie Entwickelung unsrer kulturellen Verhältnisse so bedeutungsvoll geworden war, der den Anmaßungen eines begehrlichen Priesterthums, gegenüber den unveräußerlichen Rechten des Staates, ein energisches Halt entgegengerufen hatte. Die Liberalen Süddeutschlands aber hatten Dr. Falk verehrt als einen Bundesgenossen des Reichskanzlers, und

Fürſt Bismarck genießt hier trotz allen Gegenſatzes, welcher zwiſchen dem ſüddeutſchen Weſen und dem ſpezifiſchen Preußenthum beſteht, eine Popularität, von der ſich die redaktionelle und parlamentariſche Schulweisheit des norddeutſchen Liberalismus nichts träumen läßt. Daher trennten ſich beim Rücktritte Falks alsbald die Wege der norddeutſchen und der ſüddeutſchen Liberalen. Ohne daß man die Bedeutung der Stelle des Kultusminiſters im preußiſchen Miniſterium auch für das Reich verkannte, war man doch weit entfernt, von vornherein zu glauben, daß mit dem Wechſel in der Perſon auch ein Wechſel des Syſtems verknüpft ſei. Einen treuen Ausdruck fand dieſe allgemeine Stimmung in der Preſſe. Die drei maßgebenden Blätter Baierns, Würtembergs und Badens traten den Reaktionsprophezeiungen ihrer Berliner, Magdeburger und Frankfurter Kolleginnen aufs entſchiedenſte entgegen und ſprachen es wiederholt aus, daß das Vertrauen zum Fürſten Bismarck in Süddeutſchland ein unbedingtes ſei. Daß aber auf den Gebieten der Schule und Kirche in einigen Beziehungen Wandel geſchaffen werden müſſe, und daß die Reichs- und ſpeziell die preußiſche Regierung durchaus noch nicht reaktionären Anwandlungen folge, wenn ſie das thun, dieſer Einſicht verſchloß man ſich dabei ausgeſprochener Maßen nicht.

So ſtanden die Dinge bei uns, als der bekannte Brief des zurückgetretenen Staatsmannes erſchien und alsbald bis ins kleinſte Dorf hinein in ſeinem Wortlaute verbreitet wurde. Die Freude über dieſes Schreiben war auf liberaler Seite natürlich groß, um ſo größer, als der neue Kultusminiſter bisher einen greifbaren Grund für Reaktionsbefürchtungen noch nicht geboten hatte, auf den Lauerſchen Fall aber nur die Roheſten, denen vor dem religiöſen Gefühle anderer jegliche Achtung abhanden gekommen war, ſich beriefen. Jetzt war die Reaktion klar und deutlich ſignaliſirt, ihr Hereinbruch konnte kaum eine Frage der Zeit ſein, ja der eiſerne Kanzler mußte ſich wohl ſchon das Büßerhemde angethan haben, wenn ſein Freund und Kampfesgenoſſe den Gang nach Canoſſa in ſo wahrſcheinliche Ausſicht ſtellen konnte. Wozu brauchen wir noch weiter Zeugniß? Falk ſagt es ja! Und mußte er nicht feſt von der Nähe der Gefahr überzeugt ſein, wenn er gerade in dem Augenblicke den Schlachtruf ins Volk rief oder doch rufen ließ, als daſſelbe durch die Wahlen Zeugniß ablegen ſollte, ob es mit ſeinem Vertrauen zu Bismarck ſtehe oder zu Lasker und Richter? Es iſt bekannt, wie die Berliner Meute ſich auf den unſeligen Brief ſtürzte, wie ſie Falk — horribile dictu! — als einen der Ihrigen ausrief, wie ihn die ſemitiſche Gemeinde zu Berlin als ihren Propheten auf den Schild hob! Auch in Süddeutſchland hallte der Lärm leiſe wieder, aber nur leiſe. Ein nationalliberales Organ Laskerſcher Richtung in Frankfurt a/M. brachte einen Wahlaufruf mit der verlockenden Ueberſchrift: „Auf die Schanzen!“ und verſtieg ſich dabei zu dem

Satze, es müßten gewählt werden ſelbſtändige, zuverläſſige, entſchieden liberale Männer, die kräftig und entſchloſſen ſeien, der Reaktion einen Damm entgegenzuſetzen, und dem Reichskanzler die Ueberzeugung beizubringen, „daß er dieſen Gang nach Canoſſa um der Ehre und des Anſehens unſeres Staates und ſeiner ſelbſt willen vermeiden muß“. So ſchrieb man in dem Ex-Wahlkreiſe Laskers, und wahrlich Laskers würdig, kurz vor der Wahl, und einige Amtsverkündiger in Baden, wo ja die Wahlmännerwahl ebenfalls dicht vor der Thür ſtand, druckten es nach. Aber welches Mißgeſchick! Unglücklicherweiſe mahnte man den Schöpfer des deutſchen Reiches, den treueſten Schutz und Schirm ſeiner Ehre und ſeines Anſehens gerade in den Tagen ſo beſcheiden an ſeine Pflicht, wo er in Wien einen neuen Beweis ablegte für die Ueberflüſſigkeit ſolcher Laskerei, als er durch den neuen großartigen Erfolg ſeiner Politik zeigte, daß er heute wie je für die Ehre und das Anſehen Deutſchlands unermüdlich thätig iſt, als er ſich durch dieſe patriotiſche That von neuem die Herzen auch der ſüddeutſchen Bevölkerung eroberte. Von neuem wurde man durch die Thatſachen daran erinnert, daß es eine Nichtswürdigkeit ſei, dieſem Manne die Unterſtellung zu machen, als könne er überhaupt anders handeln wollen, als wie es dem Anſehen und der Ehre des deutſchen Reiches zuträglich iſt. So wurde denn Falks Brief bei uns nicht nur von Seiten der Bevölkerung mit Gleichgiltigkeit und Kopfſchütteln aufgenommen, auch die Preſſe verhielt ſich abweiſend. Der „Schwäbiſche Merkur“ antwortete mit einem Si tacuisses, die „Badiſche Landes-Zeitung“, die bei der Kulturkampfmanie der badiſchen Liberalen noch am eheſten Anlaß gehabt hätte, in das Berliner Horn zu blaſen, wies einfach darauf hin, daß der Falkſchen Befürchtung jede thatſächliche Begründung fehle, und ebenſo erklärte ſich die ſüddeutſche Preſſe gegen das fortgeſetzte Reaktionsgeſchrei der Berliner Preßleitung. Man iſt hier eben des Kulturkampfes herzlich müde, man fühlt heraus, daß doch etwas zu rückſichtslos vorgegangen worden iſt, daß man mehr verletzt hat, als nöthig war, daß man den Teufel auszutreiben geſucht durch Beelzebub. Wo ſich noch ein Paar Hände falteten, da kamen unſere liberalen Flachköpfe mit dem Lächeln geiſtiger Ueberlegenheit und goſſen Spott aus über den Pietismus; und Pietismus war für ſie alles, was über die materialiſtiſchen Grenzen der Endlichkeit hinausreichte. Man entrüſtet ſich jetzt über die „Judenhetze“. Sie iſt aber das ganz natürliche Reagiren des beleidigten Volksgewiſſens, ſie iſt die Gegenregung des chriſtlich-germaniſchen Geiſtes gegen das überwuchernde Judenthum — nicht gegen das des Bekenntniſſes, ſondern gegen das der Geſinnung. Sie iſt ein Zeichen, daß das deutſch-chriſtliche Element uns von den ſemitiſch-kosmopolitiſch-materialiſtiſchen Strebungen noch nicht völlig unterwühlt

iſt. Man bilde ſich nur nicht ein, daß der Judenhaß in die Maſſen künſtlich von Einzelnen hineingetragen werde; herausgewachſen iſt er aus den Maſſen: er iſt die natürliche Fortſetzung des ſogenannten Kulturkampfes.

Politiſche Briefe.

21. Das neue Abgeordnetenhaus.

Die Wahlen vom 7. Oktober, in allen Zeitungen war es zu leſen, ſind ebenſo überraſchend für die Regierung wie für die Liberalen geweſen. Die eine Seite hatte ihren Sieg, die andere ihre Niederlage nicht vorausgeſehen, und auf Seiten der Regierung wenigſtens hat man daraus kein Hehl gemacht. Nun kommen die Erklärungen und die Nutzanwendungen. Was die Erklärungen betrifft, ſo hören wir allerlei von konſervativem Hauch, von reaktionären Strömungen im Volke, von Einfluß der Regierungsmaſchinerie, von liberaler Läſſigkeit, Entmuthigung u. ſ. w., alles Dinge, von denen nichts oder wenig vorhanden, und die beſten Falls den Kern der Sache nicht berühren. Ein Punkt iſt vor allem klarzuſtellen: Dieſe Wahlen bedeuten nicht im geringſten einen konſervativen Parteiſieg trotz der 163 von wirklichen oder ſogenannten Konſervativen erlangten Mandate. Die Wählermaſſe hat ſo wenig wie jemals Sympathie oder Verſtändniß für die konſervative Parteidoktrin mit ihren Schrullen und Unklarheiten, die unſicher ſchwankt zwiſchen alten Abſurditäten und noch nicht entdeckten Entwürfen. Nein, dieſe Wahlen ſind ein Vertrauensvotum für den Fürſten Bismarck, ein ſolches im höchſten Maße, nichts anderes und nichts daneben. Es iſt eine der Selbſttäuſchungen, die mit dem Weſen des Liberalismus zuſammenhängen, zu wähnen, die große Menge des Volkes aller Bildungsſtufen ſei jemals auf die Dauer für politiſche Ideale, ſchlechte oder gute, zu erwärmen. Ein Volk iſt entweder zufrieden, ſeines ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Beſitzes froh, oder auch es empfindet, indem es noch große Wünſche hat und in einer lebhaften politiſchen und geſellſchaftlichen Bewegung begriffen iſt, ein ſtarkes Vertrauen zu einer erfolgreichen Führung. Dies ſind die glücklichen und geſunden Fälle. Die anderen Fälle ſind die, wenn ein Volk von der Unhaltbarkeit ſeiner Zuſtände ſich mehr und mehr überzeugt, zugleich aber auch das Vertrauen in den Willen und die Fähigkeit ſeiner Regierer verliert. Dann iſt es auf dem Wege, mit Aerzten aller Syſteme Verſuche anzuſtellen, und unter den Händen, in die es geräth, können ſehr ſchlimme

ſein. Die Ruhe kehrt wieder, nicht etwa, wenn Alle zu demſelben Ideale theoretiſch bekehrt ſind, ſondern wenn ein praktiſch förderlicher Zuſtand irgendwie ſich wiederum herausgebildet hat. Der Streit der Ideale dauert dann noch fort, aber ohne Erſchütterung, weil er die große Mehrheit in allen Volksklaſſen gleichgiltig läßt.

Seit fünfzehn Jahren befindet ſich Deutſchland in einem ununterbrochenen wunderbaren Fortſchritt, der von den Träumen alter Sehnſucht einen nach dem andern verwirklicht. Je mehr wir vorwärts kommen, deſtomehr gewahren wir allerdings, wie groß die Strecke iſt, die wir zurückzulegen haben, um zu einem relativ abgeſchloſſenen Zuſtande mit ruhigem Beharren zu gelangen. Aber in allen Theilen des Volkes iſt das Vertrauen zu dem Manne, der es bisher auf dieſem ſchwierigen Wege ſo meiſterhaft und ſo ſchnell geführt hat, gewachſen, das Intereſſe an den Aerzten, die aus der Theorie heraus kuriren wollen, geſchwunden. Als der Liberalismus aller Schattirungen zum erſten Male mit dem Fürſten Bismarck ſeit 1866 ſich überwarf, weil der Kanzler gegen die Theorie des Freihandels und gegen die Theorie des parlamentariſchen Staates mit ſeinen neuerlichen Maßregeln ſündigte, da hat das Volk, und zwar in allen Theilen Deutſchlands, in der Mehrheit ſich nicht auf die Seite des Liberalismus geſchlagen. Dies und nichts anderes bedeuten auch jetzt die letzten preußiſchen Wahlen. Man hat konſervative Männer in großer Zahl gewählt, damit ſie dem Fürſten Bismarck folgen, aber nicht im geringſten zu dem Zwecke, daß ſie ihre konſervativen Doktrinen verwirklichen. Der Liberalismus der verſchiedenen Schattirungen hat eine große Zahl ſeiner Sitze eingebüßt, weil man in ihm eine Oppoſition gegen den Fürſten Bismarck ſah. Es hat dem Liberalismus nichts geholfen, daß er das Schreckbild der Reaktion in allen Farben an alle Wände malte. Das Volk lacht bei der Behauptung, daß Fürſt Bismarck jetzt die Zuſtände wieder herſtellen wolle, deren Zerſtörung die Herkulesarbeit ſeiner bisherigen Laufbahn geweſen. Man ſagt ſich: So etwas erfinden Leute, die ſich nicht mehr zu helfen wiſſen.

Freilich tritt jetzt die alte Wahrheit in ihrer Strenge hervor, daß die Benutzung des Sieges ebenſo mühſam iſt wie der Sieg. Die Wahlſchlacht iſt gewonnen. Zwar bilden 163 konſervative Stimmen noch nicht die Majorität, aber zu ihnen treten 105 Nationalliberale, meiſtentheils vom rechten Flügel. Von ihnen genügen 50 bis 60 Stimmen, die Majorität zu bilden. Auch die 163 Konſervativen ſind zunächſt eine Schaar, aber noch kein Heer; es kommt darauf an, die Schaar zu organiſiren. Alles Weitere aber hängt davon ab, welche Stellung die Nationalliberalen einnehmen werden. Sie können alles wiedergewinnen, was ſie hatten, und noch mehr. Sie haben nie allein die Majorität des Hauſes gebildet und ſind jetzt weiter als je von dem Beſitze der Majo-

rität entfernt. Dennoch können sie die einflußreichste Fraktion sein, können auf Charakter und Gestalt der Maßregeln in weitem Maße bestimmend wirken, können einen Ruf wieder erlangen, den sie eben nur verloren haben, nämlich den, in der moralischen Führung der Nation die Erben des Fürsten Bismarck zu sein. Dies Alles können die Nationalliberalen, wenn sie aufhören, den Fürsten Bismarck zu behindern, das Vermögen zu vergrößern, das die Nationalliberalen erben wollen und auch erben sollen, wenn sie nicht anfangen, die Erbschaft zu verschleudern, ehe sie ihnen gehört.

Es ist wahrhaftig erbärmlich zu lesen, wie die „National-Zeitung" in Berlin sich täglich anstellt, als sei die reaktionäre Sündfluth im Anzuge, welche die Partei sich vorbereiten müsse über ihre Häupter brausen zu lassen, einzig bemüht, im Boden zu haften und sich nicht von den Fluthen hinwegreißen zu lassen. Nun, wir wollen dem trefflichen Blatte sagen, daß die Partei keinen einzigen Sturm abzuschlagen haben wird. Man mag sich immer rüsten, wenn man einmal aufgeregt und ängstlich ist. Nur hüte man sich, blind einzuhauen und einen, der als guter Freund kommt, wie einen stürmenden Feind zu behandeln. Die nächsten Aufgaben der Gesetzgebung sind: die schrittweise Beseitigung der Klassensteuer, die Uebertragung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeindeverbände, die Eröffnung indirekter Steuerquellen, um die erstere Reform zu ermöglichen — vornehmlich im Reiche —, in weiterer Ferne die Ausscheidung der Einkommensteuer aus den permanenten Steuern und ihre Verwandlung in eine außerordentliche Steuer nach Bedürfniß und mit nach dem Bedürfniß festzustellenden Quoten des Normalprozentsatzes. An die Steuerreform schließt sich die Eisenbahnreform, deren Haupttheil die Konsolidation des Staatsbahnsystems bildet; hieran der Abschluß der Verwaltungsreform auf den Grundlagen der Kreisordnung von 1872. Nach Vollendung dieser Reformen öffnet sich das weite Gebiet der Sozialgesetzgebung, wo so viel Schweres und Heilsames zu vollbringen ist. Alle diese Probleme sind nicht mit der liberalen Maxime des laisser faire zu lösen, aber es ist eine Gespenstermacherei, an deren Künste niemand glaubt, wenn man den Leuten einreden will, Fürst Bismarck wolle die sozialen Probleme mittelst einer Kopie der Ordnungen des absterbenden Feudalstaates lösen, wie sie bis zu Anfange des Jahrhunderts in Deutschland bestanden und in Mecklenburg allein sich fragmentarisch bis heute erhalten haben.

Wie aber, wenn es nicht gelingt, was allerdings kaum glaublich, ein rationelles Zusammenwirken der nationalen und konservativen Elemente in diesem Abgeordnetenhause zu Stande zu bringen? So wie wir die Dinge beurtheilen, können wir uns nicht beeilen, auf das Zentrum als auf das gegebene bereitstehende Hilfscorps hinzuweisen. Bedingungen vom Zentrum sich vorschreiben lassen wird der Kanzler nie. Aber selbst ein bedingungsloser Beistand *gegen*

die Nationalliberalen kann, wie wir meinen, wenn er auch nicht zurückzuweisen ist, der Regierung nicht erwünscht sein. Anders, wenn das Zentrum *mit* den Nationalliberalen für die Regierung stimmte. Eine Opposition der Nationalliberalen, welche der Regierung den Beistand, selbst den bedingungslosen Beistand des Zentrums unentbehrlich machte, würde der Regierung unbequem sein, für die Nationalliberalen wäre eine solche Handlungsweise selbstmörderisch. Ehe der Kanzler aber vom Zentrum sich Bedingungen abtrotzen läßt, wird er, so meinen wir, es auf einen neuen Wahlkampf ankommen lassen. Das Zentrum hat jetzt einige Sitze gewonnen, weil es von der Regierung weder direkt noch indirekt bekämpft wurde, und weil die Priester seiner Kirche, wie immer, für dasselbe arbeiteten. Wir sind aber der Ueberzeugung, daß Fürst Bismarck dem Papste manches gewähren kann, um zum Frieden mit dem katholischen Volke zu gelangen, aber nichts dem Zentrum, einer Partei, welche die Religion für die Politik und die Politik für die Religion verwerthet. Wenn der Friede mit Rom hergestellt werden sollte, wird das Zentrum eine rein politische Partei werden müssen, welche als solche nicht mehr auf die Autorität einer Kirche gestützt werden kann, oder das Zentrum muß sich auflösen, um nur auf dem Schauplatze zu erscheinen, wenn die Vertheidigung seiner Kirche es nöthig macht, d. h. wenn der Kriegszustand mit Rom wieder eintreten sollte. Was wir sagen wollen, ist also: Das Zentrum, wie es jetzt beschaffen ist, hat den Kriegszustand mit Rom zur Voraussetzung. Nach hergestelltem Frieden muß es verschwinden oder als rein politische Partei sich den Bedingungen des politischen Parteikampfes unterwerfen, nicht aber nach der etwaigen Niederlage sich als verfolgte Kirche geberden. Als das Zentrum in diesem Sommer die Zollpolitik der Regierung zum Siege bringen half, zeigte es, daß es das Wohl des Reiches zu fördern unter Umständen über sich gewinnen kann. Wenn das Zentrum aber politische Opposition aus liberalen, demokratischen oder partikularistischen Gesichtspunkten treiben und diese Opposition zugleich als Pressionsmittel im Dienste seiner Kirche verwenden will, so wird es den Kanzler gerüstet finden. Wir glauben, er wird die Zahl seiner Anhänger auf Kosten beider feindlichen Lager noch stark vermehren können, des nationalliberalen, wenn dieses feindlich werden sollte, und des Zentrums — auf Kosten des letzteren um so erfolgreicher, wenn der Friede mit Rom gewonnen sein sollte, aber auch im andern Falle, wenn die Friedensbemühungen an unerfüllbaren Ansprüchen Roms gescheitert wären. Wir glauben übrigens an den letzteren Ausgang nicht. Die weltgeschichtliche Situation scheint uns auf den Frieden zwischen Rom und dem deutschen Reiche hinzudrängen. Die Wege zum Frieden pflegen gefunden zu werden, wenn den streitenden Parteien neue Gegner erstehen. Die klugen Lenker in Rom werden merken, daß Rom der unendlich mehr gefährdete Theil ist. Der deutsche Kanzler

aber, wenn er Frieden ſchließen will, legt niemals Bedingungen auf, die nur ertragen werden können, ſo lange die höchſte Noth es gebietet. Darum glauben wir an einen Friedensſchluß, der beiden Theilen annehmbar und vortheilhaft iſt. Aber die Schwierigkeiten mögen noch groß ſein, wo ſo viel Verblendung und bösartige Geſinnung dem oberſten Willen ſich in den Weg ſtellen, wo ſo viel hiſtoriſche Symbolik auch dem verſtändigen Willen ein ſchwer zu umgehendes Hinderniß bildet. Dennoch halten wir an der Friedenshoffnung feſt. Auch das glauben wir, daß die Leitung des Zentrums klug genug iſt, dem großen und ſchweren Werke des Ausgleichs zwiſchen Deutſchland und Rom ſich nicht mit unzweckmäßigen Schritten in den Weg zu ſtellen.

Literatur.

Schillers Vater. Ein Lebensbild von Oskar Broſin. Leipzig, B. Schlicke, 1879.

Ein größerer, wichtigerer Beitrag zur Schiller-Literatur iſt gegenwärtig ein ſeltner Vogel. Während in den 50er Jahren die Nähe von Schillers hundertjährigem Geburtstage eine reiche Fülle von Schiller-Literatur hervortrieb, die auch, nachdem das Feſt vorüber war, noch eine Zeit lang ſich ergoß, ſchien ſie in den 60er Jahren ziemlich zu verſiegen; ſtatt deſſen fluthete die Goethe-Literatur in immer breiteren Wogen heran. Heute mag das Verhältniß ſich etwa ſo geſtaltet haben, daß auf einen Beitrag zur Kenntniß Schillers deren zwanzig zur Kenntniß Goethes kommen. Jeder, der die Fortſchritte unſrer Literaturwiſſenſchaft verfolgt, wird dies beſtätigen können. Was zu dieſem Umſchwunge vor allem beigetragen, die allmähliche Erſchöpfung der Quellen auf der einen, die ununterbrochene Erſchließung neuer Quellen auf der andern Seite, oder abnehmende Begeiſterung für Schiller und ein immer weitere Kreiſe erfaſſendes Sicheinleben in Goethe — das ſoll hier nicht des Breiteren unterſucht werden; die Thatſache aber liegt vor aller Augen. Bezeichnend iſt es unter anderm, daß ein ſo reichhaltiges Quellenwerk wie das 1859 erſchienene Buch: „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geſchwiſtern und der Familie Wolzogen" bisher nicht genügend verwerthet iſt. Der Verſuch, das dort gebotene Material z. B. zu einer einheitlichen, abgerundeten Lebensſkizze von Schillers Vater zu verwenden, lag nicht ſo fern. Dennoch hat man ſich bisher mit der veralteten, vielfach unbeſtimmten und irrigen Darſtellung von Saupe begnügt. Zwar bietet die

treffliche Schiller-Biographie von Viehoff alles Wissenswerthe über Schillers Vater und die Beziehungen des Dichters zu ihm und zum Elternhause überhaupt, soweit sie in dem größeren Rahmen einer Darstellung von Schillers Leben billigerweise Berücksichtigung fordern können. Aber Schillers Vater verdient, daß man ihm einmal ausschließlich seine Aufmerksamkeit zuwende. Nicht blos weil er eben zufällig Schillers Vater war, nicht weil sein äußerer Lebensgang eine Reihe anziehender Einzelheiten bietet, sondern weil er durch Erziehung, Lehre und Beispiel in der That von größtem Einfluß auf den Sohn gewesen ist, und weil der ganze Mann mit seinen Talenten, seinem Wissensdrange, seiner Willenskraft, seinem rastlosen Fleiße, seiner Charakterfestigkeit, seinem Pflichtgefühle und dabei seiner Frömmigkeit, Herzensreinheit und Bescheidenheit eine Erscheinung bildet, wie sie in unsern Tagen jedenfalls nicht allzuhäufig anzutreffen ist, eine Erscheinung, die namentlich unsrer jüngeren Generation als Muster aufgestellt werden kann. Gewiß nimmt Johann Caspar Schiller im Leben seines Sohnes dieselbe Stelle ein wie „Frau Rath" im Leben Goethes; aber er interessirt vor allem auch um seiner selbst willen.

In dem hier genannten Buche, welches zum ersten Male mit Benutzung der oben erwähnten Quelle ein eingehenderes Lebensbild von Schillers Vater zeichnet, begrüßen wir daher nicht so sehr einen wichtigen Beitrag zur Schiller-Literatur, als vielmehr das Lebensbild eines deutschen Ehrenmannes überhaupt, ein Buch, welches geeignet ist, zu einem ganz vortrefflichen Volksbuche zu werden; um so mehr, da es durchweg klar und sauber, mit gewinnender Einfachheit und wohlthuender Wärme geschrieben ist. Volks- und Schülerbibliotheken mögen sich dasselbe in erster Linie empfohlen sein lassen.

Briefe von Benj. Constant, Görres, Goethe, Jacob Grimm und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers herausgegeben von M. Isler. Hamburg, O. Meißner, 1879.

Der Mann, an den diese Briefe gerichtet gewesen sind, dürfte den Wenigsten unserer Leser näher bekannt sein. Und doch verdient er in die Erinnerung zurückgerufen zu werden, da seine schriftstellerische Thätigkeit einen Markstein in dem gegenseitigen Verhältniß des deutschen und französischen Volkes bezeichnet. Charles de Villers, geb. 1765 in Boulay in Lothringen, gest. 1815 als (durch das englische Regiment in Hannover grundlos seines Amtes entsetzter) Professor der französischen Literatur an der Universität Göttingen, ist in der Geschichte des geistigen Lebens von Deutschland und Frankreich eine hervorragende Erscheinung, da er zuerst am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts es wagte, die Franzosen über die Bedeutung der deutschen Literatur, insbesondere der Kantischen Philosophie, aufzuklären. Sein ganzes Leben fast ist dieser Aufgabe gewidmet gewesen; sein Beispiel war es, welches Benjamin Constant und Frau v. Staël zu gleichartigen Bestrebungen ermunterte; mit beiden ist er auch bis zu seinem Tode in ununterbrochener Verbindung geblieben.

Der ganze handschriftliche Nachlaß von de Villers ging bei seinem Tode an die ihm befreundete Familie Rodde über, aus deren Besitz er 1831 durch testamentarische Verfügung an die Stadtbibliothek von Hamburg gelangte. Den wichtigsten Theil desselben bildet eine in drei starken Quartbänden vereinigte Briefsammlung. Nahezu an dreihundert Personen haben dazu beigesteuert. Aus diesem umfänglichen Schatze spendet der Herausgeber des vorliegenden Buches eine Auswahl von solchen Briefen, die noch heute geschichtliches oder literargeschichtliches Interesse bieten. Im Vordergrunde stehen die — natürlich

sämmtlich französisch geschriebenen — Briefe von Benj. Constant (32) und Frau v. Staël (18); ihnen schließen sich der Zahl nach die von Friedrich Heinrich Jacobi (27) und Joseph Görres (10) an; kleinere Kollektionen rühren von Voß, Johannes von Müller, Jacob Grimm und — Samuel Hahnemann her, dem Begründer der Homöopathie, der de Villers in einem Krankheitsfalle in rührender Weise seine Hilfe anbietet und dann mit ihm in Verbindung blieb, vereinzelte Briefe endlich v. Klopstock, Gerstenberg, Goethe, Kotzebue, Jean Paul, Schelling, Anselm Feuerbach u. a. Der Herausgeber hat die Briefe, was bei den sehr verschiedenartigen Interessen, durch welche die einzelnen Persönlichkeiten mit dem Adressaten in Berührung gekommen sind, wohl das Richtige war, einfach nach alphabetischer Reihenfolge der Briefschreiber geordnet, wo es nöthig schien, mit Erläuterungen versehen und kurze Mittheilungen über Leben und Schriften von de Villers vorangeschickt. Für Literatur- und Geschichtsfreunde wird es nur dieses Hinweises bedürfen, sie zur Durchsicht der interessanten und nach den verschiedensten Seiten hin ergiebigen Sammlung zu veranlassen.

K. Baedeker, Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze. 20. Aufl. — Derselbe, Süddeutschland und Oesterreich. 18. Aufl. — Derselbe, Die Schweiz nebst den angrenzenden Theilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. 18. Aufl. Leipzig, Baedeker, 1879.

Mitte Oktober, wo selbst die „Kartoffelferien" vorüber sind, dem Leser noch neue Baedeker-Auflagen empfehlen zu wollen, könnte wie ein lächerlicher Anachronismus erscheinen. Baedeker gehört ja aber nicht blos ins Reiseränzel, er gehört auch in den Bücherschrank, und zwar hat er dort seinen Platz neben den besten Namen, neben Canabich, Wappäus, Klöden, Daniel u. a. Ueber zahllose Fragen, in deren Beantwortung auch das beste und ausführlichste geographische Handbuch uns im Stiche läßt, Fragen, die aber doch am Ende auch ins geographische Kapitel schlagen, belehrt uns Baedeker mit nie versagender Promptheit und Sicherheit. Und dann ist es gewiß nicht eine der schlechtesten Wintervergnügungen, in Reiseplänen zu schwelgen für den kommenden Frühling; ja wir könnten uns sogar vorstellen, daß einer oder der andere von den geschmeidigen rothen Bänden sich auf dem Weihnachtstische allerliebst ausnehmen und unter Umständen große Freude stiften könnte. Die Verlagshandlung ist, wie männiglich bekannt, mit unablässigem Eifer auf die Erneuerung und Vervollständigung ihrer Reisehandbücher bedacht. Mehr und mehr ist es ihr gelungen, hervorragende wissenschaftliche Kräfte für ihre Bemühungen zu interessiren, wie es denn in zweien der vorliegenden Bände (Rheinlande und Süddeutschland) selbst Anton Springer, der princeps unter den Vertretern der modernen Kunstwissenschaft, nicht verschmäht hat, die Herausgeber mit Beiträgen zu unterstützen. So mögen denn auch diese neuen Auflagen unsern Lesern bestens empfohlen sein, für jetzt zu fleißigem Studium, für später zu treuer Begleitung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Der Nationalheld Rumäniens.

Ein gut geschriebenes Buch über Rumäniens größte historische Persönlichkeit aus der Feder eines mit Land und Leuten vertrauten Mannes darf in der Gegenwart, die das freie Rumänien in die Reihe der selbständigen europäischen Staaten hat eintreten sehen, sicher auf entgegenkommendes Interesse zählen. Die Völker „hinten weit in der Türkei" sind durch den letzten Krieg ziemlich laut in den Vordergrund getreten, und ihr Schicksal ist, wie sich die Dinge auch weiter entwickeln mögen, ein europäisches Interesse geworden. Daß namentlich die Rumänen im Kriege sich besser gezeigt haben, als ihr Ruf bisher gewesen ist, wird der Einsichtige nicht verkennen, und die innigere Verbindung, die das gemeinsam Erlebte und Erstrittene zwischen dem deutschen Fürsten und seinem Volke angebahnt hat, läßt auch eine ersprießliche Stabilirung der neueren Verhältnisse erhoffen.

Aber es ist nicht erst der letzte Krieg gewesen, der den Verfasser des erwähnten Buches, W. St. Teutschländer, einen geborenen Siebenbürgen und evangelischen Pfarrer der deutschen Gemeinde in Bucarest, zum Geschichtschreiber Michaels des Tapfern (1593—1601), des rumänischen Nationalhelden, gemacht hat; nach der Vorrede war sein Buch zu Anfange des Krieges im wesentlichen schon fertig. Es bildet ein Gegenstück zu dem bald nach 1848 geschriebenen, aber erst 1877 veröffentlichten rumänischen Buche von Nikolaus Balcescu: „Geschichte der Rumänen unter dem Woewoden Michael dem Tapfern", in welchem Michael mit aller Gluth patriotischer Begeisterung als der Nationalheld Rumäniens gefeiert wird. Dem heißblütigen Patrioten, der sein Buch fern vom Vaterlande und erfüllt von Sehnsucht darnach schrieb, tritt jetzt der ruhige, einst in Droysens Schule gebildete deutsche Forscher zur Seite. Doch ist ihm deshalb der Held keine fremde und fernliegende Persönlichkeit, für die er sich etwa nur ein wissenschaftliches Interesse angeeignet hat; seine siebenbürgische Heimat und sein neues rumänisches Vaterland lassen ihn mitdenken und mitfühlen mit seinem Helden, und so durchzieht warmes Leben die ganze Darstellung.

Charakteristisch für die alte Stellung der Deutschen zum Osten Europas ist es, daß die hauptsächlichen Grundlagen für die Geschichte Michaels, abgesehen von diplomatischen Korrespondenzen und Aktenstücken, zwei Schriften des 17. Jahrhunderts sind, die beide Deutsche zu Verfassern haben. Den ersten Theil seines Lebens beschrieb ein schlesischer Arzt Balthasar Walther, der auf der Rückreise aus dem Orient Michael in seiner Residenz Tergovischt persönlich kennen gelernt hatte, den zweiten der Jesuit Johann Bissel. Wenn der Verfasser Gelegenheit gehabt hätte, sich in deutschen Bibliotheken genauer umzusehen, würde er aber auch außerdem noch auf diese und jene gleichzeitige „Relation" gestoßen sein, die das damalige deutsche Publikum über die Dinge an der türkischen Grenze auf dem Laufenden erhielt.

Durch einen Massenmord der in der Wallachei sich aufhaltenden Türken — es sollen ihrer 2000 getödtet worden sein — eröffnet Michael seine historische Laufbahn, und dieser Anfang charakterisirt sozusagen die Stimmung, die in dem Gemälde vorherrscht, welches sich vor dem Leser aufrollt. Der Held ist ein Mann von rücksichtsloser, doppelzüngiger aber überlegter Gewaltthätigkeit, an Thatkraft allen Nachbarn weit überlegen und dadurch Jahre lang über alle siegreich. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß die Ermordung der Türken 1594 in derselben St. Bricciusnacht stattfand, in der einst die von der normannischen Invasion geplagten Angelsachsen im Jahre 1002 das sogenannte Dänenblutbad verübten. Die Rache der Türken blieb nicht aus, aber in dem schon vorher geschlossenen Bunde mit dem siebenbürgischen Großfürsten Sigmund Báthory weiß sich Michael ihrer mit wilder Tapferkeit zu erwehren, schlägt sie mit schweren Verlusten über die Donau zurück und wird so mit einem Schlage eine Persönlichkeit, mit deren Macht die große Politik fortan rechnen muß. Zunächst freilich muß er die türkische Vasallenschaft, die beiläufig seit 1460 auf der Wallachei lastete, mit der siebenbürgischen vertauschen, aber Sigmund Báthory war ein schwacher und schwankender Fürst, eine Puppe in der Hand der Jesuiten, die auch hier wie so vielfach mit ungenügenden Mitteln und Intriguenspiel im Kreise kleinlicher Menschen weltumspannende Pläne verfolgten. Freiheitsstolz und ausgeprägter Nationalsinn waren Michaels Leidenschaften nicht; vor der überlegenen Gewalt war er ebenso geschmeidig wie sonst kühn im Draufgehen. Dem Begriff der Ehre gegenüber war und blieb er zeitlebens ein Barbar, der Sohn eines kulturlosen Stammes und einer gewaltsamen Zeit. Die orientalische Unsicherheit des Lebensschicksals, der stete Wechsel von Macht und Elend, den auch seine Jugend reichlich gekostet hatte — hatte er doch als junger Mann schon auf dem Schaffot gekniet, in Erwartung des tödtlichen Streiches, der dann wie durch ein Wunder ausblieb —, bestimmten die Voraussetzungslosigkeit seines Charakters. So

ordnete er sich in Erwartung besserer Zukunft mit guter Miene dem Siebenbürgen unter. Seine Hoffnung ging auf eine Verbindung mit Kaiser Rudolf II., und diese kam schnell genug zu Stande, da 1598 Sigmund Báthory sein Fürstenthum in die Hände des Kaisers resignirte. So wurde Michael Rudolfs Vasall. Bald war er so mächtig, daß auch die Pforte von Konstantinopel aus ihn zu gewinnen trachtete; und nun beginnt er, sich ein Schaukelsystem zwischen dem christlichen und dem mohammedanischen Kaiser einzurichten, um, von beiden unterstützt, seine eigne Machtstellung zu erweitern. Auf die Erwerbung der Moldau, deren im Interesse Polens eingesetzter Fürst keinen rechten Anhang im Volke besaß, hatte er bereits sein Augenmerk gerichtet. Da bot sich ihm noch früher die Gelegenheit in Siebenbürgen dar. Der wetterwendische Sigmund Báthory benutzte wenige Monate nach seiner freiwilligen Thronentsagung die Unzufriedenheit der Siebenbürgen mit dem Kaiser, der die versprochene Sendung des Erzherzogs Maximilian ins Land immer hinausschob, um sein Fürstenthum wieder einzunehmen, überließ es jedoch, bald von neuem der Regierung müde, seinem Vetter, dem ehrgeizigen Kardinal Andreas Báthory. Dessen Stellung aber war von vornherein unhaltbar. Dem ungarischen Adel galt er als Eindringling, der sächsischen Nation war er als katholischer Kirchenfürst verdächtig, dem Kaiser war er schon deshalb unerträglich, weil er zu Polen neigte. So brauchte er Michaels Freundschaft als eine Stütze seiner Herrschaft. Offen verband sich Michael mit ihm, aber heimlich rüstete er zu seinem Sturze. Halb und halb im Einverständniß mit dem Kaiser überfiel er plötzlich Siebenbürgen und erwarb in der heißen Schlacht bei Schellenberg unweit Hermannstadt die Herrschaft über das Land. Ein kurzer und leichter Feldzug brachte im nächsten Jahre, 1600, auch die Moldau in seine Gewalt. So war er Herr des ganzen Gebietes, auf dem die rumänische Nation saß, und der rumänische Patriot sieht darin die Wiederherstellung des alten Daciens und die Errichtung eines rumänischen Nationalreiches. „Ist Siebenbürgen," sagt Balcescu in seinem rumänischen Buche, „Siebenbürgen, dessen Bevölkerung zum größten Theile (!) Rumänen, nicht ein rumänisches Land? Durfte dies ganze Land, welches nach natürlichem und menschlichem Rechte den Rumänen gehört, unter der Herrschaft der Ungarn gelassen werden, insbesondere da auch die Bewohner anderer Nationalität ihn riefen? ... Einst wird kommen der Tag, wo die glorreichen Geschicke, welche er für die Nation erträumt, sich vollständig erfüllen werden." Schwerlich gingen Michaels Träume soweit wie die Balcescu's. Selbst zugegeben, daß er im dunklen Drange der nationalen Idee gehandelt habe, bewußt war er sich ihrer schwerlich, und für die Begründung einer dauernden Herrschaft in den drei Ländern, namentlich aber in Siebenbürgen, scheinen ihm ebenso die Fähigkeiten des Staatsmannes wie die Gunst der poli-

tiſchen Umſtände gefehlt zu haben. Allerdings verhindert ſein plötzliches Ende inmitten der beſten Lebensjahre ein abſchließendes Urtheil über ſeine ſchöpferiſche Kraft.

Am Kaiſerhofe ließ man ſich den Sturz des Andreas Báthory, dem auf der Flucht Bauern ein elendes Ende bereiteten, gern gefallen und kündete ins Reich hinein Michaels Thaten als große Siege der Chriſtenheit an. Vielleicht daß eine entſchloſſene Politik, die ſich vertauensvoll der Rumänen als Vorkämpfer gegen den Halbmond bediente, auch Michael auf ein größeres Ziel hingelenkt hätte. Aber davon war bei Rudolf II. nicht die Rede. Das Ziel ſeiner Räthe war: Michael ſo lange hinzuziehen, bis man ſelbſt die von ſeinen Waffen errungenen Vortheile einernten könnte. So wurde auch Michael wieder zu ſeiner Schaukelpolitik zwiſchen dem Sultan und dem Kaiſer getrieben. In Siebenbürgen behauptete er ſich nur durch die Gewalt, geſtützt auf ſein wildes und rachſüchtiges Heer. Auf längere Zeit war dies nicht durchzuführen. Daher die immer eifrigeren Bemühungen, von Rudolf eine regelrechte Anerkennung ſeiner Statthalterſchaft und Sold für ſein Heer zu erlangen, denen dieſer die bekannte öſterreichiſche Zähigkeit entgegenſetzte. Mittlerweile erſtand ihm ein perſönlicher Gegner in dem Kommandanten der kaiſerlichen Truppen in Ungarn, dem General Baſta von italieniſcher Abkunft. Der Grund ſeines Haſſes gegen Michael wird nicht recht klar, es war doch wohl mehr als militäriſche und politiſche Rivalität. Im Einverſtändniſſe mit ihm erhob ſich 1600 der ungariſche Adel Siebenbürgens gegen Michael, bald folgten auch die ſächſiſchen Städte, und nun ſtieß Baſta mit ſeinen Truppen zu ihnen. Bei Miriszlo, auf dem Wege von Weißenburg nach Klauſenburg, fand am 18. September das entſcheidende Treffen ſtatt. Michael ließ ſich aus ſeiner feſten Stellung, deren Uneinnehmbarkeit der ſchlaue Italiener wohl erkannt hatte, durch verſtellte Flucht herauslocken und erlitt dann auf freiem Felde durch die beſſer geſchulten und beſſer geführten Truppen des Gegners eine völlige Niederlage, der er mit Mühe und Noth perſönlich entrann. 11000 Leichen deckten das Schlachtfeld.

Der polniſche Kanzler Zamoyski, längſt voll Eiferſucht auf die Verbindung Michaels mit dem Kaiſer, hatte nur auf dieſen Moment gewartet, um ſeinerſeits die Moldau zu beſetzen und in Simeon Moyila auch einen Gegenprätendenten für den wallachiſchen Woewodenſtuhl aufzuſtellen. Die neue Niederlage am Teſegafluſſe, am 20. Oktober, und der Abfall ſeiner Bojaren brachte Michael auch um die Wallachei und machte ihn zum heimatloſen Flüchtling. Aber er gab ſeine Sache noch nicht auf. Seine geiſtige Spannkraft, ſeine raſche und leichte Entſchloſſenheit, immer wieder neue Mittel anzuwenden und neue Wege einzuſchlagen, ſeine Kunſt, die Menſchen zu gewinnen und die Verhältniſſe auszubeuten, war noch nicht überwunden. Nach einem Vertrage mit dem öſter-

reichiſchen Kommandanten in Siebenbürgen, ſeinem alten Gegner Baſta, reiſte er mit ziemlichem Gefolge perſönlich zu Rudolf. Was er vorausgeſehen, erfüllte ſich bald. Der ungariſche Adel Siebenbürgens hatte ſich nicht gegen ihn erhoben, um ſeine Herrſchaft mit der Baſta's zu vertauſchen; ſchon im Februar 1601 wählte er Sigmund Báthory, den polniſchen Schützling, zum dritten Male zum Fürſten. So arbeiteten Michaels Feinde ihm ſelbſt in die Hände. Es blieb dem Kaiſer Rudolf, wenn er das Land nicht verlieren wollte, nichts übrig, als Michael wieder zum Statthalter zu ernennen. Mit Baſta gemeinſchaftlich ſollte er Siebenbürgen wieder erobern. In Kaſchau trafen ſie ſich und ſöhnten ſich äußerlich aus, dann ſchlugen ſie gemeinſchaftlich in der Nähe von Klauſenburg die ſiegreiche Schlacht bei Goroſzlo. Kompetenzſtreitigkeiten zwiſchen dem Statthalter und dem Heerführer waren aber jetzt unvermeidlich; ſie reizten die neid- und haßerfüllte Seele des ehrgeizigen Italieners zum Verbrechen. Wahrſcheinlich am 17. Auguſt — der Tag ſteht nicht feſt — des Jahres 1601 ließ er Michael durch einen walloniſchen Offizier ermorden.

So wurde der Rumänenfürſt im 43. Jahre ſeines Lebens gewaltſam aus ſeiner Laufbahn geriſſen. Die Folgen ſeiner Unternehmungen ſind vereitelt worden und gleichſam in den leeren Raum der Zeiten verſchwunden, noch Jahrhunderte lang hat ſein Volk das türkiſche Joch getragen, und mehrere Menſchenalter hindurch büßte auch Oeſterreich durch eigene Schuld die Herrſchaft im Südoſten wieder ein; aber die Geſchichte hat die Aufgabe, dem heldenhaften Manne gerecht zu werden. Es iſt wahr, ſein Antlitz trägt noch barbariſche Züge, ſeine Organiſationskraft reicht nicht entfernt an ſeinen Thatendrang hinan, ſeine Art, den Gegner zu überliſten, iſt echt orientaliſch; doch es iſt kein niedriger und gemeiner Zug in ihm; die Kreiſe, mit denen ihn ſein Schickſal zuſammengeführt, überragt er alle.

Breslau. Markgraf.

Die Reformation und die Myſtik.

(Schluß.)

Welche Stellung hat Luther zur Myſtik eingenommen? Inwieweit iſt ſein evangeliſches Denken und ſein proteſtantiſches Handeln durch dieſelbe bedingt geweſen? Das iſt die Frage, deren Beantwortung wir uns jetzt noch zuzuwenden haben. Die Frage iſt in jüngſter Zeit einer eingehenden und ſorg-

fältigen Unterſuchung unterzogen worden in der Schrift von Hermann Hering: „Die Myſtik Luthers im Zuſammenhange ſeiner Theologie und in ihrem Verhältniß zur älteren Myſtik“ (Leipzig, Hinrichs, 1879). Der Verfaſſer zeigt uns zuerſt Luthers Zuſammenhang mit der romaniſchen Myſtik. Die Urkunden deſſelben ſind die Gloſſen zum Pſalter von 1513 und die Vorleſungen über den Pſalter aus den Jahren 1513 bis 1515. Bernhard von Clairvaux, die myſtiſch gerichteten Scholaſtiker Hugo von St. Viktor und Bonaventura, vor allem aber die Schriften Auguſtins ſind es, deren Spuren wir in dieſen Anfängen der literariſchen Thätigkeit Luthers wahrnehmen.*) Und wie wir es nicht anders erwarten können, ſteht hier Luther ganz auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche.

Im Jahre 1515 ſehen wir ihn den Boden der deutſchen Myſtik betreten. Es iſt die „Deutſche Theologie“, die er 1516 in Bruchſtücken, 1518 vollſtändig herausgab, und die er als Auszug aus den Predigten Taulers bezeichnete, es ſind dann die Schriften Taulers ſelbſt, unter deren Einfluß er ſich ſtellte. Luther hat aufs anerkennendſte über dieſe myſtiſche Theologie geurtheilt. Und wie ſehr er in den Ideengang derſelben eingedrungen iſt, davon hat uns Hering reichliche Belege gegeben. Was Luther zu der germaniſchen Myſtik hinzog, das war ohne Zweifel theils die ſie auszeichnende Intenſität unmittelbarſter Frömmigkeit, theils ihr freier und kühner und doch ſchlichter und in edelſtem Sinne einfältiger, aller ſpitzfindigen und künſtlichen Wege der Scholaſtik ſich entſchlagender Gedankenflug. Luther iſt ihren Bahnen gefolgt, aber immer nur bis zu einer beſtimmten Grenze. Er iſt dicht an die Schwelle ihrer pantheiſtiſchen Spekulationen herangetreten, aber er hat ſie nicht überſchritten. Und daß er dies nicht gethan hat, das dankte er — wenigſtens iſt dies ſehr wahrſcheinlich — dem Einfluſſe, den vorher die nüchternere romaniſche Myſtik auf ihn ausgeübt hatte. Was ihn aber zum Reformator gemacht hat, das war weder das Werk dieſer noch jener, es war ſeine eigenſte That.

Als erſte Aeußerung ſeines evangeliſch-proteſtantiſchen Sinnes betrachten wir die deutliche, in dieſer Deutlichkeit wohl erſte Bezeugung der evangeliſchen Rechtfertigungslehre aus dem Jahre 1516: „Ein jeder Heilige bleibt fürs eigene Bewußtſein ein Sünder; ein Gerechter iſt er, ohne es zu wiſſen. Er iſt in Wirklichkeit ein Sünder, ein Gerechter in Hoffnung, ein Sünder in der That und Wahrheit, ein Gerechter aber durch die Zurechnung des barmherzigen Gottes.“ **)

Wie wenig Einfluß die Myſtik auf das reformatoriſche Wirken Luthers gehabt hat, dafür geben die reformatoriſchen Hauptſchriften den Beweis. Es

*) Köſtlin, Theologie Luthers Bd. I S. 92. **) Köſtlin, a. a. O. S. 149.

gibt nur eine von dieſen darunter, die darauf Anſpruch machen kann, eine myſtiſche genannt zu werden. Wir meinen den herrlichen Traktat: „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“. Gewiß hat Dorner Recht, wenn er erklärt: „In dieſer Schrift, die der Geiſt höheren Friedens durchweht, iſt der edle Wein reinſter Myſtik enthalten.“*) Und ebenſo ſtimmen wir Ritſchl bei, wenn er auf die hohe ethiſche Bedeutung des Grundgedankens derſelben hinweiſt.**) Aber in wie gedämpften Tönen erklingt hier die Stimme der Myſtik! Die charakteriſtiſchen Eigenſchaften derſelben fehlen. Der erſte Theil, welcher den Nachweis liefern will, daß „ein Chriſten-Menſch iſt ein freier Herr über alle Dinge“, überſchreitet nicht die Gedankenreihe, die wir in den Pauliniſchen Briefen, beſonders im Briefe an die Römer finden. Der Glaube befreit uns von dem Wahne, auf dem Wege des Geſetzes Gerechtigkeit zu ſuchen, ſchließt ſich vielmehr mit dem göttlichen Worte zuſammen, das uns auf Chriſtus als Heilsquelle hinweiſt, und theilt die Kräfte des göttlichen Wortes der Seele mit. Indem der Glaube ferner dieſen von Gott beſtimmten Heilsweg als den wahren anerkennt, gibt er Gott die Ehre und wird deshalb auch von ihm geehrt, indem er dem Gläubigen ſeine Gerechtigkeit mittheilt. Endlich verknüpft der Glaube aufs innigſte die Seele mit Chriſtus, ſo daß dieſe an ſeiner königlichen und prieſterlichen Hoheit Theil nimmt. Das iſt der Inhalt des erſten Theils. Unfehlbar ſind das myſtiſche Gedanken, aber es ſind nicht die Gedanken der germaniſchen, ſodern die der neuteſtamentlichen Myſtik, die in den Predigten der evangeliſchen Kirche, mehr oder weniger entwickelt, noch heute bezeugt werden. Der zweite Theil tritt dem dogmatiſchen erſten ergänzend zur Seite, indem er das ethiſche Thema vertritt: „Ein Chriſten-Menſch iſt ein dienſtbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan.“ Die durch den Glauben mit Gott geeinte Seele bedarf des wirkſamen Handelns. Nicht zum Zwecke ihrer Rechtfertigung; iſt ſie doch durch den Glauben an das göttliche Wort zum Heil gelangt. Darum iſt ſie aber keineswegs von der Verpflichtung zur Thätigkeit entbunden. Vielmehr iſt ſie zu derſelben durch ein zweifaches Motiv genöthigt. Einmal nämlich befindet ſie ſich in einer Leiblichkeit, die dem Geiſte widerſtreitet, und dieſer muß daher gegen jene kämpfen, bis ſie mit ſeinem, dem Willen des innern Menſchen, gleichartig geworden iſt. Selbſt gereinigt, will derſelbe auch die Leiblichkeit gereinigt wiſſen, und ſo arbeitet er an ſeinem äußeren Menſchen, ausſchließlich getrieben durch freien Liebesgehorſam gegen den Willen Gottes (divinum beneplacitum), nicht irgendwie in der Abſicht, dadurch die göttliche Gnade zu erlangen. Auch wird durch dieſe Thätigkeit nicht etwa Glaube und Liebe gemehrt, wie ſehr ſie auch deſſen bedürfen; es iſt nur

*) Geſchichte der proteſt. Theologie S. 101. **) a. a. O. Bd. III. S. 147—149.

das göttliche Wort, aus dem dieſe beiden ein Wachsthum ihrer Kraft zu erwarten haben. Der gute Menſch thut gute Werke, aber gute Werke machen nicht den Menſchen gut. Das zweite Motiv der Thätigkeit ergibt ſich aus der Verpflichtung zum Gemeinſchaftsleben. Wir ſollen uns derſelben nicht entziehen, vielmehr in ſie eintreten in dienender, ſelbſtverleugnender Liebe. Wir ſollen nicht müßig verharren in der uns voll ſättigenden und beſeligenden Liebesgemeinſchaft mit Gott, ſondern von dieſer Höhe hinabſteigen zu der Bedürftigkeit unſers Nächſten, um ihr zu helfen. Was wir von Chriſtus empfangen haben, ſollen wir dem Nächſten geben, und ſo ein jeder des andern Chriſtus werden. Von hier aus findet der Traktat ſchließlich auch den Weg zu reformatoriſchen Gedanken, indem dieſe Werke der Liebe zum Maßſtabe genommen werden, um den Werth der von der katholiſchen Kirche empfohlenen Werke zu erkennen, und indem die Frage erörtert wird, wie ſich die chriſtliche Freiheit gegenüber den Ceremonieen der römiſchen Kirche zu bewähren habe.

In neueſter Zeit iſt dieſer Traktat von zwei Forſchern auf dem Gebiete der reformatoriſchen Theologie ſtark in Anſpruch genommen worden. Hering*) findet bei aller Anerkennung der hohen ethiſchen Bedeutſamkeit der Schrift, daß ſie einen myſtiſchen Idealismus verrathe, der ſich einmal darin zeige, daß nicht zur Geltung gebracht werde, wie der Chriſt immer unter dem die Liebe mit einſchließenden Gebote Gottes ſteht und auch ſein freies Wirken in dieſer Hinſicht nur Gehorſam iſt; ſodann, inſofern ſie den Gehorſam gegen die Obrigkeit ausſchließlich aus der ſich akkommodirenden Liebe ableite, die den Schwachen nicht Aergerniß geben will. In weſentlicher Uebereinſtimmung mit dieſer Auffaſſung des Traktats befindet ſich Lommatzſch in dem ſoeben erſchienenen umfangreichen Werke: „Luthers Lehre vom ethiſch-religiöſen Standpunkte aus und mit beſonderer Berückſichtigung ſeiner Theorie vom Geſetze“ (Berlin, L. Schleiermacher, 1879), einem Werke, das ſich in erſter Linie eine kritiſche Würdigung der Theologie Luthers zur Aufgabe geſtellt hat. Daſſelbe enthält eine ſehr eingehende und ſcharfſinnige kritiſche Analyſe der lutherſchen Schrift, die ebenfalls weſentlich darauf hinauskommt, in ihr den Standpunkt eines einſeitigen myſtiſchen Idealismus zu erkennen.

Auf dieſen Angriff haben wir folgendes zu erwiedern. Erſtens, daß man nicht die deutſche, ſondern die viel ſchärfere und ausgeführtere lateiniſche Redaktion bei der Beurtheilung zu Grunde legen muß. Die deutſche Redaktion iſt ſehr ſtimmungsvoll, und der Eindruck, den ſie hervorbringt, kann allerdings leicht zu den Bedenken veranlaſſen, die Hering und Lommatzſch ausgeſprochen haben. Beide Gelehrten haben freilich ebenſo wohl die lateiniſche wie die deutſche

*) a. a. O. S. 191—193.

Redaktion im Auge gehabt; aber wir möchten glauben, daß sie bei der Lektüre der ersteren schon durch den Eindruck der letzteren etwas präokkupirt waren. Sonst hätte Hering unmöglich den Vorwurf erheben können, daß Luther nicht der Pflicht des Gehorsams gegen Gott, die auch für den von freier Liebe erfüllten Christen bestehe, eingedenk sei. Erklärt doch Luther ausdrücklich: „Diese Werke — soll er — der Christen-Mensch — in freier Liebe, Gott zu gehorchen, thun, auf nichts anders gerichtet als auf den göttlichen Willen, dem er in allem auf das pflichttreueste gehorchen möchte.“*) Erheblicher ist das andre Bedenken Herings, das auch im lateinischen Text eine Basis findet. Und doch scheint es uns nur auf einem Mißverständnisse zu ruhen. Unser Traktat ist Ende Oktober 1520 erschienen, Anfang August desselben Jahres hatte Luther die gewaltige Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation u. s. w.“ veröffentlicht, in welcher er als Anwalt der hohen ethischen Aufgabe der Obrigkeit eingetreten war und offen das große Wort ausgesprochen hatte: „Weltliche Herrschaft ist ein Mitglied worden des christlichen Körpers. Und wiewohl sie ein leibliches Werk hat, doch geistlichen Standes ist; darum ihr Werk soll frei unverhindert gehen in allen Gliedmaßen des ganzen Körpers, strafen und treiben, wo es die Schuld verdienet oder Noth fordert.“ Ist es nun wohl denkbar, daß Luther nach zwei bis drei Monaten dies alles sollte vergessen und einen Standpunkt gewählt haben, der eine Verkennung der ethischen Würde des Staates in sich schloß? Unmöglich! Wir müssen, um Luthers Stellung zu den sittlichen Aufgaben in unsrer Schrift zu verstehen, nur nicht aus den Augen lassen, daß er weit davon entfernt ist, in derselben etwa die Grundprinzipien der evangelischen Ethik darzulegen. Er will eben von nichts anderm reden als von der christlichen Freiheit, und zwar von dieser als dem Eigenthum der individuellen christlichen Persönlichkeit. Hier kommt es ihm daher nur darauf an, zu zeigen, wodurch dieselbe konstituirt werde und wodurch nicht. Steht es nun fest, daß Werke es nicht sind, die sie hervorbringen, so fragt es sich, in welcher Beziehung diese zu jener stehen. Die Antwort lautet: Es ist die dienende, selbstverleugnende Liebe, von der sie bedingt sind. So hat er denn keinen Anlaß, die Werke, welche er hier berücksichtigt, auch nicht die Leistungen an den Staat, unter eine andre als diese Kategorie zu bringen. Er will an diesem Orte gar nicht reflektiren auf die objektiven ethischen Qualitäten der Gemeinschaften, welchen das sittliche Thun gilt; ebensowenig auf die objektiven Bestimmungsgründe, welche daraus für jenes hervorgehen, sondern eben

*) „Haec tamen opera — gratuito amore — faciat in obsequium Dei, nihil aliud intutus quam divinum beneplacitum cui per omnia vellet obseqni.“ Erl. Ausg. Bd. IV, S. 236.

nur auf die ſtetige ethiſche Qualität der in Gott freien Perſönlichkeit, auf die bei allem Wechſel der Objekte des Handelns bleibende ethiſche Kauſalität des Chriſten-Menſchen.

Auch darauf wird man kein Gewicht legen, daß Luther eine Rückwirkung des ſittlichen Handelns auf die Kraft des Glaubens und der Liebe leugnet.*) Hier, wo er dieſe ſittlichen Mächte in ihrem innerſten idealen Weſen vergegenwärtigt, hatte er ein Recht dazu. Die ſittliche Gewöhnung, die ein ſtetes ſittliches Handeln erzeugt, das Naturwerden des ſittlichen Lebens, konnte und mußte ihm da gering erſcheinen, wo er Glaube und Liebe nur als die Akte innerſter Freiheit darſtellen wollte.

Der Traktat „Von der Freiheit eines Chriſten-Menſchen" iſt die einzige reformatoriſche Schrift, in welcher, wenn auch in ſchwachen Anklängen, die Stimme der Myſtik laut wird; bald ſollte ſie völlig verſtummen. Der Kampf mit den Schwarmgeiſtern, der ihm die Gefahren zeigte, die einer entfeſſelten Myſtik drohen — wir verweiſen auf die ausgezeichnete Darſtellung deſſelben in dem Werke Herings —, die Nothwendigkeit, ein unmündiges Volk der Pädagogie des Evangeliums zu unterſtellen, führte ihn von den Wegen der Myſtik weit ab, weiter ſogar, als es im Intereſſe rein evangeliſcher Bezeugung der chriſtlichen Wahrheit lag. Es zeigt ſich dieſer Gegenſatz zwiſchen früherer und ſpäterer Lehre beſonders in der verſchiednen Art der Begründung der Buße. Luther hatte dieſelbe früher von der Liebe zu Gott abgeleitet, eine Frucht der Einwirkung von Staupitz, die er noch in einem Briefe an dieſen von 1518 mit dem größten Danke erwähnt.**) Jetzt führt er die Buße auf das Geſetz zurück, das von unſrer Schuld und zugleich von dem Zorne Gottes uns überführe.***)

Bis an die Schwelle der Reformation hat die Myſtik Luther geleitet; daß er ſie überſchritt, war ſeine eigenſte That. Sie hat ſeinen Blick in die Tiefen des Gemüthslebens, in das geheimnißvolle Gebiet der unmittelbarſten Gemeinſchaft mit Gott gelenkt, aber die entſcheidende Erfahrung hat er hier als das Ergebniß eigenſter Bewegungen des Denkens und Wollens, Strebens und Empfindens erlebt. Und was der Myſtik nur ein fremdes Element in einem Ganzen anders gearteter Anſchauungen war, ein Gedanke, dem ſie nicht Folge gab, das war für Luther der Ausgangspunkt einer neuen Welt von Ideen, welche folgerichtig mit einander zuſammenhingen. Die Idee der Rechtfertigung

*) Vgl. Lommatzſch a. a. O. S. 209.

**) Vgl. Hering a. a. O. S. 8.

***) Vgl. Hering a. a. O. S. 283 und beſonders Lommatzſch a. a. O. S. 338 u. ff., wo eingehend und treffend dieſe Umwandlung und die Bedeutung derſelben im Ganzen der Lehre Luthers dargelegt iſt.

erzeugte die Idee des allgemeinen Prieſterthums, und dieſe bildete den Grundſtein des neuen Baues. Aber die Welt, der er den reformatoriſchen Gedanken verkündete, war nicht fähig, in ſeiner Reinheit ihn zu erfaſſen und auszugeſtalten. So mußte er ſich in Hüllen kleiden, die ſeinen Glanz trübten; aber vielleicht waren ſie unentbehrlich, um ihn überhaupt nur der Welt zu erhalten.

Nur wenige Worte fügen wir noch hinzu, um die Beziehungen der reformatoriſchen Genoſſen Luthers zur Myſtik zu charakteriſiren. Melanthon hat von Anfang an eine ablehnende Stellung gegenüber der Myſtik eingenommen; ſeine reflektirende Verſtändigung und ethiſche Nüchternheit hielten ihn von ihr zurück. Zwiſchen beiden Seiten beſtand Gegenſatz, keine Verwandtſchaft.*) Noch weniger empfänglich für Einflüſſe der Myſtik war Calvin; die Schärfe ſeines Denkens und Wollens, die juriſtiſche Ader in ſeinem geiſtigen Organismus, ſchloß Anknüpfungspunkte für den beſchaulichen Genius der Myſtik aus. Der große, auch in ſeiner Einſeitigkeit große Organiſator Genfs und das idylliſche Stillleben der Myſtik mußten ſich fremd bleiben.**) Zwingli endlich hat wohl in ſeiner Theologie Elemente, welche an den Geiſt der Myſtik erinnern; wir denken an ſeine Verneinung der Bedeutung der heiligen Schrift als eines Mittels für die Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes; an ſeine Behauptung, daß derſelbe ohne jegliche äußere Vermittelung ſich der Innerlichkeit des Subjekts zueigne; aber weder ſein Entwickelungsgang, noch ſein auf geſtaltendes Handeln gerichtetes Naturell hat ein inneres poſitives Band zwiſchen ihm und der Myſtik geknüpft.

So ſehen wir denn, wie nur in ſehr beſchränktem Maße die Myſtik die Reformation bedingt hat. Wir könnten es auch nicht anders erwarten. Die Myſtik trägt einen unbeſtimmten, mehr oder weniger formloſen Charakter, ſie iſt weiblicher Natur; die Reformation dagegen ruht auf einem feſten, klaren Prinzip und iſt männliche That. Darum ſoll das Recht und die Bedeutung der Myſtik nicht gekränkt werden; ſie hat den herrſchenden Gewalten der mittelalterlichen Kirche gegenüber, die im äußeren Gehorſam und Handeln den Heilsweg wieſen, das Recht der religiöſen Innerlichkeit als der Quelle wahren ethiſchen Lebens behauptet. Und dieſem Berufe iſt ſie treu geblieben auch in

---

*) So das Urtheil Herrlingers in ſeiner „Theologie Melanchthons in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und im Zuſammenhange mit der Lehrgeſchichte und Kulturbewegung der Reformation“ (Gotha, Perthes, 1879), einem verdienſtvollen Werke, das zum erſten Male ein Geſammtbild der Lehre Melanthons auch auf nicht theologiſchem Gebiete zeichnet.

**) Vgl. den Vortrag von Kaltenbuſch: „Johann Calvin“ in den Jahrbüchern für deutſche Theologie, Bd. 23. — Dorner a. a. O. S. 376: „War er auch nicht ſpekulativen und intuitiven Geiſtes, ſo war dagegen ſein Verſtand und ſein Urtheil um ſo eindringender und ſchärfer, ſein Gedächtniß umfaſſend.“

späteren Zeiten; in der protestantischen Kirche beider Konfessionen wie innerhalb des Katholizismus hat sie im Kampfe mit denselben sich erneuernden Verirrungen in neuer Weise das alte Zeugniß abgelegt; bald im Sinne einer Ergänzung im Frieden mit den bestehenden Institutionen und Traditionen, bald im berechtigten Widerstande gegen diese, bald auf den Abwegen der Schwärmerei.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Aus der guten alten Zeit in England.

Vor uns liegt in deutscher Uebersetzung der erste Band eines neuen Buches von Lecky*), dem englischen Gelehrten, dem wir in seiner „Europäischen Sittengeschichte" ein kulturhistorisches Werk ersten Ranges verdanken. Auch sein neues Unternehmen, die Geschichte seines Vaterlandes im vorigen Jahrhundert, verdient hohe Anerkennung, und man kann es, wenn man von dem ungerechten Urtheile absieht, welches der Verfasser über Friedrich den Großen fällt, ohne Ueberschätzung den klassischen Arbeitern Rankes und Macaulays an die Seite stellen. Friedrich der Große hat nach Lecky gegen Maria Theresia unritterlich gehandelt. Aber in der Politik verfährt man ritterlich nur, wenn es zugleich zweckmäßig ist, und das war hier nicht der Fall. Der König hat ferner ohne viel Bedenken Verbündete gewechselt und Verträge gebrochen, meint unser Geschichtschreiber, indem er sich auf den Standpunkt des Moralisten stellt. Aber die Geschichte und die, welche sie machen, die providenziellen Menschen, die Heroen, kennen diesen Standpunkt nicht. Die Geschichte ist eine Kette von Rechtsbrüchen im Namen eines neben dem alten Rechte allmählich aus dringenden Interessen der Völker entsprossenen neuen und höheren. Bündnisse und Verträge werden hinfällig trotz des Eingangs, der die meisten auf ewig geschlossen sein läßt; und wenn die Interessen sich verschieben, wechseln die Alliancen. Das wird so bleiben, bis einmal eine Entwickelungsphase eintritt, wo sich die gegenseitigen Interessen ausgeglichen haben und unter Kulturstaaten kein Krieg mehr zu führen sein wird. In Friedrichs Falle war

*) Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Uebersetzt von Ferdinand Löwe. Erster Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung, 1879.

das Wechſeln der Alliancen eine Pflicht der Selbſterhaltung: er durfte weder Frankreich noch Oeſterreich übermächtig werden laſſen, wenn der in Preußen verkörperte Gedanke, wenn das werdende Neudeutſchland mächtig bleiben und an Macht wachſen ſollte. Unbewußt, vielleicht ahnend, hat der große König mit der gewaltſamen Beſitznahme Schleſiens dieſem Gedanken gedient, der ein Gedanke des Geiſtes iſt, welcher die Geſchichte lenkt und zum Heile Europas aus Deutſchland einen Staat geſtalten wollte, wie wir ihn jetzt ſehen. Doch das ſind Dinge, die nur Engländer nicht zu begreifen ſcheinen, und da es nicht unſre Aufgabe iſt, ſolchen den Verlauf der deutſchen Regeneration mundgerecht zu machen, ſo ſehen wir von dieſem Mangel unſerer Schrift ab und betrachten nur, was uns an ihr erfreut und belehrt.

Das Werk Leckys fällt nach dem Zeitraume, mit dem es zu thun hat, ungefähr mit Lord Stanhopes „Geſchichte Englands vom Utrechter Vertrage bis zum Frieden von Verſailles" zuſammen, und natürlich erzählt es meiſt dieſelben Dinge wie dieſe in ihrer Art vorzügliche Arbeit. Aber der Plan, die Zwecke, die Klaſſe von Thatſachen, bei denen vorzugsweiſe verweilt wird, ſind bei beiden Autoren weſentlich verſchieden, und an philoſophiſcher Tiefe und künſtleriſcher Begabung iſt Lecky ſeinem Vorgänger entſchieden überlegen. Die Aufgabe, die er ſich ſtellt, iſt nicht, die Geſchichte der von ihm gewählten Periode Jahr für Jahr zu ſchreiben oder militäriſche Ereigniſſe, Staatsaktionen und Parteivorkommniſſe ausführlich zu ſchildern. Er verfährt vielmehr ſo, daß er aus der Maſſe der vor ihm liegenden Thatſachen diejenigen heraushebt und darſtellt, welche ſich auf die nachhaltigen Kräfte des engliſchen Volkes beziehen und die bleibenden Züge des nationalen Lebens bezeichnen. Das Steigen oder Sinken der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, der Kirche und des Diſſenterthums, der kommerziellen, induſtriellen und landwirthſchaftlichen Intereſſen, die wachſende Macht des Parlaments und der Preſſe, die Entwickelung der politiſchen Ideen, der Kunſt und des Glaubens, die Wandlungen in der geſellſchaftlichen und wirthſchaftlichen Lage des engliſchen Volkes, die Einflüſſe, welche den Nationalcharakter und die Sitten allmählich verändert haben, die Beziehungen des Mutterlandes zu den Kolonieen endlich, ſowie die Urſachen, durch welche das Fortſchreiten der letzteren beſchleunigt oder verzögert wurde — das ſind in der Hauptſache die Themata, welche hier auf Grund eines ſorgfältigen Quellenſtudiums behandelt werden.

Ein Buch ſpricht am beſten für ſich ſelbſt, und ſo wollen wir ihm im Folgenden im weſentlichen das Wort laſſen. Wir wählen dazu die Sittenſchilderungen aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die ſich in den letzten Abſchnitten des dritten und im vierten Kapitel (S. 487—617) zerſtreut finden, und die wir in Auszügen zu einem Bilde des engliſchen Kulturlebens

in jener Periode gruppiren. Man wird daraus erkennen, daß England damals ſich nur in wenigen Beziehungen eines Vorzugs vor Deutſchland zu rühmen hatte, und daß es in vielen hinter dieſem zurückſtand.

Das Parlament der Zeit, von der unſer Geſchichtſchreiber in dieſem Bande ſpricht, war in ſeiner Zuſammenſetzung fehlerhaft, in ſeinen Tendenzen engherzig, despotiſch und vielfach korrupt, und doch iſt es ein Hüter der Freiheit und ein Schöpfer weiſer Geſetze geweſen. Das parlamentariſche Syſtem war damals eine Regierung der höheren Klaſſen, und dieſe beſaßen in hohem Grade politiſche Befähigung, und wenn auch der öffentliche Geiſt in ihnen ſehr geſunken war, ſo ſtand er doch keineswegs auf dem Nullpunkte. Jenes Syſtem ließ eine Schule von Staatsmännern entſtehen, die der Leitung der Dinge gewachſen waren, und unter den Reichen, die ihre Parlamentsſitze kauften, waren immer einige, welche von dem ernſten Wunſche beſeelt waren, ihrem Vaterlande zu nützen. Das Volk beſaß wenig unmittelbaren Einfluß auf ſeine Vertreter, aber ſo oft es ſeine Anſichten über eine Frage durch die freien Wahlkörper oder durch tumultuariſche Mittel zu erkennen gab, fand es Gehör und meiſt auch Gehorſam.

Das allgemeine Niveau des politiſchen Lebens war indeſſen ein ſehr niedriges. Günſtlingseinflüſſe, Hofintriguen, Beſtechungen waren an der Tagesordnung. Bolingbroke wirkte ſich ſeine Rückkehr aus der Verbannung durch eine Mätreſſe Georgs des Erſten aus, die er mit 10000 Pfund beſtochen haben ſoll. Carteret ſicherte ſich ſeine Stellung durch Kriechen vor einer andern „Freundin“ des Königs. Cheſterfield und Pulteney lagen zu den Füßen von Mrs. Howard, der Geliebten des zweiten Georg, die von Mrs. Pitt, der Mutter des großen Lord Chatam, unter dem Anerbieten von 1000 Pfund brieflich um eine Kammerherrnſtelle für ihren Bruder angegangen wurde. Pitt ſelbſt wahrte ſich ſein Verbleiben im Kabinet großentheils durch Aufmerkſamkeiten gegen die Herzogin von Yarmouth. Walpoles und Newcaſtles Macht ruhten auf der Benutzung des geſammten Kronpatronats und eines erheblichen Theiles der ihnen zugänglichen öffentlichen Gelder zu dem Zwecke, ſich die Mehrheit im Parlamente zu erhalten. Verletzung des Briefgeheimniſſes war etwas ganz Gewöhnliches. Die Briefe Swifts, Bolingbrokes, Marlboroughs und Popes ſind voll von Klagen über die Unſicherheit ihrer Korreſpondenz, und wir wiſſen durch Walpole ſelbſt, daß er kein Bedenken trug, die Briefe eines politiſchen Nebenbuhlers zu öffnen.

Es kann nicht überraſchen, daß unter ſolchen Umſtänden der Geiſt der Nation tief geſunken war. Die Begeiſterung für den Gedanken der Reformation, dann für die mit dem Despotismus ringende Freiheit war verraucht. Mit einer Kirche, die eine kalte und nüchterne Moral lehrte und jeden Eifer für

Höheres gewöhnlich entmuthigte, mit einer Dynastie, welche als eine Nothwendigkeit acceptirt worden, dem Lande aber nach Herkunft und Charakter fremd war, mit einer Regierung, die zwar mild und duldsam, aber eigennützig und aller Reform abhold war, verfiel die Nation allmählich in einen Zustand tiefster Apathie. „Als die letzte Rebellion (die von 1745) ausbrach," sagt Lord Hardwicke 1749, „waren, wie ich glaube, die meisten Menschen überzeugt, daß, wenn die Rebellen gesiegt hätten, Papstthum und Knechtschaft die unausbleibliche Folge gewesen wären, und welchen schwachen Widerstand leistete gleichwohl das Volk allenthalben!" Henry Fox schrieb im Hinblick auf das Unternehmen des Prätendenten: „England gehört dem, der zuerst kommt, und wer sagen kann, ob die 6000 Holländer und die zehn englischen Bataillone oder die 5000 Franzosen (zur Unterstützung der Sache der Stuarts) zuerst hier sein werden, der weiß, wie es uns ergehen wird." „Die Franzosen sind, Gott sei Dank, nicht gekommen; wenn aber ihrer 5000 an irgend einem Punkte der Insel vor acht Tagen gelandet wären, so glaube ich wirklich, die ganze Eroberung würde ihnen nicht einmal eine Schlacht gekostet haben."

Zu dieser Gleichgiltigkeit kamen andere Gebrechen und Mißstände. Unter den ersten hannoverschen Königen wurde die Gewohnheit des Branntweintrinkens, welche die Truppen aus den niederländischen Kriegen mitgebracht hatten, zum Nationallaster. Viele der vornehmsten Leute huldigten dieser Leidenschaft. Addison, der erste Moralist seiner Zeit, war nicht frei davon. Oxford erschien nicht selten betrunken sogar vor der Königin Anna. Bolingbroke verbrachte als Minister ganze Nächte mit Zechen. Die Trinkgelage Walpoles zu Houghton waren das Aergerniß der Grafschaft. Carterets glänzender Verstand wurde durch den Trunk umnachtet, und Pulteney verkürzte sich durch unmäßigen Genuß von Spirituosen das Leben. Das niedere Volk that desgleichen. In den Jahren 1724 bis 1736 hatte sich das Gefallen am Schwelgen in Wachholderschnaps wie eine Epidemie über die englische Bevölkerung verbreitet. 1714 hatte die Destillation geistiger Getränke in England nur zwei Millionen Gallonen betragen, 1727 war sie auf 3 601 000 und 1735 auf 5 394 000 gestiegen. Aerzte erklärten, daß in Folge dessen die Sterblichkeit in England in furchtbarem Grade zugenommen habe. Die große Jury von Middlesex berichtete, daß bei weitem die größere Hälfte der Fälle von Verarmung, Raub und Mord in London auf diese Ursache zurückzuführen sei. Detailverkäufer von Gin pflegten Schilder auszuhängen, auf denen es hieß, man könne sich bei ihnen für einen Penny betrinken, für zwei Pence gründlich betrinken und Stroh zum Ausschlafen des Rausches umsonst dazuhaben. Das Uebel nahm so entsetzliche Dimensionen an, daß selbst das keineswegs reformatorische Parlament Walpoles die Nothwendigkeit begriff, ihm mit strengen Maßregeln zu

ſteuern. Dieſelben halfen aber nichts. 1742 wurden ſieben und in den Jahren 1750 und 1751 über elf Millionen Gallonen Spirituoſen vertilgt. In London gab es damals außer den öffentlichen Branntweinſchenken mehr als 17 000 heimliche, und Fielding ſagt 1751, „daß Gin die Hauptnahrung von mindeſtens 100 000 Bewohnern der Stadt ſei“. Aber nicht blos hier graſſirte dieſe Volkskrankheit. Biſchof Benſon äußert in einem von London aus geſchriebenen Briefe: „Nicht nur hier in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande kann man nicht mehr ſicher leben, ſo häufig ſind jetzt Raub und Mord. Unſer Volk iſt grauſam und unmenſchlich geworden, was es früher nie war. Jene fluchwürdigen Spirituoſen, die zur Schande unſerer Regierung ſo leicht zu haben ſind und in ſo großer Menge getrunken werden, haben die ganze Natur der Nation umgewandelt, und ſie werden, wenn man ſo weiter trinkt, die Race ſelbſt zerſtören.“ 1751 wurden unter dem Miniſterium Pelham einige neue und durchgreifende Maßregeln beſchloſſen und mit beträchtlichem Erfolge ausgeführt. Aber immerhin brachten dieſelben nur eine Milderung, keine Heilung zu Wege, und ſeit dem dritten Dezennium des vorigen Jahrhunderts hat die Trunkſucht nicht aufgehört, den moraliſchen und phyſiſchen Wohlthaten entgegenzuwirken, welche man von dem erhöhten kommerziellen Gedeihen Englands erwarten durfte.

Höchſt traurig war es, vorzüglich in London, um die öffentliche Ordnung beſtellt. Kaum kann man ſich eine Vorſtellung von der Ungeſtraftheit der Gewaltthätigkeiten machen, die damals in der ſchlecht beleuchteten und nicht beſſer bewachten Stadt nächtlicher Weile verübt wurden. 1712 machten die „Mohocks“, eine Geſellſchaft junger Leute aus den höheren Ständen, ſich nachts das Vergnügen, auf den Straßen die Vorübergehenden zu überfallen und aufs ſchändlichſte zu mißhandeln. Sie „tippten den Löwen“, d. h. ſie drückten dem Betreffenden die Naſe platt ins Geſicht und bohrten ihm mit dem Daumen die Augen aus. Sie verfuhren als „Schweißtreiber“, d. h. ſie umſtellten ihr Opfer und prickelten es ſo lange mit ihren Degen, bis es erſchöpft und in Schweiß gebadet zu Boden ſank, als „Tanzmeiſter“, indem ſie es mit ihren Klingen in die Beine ſtießen und es ſo zum Hüpfen zwangen, als „Umſtülper“, indem ſie Frauen packten und auf den Kopf ſtellten. Dienſtmädchen ſchnitt man, nachdem man ſie herausgepocht, ins Geſicht, Matronen ſteckte man in Fäſſer und rollte ſie darin den ſteilen Abhang von Snowhill hinunter. Die Nachtwächter waren gegen ſolchen Unfug, der auch ſpäter (noch 1742), wenn auch in weniger argem Grade, vorkam, meiſt nutzlos. Sie waren gewöhnlich alte Leute, nur mit einer Stange bewaffnet, ſaßen, ſtatt auf der Straße zu ſein, in der Regel im Bierhauſe und waren durch Brutalität oft ſelbſt eine

Gefahr für das Publikum. Die Richter, vor die man dann und wann ſolche Uebelthäter brachte, „ließen ſich abfinden“.

So entwickelte ſich in und um London auch die Zunft der Diebe und Räuber in erſchreckender Weiſe. Dieſelben waren, wie Smollet 1730 berichtete, jetzt verwegener und wilder als je vorher. 1744 richteten der Mayor und die Aldermen von London eine Adreſſe an den König, worin ſie angaben, daß „unterſchiedliche Verbindungen böswilliger Perſonen, mit eiſenbeſchlagenen Stöcken, Piſtolen, Hirſchfängern und andern gefährlichen Waffen verſehen, nicht nur Privatwege und Durchgänge, ſondern auch die öffentlichen Straßen und Plätze unſicher machen und die frechſten Unthaten an den Perſonen getreuer Unterthanen verüben, indem ſie dieſelben häufig ſogar zu ſolchen Stunden berauben und verwunden, die vordem als ſicher galten“. „Man iſt genöthigt,“ ſchrieb Horace Walpole 1751, „ſogar bei hellem Tage ſo zu reiſen, als ob man in die Schlacht ginge.“ Die Strafen waren gräßlich, trafen aber meiſt nur die weniger bedeutenden und unerfahrenen Raubgeſellen. Die andern wußten die Behörden dadurch einzuſchüchtern, daß ſie, wenn ein Verſuch, ſie zu verhaften, gemacht wurde, Lärm ſchlugen, worauf ihnen ihre Genoſſen bewaffnet zu Hilfe eilten. Als das achtzehnte Jahrhundert ſchon weit vorgerückt war, kam es noch vor, daß Räuber, auf deren Ergreifung große Belohnungen geſetzt waren, noch vor Dunkelwerden, unbehelligt, von einer Rotte ihrer Spießgeſellen umgeben, mitten durch eine halb erſchrockene, halb neugierige Menge durch die Straßen von London ritten. Etwas beſſer wurde es damit, nachdem man 1736 angefangen hatte, für eine beſſere Beleuchtung der Stadt zu ſorgen. Aber erſt 1757, als der Romandichter Fielding, damals Polizeirichter, und ſein Bruder für Erſetzung der unbrauchbaren Nachtwächter durch eine tüchtige Polizei thätig geweſen waren, konnte Brower ſchreiben, daß „das herrſchende Uebel des Straßenraubes ſo gut wie unterdrückt ſei“; die Landſtraßen aber wurden auch ſpäter noch durch Räuber unſicher gemacht. Die Schwäche des Geſetzes zeigte ſich auch in der Menge von Tumulten, die in allen Theilen des Königreichs ſtattfanden. In Edinburgh ermordete der Pöbel den Kapitän Porteous, der auf eine Rotte Anführer hatte ſchießen laſſen und dafür zum Tode verurtheilt, aber begnadigt worden war. Die Malzſteuer, die Gin-Akte, die Schlagbäume, die Methodiſtenpredigten riefen furchtbare Aufſtände hervor, der Franzoſenhaß machte ſich 1738 und 1741 durch wüthende Ruheſtörungen Luft, als franzöſiſche Schauſpieler in Londoner Theatern aufzutreten verſuchten. Der Schmuggel, von der Sympathie des Volkes getragen, nahm einen beſonders verwegenen Charakter an. In Hampſhire war unter Georg dem Erſten eine Bande von Wilddieben, die „Waltham Blocks“, ſo zahlreich und ſo dreiſt, daß man es für nöthig fand, ein eignes, höchſt blutiges Geſetz gegen ſie zu

erlaſſen. Allenthalben an den engliſchen Küſten war der Strandraub, die Plünderung geſcheiterter Schiffe von Alters her Gewohnheit geweſen, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber nahm dieſes Verbrechen ganz beſonders überhand, und obwohl Geſetze dagegen ergingen, die es mit Todesſtrafe bedrohten, war es an vielen Orten und namentlich in Cornwallis noch 1776 im Schwange.

Einer der ärgſten Schandflecke des engliſchen Lebens waren bis auf die Reform Lord Pelhams die ſogenannten „Fleet-Heirathen“. Bis dahin war jede Ehe rechtskräftig, die von einem ordinirten Prieſter eingeſegnet worden war, gleichviel, wo oder wann, ob mit Eintragung in ein Regiſter, ob mit Einwilligung der Eltern u. dgl. Dadurch riſſen ſchmähliche Mißbräuche ein. Eine Menge Geiſtlicher, gewöhnlich Schuldgefangene, meiſt auch Leute von notoriſch ſchlechtem Lebenswandel, machten es ſich zum Geſchäft, im Fleetſtreet-Gefängniß oder nicht weit davon heimliche Ehen zu konſekriren, und zwar ohne Erlaubnißſchein der Behörde, ja oft, ohne die Namen des Paares zu kennen. Faſt jede Schenke in der Nachbarſchaft des Gefängniſſes hatte einen ſolchen Geiſtlichen in ihrem Solde. Selbſt in Bordellen kamen derartige Trauungen häufig vor. In daſſelbe Kapitel gehört die Kapelle der Curzonſtreet, wo der Reverend Alexander Keith mit gleicher Ungenirtheit wie ſeine weniger anſpruchsvollen Amtsbrüder traute. Er ſoll jährlich im Durchſchnitt 6000 Paare mit einander verbunden und ſich damit ein „ganz biſchöfliches Einkommen“ verſchafft haben. Nach ſeiner eignen Angabe kannten die meiſten derer, die er traute, einander nicht länger als eine Woche, viele hatten ſich vor ein paar Stunden erſt kennen gelernt. Junge unerfahrene Erben, friſch von der Schule kommend, wurden ſo in die Falle gelockt. Eine vorübergehende tolle Laune, eine raſchverfliegende Leidenſchaft, die Aufregung des Trinkens, Täuſchung oder Einſchüchterung durch gewiſſenloſe Helfershelfer reichten oft hin, ſolche Leute zu plötzlichem Heirathen zu veranlaſſen, die alle ihre Lebenshoffnungen vernichteten. Es kam vor, daß junge Männer, aus einem Rauſche erwachend, zu ihrem Staunen und Schrecken erfuhren, daß ſie während deſſelben zu Ehemännern geworden waren. Wenn Schiffe angekommen waren und die Matroſen ans Land ſtrömten, um die ihnen ausgezahlte Heuer mit Trinken und unter Dirnen zu verthun, ſo wurden ſie alsbald umſtellt, und es fanden dann oft zwei- bis dreihundert Heirathen in einer Woche ſtatt. Auch vornehme Perſonen ließen ſich nicht ſelten auf dieſe Weiſe täuſchen. Unter den bekannteren Fällen heimlicher Ehen dieſer Art finden wir die des Herzogs von Hamilton mit Miß Gunning, die des Herzogs von Kingſton mit Miß Chudleigh, die von Henry Fox mit der Tochter des Herzogs von Richmond und die des Dichters Churchill, der im Alter von 17 Jahren eine Verbindung einging, welche nicht wenig

dazu beitrug, sein Leben zu einem unglücklichen zu machen. Erst 1753 wurde diesem Unwesen durch eine Parlamentsakte ein Ziel gesetzt, nach welcher der Trauung ein dreimaliges Aufgebot in der Pfarrkirche vorausgehen oder ein mit Einwilligung der Eltern zu ertheilender Dispens beigebracht werden und die Ceremonie in der Kirche stattfinden mußte. Alle Ehen, bei denen diese Bedingungen nicht erfüllt worden, sollten null und nichtig und die, welche sie eingesegnet, der Deportation verfallen sein. Ein Geistlicher, Namens Wilkinson, machte den Versuch, das alte Verfahren fortzusetzen, und er soll nach Publikation der Ehe-Akte nicht weniger als 1400 Trauungen noch vollzogen haben. Dann aber ereilte ihn das Gesetz mit ganzer Strenge, man machte ihm den Prozeß, und er wurde wirklich deportirt. Nur in Schottland, auf der Insel Man und auf Guernsey fanden hinfort noch Trauungen nach ehemaliger Art statt.

Geradezu abscheuerregend war der Zustand der englischen Gefängnisse bevor das Parlamentsmitglied Oglethorpe die Reform derselben herbeiführte. Dieser erwirkte 1729 eine Untersuchung des Fleetstreet- und des Marshalsea-Gefängnisses, deren Ergebnisse allgemeine Entrüstung hervorriefen. Es zeigte sich, daß die Stelle eines Gouverneurs des Fleet-Gefängnisses regelmäßig zum Kauf ausgeboten wurde, daß John Huggins sie von dem großen Lord Clarendon um 5000 Pfund erstanden und sie 1728 um dieselbe Summe an Bambridge verkauft hatte, und daß diese Leute gewohnt waren, neben den bedeutenden regelmäßigen Emolumenten ihres Amtes schwere Sporteln von den Gefangenen einzufordern und sich an denen, welche nicht zahlen konnten, durch die ärgste Brutalität zu rächen. Als Bambridge Gouverneur des Fleet war, wurden jene auf Monate gefesselt in einen Kerker gesperrt, der über einer Kloake lag, als Todtenkammer für im Gefängniß gestorbene diente und voll Gestank und schlechter Luft war. Man steckte Schuldner, welche die Gebühren nicht zahlen konnten, mit pockenkranken Häftlingen zusammen, gab ihnen nur kärglich zu essen, sodaß sie fast zu Gerippen abmagerten, und ließ kranke Frauen ohne Betten, ohne Wartung und ohne angemessene Speisen elend sterben. Es kam vor, daß man Männer in Ketten von unerträglicher Schwere hinsiechen ließ, ja man folterte sogar Gefangene durch Anlegung von Daumschrauben. Es scheint, wie unser Autor sagt, die bestimmte Absicht des Gouverneurs gewesen zu sein, einigen seiner Gefangenen den Garaus zu machen, entweder weil sie die Gebühren nicht zahlen konnten, oder weil sie sich irgendwie seinen Groll zugezogen hatten, oder auch, damit er sich ihrer geringen Habseligkeiten bemächtigen könne. In Newgate und in einigen Provinzialgefängnissen wurden ungefähr dieselben Greuel aufgedeckt. In Dublin fand man, daß jeder Gefangene eine Abgabe zur Beschaffung geistiger Getränke für das Gefängniß zu erlegen hatte, daß

man die Schuldgefangenen mit Dieben und Räubern zusammensetzte, und daß der Kerkermeister die ärgste Tyrannei ausübte. In den meisten großen Gefängnissen richtete das Kerkerfieber, verursacht durch Schmutz, Ueberfüllung, Mangel an Lüftung, schlechte Abzugsröhren und ungenügende Nahrung, schreckliche Verwüstungen an und verbreitete sich von diesen Zentren aus über die ganze Bevölkerung. 1750 wüthete diese Krankheit im Newgate-Gefängniß so stark, daß bei den Old-Bailey-Assisen der Lord Mayor, zwei Richter, ein Alderman und eine Anzahl von anderen Personen in der Stadt daran starben. Durch Oglethorpes Anstrengungen wurden diese Zustände nur theilweise gemildert, und das ganze vorige Jahrhundert hindurch blieb die Einrichtung und Verwaltung der englischen Gefängnisse eine Schmach und Schande. Im Jahre 1759 berechnete Dr. Johnson die Zahl der darin eingekerkerten Schuldner auf 20 000 und behauptete, daß jährlich einer von vieren durch die Behandlung, die sie erfuhren, umkomme.

Im höchsten Grade inhuman war die Behandlung, welche die Seeleute der Marine und die Soldaten des Heeres erfuhren. Die in „Roderick Random" enthaltene anschauliche Schilderung der Leiden, welche Matrosen auf Kriegsschiffen zu erdulden hatten, fußt auf eignen Erfahrungen des Verfassers (Smollet), der 1741 als Wundarzt eines Linienschiffs während der Expedition gegen Cartagena diente, und wer sie liest, wird begreifen, daß es nicht möglich war, die damalige britische Flotte anders als durch „Pressen", d. h. gewaltsamen Einfang von Leuten für den Dienst auf ihr, zu bemannen. Die Lage der Armee aber war wenig besser. Aus einer Denkschrift von 1707 geht hervor, daß die Garnison von Portsmouth in nicht ganz anderthalb Jahren durch Tod und Fahnenflucht sich auf die Hälfte reduzirt hatte, und zwar war die große Sterblichkeit durch schlechte Kasernen, Ueberfüllung und Mangel an Heizung herbeigeführt. Die Strafen waren allenthalben barbarisch, freilich auch die, mit denen das Gesetz Vergehen und Verbrechen des Zivilstandes bedrohte.

Der Strafkodex dieser Zeit war nicht nur furchtbar blutig, er wurde auch in einer Weise ausgeführt, die das Volk brutalisiren mußte. Das englische Gesetz wußte nichts von willkürlicher Einsperrung und nichts von eigentlicher Tortur, es kannte die Strafe des Räderns nicht, und keine englische Hinrichtung war so schrecklich wie die, welche zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in den Cevennen stattfanden, oder wie die damaligen Autodafés in Spanien. Aber das ist auch alles, was sich sagen läßt. Exekutionen waren in England eine Volksunterhaltung und blieben dies bis vor wenigen Jahren. Eine gräßliche Reihe von abgeschlagenen Rebellenköpfen moderte nach der Rebellion von 1745 auf der Mauerkrönung von Temple Bar. Fast in jedem Stadtviertel Londons stand ein Galgen, auf dem Gehenkte in Ketten faulten. Als Blackstone schrieb,

gab es nicht weniger als 160 Verbrechen, die mit dem Tode bestraft wurden, und es war etwas ganz Gewöhnliches, daß zehn oder zwölf Personen auf einmal hingerichtet und daß vierzig oder fünfzig Angeklagte in einer Session zum Tode verurtheilt wurden. 1732 geschah dies in Old-Bailey mit siebzig Personen, und in demselben Jahre erlitten in der mittelgroßen Stadt Cork achtzehn Verbrecher den Tod am Galgen. Die armen Sünder wurden vor ihrer Hinrichtung von den Schließern für Geld gezeigt, und es sollen auf diese Weise nicht weniger als 200 Pfund eingekommen sein, als der berüchtigte Jack Sheppard in Newgate gefangen saß. Das öffentliche Auspeitschen von Frauen wurde in England erst 1817, das nicht öffentliche erst 1820 abgeschafft. Die Strafe des Prangers, die sehr oft vollstreckt wurde, war besonders geeignet, die Rohheit des Volkes, dem die Betreffenden dabei bis zu einem gewissen Grade preisgegeben waren, zu ermuthigen, und in manchen Fällen wurden die Schuldigen dabei todtgesteinigt. Frauen, die der Ermordung ihrer Männer oder sonst eines unter den Begriff treason fallenden Verbrechens überwiesen waren, wurden nach einem Gesetze, welches erst 1790 außer Kraft gesetzt wurde, zum Galgen geschleift und dort lebendig verbrannt. Ein Pfahl von 10 bis 12 Fuß Höhe wurde aufgerichtet, ein eiserner Ring an seinem oberen Ende befestigt und an diesem die Schuldigen aufgehängt, während unter ihren Füßen Scheite aufgeschichtet und angezündet wurden. Das Gesetz verlangte, daß sie lebendig verbrannt würden, in der Praxis aber wurde der Spruch gewöhnlich gemildert, so daß sie erdrosselt wurden, ehe das Feuer ihren Körper berührte. Indeß kam 1726 bei der Hinrichtung der Mörderin Katherina Hayes ein schrecklicher Fall vor. Da das Feuer dem Henker die Hände versengte, so ließ er den Strick los, noch ehe die Hayes erwürgt war, und obgleich eiligst frische Scheite aufgehäuft wurden, verging doch geraume Zeit, ehe ihr Todeskampf ein Ende nahm. Das Gesetz, welches einen des Hochverraths Ueberwiesenen verurtheilte, wenn er zur Hälfte gehenkt war, abgeschnitten und dann aufgeschnitten zu werden, um die darauf folgende Verbrennung seiner Eingeweide noch mit anzusehen, wurde noch nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit gräßlicher Genauigkeit vollzogen. 1746 wurden acht Offiziere, die im Heere des Prätendenten gedient, auf Kennington Common in dieser Weise hingerichtet. Wieder ein anderes Gesetz verfügte, daß ein Gefangener, der auf Leib und Leben angeklagt war und sich weigerte, dem Richter die verlangte Auskunft zu geben, nackt in einem dunkeln Raum auf den Rücken gelegt und auf der Brust mit Gewichten von Stein oder Eisen beschwert werde. Diese Gewichte wurden nach und nach vermehrt, bis der betreffende gestand oder todt gedrückt war. Darnach wurde noch 1741 verfahren, und die Abschaffung dieser Art von Folter erfolgte erst dreißig Jahre später.

Die um die Mitte des Jahrhunderts zu größerer Bedeutung und ſtärkerem Einfluß gelangende periodiſche Preſſe trug allerdings in gewiſſem Grade zur Hebung der Bildung bei. Die Eſſay-Schreiber der Reviews und Magazine machten es ſich zur Aufgabe, das Wiſſen ſoviel wie möglich in populärer Form auszubreiten und jede Frage auch mit Rückſicht auf mittelmäßig aufgeweckte und wenig gebildete Leſer zu behandeln, und ſo geſchah es, daß ohne große Veränderung und Verbeſſerung im Syſtem der Erziehung, ohne Entfaltung ungewöhnlichen Talentes und ohne wirkliche Begeiſterung für das Wiſſen der Umfang des letzteren ſich erheblich erweiterte und zwar namentlich unter den Frauen. Die vorherrſchende Derbheit in den Anſchauungen und in der Ausdrucksweiſe aber wurde dadurch auch bei der vornehmen Welt nur wenig gemildert, und Sitten und Geſchmack ließen auch ſpäter außerordentlich viel zu wünſchen übrig. Die Schriften von Swift, Coventry, Defoe, Fielding und Smollet genügen, um den Abſtand erkennen zu laſſen, der in dieſer Hinſicht die erſten ſechs bis ſieben Dezennien des vorigen Jahrhunderts von unſern Tagen trennt. Der Hof gab das allerſchlechteſte Beiſpiel. Georg der Erſte und der Zweite lebten ganz ungeſcheut öffentlich mit ihren Mätreſſen, und die Sittenloſigkeit der damaligen Hofkreiſe hatte nicht das Mindeſte von jener Feinheit und Anmuth, welche anderswo oft über tiefer gehende und allgemeinere Verderbtheit einen halbwegs verſöhnenden Schleier warfen. Walter Scott berichtet uns, wie eine Großtante ihm erzählt, daß in ihrer Jugend die Romane der frivolen Schriftſtellerin Aphra Behn ebenſo häufig auf den Toilettentiſchen der vornehmen Damen zu finden geweſen wie in ihren alten Tagen die Schriften der Miß Edgeworth, und er ſchildert uns mit größter Lebendigkeit das Erſtaunen der Matrone, als ſie nach langen Jahren aus Neugier die vergeſſenen Blätter überflog, an denen ſie ſich als Mädchen ergötzt hatte, und nun fand, daß ſie in einem Alter von achtzig Sommern nicht mehr ohne Scham für ſich allein leſen konnte, was ſie ſechzig Jahre vorher in großen Zirkeln der beſten Geſellſchaft Londons laut hatte vorleſen hören.

Ganz ungeheuerliche Dimenſionen nahm unter den erſten beiden hannoverſchen Königen in England die Spiel- und Gründerwuth an. Faſt ebenſo ſtark und thöricht wie in unſern Tagen in ganz Europa, ja bisweilen lächerlicher und toller äußerte ſich damals das Streben, raſch zu Vermögen zu gelangen, und die Geringachtung langſam und ſtetig erwerbender ehrlicher Arbeit. Welche wahnwitzige Spekulation und welche Leichtgläubigkeit der ſogenannte Südſee-Schwindel enthüllte, iſt bekannt. Aber andere Gründungen gleicher Art folgten ihm. Pläne auf Pläne, einer immer abenteuerlicher als der andere, ſtiegen wie Seifenblaſen auf, blendeten und zerplatzten. Geſellſchaften zur „Auffiſchung von Wracks an der Küſte Irlands“, zur „Verſicherung gegen Verluſte durch

Dienſtboten", zur „Entſalzung von Seewaſſer", zur „Extrahirung von Silber aus Blei", zur „Verwandelung von Queckſilber in hämmerbares und ſchönes Metall", zur „Einführung von Eſelshengſten aus Spanien", zum „Handel mit Menſchenhaaren", zur „Konſtruktion eines Rades für unaufhörliche Bewegung" zogen Maſſen eifriger Unterzeichner an. Ein Gründer kündigte eine Compagnie an für ein „Unternehmen, das ſeinerzeit bekannt gemacht werden ſollte", jeder Subſkribent hatte vorläufig zwei Guineen einzuzahlen, ſpäter ſollte er eine Aktie von hundert und Aufſchluß über den Gegenſtand des Projekts bekommen. Der Unternehmer empfing am erſten Morgen nach ſeiner Ankündigung der Sache 2000 Guineen, mit denen er ſogleich verſchwand.

Natürlich ſteigerte dieſe Leidenſchaft für Spekulation auch den ſchon vorhandenen Geſchmack am Spiel im Privatleben. Der Mittelpunkt war hier für die höheren Klaſſen in London Whites Chokoladehaus. Swift erzählt, daß Lord Oxford niemals daran vorüberging, ohne ihm, der „Peſt des engliſchen Adels", einen Fluch zuzuſchleudern. Außer ihm aber gab es noch eine Menge ähnlicher Etabliſſements, die um Charing Croß, Leiceſter Fields und Golden Square aufgetaucht waren. Der Herzog von Devonſhire verlor im Baſſetſpiel ein Landgut. Der feine Geiſt Cheſterfields lag ganz in den Banden dieſes Laſters. Zu Bath, dem damaligen Stelldichein der vornehmen Welt Englands, herrſchte daſſelbe unumſchränkt, ja die Aerzte empfahlen es ihren Patienten als eine Art Zerſtreuung. Mrs. Bellamy berichtet, daß in den Ankleidezimmern der Theater oft Tauſende von Guineen in einer Nacht verloren und gewonnen wurden. Nicht minder ſtark als unter den Herren war die Leidenſchaft bei den Damen, bei deren Morgentoilette regelmäßig auch der Profeſſor des Whiſt aufwartete. Miß Pelham, die Tochter des Premierminiſters Georgs des Zweiten, war eine der berüchtigtſten Spielerinnen ihrer Zeit, und Lady Cowper ſpricht in ihrem Tagebuche von Spielabenden bei Hofe, wo der niedrigſte Einſatz 200 Guineen — alſo 4000 Mark — betrug. Kein Wunder daher, daß der in England reiſende Sohn Brühls, des Ausſaugers von Sachſen, in wenigen Wochen 80000 Thaler im Spiele verlor.

Wir ſchließen mit einigen Auszügen aus dem, was Lecky über den Kunſtgeſchmack und gewiſſe Vergnügungen der höheren Klaſſen des damaligen Englands mittheilt. Man intereſſirte ſich vielfach für Bilder, namentlich für die von ausländiſchen Malern. Man protegirte die Muſik, doch gelang es Händel nur mit Schwierigkeit, zur Anerkennung durchzudringen. Das Theater nahm einen bedeutenden Aufſchwung. In der Anlegung von Gärten kehrte man von der Nachahmung franzöſiſcher Künſtelei mehr und mehr zur Natur zurück. Im allgemeinen aber war die engliſche Kunſt in dieſer Periode ſteril, und ſelbſt in der vornehmen Welt intereſſirten ſich Viele weit mehr für Stierhetzen

und Hahnenkämpfe als für die Musen. Die Stierhetze war und blieb während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts beim englischen Volke ein Lieblingsvergnügen. Unter denen, die dasselbe begünstigten und vertheidigten, befanden sich Männer wie Windham und Parr, und selbst Canning und Peel haben der gesetzlichen Abschaffung dieser Unsitte opponirt. Zu Stamford und Tutbury wurde seit alten Zeiten alle Jahre ein rasend gemachter Stier durch die Straßen gejagt. Unter den Belustigungen, die 1729 und 1730 in London angekündigt wurden, finden wir, daß „ein toller Stier, an welchem Feuerwerksstoffe befestigt sind, auf dem Spielplatze losgelassen wird, desgleichen ein Hund und ein Bär, und daß man dem Stiere eine Katze an den Schwanz gebunden hat". Mit solchen Schauspielen waren Boxerkämpfe um Geld, Prügeleien zwischen Frauen und Gefechte mit Stöcken und Degen verbunden. Teiche, in denen Enten von Hunden gejagt wurden, waren beim Volke beliebte Besuchsorte in der Nachbarschaft der Hauptstadt. Bisweilen wurde in dieses Vergnügen Abwechselung gebracht, indem man einer Ente eine Eule auf den Rücken band. Die Ente tauchte dann voll Entsetzen unter, bis einer der beiden Vögel oder auch beide todt waren. Die höchst barbarische Ergötzlichkeit des Hahnenwerfens, ein Seitenstück zu dem Gänsewerfen der Holländer, die darin bestand, daß man einen Hahn an einen Pfahl band und aus einer gewissen Entfernung so lange mit Stöcken nach ihm warf, bis er todt war, soll aus dem Widerwillen der Engländer gegen die Franzosen hervorgegangen sein, die durch diesen Vogel symbolisirt wurden. Hierher gehören schließlich auch die Hahnenkämpfe, welche Gelegenheit zu hohen Wetten gaben und so ihren Platz unter dem fashionabeln Sport bis in das jetzige Jahrhundert hinein behaupteten. Die wüthendsten und stärksten Hähne wurden aus Deutschland bezogen; die blutigste Form dieser Ergötzlichkeiten, der sogenannte „Walliserkampf", scheint englischen Ursprungs zu sein. Hier wurden stets mehrere, oft je sechzehn Hähne auf einmal einander gegenübergestellt, die so lange fochten, bis auf einer Seite alle getödtet waren. Dann theilte man wieder die Sieger, die darauf miteinander kämpfen mußten, und dieses Verfahren wurde so oft wiederholt, bis nur ein einziger Hahn übrig blieb. Eine Grafschaft forderte die andere zu Hahnenkampf-Partieen heraus, und zuweilen sollen zu Ehren des Siegers in einem Walliserkampfe die Kirchenglocken geläutet worden sein.

Erst im drittletzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts wurde es mit Geschmack und Sitte in England wesentlich besser. Zuerst in London und andern Zentren des intellektuellen Lebens der Nation, dann nach Verbesserung der Landstraßen und dem Entstehen von Provinzialzeitungen auch in den kleinen Städten und in den Dörfern. Der Landadel war bis dahin ungemein roh und ohne Spur von literarischer Bildung. Aber die große Masse von öffent-

licher Thätigkeit, welche dieser Klasse der Bevölkerung in England immer zugewiesen war, erhielt derselben doch immer ein nicht verächtliches Maß praktischer Einsicht, und immerhin wurde durch die Bischofssitze, die einheimischen Seebäder und die regelmäßigen Ausflüge der reicheren Edelleute nach London oder Bath einiges geistige Leben in diese Volksschicht gebracht. Was für Fehler aber auch die englische Gentry hatte (die Trunksucht war ihr ärgster), der Ackerbau und die Landwirthschaft überhaupt hatte unter ihrer Leitung in dieser Periode unstreitig eine höhere Stufe als in Frankreich und Deutschland erreicht, und wie engherzig und vorurtheilsvoll sie auch sein, wie fanatisch sie der steifen Hofkirche das Wort reden, wie sehr sie Dissenters und Ausländer hassen mochte, so bildete sie doch ein geradsinniges, thatkräftiges und patriotisches Element im öffentlichen Leben Englands.

Zur Geschichte des Bilderrahmens.

Es ist merkwürdig, daß in unserer Zeit, wo die monographische Darstellungsweise in der Literatur blüht, ein so alltägliches und selbstverständliches Möbel wie der Bilderrahmen noch nicht seinen Historiker gefunden hat. Ich wurde durch die Berliner Gewerbeausstellung und die Kunstausstellung der Akademie veranlaßt, der Entwickelungsgeschichte des Bilderrahmens nachzuspüren, und fand zu meinem Erstaunen, daß dieser Zweig der kunstindustriellen Thätigkeit, welcher seit Jahrhunderten so viele Köpfe und Hände beschäftigt hat, von unseren Kunsthistorikern so gut wie gar nicht berücksichtigt worden ist.

Verleitet durch die Sucht unserer Künstler, um jeden Preis Aufsehen zu erregen, haben die Rahmenfabrikanten allmählich einen geradezu unsinnigen Luxus entfaltet, der sich in allen Phasen stilloseſter Willkür ergeht. Der reichliche Gebrauch jener schmiegsamen, sich schnell verhärtenden Masse, die aus Gallipott, einem japanischen Fichtenharze, und Schlemmkreide bereitet wird, und die sich deshalb auch der gewagteſten Form anpaßt, erleichtert den Mißbrauch einer sinnverwirrenden Ornamentik, eines betäubenden Schwulstes von Zierformen, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers von dem Bilde ablenken und auf den schreienden Rahmen konzentriren. Es ist heutzutage eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß ein bescheidener Studienkopf in einen Barock- oder Rokokorahmen gespannt wird, dessen phantastisch durchbrochene, aus allerhand Pflanzengebilden komponirte Leiste die Fläche der bemalten Leinwand in der

Breite doppelt faßt. Selbſt ein ſo geſchmackvoller und feinſinniger Mann wie Guſtav Richter umgab das Doppelbildniß ſeiner beiden Söhne, welches auf der gegenwärtigen Kunſtausſtellung zu ſehen iſt, mit einem alten Rokokorahmen, deſſen breites, weitäſtiges Geſchnörkel den denkbar ſchärfſten Kontraſt zu der durchaus modernen Phyſiognomie und Tracht der Dargeſtellten bildet. Angeſichts eines ſolchen Beiſpiels wollen wir von den Verirrungen der Geringeren ſchweigen und nur konſtatiren, daß hie und da, namentlich bei Porträts, der ſchüchterne Verſuch gemacht wird, mit dem Goldrahmen, der gerade hier ſchädlicher und unvernünftiger iſt als bei jedem anderen Genre der Malerei, zu brechen und einen dunkel abgetönten Holzrahmen an die Stelle der blendenden und tyranniſchen Goldeinfaſſung zu ſetzen. Paul Meyerheim hat einen ſolchen ſchwarzen Rahmen, der ein weibliches Bildniß umſchließt, mit Blumen und Schmetterlingen bemalt. Damit iſt eigentlich ſchon ein Schritt zu weit gegangen, da der Rahmen kein ſelbſtändiges Kunſtwerk ſein und nicht ein geſondertes, dem Bilde unzuträgliches Intereſſe hervorrufen darf.

Die Klagen über den maßloſen Luxus des Rahmenwerks, zu welchen mich die diesjährige Kunſtausſtellung veranlaßt hat, ſind nicht neu. Indem ich nach literariſchen Nachweiſen zur Geſchichte des Bilderrahmens ſuchte, ſtieß ich zuerſt auf einen Artikel im „Deutſchen Kunſtblatt“ von 1851, in welchem ich folgende Stelle fand: „So lange man die Malerei als Luxusartikel behandelt, um die Prunkgemächer damit zu ſchmücken, ſo lange man in dieſer Kunſt hauptſächlich die Illuſion bezweckt, welche blenden und berauſchen ſoll, ſtatt zu beruhigen und zu veredeln, die mehr den Sinnen als dem Geiſte dienſtbar iſt, wird man der gleißenden Goldeinfaſſung nicht wohl entbehren können. Daß in dieſer Beziehung die Kunſtausſtellungen mehr ſchaden als nützen, liegt auf der Hand. Gerade hier ſucht ſich die Geiſtloſigkeit und Mittelmäßigkeit mit den glänzendſten Flittern zu behängen, um die verborgenere, nirgends vorlaute Schönheit zu übertäuben und zurückzudrängen. Beſonders iſt dies beim Porträtfach bemerkbar, wo heutigen Tages verhältnißmäßig am wenigſten geleiſtet wird, und wo gerade die größte Prätenſion graſſirt: hier beſondees machen die Vergolder glänzende Geſchäfte, und faſt immer hat der Goldrahmen mehr gekoſtet, als das Gemälde werth iſt.“ Alſo dieſelben Beobachtungen, dieſelben Klagen wie heute, und damals gab es noch kein Papier maché oder Carton pierre. Oder wenn dieſe Maſſen damals ſchon exiſtirten, waren ſie bei weitem noch nicht in dem Grade der Rahmenfabrikation dienſtbar gemacht wie heute, wo die Belagwalzmaſchine beliebige Ornamentformen mit rapider Geſchwindigkeit aus der weichen Maſſe durch ſtählerne Matrizen preßt.

Wenn man der Geſchichte des Goldrahmens nachſpürt, gelangt man bald zu der Einſicht, daß es demſelben zunächſt an jeder äſthetiſchen Berechtigung

gebricht. Wie die christliche Malerei selbst in ihren Anfängen und in den ersten Jahrhunderten ihrer Entwickelung ausschließlich im Dienste der Kirche stand und demgemäß nur religiöse Stoffe verarbeitete, diente auch der Rahmen nur dazu, um die Feierlichkeit der religiösen Darstellung zu erhöhen, und wie sich die ersten heiligen Figuren, welche der Kunst eines Malers ihr Dasein verdanken, von einem goldenen Hintergrunde abhoben, weil Gold die theuerste und glänzendste Farbe war, so durfte auch die Umrahmung des heiligen Gemäldes nicht anders als mit Gold überzogen sein, dem sich später, um den Glanz der Wirkung noch zu verstärken, Roth und Blau zugesellten. Es hängt mit der Entwickelungsgeschichte der Malerei zusammen, daß sich der Rahmen im modernen Sinne aus der hölzernen Einfassung des Altargemäldes herausbildete. Ursprünglich waren die Nischen des gothischen Altarschreins — romanische kommen nicht vor — mit aus Holz geschnitzten, vergoldeten und reichbemalten Figuren ausgefüllt, und erst verhältnißmäßig spät, in Deutschland nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, begann das Gemälde seine dominirende Stellung im Mittelpunkte des Schreins einzunehmen. Wie die bemalten Holzfiguren in vergoldeten Nischen standen, so setzten auch die Maler ihre bunten Figuren von einem vergoldeten Hintergrunde ab, über den sich noch oft genug das Maßwerk des Rahmens hinwegzog. Im Anfange des 15. Jahrhunderts war das Mittelstück des Altars noch mit hölzernen Figuren ausgefüllt, während die Malerei erst die Außenseiten der Flügelthüren und dann die Flügel selbst okkupiren durfte.

In Italien gewann die Malerei bei den Wandaltären der Kirchen schon frühzeitig das Uebergewicht. Aber das Einrahmungssystem war dasselbe wie in Deutschland: ein gothischer Bau mit einer Krönung von hochragenden, schlanken Spitzbogen und Fialen, der in drei, vier oder fünf Kompartimente zur Aufnahme von Bildern bestimmt ist. In Venedig hat sich der gothische Goldrahmen noch bis zum Ende des 15. Jahrhunderts erhalten. Die Sammlung der Akademie in Venedig besitzt in den Altartafeln der Vivarini und einiger anderer Maler aus Murano eine Anzahl glänzender Beispiele solcher gothischer Prachtrahmen, die bis zum Jahre 1490 hinaufreichen. In Venedig kamen auch die ersten Marmoreinfassungen für Gemälde auf. Der Rahmen bildet hier, wie Burckhardt treffend hervorhebt, „die perspektivisch berechnete Fortsetzung der im Bilde dargestellten Architektur“. Von der Nische hinter dem Marienthron pflegen gewöhnlich die beiden (gemalten) Bögen auf die plastischen Pilaster zuzukommen. Als schönstes Beispiel führt Burckhardt, der wie für vieles andere, was der Aufmerksamkeit der Kunstforscher entgangen ist, auch für Bilderrahmen ein offenes Auge gehabt hat, das große Altarbild mit der Madonna und vier Heiligen in San Zaccaria in Venedig an. Doch waren die Rahmen von weißem Marmor verhältnißmäßig selten. Erst im

Barockzeitalter kamen die kalten Marmoreinfassungen, welche die Gluth der Farbe tödteten, allgemein zur Anwendung. Noch die spätere Renaissance liebte es, den Marmor durch eine warme Färbung zu beleben. Ein interessantes Beispiel dafür ist der laut Inschrift im Jahre 1598 errichtete Altar der hl. Barbara von Palma Vecchio, der leider 1692 bei dem Umbau des Inneren von Sa. Maria Formosa durch Marco Bergamasco aus der Kirche entfernt und durch eine weiße Marmorumrahmung ersetzt wurde. Ein glücklicher Zufall ließ mich im Mai dieses Jahres den Untersatz des Altars unter altem Gerümpel in der ehemaligen Leichenkammer der Kirche entdecken. An einzelnen Spuren fand ich, daß derselbe über und über vergoldet gewesen war.

Auch die Wirkung der hölzernen Goldrahmen wurden häufig durch die Farbe unterstützt. Namentlich war es sehr beliebt, den Grund der einfassenden Renaissancepilaster blau zu bemalen, so daß sich die goldenen Ornamente effektvoll von dem farbigen Fond abheben konnten. Ein schönes Beispiel dieser Farbenverbindung bietet der Prachtrahmen, welcher das dreitheilige Altarbild Bellinis in der Kapelle der Frari einschließt.

Ursprünglich befaßten sich die Maler selbst mit dem Entwurf und der Beschaffung des Rahmens. Fra Filippo Lippi der Florentiner schreibt einmal an Giovanni de' Medici am 20. Juli 1457, er solle ihm sechzig schwere Gulden für ein Bild geben, „ganz und gar vollendet, mit Inbegriff des Rahmens, des Goldes und der Malerei", und weiter heißt es in demselben Briefe: „Damit Ihr aber wohl unterrichtet seid, schicke ich Euch die Zeichnung, wie der Rahmen gemacht wird, und wie hoch und breit er werden soll." Auch sein Sohn Filippino Lippi lieferte noch Entwürfe für die Rahmen seiner Bilder; doch arbeiteten für ihn bereits hervorragende Architekten wie Antonio da Sangallo der ältere und Baccio d'Agnolo, die sich ihre Arbeit theuer bezahlen ließen. Auch Pietro Perugino sorgte gelegentlich noch selbst für den Schmuck des Rahmenwerkes. Am 23. November 1496 schloß er mit dem Abte der Mönche von St. Pietro in Perugia einen Vertrag ab, durch welchen er sich verpflichtete, die Einfassung einer für den Hauptaltar der Kirche gemalten Altartafel für sechzig schwere Golddukaten zu liefern. In einem frühern Kontrakte heißt es von dieser Umrahmung: „Die Säulen und die Karnieße und alles andere Ornament der Tafel sollen mit feinem Golde und anderen feinen Farben verziert werden." Die Augustiner von Perugia bezahlten sogar für den Rahmen eines Bildes von Perugino, den sie bei einem gewissen Mattia di Tommaso bestellt hatten, 110 Gulden. Diese Rahmen sind nicht mehr vorhanden. Außer in Venedig findet sich eine größere Anzahl alter Prachtrahmen nur noch in zwei Florentiner Kirchen, in San Spirito und in Sa. M. Maddalena de' Pazzi. Das Rokokozeitalter, in welchem die Werthschätzung klassischer Bilder wieder

erwachte, glaubte die in ihrem wahren Werthe erkannten Perlen möglichſt prächtig faſſen zu müſſen und räumte daher gründlich mit den Originalrahmen auf, welche auch durch den Einfluß des Alters und den häufigen Ortswechſel gelitten haben mochten.

Aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts werden uns bereits die Namen einzelner Rahmenmacher genannt, die vermuthlich jedoch nur nach den Entwürfen der Künſtler arbeiteten. Eine ſelbſtändige künſtleriſche Stellung nahmen dagegen Antonio und Giovanni Barile ein, von denen der erſtere ſogar ſeine Bilderrahmen mit ſeinem Namen verſah. Giovanni war der Schöpfer des Rahmens für Raffaels Transfiguration, der jedoch ebenſo wie die meiſten übrigen berühmten Rahmen zu Grunde gegangen iſt.

Dagegen iſt, um wieder nach Deutſchland zurückzukehren, der Rahmen zu Dürers Dreifaltigkeitsbilde faſt unbeſchädigt, wenn auch nicht in ſeinem urſprünglichen Glanze erhalten geblieben. Daß Dürer ſich auch gelegentlich damit befaßte, die Rahmen für ſeine Bilder anzugeben, beweiſt eine Aeußerung in einem Briefe an den Kaufmann Heller in Frankfurt, für den er ein großes, neuntheiliges Altarbild gemalt hatte. „Da Ihr mir ſchreibt, wie Ihr die Tafel zieren ſollt," antwortet er ſeinem Auftraggeber am 12. Oktober 1509, „ſchicke ich Euch hiermit ein wenig meine Meinung, wenn ſie mein wäre, wie ich ſie machen wollte." Der Rahmen des Dreifaltigkeitsbildes iſt ſchon deshalb von außergewöhnlichem Intereſſe, weil Dürer nicht blos den detaillirten Entwurf gezeichnet, ſondern unzweifelhaft auch die Ausführung deſſelben geleitet hat. Während er in der Architektonik des Rahmens von der Geſtalt des gothiſchen Flügelaltars abwich und eine durchaus moderne Einfaſſung mit Säulen, Architrav und darüber gewölbtem Rundbogen wählte, lehnte er ſich in der reichen Ornamentik noch an das gothiſche Dekorationsſyſtem durch Blätter und Ranken an. Neben dem Pflanzenornament ſpielt die Skulptur noch eine bedeutſame Rolle. In der Füllung des Bogens thront Chriſtus als Weltenrichter, und darunter auf den Frieſen ſieht man die Seligen und Verdammten, die einen von Engeln dem ewigen Lichte zugeführt, die andern von Dämonen in den Höllenrachen getrieben. Dieſe kleinen Figuren, die von dem Ganzen abgetrennt waren und erſt vor wenigen Jahren wieder entdeckt wurden, ſind noch in ihrer urſprünglichen, naturaliſtiſchen Bemalung erhalten. Der übrige Rahmen, der unzweifelhaft in den figürlichen Theilen ebenſo bemalt und ſonſt reich vergoldet war, iſt bei ſeiner Reſtaurirung durch Heideloff mit grauer Oelfarbe überſtrichen worden.

Dagegen iſt uns ein anderer Prachtrahmen aus dieſer Zeit in ſeiner urſprünglichen Bemalung im bairiſchen Nationalmuſeum in München erhalten. Er umſchließt das von Michael Oſtendorfer gemalte Bildniß des Herzogs

Ludwig von Bayern-Landshut und ist laut der in goldenen Buchstaben auf blauem Grunde ausgeführten Inschrift an dem breiten Untersatze im Jahre 1516 gefertigt worden. Auf dem Untersatze erheben sich zwei marmorirte Halbsäulen, welche einen mit rothbraunem Blattwerk verzierten blauen Fries tragen. Als Krönung dient über dem Friese eine braune, goldgeränderte Muschel, auf welcher ein vergoldeter Löwe ruht, der ein nacktes, fleischfarben bemaltes Knäblein trägt. Die Kanten der Gesimse, die vorspringenden, horizontalen Gliederungen und die Säulenkapitäle sind vergoldet; alle übrigen Theile, vornehmlich die Flächen, haben einen rothbraunen, leise geäderten Anstrich erhalten.

Hier ist also, soweit unser Denkmälervorrath reicht, zum ersten Male der Versuch gemacht worden, bei einem profanen Objekte der künstlerischen Darstellung die Vergoldung auf ein Minimum einzuschränken und ihr nur eine dekorative Mitwirkung neben einer stumpfen Grundfarbe zu gestatten. Vereinzelt finden sich auch in Italien Rahmen, deren Holzwerk seine natürliche Farbe beibehielt und nur mit spärlichem Goldornament geziert war. Aber die Goldrahmen bildeten stets und zu allen Zeiten die überwiegende Mehrzahl Nachdem sie einmal für kirchliche Zwecke, nicht aus künstlerischen Erwägungen, sondern aus Rücksichten des Pomps, eingeführt worden, blieben sie auch für profane Gegenstände, insbesondere auch für Porträts, im Gebrauch. Als ein Wunderwerk wird von Aretino der von dem Architekten Sebastian Serlio entworfene Rahmen um das Bildniß Franz' I. von Tizian gepriesen.

Der Rahmen stand in inniger Beziehung zum Bilde. Schon frühzeitig verstanden es die Maler, das Kolorit ihrer Gemälde auf den Rahmen zu „stimmen", und deshalb machen, wie schon Burckhardt richtig und fein empfunden hat, die Bilder der älteren Florentiner, eines Filippo Lippi, eines Sandro Botticelli, eines Filippino Lippi, „in glatten oder wenig verzierten goldenen Hohlrahmen keinen ganz vollständigen Eindruck". Man muß sie in ihren Originalrahmen sehen, wie sie sich in San Spirito erhalten haben, „indem nur diese Prachteinfassung das überreiche Leben des Bildes schön ausklingen läßt".

Während sich in Italien bald der Barockstil der Bilderrahmen bemächtigte und in seinen tollen, naturalistischen Ausschreitungen in kurzer Zeit so sehr die Oberhand gewann und die Geschmacksrichtung der Künstler und des Publikums gefangen nahm, daß die alten Renaissance-Einfassungen der Altäre aus den Kirchen entfernt und durch schwülstige Barockungethüme ersetzt wurden, brach sich in dem ernsteren Norden, vielleicht unter dem Einflusse der Reformation, immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die vom Rahmen ausgehenden, blitzenden und flimmernden Lichter der Wirkung des Gemäldes Abbruch thun. Der Umschwung vollzog sich natürlich nicht mit einem Male, sondern erst allmählich durch verschiedene Zwischenstadien. Man belebte anfangs die dunkle Naturfarbe

des Holzes mit einem reichen Netze aufgemalter Goldornamente. Das österreichische Museum in Wien besitzt ein Exemplar eines so verzierten Rahmens von dunkelbraunem Holze, der aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt und durch seine einfache architektonische Form wie durch seine graziöse und schwungvolle Ornamentik einen wohlthuenden Kontrast zu den überladenen Rahmen der deutschen Spätrenaissance bildet, welche bereits das üppige Kartouchensystem mit seinem Riemenornament adoptirt haben.

Deutschland konnte sich nicht mehr weiter an der künstlerischen Ausbildung des Rahmens betheiligen. Der dreißigjährige Krieg, welcher alle Kultur in deutschen Landen mit der Wurzel ausrottete, hat zuerst der Kunstindustrie den Garaus gemacht, und zwar gleich so gründlich, daß von einem Wiedererwachen derselben eigentlich erst seit unseren Tagen die Rede sein kann. Als sich Deutschland von seinen schweren Schlägen so weit erholt hatte, daß auch seine Luxusbedürfnisse wieder rege wurden, war die Weltherrschaft des Barockstils bereits entschieden. Sein besonders in Deutschland zu hoher Blüthe gebrachter Schößling, das Rokoko, hatte auch einen neuen, bis jetzt noch nicht wieder erreichten Aufschwung des Kunsthandwerks im Gefolge, der auch den Bilderrahmen zu gute kam. Was von Renaissance-Einfassungen an klassischen Bildern noch vorhanden war, fiel nunmehr der neuen, prunkliebenden Geschmacksrichtung zum Opfer. Der Holzrahmen in seiner Naturfarbe gerieth wieder in Vergessenheit, und die Vergolder feierten uneingeschränkte Triumphe. Für sich betrachtet sind diese Rokokorahmen oft Wunderwerke der Holzschnitzerarbeit. Aber die phantastische Pracht dieser weit ausladenden und graziös verschnörkelten Rankengewinde disharmonirt mit der keuschen Schönheit der alten Italiener, mit der feierlichen Würde eines Bellini, mit dem milden Ernste eines Lionardo und der unnahbaren Hoheit eines Raffael. Die Dresdner Gemäldegalerie und nächst ihr das Berliner Kupferstichkabinet besitzen die reichsten Sammlungen solcher Prachtrahmen.

Die Versuche, welche in Deutschland gemacht worden waren, um die Naturfarbe des Holzwerks zu ihrem Rechte zu verhelfen, wurden in großem Maßstabe von den Niederländern des 17. Jahrhunderts aufgenommen. Sie sind die eigentlichen Regeneratoren des Geschmacks im Bereiche der Bildereinfassung, sie waren es, die dem Rahmen seine Stelle als dienendes Glied anwiesen und in weiser Spekulation sein Verhältniß zum Bilde und seinen Antheil an dem Gesammteffekte bestimmten. Auch hier ist die Reformation sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Vereinfachung und, was hier dasselbe sagen will, auf die Verfeinerung des Geschmacks geblieben. Allem äußeren, die Augen blendenden Prunke abhold, legten die Niederländer größeren Werth auf innere Gediegenheit und solide Eleganz. Ein schwarz oder braun gebeizter Rahmen

von Eichenholz mit Profilen, deren Stärke ſich nach dem Gegenſtande des Bildes richtete, diente den meiſt lebensgroßen Porträts und den Hiſtorienbildern zur Einfaſſung. Ab und zu wurde auch wohl eine ſchmale Goldleiſte zur Hebung des Effekts benutzt. Für die ſubtilen Kabinetsſtücke, deren intime Reize um keinen Preis durch den Glanz des Goldes beeinträchtigt werden durften, diente polirtes Ebenholz.

Dieſe hiſtoriſchen Aphorismen ſollen nur den Beweis liefern, daß der Goldrahmen nicht ein Produkt künſtleriſcher Berechnung, ſondern ein von der kirchlichen Tradition großgezogenes Kind iſt, welches nachgerade anfängt, ſehr unbequem zu werden. Es liegt mir fern, dem Goldrahmen den Krieg zu erklären. Für gewiſſe Gemälde, namentlich für die dekorativen Bravourſtücke von Makart und Konſorten, wird er immer eine gewiſſe äſthetiſche Berechtigung behaupten, ebenſo wie für jedes Bild, das nicht in erſter Linie zum künſtleriſchen Genuß, ſondern zum Zimmerſchmuck beſtimmt iſt. Die Porträt- und Genremaler, vornehmlich aber die Verwalter großer Galerieen, die doch die meiſte Macht haben, ſollten mit dieſem Zopfe brechen. Die leidige Gewohnheit des Goldrahmens zwingt ſchließlich den Maler, beſonders wenn ſich die Extravaganzen noch ſteigern ſollten, zu Farbenexperimenten, die immer weiter von der Natur abführen.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Münchener Künſtler- und Kunſt-Verhältniſſe.

Muß immer denn ſich in den Haaren liegen
Der Realismus mit dem Ideal?
Und gibt's kein Mittel mehr ihm obzuſiegen,
Als Keulenſchläge, blanker Senſen Stahl,
Geſchwungen über grünen Menſchengarben,
Und blut'ge Ströme greller Okerfarben?

Frei ſollt ihr ſein von Vehm- und Schiedsgerichten
Die der Parteien Haß und Gunſt bewegt;
Nicht länger ſoll der Cliquen Hader ſchlichten,
Wer ſelbſt den Zwieſpalt tief im Buſen hegt;
Nur wer der Kunſt gedient mit reinen Händen,
Sei werth, des Sieges güld'nen Preis zu ſpenden!

Frei ſei fortan, zugänglich jedem Werke,
Der Sonne hellſter mütterlicher Blick!
Der Farbe Kinder ſoll kein böſer Scherge
Im Dunkel würgen mit dem Henkerſtrick!
Mit „Durchfall" ſoll die Jury euch verſchonen
Und der Erfolg die wahren Meiſter lohnen!

Das waren die kraftvollen Worte, welche wenige Wochen vor Eröffnung der internationalen Kunſtausſtellung auf dem fröhlichen Waldfeſte der Münchener

Künſtler von der Zinne der Burg „Schwaneck“ an die reich verſammelte Menge gerichtet wurden. Aber ſie waren in den Wind geſprochen. Wenige Wochen nachher zeigte ein in den bedeutendſten Blättern erſchienener Proteſt die tiefe Verſtimmung, welche das Gebahren der Jury und des Komités für die internationale Ausſtellung unter der geſammten Künſtlerſchaft heraufbeſchworen hatte. Eine Bitterkeit hatte die Gemüther erfaßt, welche ſich nur in den ſchwerſten öffentlichen Anklagen Luft ſchaffen konnte. So heißt es unter anderm in dem Proteſt: „Wie zurückgewieſene Künſtler, welche ſich in dem Ausſtellungspalaſt nach dem Grunde ihrer Abweiſung erkundigten, vom Vorſtande und einzelnen Mitgliedern behandelt wurden, das erinnert denn doch faſt mehr an die Zeiten des Fauſtrechts und der Herbergen, als an den kollegialen Verkehr gebildeter Menſchen. Fragt man nach der Urſache dieſes befremdenden, auffallenden, unberechtigten, willkürlichen, feindſeligen, ja brutalen Verhaltens des doch gewählten Komités, ſo iſt ſie wohl nur darin zu ſuchen, daß den leitenden Elementen die Erinnerung einer Verantwortlichkeit ihrer Stellung gegenüber der Künſtlerſchaft vollſtändig entſchwunden zu ſein ſcheint. Die Wähler haben ſich eben in den Perſonen gründlich getäuſcht. Einige ältere Künſtler, auf die viele ihr Vertrauen geſetzt, daß ſie Ungehörigkeiten energiſch entgegentreten würden, haben die Wahl wohl angenommen, ſind aber leider, als die Sache bedenklich wurde, ſtillſchweigend aus der Jury getreten; als Erſatzmänner hat man dann nur ſolche einberufen, von denen man vorausſetzen konnte, daß ſie die Coterie verſtärken. Alles in Allem ſteht ſo viel feſt, daß das Komité ſein Mandat in nicht gewöhnlicher Weiſe verletzt hat. Es hatte den Beruf, gerecht zu ſein, und ward ungerecht. Es war berufen, dem Dilettantismus entgegenzutreten, und hat ihn begünſtigt, dagegen achtungswerthen Künſtlern ihre Ausſtellungsrechte geſchmälert. Es war berufen, für die Geſammtintereſſen einzuſtehen, und es trieb Parteipolitik. Es war endlich berufen und in den Stand geſetzt, reichlich Räume für die Ausſteller herzuſtellen, und hat dieſelben ſehr geſchmälert, durch einen überflüſſigen Kuppelbau, der viele Tauſende koſtete und durch ſeine koloſſalen Verhältniſſe die ausgeſtellten Kunſtwerke nur zuſammendrückt.“ In dieſer Weiſe geht die Anklage fort, und das lange Sündenregiſter beweiſt, wie tief die Kluft zwiſchen den verſchiedenen Parteien iſt, welche ein niederer Egoismus und die heterogenſten Anſchauungen in den Münchener Kunſt-Beſtrebungen und -Richtungen gezogen haben. Doch um einen richtigen Einblick in dies wüſte Parteigetriebe zu geben und den Urſprung deſſelben klarzulegen, müſſen wir um zehn Jahre zurückgreifen und eine kurze Entwickelungsgeſchichte der Münchener Kunſt während des letzten Dezenniums geben.

Vor zehn Jahren wurde in München, ebenfalls im Glaspalaſt, die letzte

internationale Kunstausstellung abgehalten. Nur die Hälfte des Ausstellungsraumes stand damals zur Verfügung, weil zu gleicher Zeit eine gewerbliche Ausstellung stattfand. Aber trotzdem war jene Ausstellung um mehr als tausend Nummern reicher als die diesjährige und repräsentirte eine vielseitigere Thätigkeit der deutschen Kunst. Freilich war damals kein so furchtbares Tribunal der Jury in Thätigkeit, das mit unbarmherziger Strenge Alles verdammte, was nicht nach der einseitigen Schablone moderner Münchener Kunstanschauung gearbeitet war. Das schwere Richteramt übte im Jahre 1869 der Ausschuß der Künstlergenossenschaft, welcher auch aus seiner Mitte die Henker — richtiger gesagt die Bilderhänge-Kommission — ernannte. An Stelle der jetzigen prunkvoll hergerichteten Ausstellungsräume durchzogen einfache, rothbraun und grau gestrichene Bretterwände den luftigen Glaspalast, und diese nackten Wände waren verkleidet mit den geist- und gemüthvollen, form- und farbenglänzenden Kunstprodukten der betheiligten Nationen. Aber trotz des ewig wechselnden, vielfach ungünstigen Ober- und Seitenlichtes strahlte uns doch der unwiderstehliche Zauber der Kunst aus vielen Werken entgegen und hielt die Sinne gefangen. Jedes, ein besseres Streben verrathende Bildwerk, gleichviel welcher Richtung es angehörte, wurde zugelassen und dadurch eine Vielseitigkeit erzielt, welche die weniger prächtige Ausstattung der Räume vergessen ließ und einen glänzenden Erfolg ergab. Durch die großen materiellen Erfolge hatte München aber auch als Markt einen Namen bekommen und zog in Folge dessen nicht blos eine reiche Zahl von Käufern, sondern auch aus aller Herren Ländern viele angehende und ausübende Künstler an; die ersteren zeigten sich allerdings nach dem verhängnißvollen Krach des Jahres 1873 immer seltener, aber die letzteren vermehrten sich sogar dann noch, da bei der allgemeinen Nothlage so mancher noch in dem renommirten Isar-Athen sein Glück zu finden hoffte.

So wurde München durch den glänzenden Erfolg des Jahres 1869 zur Metropole deutscher Kunstthätigkeit. Fröhlicher Jugendmuth schwellte die Künstlerbrust und trieb jeden zu frischem Schaffen. Selbst das unheimliche Wetterleuchten am politischen Himmel im Jahre 1870 hatte keinen Einfluß auf die rapide Entwickelung dieses neu erwachten Kunstlebens, und als erst der mächtige Siegesjubel durch die deutschen Lande scholl und der Milliardensegen hereinströmte, da kamen goldene Tage für die Künstler.

Aber nicht für die Kunst. Das beseligende Gefühl, den Hauptlohn für das ideale Streben in der künstlerischen Thätigkeit selbst zu suchen, war bald in vielen erloschen, und der schnöde Gelderwerb wurde die Triebfeder handwerksmäßiger Kunstthätigkeit, zog eine Unzahl von Kunstjüngern aus allen Gesellschaftsschichten und Ländern nach München. Reiche Taugenichtse, alte Jungfern, pensionirte Militärs, Staatsbeamte, welche einem langsamen Avancement entgegen-

ſahen, alle ſuchten ihre Heil bei der Kunſt. Die Schulen füllten ſich, und bei der oft entgegengeſetzten Anſchauung der Lehrer bildeten ſich bald unter den Anhängern der einen und der andern Schule die heterogenſten Richtungen aus. Um ſchon als Schüler in möglichſt hellem Lichte zu erſcheinen, wurde mit allen Mitteln der Reklame die Schule und das leuchtende Haupt derſelben der ganzen Welt als unübertrefflich hingeſtellt. Die Sucht, ſchnell berühmt zu werden, wurde epidemiſch und zeigte ſich beſonders in der oft hirnloſen, abſonderlichen Wahl ſenſationeller Motive oder in dem geiſtloſen Streben nach rein techniſchem Virtuoſenthum. Dieſe Schwindelprodukte mit ihrer auffallenden, beſtechenden Aeußerlichkeit entſprachen dem materialiſtiſchen Geſchmack der modernen Geſellſchaft. Bald war Nachfrage nach ſolcher Waare — und wo Nachfrage iſt, da gibts auch was zu handeln, was zu verdienen. Kunſtgeſchäfte und -Händler ſchoſſen wie Pilze aus dem Boden, und die Werke künſtlich gezogener Koryphäen wurden bei bengaliſcher Beleuchtung und dem Geſchmetter berauſchender Reklamemuſik der verblüfften Welt vor die Augen geführt. Hausknechte, Lohndiener, Kellner, Modellſteher und arbeitsſcheue Vergolder, kurz alles gerirte ſich als Kunſthändler, ja es entſtanden Kunſthandlungen von ziemlicher Bedeutung, welche in der Gründerzeit brillante Geſchäfte machten. Das Kunſtwerk war zum Spekulationswerth avancirt, an dem ſich nach den Kalkulationen der Liebhaber und laut Auktionsbericht ſo und ſo viele Prozente verdienen laſſen. Und um den Werth unbedeutender Werke in die Höhe zu treiben, brauchte man ja nur die feile Kritik in den Dienſt zu nehmen, das Publikum glaubt ja ſtets, was es ſchwarz auf weiß im Wochenblättchen lieſt.

Das war die goldene Zeit der Künſtler und die traurige der Kunſt. Unter den Künſtlern machte ſich ein gewiſſer Wohlſtand geltend, und Mancher, dem nicht alle Ideale entſchwunden waren, rüſtete ſich, durch dies materielle Wohlbefinden in die Lage verſetzt, etwas bedeutenderes ſchaffen zu können, mit ſeiner ganzen Kraft zu dem großen Friedensturnier, welches 1873 auf der internationalen Ausſtellung in Wien ſtattfinden ſollte. Schon waren die Abgeordneten der Münchener Kunſtgenoſſenſchaft für Wien ernannt. Da plötzlich überfiel eine dunkle Ahnung die Koryphäen unſerer Münchener Kunſt. Es war ein Gefühl der Unſicherheit, das ihnen ſagte: „Wenn wir nicht durch eine beſondere Dekoration der Wände, an denen unſere Werke aufgehängt werden, das Auge des Beſchauers auf uns ziehen, ſo ſchwindet der Nimbus, der uns jetzt umſtrahlt.“ Man beantragte eine Generalverſammlung der Münchener Künſtlergenoſſenſchaft und verlangte in derſelben, neben den ſchon gewählten Abgeordneten noch einen Dekorationsausſchuß für Ausſchmückung der Wände aufzuſtellen. Die egoiſtiſche Abſicht wurde ſofort durchſchaut, und bei der jammerwürdigen Vertretung des Antrags durch die Sprecher der Partei, Piloty, Lenbach und Konſorten, fiel

derselbe schmählich durch, nachdem der Vorstand der Münchener Künstlergenossenschaft die denkwürdigen Worte gesprochen hatte: Kunstausstellungen werden nicht abgehalten, um Allotria auf denselben zu treiben.

Mit diesem Ausspruch war die tiefe Kluft in der Künstlerschaft gezogen. Piloty und Lenbach und ihre mehr oder weniger talentvollen Anhänger erklärten ihren Austritt aus der Genossenschaft und gründeten die Gesellschaft — „Allotria". Den Kern derselben bildete ein kleines Häuflein hervorragender Künstler, denen sich aber bald solche Elemente anschlossen, die, um für sich selbst beim Publikum Reklame zu machen, für ihre Freunde und die Häupter der Partei überall Propaganda machten, dieselben zu Koryphäen aufputzten, in deren Gesellschaft sich jeder angehende Kunstjünger bei dem Abglanz dieser leuchtenden Sterne zum Muster erhoben fühle. So wuchsen Koryphäen in München, die, von Schmeichlern umgeben und vom eigenen Wohlgeruch betäubt, in der Kunst nur noch das Mittel sahen, ihren krankhaften Ehrgeiz zu befriedigen, die am liebsten ganz allein auf einer internationalen Ausstellung vertreten gewesen wären. Der natürliche Ehrgeiz eines strebenden Künstlers wurde vielfach durch diese ungesunden Zustände mit angekränkelt und endigte bei manchem mit totalem Größenwahnsinn. Die „Allotria" aber veranstaltete, um überall von sich reden zu machen, großartige Kostümfeste, welche sich früheren Künstlerfesten gegenüber durch protzenhaft prachtvolle Ausstattung auszeichneten. Der harmlos liebenswürdige Humor der früheren Feste wurde durch äußerliche Pracht in den Hintergrund gedrängt. Der materielle Geist der Gründerzeit beförderte dieses Streben, und die sinnbestrickende Aeußerlichkeit, die reine Dekoration kam dadurch in der Kunst zur Herrschaft und mit ihr das technische Virtuosenthum. Nun hatte diese Umwälzung allerdings auch ihre wohlthätige Wirkung; sie führte zu einer malerischen Behandlung der Stoffe — der Stoffe im materiellsten Sinne des Wortes —, auf die früher nur wenig gehalten wurde, und die doch wesentlich mit zur Vollendung eines Kunstwerkes beiträgt. So gewann die „Allotria" durch ihr Auftreten und Eingreifen in die Münchener Gesellschaftsverhältnisse auch einen indirekten in der Kunst selbst, der sich durch das Arrangement der Kunst- und kunstgewerblichen Ausstellung im Jahre 1876 noch vermehrte und ihr im Jahre 1879 bei dem Arrangement der internationalen Kunstausstellung geradezu diktatorische Gewalt verlieh.

Bei der vom Kunstgewerbeverein in München im Jahre 1876 abgehaltenen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung waren es, neben den opferwilligen Leistungen einer Zahl Kunstgewerbtreibender, namentlich die hervorragenden Verdienste des Vorstands des Kunstgewerbevereins, sowie einer Anzahl von Kunst- und Alterthumsfreunden, von bedeutenden Gelehrten und hohen Gönnern, welche es ermöglichten, daß „die Werke unserer Väter", sowie die Kunst- und

kunstgewerblichen Produkte der Gegenwart aus Deutschland und Oesterreich Jedermann „zu Nutz und Lehr“ zugänglich gemacht wurden. Mit der Erbauung und Dekoration der Ausstellungsräume aber, sowie mit der Anordnung der Ausstellungsgegenstände waren von der Künstlerschaft nur Mitglieder der „Allotria“ betraut. Auch die Jury, welche über die Annahme der Kunstwerke zu entscheiden hatte, rekrutirte sich der Mehrzahl nach aus derselben Gesellschaft.

Die Ausstellung hatte einen durchschlagenden Erfolg, sowohl durch den eminenten Werth und die Reichhaltigkeit der ausgestellten Werke, als auch durch das dekorative Arrangement und die glänzende Ausstattung der Ausstellungsräume. Besonders wirkte die letztere bestechend auf das Auge des Laien. Aber um diese brillante Totalerscheinung zu erzielen, wurde manches gute Bild nur als brauchbares Dekorationsstück an schlechtem Platze aufgehängt, und niemand kümmerte sich um das Räsonniren und Protestiren des betreffenden Künstlers. Viele Bilder und Skulpturen kamen neben den prunkenden kunstgewerblichen Gegenständen nicht zu der ihnen gebührenden Geltung. Die Herren Arrangeure mußten dies denn auch bald einsehen, und so erbauten sie für sich und ihre Freunde einen Ehrensaal, in welchen nur Bilder zu hängen kamen, ohne jede störende Beigabe von kunstgewerblichen Erzeugnissen; auch der Vorstand der Jury wußte seine plastischen Werke so zu placiren, daß sie jedermann in die Augen fallen mußten. Diese viel auf Sensation berechnete Ausstattung, sowie die bei der Auswahl der Kunstwerke an den Tag gelegte Parteilichkeit der Jury rief schon damals eine tiefe Verstimmung in der Künstlerschaft hervor und erweiterte die Kluft, welche sich zwischen den rivalisirenden Parteien durch die Wiener Ausstellungsfrage gebildet hatte.

Als nun im letzten Jahre die Nachricht kam, daß die bairische Staatsregierung die Mittel zur Abhaltung internationaler Kunstausstellungen, welche aller vier Jahre stattfinden sollen, bewilligt habe, war großer Jubel in der Münchener Künstlerschaft. Ein neuer Hoffnungsstrahl belebte gewiß manches durch die „schlechten Zeiten“ gedrückte Künstlergemüth. Jeder bestrebte sich, sein Bestes zu leisten. Schon waren die Vorarbeiten für die Ausstellung weit vorgeschritten, da trat plötzlich, offenbar um Sitz und Stimme bei den Berathungen für die Ausstellung zu bekommen, die gesammte „Allotria“, welche 1873 aus dem Verband der Münchener Künstlergenossenschaft ausgetreten war, wieder in denselben ein. Bald kam es durch das herrische Auftreten einzelner Mitglieder der „Allotria“ in den Ausschußsitzungen zu heftigen Erörterungen, und als eine Generalversammlung zur Wahl der Jury anberaumt wurde, da fielen Reden gegen dieselben voll der schwersten Anschuldigungen einseitiger Kunstanschauung und schnöder Parteilichkeit. Ja dem Vorstande der Jury vom Jahre 1876 wurde der Vorwurf ins Gesicht geschleudert, daß durch das rücksichtslose Vorgehen seiner Clique verdiente Männer in den Tod getrieben worden seien. Die Entgegnungen waren schwach und in Folge dessen die Spannung auf das Ergebniß der hierauf zu vollziehenden Wahl der Jury groß, zumal da die „Allotria“ mit ihrem für die Wahl gut disziplinirten Anhang vollzählig erschienen war. Leider besteht dieser Anhang besonders aus unselbständigen Künstlern, Schülern der Akademie oder von Privatlehrern, und bei der großen Anzahl solcher Kunstjünger kann es leicht kommen, daß die unausgegohrene Anschauung halbfertiger Künstler den Ausschlag bei der Wahl einer Jury gibt, besonders wenn eine ruhmsüchtige Streberpartei alle Hebel in Bewegung setzt, dieselbe zu kötern. Glücklicherweise war das Resultat der Wahl derart, daß jede Richtung in der Jury vertreten war und einseitig leidenschaftliche Parteianschauungen nicht zu befürchten waren.

Aber es sollte bald anders kommen. Mehrere der gewählten Herren, welche die gemäßigte Richtung vertraten, blieben schon nach den ersten Jurysitzungen von allen späteren fern, und so erhielten auch diesmal wieder die Extremen die Oberhand und wütheten nun unbarmherzig unter den eingesandten Werken. Mehr als tausend wurden abgewiesen, und was man etwa aus besonderer Rücksicht noch annahm, wurde so placirt, daß es in den Augen des Beschauers doch verurtheilt blieb. Ein eigentliches Protokoll über die Annahme oder Abweisung der Kunstwerke wurde nicht geführt, so daß lange nach Eröffnung der Ausstellung selbst auf dem Sekretariat nicht angegeben werden konnte, welche Werke abgewiesen seien und welche nicht. Viele Künstler, welche ihre Werke schon im März eingesandt hatten, erhielten erst Ende August ihr Abweisungsdekret. Die schwerste Anklageschrift gegen das unqualifizirbare Vorgehen der Jury und des Ausschusses bleibt aber der offizielle Katalog. Da findet man unter den Ausstellern Namen verzeichnet, welche thatsächlich abgewiesen wurden, oder deren Werke nur im Magazin aufgestellt wurden; andere, höchst zweifelhafte Werke dagegen waren ausgestellt und im Kataloge nicht als angenommen bezeichnet. Haben diese ein Hinterpförtchen passirt? — Was ist ferner von dem Urtheil einer Jury zu halten, welche nicht vollzählig ist und trotzdem die Ersatzmänner nicht einberuft, weil dieselben eine gemäßigte Richtung vertreten? Was endlich die Mehrheit der Jurymitglieder unter Unparteilichkeit, Recht und Gesinnungstreue versteht, mögen die Leser aus folgenden Fällen ersehen. Einem Künstler wird sein Abweisungsdekret zugestellt, in dem Augenblicke, wo er bei einem einflußreichen Kavalier zu Gaste ist. Der Künstler ist im ersten Augenblicke völlig vernichtet, weil er durch dieses schmähliche Urtheil die Gunst seines edlen Gönners zu verlieren fürchtet. Derselbe tröstet ihn aber und sendet sofort ein Telegramm ab, und dieser telegraphische Wink genügte, den Jurybeschluß umzustoßen! Das Bild wurde zu der selbigen Stunde als mustergiltig aufgehängt. Einem andern Künstler werden seine Werke refüsirt; acht Tage nach Eröffnung der Ausstellung sendet eine hohe Person dennoch ein Werk dieses Meisters, und die Jury wagt nicht von ihrem Rechte Gebrauch zu machen. Dieser zweite Fall liefert zugleich den Beweis, wie man in hohen Kreisen über das Urtheil dieser allgewaltigen Jury denkt.

Freilich hatten es die Herrn der Jury ja nicht so bös gemeint; aus „Mangel an Platz" mußten eben viele Bilder abgewiesen werden. Aber trotz dieses Platzmangels haben die Herren oft fünf, ja sogar acht Werke von einem Künstler ausgestellt, obgleich laut Programm nur drei Werke eines Künstlers zuzulassen sind. Dabei haben die Herren der Situation mit seltener Bescheidenheit für sich immer nur die besten Plätze belegt. Nach Verschiebung der Ausstellung beantragte eine große Anzahl von Künstlern, daß auch der Ablieferungstermin verschoben werden möge. Der Vorstand gab einen entschieden abschlägigen Bescheid. Die Bilder mußten abgeliefert werden, aber — nur von denen, welche nicht zu der herrschenden Clique gehörten. Ja manchen war es sogar erlaubt, unangemeldet noch nach der Eröffnung der Ausstellung ihre Werke zu bringen.

Es ist schwer, allen gerecht zu werden. Gewiß ist so manches Werk mit Recht zurückgewiesen worden, aber es kann auch nicht geleugnet werden, daß vieles aufgenommen worden ist, was ein bedenkliches Kopfschütteln bei den meisten Besuchern der Ausstellung verursacht hat. Von den zahlreichen Schüler- und Dilettantenarbeiten abgesehen, möchten wir nur einige Bilder erwähnen, welche als die Vorboten einer neuerwachten, glänzenden Kunstepoche gepriesen werden, und welche doch ein wahrer Hohn auf die Kunst sind. So der viel-

besprochene „Christus im Tempel“ von Liebermann. Durch die Aufnahme dieses Bildes hat die Jury den Beweis geliefert, daß sie der Mehrzahl nach dem Prinzip huldigt: Verherrlichung des Häßlichen durch die Kunst. Wäre dem nicht so, dann wären Bilder wie das Liebermannsche eben nicht für würdig erachtet worden, als mustergiltig in der Ausstellung zu hängen. Ebenso ist es für jeden Beschauer unverständlich, wie von den absonderlichen, lediglich auf Sensation berechneten, spinat- und indigoblauen Bildern eines Thoma mehr als die gesetzlich zulässige Zahl hat angenommen werden können. Betrachtet man vollends die naiv sein sollenden Bilder eines Haider, so wird man unwillkürlich heiter gestimmt und freut sich an dem kindlichen Sinne, der die Jury bewog, diese Wunderwerke der Zukunftsmalerei den Besuchern der internationalen Kunstausstellung zum Besten zu geben.

Man braucht kein Schwärmer für die Kunsterzeugnisse jener Epoche zu sein, wo der ganze Reiz der Komposition nur in dem Rhythmus der Linien lag, wo Farbe und Stimmung als falscher Zauber galt, und doch wird man bekennen müssen, daß die Künstler jener Epoche nie das ewig giltige Gesetz des Schönen so übertraten, wie es jetzt durch den verwilderten Naturalismus mit seinem gedankenarmen, schwindelhaften Haschen nach Originalität geschieht. Sicherlich hat der realistische Umschlag in der Kunst eine wohlthätige Wirkung auf die gesammte Kunstproduktion der letzten Jahre gehabt, wenn aber der Naturalismus fesselos die nackte Häßlichkeit darstellt, dann ist es Zeit, dagegen aufzutreten. Noch sind es nur wenige, welche ganz in dieses falsche Streben verrannt sind, aber bei der großen Menge von Kunstjüngern wird ihre Zahl bald Legion sein, zumal wenn solche Auswüchse wie die genannten von dem Ausstellungsausschuß gehegt und gepflegt und andere Richtungen mit brutaler Gewalt unterdrückt werden.

Was die brillante Ausstattung der Ausstellungsräume anlangt, so läßt sich in diesem Punkte nichts gegen den Ausschuß sagen; ist es doch eher ein Fortschritt als ein Fehler im Ausstellungswesen zu nennen, wenn man nach dieser Seite hin der Würde der Kunst mehr Rechnung trägt.

Politische Briefe.

22. Der Präsident des neuen Abgeordnetenhauses.

Als Herr v. Forckenbeck in Folge der Rede, die er am 17. Mai bei dem Bankett des Städtetages gehalten, das Präsidium des Reichstags niedergelegt hatte, charakterisirten wir (im elften dieser Briefe) die parlamentarische Sitte in Deutschland, es mit der Präsidentenfrage zu halten. Wir charakterisirten sie sehr ungünstig — mit gutem Recht. Die parlamentarischen Fraktionen streiten sich bei uns um den Präsidentensitz, den jede aus ihrer Mitte besetzen möchte, gerade so wie bei akademischen Festlichkeiten der Präses und die Marschälle unter allerlei Streit von den Studentenkorps gestellt werden. Das Resultat kommt im Parlamente zu Stande wie auf der Universität, indem sich eine Anzahl Fraktionen (Korps) vereinigen. Daß diese Sitte kläglich und das stärkste äußere Zeichen der Unreife des deutschen Parlamentarismus ist, wer darf es leugnen? Anderwärts — und man ist in dieser Beziehung anderwärts überall taktvoller und praktischer als bei uns — wählt man den Präsi-

denten nicht nach dem Korps, sondern nach den hervorragenden Eigenschaften einer Persönlichkeit für diesen Posten.

Im neuen Abgeordnetenhause gibt es drei konservative Fraktionen; vereinigen sie sich, so bilden sie zusammen die stärkste Fraktion und können nach deutschem Herkommen den Präsidentensitz verlangen. Es ist nach langer Zeit das erste Mal, daß der Charakter eines deutschen Parlaments durch eine konservative (relative) Mehrheit bestimmt wird. Diese Mehrheit hat den dringendsten Anlaß zu zeigen, daß die Ueberlegenheit politischer Reife über ihre Gegner und Vorgänger auf ihrer Seite ist, indem sie sofort den deutschen Parlamentarismus von einer knabenhaften Sitte zu befreien das Beispiel gibt. Die vereinigte konservative Partei — wir wollen annehmen, daß wenigstens für eine bestimmte Klasse von Geschäften das regelmäßige Zusammenwirken der drei konservativen Fraktionen zu Stande kommt — muß bei der Präsidentenwahl ihr Augenmerk lediglich auf eine würdige, allgemein sympathische und in der Technik des Präsidialgeschäftes bewährte Persönlichkeit richten. Die Persönlichkeit, mit der in diesen Eigenschaften Niemand konkurriren kann, ist gegeben, seit Herr v. Bennigsen die Wahl zum Abgeordneten angenommen hat. Herr v. Bennigsen ist der natürliche Präsident des neuen Abgeordnetenhauses. Wenn beim Abgange des Herrn v. Forckenbeck die „National-Zeitung" sagte, die liberale Flagge sei vom Reichstage heruntergelassen, so entgegnen wir: über dem Parlamente soll keine Parteiflagge wehen. Herr v. Bennigsen, durch die Konservativen gewählt, würde nicht die liberale Flagge bedeuten, sondern die Flagge der Würde und des Vertrauens, das ein deutsches Parlament noch zu sich selbst hat, in seiner Mitte Männer zu haben, die, obwohl hervorragende Parteiglieder, doch die Pflicht der Unparteilichkeit zu üben verstehen, so daß ihnen das ganze Haus folgt. Man hat dieses Vertrauen ja immer an den Tag gelegt, indem dem Präsidenten von der Parteifarbe der Majorität allseitig gefolgt wurde. Nur bei der Wahl nimmt man die Miene an, als traue man nur der Rechtlichkeit eines eigenen Parteigenossen, oder, was noch schlimmer wäre, als glaube man von der Präsidialleitung durch einen Parteigenossen Vortheile für die Partei zu gewinnen. Wenn Beides nicht der Fall, wenn die bei uns übliche Behandlung der Präsidentenwahl nur eine üble Angewohnheit des Universitätslebens ist, so mache man der schlechten Sitte ein Ende; man wähle den Präsidenten nach den Erfordernissen des Amtes und nicht nach den Ansprüchen der Fraktionen (Korps).

Nimmt Herr v. Bennigsen den Präsidentenstuhl ein, so mag über die beiden Vizepräsidenten die Vereinigung nach den alten Gesichtspunkten erfolgen; man mag einen Vertreter aus den vereinigten konservativen Fraktionen, einen zweiten aus dem Zentrum wählen. Die Nationalliberalen werden wohl nicht die Thorheit wiederholen, in die sie zur Blüthezeit des parlamentarischen Korpswesens einige Male verfielen, indem sie sagten: Einer unserer Fraktionsgenossen ist Vertrauensmann des ganzen Hauses; nun müssen wir nach unserer Stärke auch noch einen Fraktionspräsidenten bekommen. Man traut kaum seiner Erinnerung. Zu solchem Unsinn führt das Korpswesen im Parlamente. Ziemt es sich, in die ernstesten Geschäfte, bei denen es sich um das allgemeine Wohl und die nationale Würde handelt, die an ihrem Orte ja recht netten Spielereien der Universitätsjugend hineinzutragen?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Eduard Mörike.

Geräuſchlos, wie es ſeine eigene Weiſe war, iſt vor Jahresfriſt eine Sammlung von Mörikes Schriften ausgegangen.*) Im größeren Publikum faſt unbekannt, wird der Dichter, deſſen Lebensertrag in dieſen vier Bändchen vor uns liegt, um ſo eifriger von einer kleinen „Gemeinde“ verehrt. Dies Verhältniß kann nur ſchädlich ſein. Während auf der einen Seite auch der Hochgebildete das Recht hat, den Dichter nicht zu kennen, geht auf der andern dem Konventikel nur zu leicht der Maßſtab für ſeinen Heiligen verloren. Und gewinnt etwa der Dichter dabei? Es hat Mörike tief geſchmerzt, als ihm einer unſerer geleſenſten Literarhiſtoriker ſeine „Idylle vom Bodenſee“ zerfetzte, wie jener Altfuchs bei Goethe dem Knaben ſein Täubchen zerrupft, weit ärger aber war es ihm, daß nun ein wohlmeinender Retter ihn „über den Uhland“ ſtellen wollte. Indeſſen, ſchädlich oder nicht, ein Verhältniß, das ſo lange konſtant bleiben konnte, kann nicht ohne Grund ſein. Und zwar hat es ohne Zweifel den doppelten Grund, daß Mörike ein echter Dichter, und daß er ein im höchſten Grade individueller Dichter iſt. Wie es aber nicht das Erſte allein iſt, was die „Gemeinde“ an ihn feſſelt, ſo iſt es leider nicht das Andere allein, was die Menge von ihm fernhält. Wer einem Dichter, zumal einem ſo individuellen, gerecht werden will, muß ſich ihm hingeben, muß lernen ihm nachzuempfinden. „Von Meiſtern lernen wir immer und in allerlei Weiſe. Zunächſt natürlich von ihren Vorzügen, dann noch von ihren Mängeln. Beſonders lehrreich aber iſt, was uns erſt als Mangel erſchienen war, als Vorzug erkennen lernen.“ So ſchrieb auf ſeinem letzten Krankenbette David Strauß, und die Betrachtung, die er mit dieſen Worten einleitete, galt Mörike.**) Mehr als 25 Jahre früher ſchon hatte er Mörikes geiſtige Phyſiognomie mit wenigen

*) Ed. Mörikes Geſammelte Schriften. 4 Bde. Stuttgart, Göſchen, 1878. 1. Bd. Gedichte und Idylle vom Bodenſee, 2. Bd. Erzählungen, 3. und 4. Bd. Maler Nolten.

**) Vgl. die werthvollen Mittheilungen über Mörike von J. E. Günthert in Birlingers Alemannia 3, S. 193 ff.

Meiſterſtrichen gezeichnet*), faſt doppelt ſo lange kannte er ihn, und noch ſchien es ihm der Mühe werth, von ihm zu lernen. Etwas von dieſer Geſinnung möchte man denen wünſchen, die den Dichter einmal da oder dort aufſchlagen, einmal anblättern, um ihn dann auf immer wegzulegen.

Zwar wer gleich die rechte Stelle aufgeſchlagen, wem einmal der „alte Thurmhahn" das Herz geſtohlen hätte, den würde der Dichter ſo leicht nicht wieder loslaſſen. Und ſo mag auch uns dies Gedicht der Weg zu der Sinnesweiſe, zu dem Herzen des Dichters werden. Zu umfangreich für unſere landläufigen Anthologien, zu klein um für ſich ſeinen Weg zu gehen, iſt es weiteren Kreiſen nur etwa durch Ludwig Richters Illuſtration oder Storms „Hausbuch" bekannt und dann freilich aufs beſte empfohlen. Einem Thurmhahn, den man nach 113jähriger Dienſtzeit abgeſetzt, hat der Pfarrer einen Ruheſitz auf ſeinem Ofen gegönnt. Da ſpinnt er nun ſeine Tage hin, und er erzählt uns, wie wohl ihm iſt im Frieden dieſer vier Wände. Die Anſchaulichkeit und Plaſtik der Schilderungen, das nahe, warme Verhältniß des Dichters zu den Dingen, der glücklichſte Humor und vor allem die innige Verſenkung in den Charakter des Thurmhahns, aus welcher allein dieſe Fülle origineller Motive entſpringen konnte, Alles verkörpert in der individuellſten Sprache, in den treuherzigſten Knittelverſen — es iſt ein Ganzes, ſo eigenartig, ſo in ſich vollendet, daß ich ihm nichts an die Seite zu ſetzen weiß. Die Ueberfülle des Details, ſonſt eine Schwäche Mörikes, iſt hier Vollkommenheit. Beſchaulichkeit, Redſeligkeit ziemt dem Alter und dem Ruheſtand. Wie klein iſt die Welt dieſes Gedichts! Federmeſſer, Oblatenſchachtel, Amtsſigill — die elendeſten Siebenſachen; und wenn der Dichter ein Streifchen Sonne darauf fallen läßt — das lautere Gold.

Daß gerade ein ſolches Gedicht zum Allerbeſten gehört, was Mörike geſchrieben hat, iſt kein Zufall. Mörike iſt eben im Kleinen am größten. Enge, Beſchränkung bedeuten für ihn enge, heimliche Seligkeit, wie im Leben, ſo in der Poeſie. Sein Leben verlief in ſtiller Zurückgezogenheit, in der Heimat, im Hauſe. Er iſt über Schwaben nicht weit hinausgekommen. 1804 zu Ludwigsburg geboren, hat er eine äußerſt glückliche Jugend verlebt, bis zum 12. Jahre im Vaterhauſe, nach dem Tode des Vaters, eines angeſehenen Arztes, zwei Jahre in Stuttgart, dann in Urach im niederen Seminar. 1822 trat er in das Tübinger Stift über, wo er hauptſächlich dem Studium der alten und neuen Dichter lebte. In Urach entfaltete ſich unter den Eindrücken einer

*) 1847 in dem Aufſatze über Ludwig Bauer (Geſ. Schr. 2, S. 199 ff). Ausgeführtere Darſtellungen von Mörikes Leben und Dichtung geben Fr. Notter: Ed. Mörike (Stuttgart, Auerbach, 1875) und Jul. Klaiber: Ed. Mörike (ebenda, 1876). Als Freunde des Dichters ſchöpfen ſie Beide ihre Geſammtanſchauung und manchen charakteriſtiſchen Zug aus unmittelbarer Kenntniß.

romantiſchen Natur in dem ſinnigen Knaben, dem werdenden Jüngling die ſüße Gewohnheit des Träumens, Brütens und ſinnig ſpielender Beſchäftigung, die, auch fernerhin ſtets gepflegt, in Tübingen im Verkehre mit wenigen Auserwählten, zumal dem liebenswürdigen, anſchmiegſamen Bauer, zur Schöpfung der phantaſtiſch-poetiſchen Märchenwelt von Orplid führte. Künſtler ſeiner innerſten Natur nach, hatte es Mörike geſchehen laſſen, daß er Theolog wurde, und ſeine Freunde wiſſen wenigſtens nicht zu ſagen, wozu er beſſer getaugt hätte. Nach einem an Moriz v. Schwind gerichteten Gedichte, das in ſeine Sammlung leider nicht aufgenommen iſt*), müſſen wir annehmen, daß er eigentlich Maler werden wollte, und ſeine Poeſie verleugnet es nicht, daß ſie ihm zum Theil Erſatz dafür werden mußte. Schon in der Schule war er ein Träumer, aber nie hat die Schule ſchwer auf ihn gedrückt. Er eignete ſich die gediegene klaſſiſche Bildung der würtembergiſchen Stiftler und ſo auch, was er zu ſeinem Berufe brauchte, ohne Mühe, gleichſam nebenbei an. Er wurde Vikar, dann (1834) Pfarrer und zwar in eben dem Pfarrhauſe zu Cleverſulzbach, von dem uns der Thurmhahn erzählt. Aber es iſt Dichtung und Wahrheit, was der gute Hahn berichtet. Nicht Frau, Mägdlein und Buben umgaben ihn dort, ſondern ſeine Mutter, an der er mit inniger Liebe hing, und die ihm dort ſtarb, und ſeine Schweſter Clärchen, die ihn auch fernerhin treulich durchs Leben begleitete. Denn Kränklichkeit, die ihn nöthigte, ſchon im zweiten Sommer einen Vikar anzunehmen, veranlaßte ihn nach neun Jahren ſein Amt niederzulegen. Seitdem hat er keine volle Berufsthätigkeit mehr ſei es gefunden oder geſucht. Denn ſeine ſpätere Thätigkeit als Profeſſor für deutſche Literatur am Katharinenſtift in Stuttgart (1851—66), ſo ſegensreich ſie war, kann, da ſie ihn zu einer einzigen Stunde wöchentlich verpflichtete, nicht wohl als ſolche gelten. Spät erſt, 1851, fand er die Gattin und das Glück der Familie. Es ſollte ihm leider nicht bis ans Ende ungetrübt bleiben. Seinem ſtillen Daſein ſetzte 1875 der Tod ein Ziel.

Schwerlich hätte ſich ſein Leben viel reicher geſtaltet, auch wenn Krankheit nicht vielfach hemmend eingegriffen hätte. Er brauchte „eine gewiſſe ſtete Temperatur“, brauchte „zeitweiſe eine heimlich melancholiſche Beſchränkung, als graue Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die aus dem innigen Gefühl unſerer ſelbſt hervorquillt“. Und er brauchte dieſe Stille, dieſe Beſchränkung „von jeher“, „ſeit früheſter Zeit“. Schon den Knaben finden wir „an irgend einem beſchränkten Winkel“ einer Beſchaulichkeit hingegeben, „die man fromm nennen könnte, wenn eine innige Richtung der Seele auf die Natur

*) Mitgetheilt von Waldmüller-Duboc in ſeinem Erinnerungsblatt an Mörike in Weſtermanns Monatsheften, Aprilheft 1876, S. 66 ff.

und die nächſte Außenwelt in ihren kleinſten Erſcheinungen dieſe Benennung verdiente". Jedes gleichgiltige Ding, ein Stein, ein Holz, (auch der Thurmhahn wird uns ſchon genannt), nahm ihm in dieſer „Zeit des Brütens" Phyſiognomie an, hegte ihm ein verborgenes Leben. In ſolchen Stellen aus Mörikes „Maler Nolten" iſt jedes Wort von Bedeutung, in ihnen porträtirt der Dichter ſich ſelbſt. Beſonders wichtig aber iſt uns, was er von ſeiner Knabenzeit berichtet. Denn ohne Zweifel iſt dies für ihn die eigentlich entſcheidende Lebensperiode geweſen. Wie es Jünglingsnaturen unter den Dichtern gibt, ſo iſt Mörike Zeit ſeines Lebens ein Kind geblieben. Er hat ſich durch alle Lebensſchickſale hindurch den Frieden und die Heiterkeit, die Weltfremdheit und die Unbefangenheit des Kindes bewahrt; ſeinem Geiſte haben jene Knabenjahre die beharrliche Form gegeben. Schien er im Drange des Jünglingsalters dieſe Form zu ſprengen, ſo zog er ſich als Mann auf ſie als auf ſeine natürliche Grenze zurück. Der Jüngling war des Knaben nicht Meiſter geworden. Es ſind die Eigenſchaften des Knaben, die auch den Mann, den Dichter charakteriſiren: die Beſchaulichkeit, die Innigkeit, die Richtung auf das Kleine, die rege Phantaſie, der Humor — denn auch dieſer gab ſich ſchon in den originellen Schelmereien des Knaben kund. Auch Mörikes Glaube an Träume, Vorbedeutungen, Sympathiewirkung, ſeine Neigung zum Spiritismus, kurz all der kindliche Aberglaube, den er wie „Freund Kerner" bei ſich beherbergte, ſetzt nur den „unſchuldigen Myſtizismus des Knabenalters" fort. Er beruht auf einem Uebergewicht der Phantaſie über den Verſtand, des Kindes über den Mann.

Mörikes Grundſtimmung iſt die Beſchaulichkeit. Dabei darf man nicht an Neigung zur Reflexion, zur Abſtraktion denken. Gerade auf das Konkrete, auf das Individuelle geht ſein Sinn. Seine Beſchaulichkeit iſt vor allem eigentliches Schauen, lebhafte, naive Hingabe an Form, Farbe, Klang. Und Mörike war ausgeſtattet mit dem Ohre des Muſikers, mit dem Auge des Malers, mit einem „unvergleichlichen Talent humoriſtiſcher Mimik", alſo der Gabe ſcharfer Beobachtung. Seine Beſchaulichkeit iſt ſodann innige, liebevolle Vertiefung in die Dinge, die reine unintereſſirte Freude eines tiefen Gemüths an allem individuellen Leben, an jeder charakteriſtiſchen Erſcheinung. Sie iſt endlich Phantaſiethätigkeit, die ſich ſchon in die Wahrnehmung unmittelbar einmiſcht, das Geſchaute individualiſirend, perſonifizirend, das Erlauſchte ausdeutend, die aber zur freieſten Schöpfung fortſchreitet, Mythen bildet und Märchen erfindet. Die Natur, die nächſte Umgebung, das war der Kreis, aus dem Mörikes Poeſie ſtammte, und ſie hat ihre Heimat nie verleugnet. Aber bald wandte der Dichter den liebevollen Blick, die verſtändnißvolle Theilnahme, die er dort zuerſt geübt, auch dem menſchlichen Leben zu. Beides gehört ihm nah zu-

ſammen. Zur Natur hat er ein perſönliches Verhältniß, Menſchen faßt er gern wie Naturphänomene auf. Den Wind perſonifizirt er, Jung Volker dem Räuber ſieht er zu, wie man einer luſtig lodernden Flamme zuſieht. Freilich, Jung Volker iſt der Sohn des Windes. Aber was bei dieſer halb mythiſchen Geſtalt mit Händen zu greifen iſt, gilt bis zu einem gewiſſen Grade doch auch ſonſt. Ich erinnere, um nur ein Beiſpiel zu nennen, an die Geſtalt Mozarts in der letzten Novelle des Dichters. Die wohlmeinenden Bemühungen, Mozarts Natur einzudämmen, entlocken uns faſt ein Lächeln. So naturnothwendig erſcheint, was er thut. Durchaus ſind es mehr Naturen als Charaktere, mehr Schickſale als Thaten, die den Dichter beſchäftigen. Er moraliſirt nicht, uniformirt nicht. Gerade an der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens weidet er ſich, unbefangen in ſeiner Freude, harmlos, liebenswürdig in ſeinem Humor. Er war geneigt, jede Individualität gelten zu laſſen, er ſchien fähig, jede zu verſtehen.

Aber nur der Tendenz nach war dieſe Fähigkeit des Verſtändniſſes allumfaſſend, ſie hatte ihre Grenze in dem Dichter. Seiner Beſchaulichkeit fehlt das Gegengewicht, der Zug zu zielbewußtem, energiſchem Handeln, das Pathos. Und darum das Organ für willensſtarke, leidenſchaftliche Charaktere und noch mehr für das Element, in dem ſie leben, für den Kampf in allen ſeinen Geſtalten, oder kurzgeſagt, für das Drama. Ihn wieſen die Innigkeit ſeiner Empfindung auf die Lyrik, ſeine Freude an der breiten Entfaltung des Lebens auf die epiſche Poeſie. Aber auch in der erzählenden Dichtung ſetzt ihm ſeine beſchauliche Natur beſtimmte Schranken. Seine Kraft verſagt, wo es um das Gerüſt einer kräftiggeſtalteten, vielverzweigten Handlung zu thun iſt. „Lied, Märchen, Idylle“, ſo bezeichnete Strauß ſchon 1847 die Felder des Dichters. Wie berechtigt es war, neben dem Liede und der Idylle dem Märchen eine Stelle zu geben, hat das „Hutzelmännlein“ (1853) gezeigt.

Wie die Gattungen ſeiner Poeſie, ſo wird auch ihr Stoff durch ſeine individuelle Natur beſtimmt. Er kennt nicht, was die Menſchen trennt: Intereſſen, Tendenzen. Seiner idylliſchen Grundſtimmung entſpricht es, daß er ſich ſo gern im Kreiſe der Natur und der nächſten Umgebung hält, im Menſchlichen die einfachſten Verhältniſſe liebt und über das Privatleben überhaupt nicht hinausgeht. Das einzige Intereſſe, das außer den allgemein menſchlichen eine Rolle ſpielt, iſt das für die Kunſt. Nolten iſt Maler, Larkens (ſein Freund) Schauſpieler, Mozart — Mozart. Auch die untergeordneten Künſte und Künſtler dürfen wir nicht vergeſſen. Mörike hat eine naive Freude an Schattenſpiel, Maskeraden, Aufführungen und Aufzügen, an Glanz, Farben und jedem ſchönen Schein, eine lebhafte Empfänglichkeit für den ſtillen Reiz einer ſchönen Gruppe, wie für den ſehnſuchterweckenden Zauber ſchöner, ſcheinbar

müheloſer Bewegungen. Er liebt wie Goethe „Gaukler und Volk“. Das Volk, weil bei ihm das Allgemeinmenſchliche ſich naiver, unverſchnörkelter darſtellt, das bewußte, abſichtliche Streben weniger entwickelt iſt und die Geſchäfte ihren Gang gehen wie die Jahreszeiten. Verſchämt geſteht der Dichter, daß ihn ſelbſt wohl der Wunſch nach ſolchem Leben anwandle.

Aus ſo engen Kreiſen wird man ſich wenig verſprechen. Allein wie neu und farbig erſcheint uns hier das Altbekannte. Mörike hat ſich die Sinnenfriſche und Sinnenfreude des Kindes bewahrt, das überall ſtaunen und ſtehen bleiben kann. Und ihm iſt der Drang eingeboren, dieſes Geſchaute wieder zu geſtalten, den individuellen Eindruck feſtzuhalten, ihn recht eigentlich ſprachlich zu bewältigen. Er hat die Unbefangenheit, mit eignen Augen zu ſehen und zu ſagen, was er geſehen und wie er es geſehen. Das iſt der Grund, warum er uns ſo häufig auf den erſten Blick befremdet, warum er ſo viel origineller iſt als die meiſten unſerer neueren Dichter. Er meidet faſt ängſtlich alles, was an Phraſe nur erinnert. Eine volle, ungebrochene Freude am Leben iſt ihm eigen, die in der Bodenſee-Idylle im Eingange des ſiebenten Geſangs ihren klaſſiſchen Ausdruck gefunden hat. Mit welcher Innigkeit ſchildert er Jugend und Alter, von dem Kinde mit rothgeſchlafenen Backen bis zu dem Greis, dem mit den Sinnen auch die Empfindung abſtirbt. Wie geht ihm das Herz auf, wo ſich blühende Jugend in beglückender Liebe findet, und wie wunderbar ergreift ihn der Tod in der Blüthe der Jahre. Tief und ſchön bezeichnete Viſcher, der langjährige Freund des Dichters, ſein Weſen mit den Worten, die er ihm in die Gruft nachrief: „Ja, Liebe, das war es: herzliches Sichverſetzen in jeden fremden Zuſtand, in Alles und Jedes, was Menſchen ſind und leben und leiden, und auch in die arme, dunkle Seele der ſprachloſen Kreatur.“ Aber es iſt immer das Kleine zuerſt, beſchränkte Zuſtände, Exiſtenzen niederer Ordnung, ruhiges Daſein, in das Mörike am liebſten ſich verſenkt. Ein mißhandeltes Pferd in einem ſeiner Märchen ſpricht: „Ich wollt' es holte mich ein Dieb, den würd' ich ſanft wegtragen!“ Dieſer Stoßſeufzer, ſo ganz aus der Seele des Thieres heraus, ſo rührend, aber ohne alle Sentimentalität, ſo humoriſtiſch, mit einem Worte, ſo naiv, gibt einen Begriff von Mörikes ganzer Poeſie, wie ich ihn kürzer und treffender nicht zu geben wüßte. Und damit iſt das eigentliche Geheimniß dieſer Poeſie ſchon ausgeſprochen. Man könnte, wenn man heutzutage noch Schillers Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung als bekannt vorausſetzen dürfte, das Beſte, was über Mörike zu ſagen iſt, in die Worte zuſammenfaſſen: Mörike iſt ein naiver Dichter im Sinne Schillers. Was aber damit gemeint iſt, tritt am ſchärfſten durch einen Gegenſatz ins Licht. Wenn Schiller von Klopſtock ſagt, daß er „immer nur den Geiſt unter die Waffen rufe, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu

erquicken", so braucht man diesen Satz nur umzukehren, um Mörikes Poesie zu charakterisiren. Klopstocks musikalischer Poesie gegenüber, wie Schiller sie nennt, ist Mörike ein eminent plastischer Dichter.

Das Buch, mit welchem Mörike in die schriftstellerische Laufbahn eintrat, war der Roman „Maler Nolten" (1832). Was wir in der neuen Ausgabe seiner Schriften lesen, ist nicht die ursprüngliche Gestalt des Buches, sondern die Bearbeitung, welche Mörike fast vollendet hinterlassen und Julius Klaiber pietätvoll zu Ende geführt hat. Aber auch noch in seiner heutigen Gestalt verleugnet der Roman nicht, daß er in den 30er oder richtiger in den 20er Jahren des Jahrhunderts wurzelt.

In dem Buche waltet eine unheimliche Tragik, welche einen inneren und ohne Zweifel auch literarhistorischen Zusammenhang mit der Schicksalstragödie hat. Der Einfluß der Goethischen Romane ist unverkennbar, insbesondere drängt sich die Vergleichung mit den Wahlverwandtschaften, zumal hinsichtlich des tragischen Schicksals der Personen, auf. Nicht zu Gunsten des „Nolten". Auch die Tragik der Wahlverwandtschaften ist keine befreiende, sondern eine beängstigende. Aber wenn es hier die handelnden Personen unwiderstehlich ins Verderben zieht, wie den Schmetterling in die Flamme, so zuckt im „Nolten" das Verderben wie eine Schlange hervor, lauernd, heimtückisch. Die düstere Stimmung des Buches, die dem Wesen des Dichters so fremd zu sein scheint, kehrt in manchen seiner Jugendgedichte wieder, und es kann dem, der näher zusieht, nicht entgehen, daß hier erlebte Stimmungen nachklingen.

Die Motivirung zeigt vielfach und gerade an den entscheidenden Punkten große Schwächen. Ich erinnere an die Unwahrscheinlichkeit des von Nolten abgebrochenen, von Larkens unter des Freundes Maske fortgeführten Briefwechsels mit Agnes, ich erinnere an den Selbstmord Larkens', der gerade in dem Augenblicke verzweifelt, wo es ihm gelungen ist, die Verlobten einander wiederzugeben, ich erinnere an Agnes' räthselhafte Verzögerung der Hochzeit. Wie an dem ersten dieser Punkte die ganze Verwickelung, so hängt an den letzten beiden die Katastrophe des Romans.

Ueberdies ist die Komposition locker, die Handlung stockt, das Interesse bleibt unaufhörlich im Detail hängen. Diese unbestreitbaren Mängel sind es, welche der Popularität des Buches im Wege stehen. Dem gegenüber liegt sein Werth heute so gut wie damals, als es Vischer sieben Jahre nach dem ersten Erscheinen aus dem Dunkel hervorzog, in dem Schatz von Poesie, den es enthält. Im Detail, in der Ausmalung der Situationen, zum Theil in den Episoden liegt die Schönheit des Romans. Das Hauptinteresse ist ein psychologisches. In der Zergliederung von Agnes' Seelenzustand geht der Dichter vielleicht zu weit, meisterhaft aber ist ihr Wahnsinn, meisterhaft der Zustand

des von Larkens' Eröffnungen wie betäubten Nolten. Den eigenartigſten, reichſten Schatz innerer Erfahrung aber thut der Dichter immer da auf, wo Kindheitserinnerungen zur Sprache kommen. Neben der pſychologiſchen Tiefe zeichnet der hohe künſtleriſche Ernſt das Werk aus. Auch wo er das Gräßliche ſchildert, ſchildert Mörike niemals gräßlich, und überall wahrt er die Ueberlegenheit des Erzählers über die Perſonen ſeiner Dichtung. Hob den Roman ſchon in ſeiner erſten Geſtalt poetiſcher Reichthum und liebevolle Vertiefung in den Gegenſtand hoch über die Sphäre der gewöhnlichen Romanliteratur empor, ſo hat er in der Umarbeitung durch den gereiften Kunſtſinn des Verfaſſers an maßvoller Haltung und Adel der Sprache gewonnen. Unter den Charakteren iſt in der Bearbeitung am tiefſten umgeſtaltet und am meiſten gehoben — mehr faſt, als der Oekonomie des Ganzen entſpricht — die Gräfin. Die Perlenkette, deren Schickſale ihren eigenen wechſelvollen Schickſalen treu zur Seite gehen, iſt ein Symbol von einer Einfachheit und Tiefe, wie nur die echten Dichter ſie finden. Klaiber bedauert, daß uns die Lücke, die ſich in Mörikes Bearbeitung fand, über die ferneren Schickſale der Gräfin im Unklaren laſſe; ich kann ihm darin nicht beiſtimmen. Die Ueberſendung der Perlenſchnur an Nolten ſagt uns Alles, was wir in einem ſolchen Falle zu hören wünſchen, und ſagt es uns ſo ſchön, wie wir es ſehr ſelten hören.

Nach dem „Nolten" hat Mörike ein größeres Werk nicht mehr unternommen. Kränklichkeit ließ die Luſt dazu nicht aufkommen, das Leben brachte ihm keinen großen Stoff, der zur Geſtaltung drängte. Und er ſchuf nichts ohne Stimmung, ohne Drang. Seinem ſpezifiſchen Weſen aber, das ſich in der ländlichen Stille aus der Gährung des Jünglingsalters immer reiner abklärte, ſeiner kindlichen Natur, ſeiner idylliſchen Richtung, ſeiner Neigung, ſich in die Gegenſtände zu verſenken und ſie behaglich auszuſchöpfen, hätte eine komplizirte, bewegte Handlung nicht einmal zugeſagt. Dem „Nolten" noch ganz nahe ſteht „Lucie Gelmeroth" (1834), eine Novelle, die ein pſychologiſch-pathologiſches Problem behandelt und das Gebiet der Kriminalgeſchichte wenigſtens ſtreift. Erquickenden Wechſel bringt in die ſchwüle Atmoſphäre die Kindheitsepiſode, ein Beſtandſtück, das nicht leicht einer Kompoſition unſeres Dichters fehlt. In feinere pſychologiſche Vorgänge vertieft ſich Mörike dann nur noch einmal wieder in der Mozart-Novelle (1856). Die Märchen und die „Idylle vom Bodenſee" zeigen nur die einfachſten Charaktere und Motive. Unter den Märchen kranken die früheren, „Der Bauer und ſein Sohn" und „Der Schatz" (1836), bei echt dichteriſchen Schönheiten an einer phantaſtiſchen Vermiſchung des Wirklichen und Wunderbaren. Märchennovelliſtik hat man dieſe Miſchgattung genannt. Innerhalb dieſer Jugendperiode bildet der „Schatz" durch geſchickte Anlage, durch Friſche und Glanz der Darſtellung einen Höhepunkt.

Mit ihm ſchließt dieſe Periode ab. Zehn Jahre feiert Mörike als Erzähler. Als er uns wieder begegnet, iſt es auf der Spur von Goethes „Hermann und Dorothea“. Die Wandlung, welche ſich inzwiſchen mit ihm vollzogen, ſpiegelt ſich in der fruchtbaren lyriſchen Produktion dieſer Jahre. Die romantiſche Periode wird von einer nach Klaſſizität ſtrebenden abgelöſt. Es iſt Goethes muſtergiltige Entwickelung, die ſich hier in beſcheidenem Maßſtabe wiederholt.

Mörikes „Idylle vom Bodenſee“ (1846) iſt ſeit Hermann und Dorothea der erſte nennenswerthe Verſuch, ein Stück deutſchen Volkslebens im Geiſte der Antike epiſch zu geſtalten. Schon dieſer Verſuch hätte die allgemeinſte Beachtung verdient. Und in einem Geſange, im fünften, hat der Dichter ſein Ziel vollkommen erreicht. Dieſe Liebesſzene, ſo ganz individuell und doch ſo völlig in die Region reiner Schönheit erhoben, erinnert in der That an die beſte Zeit unſerer Literatur. Im Uebrigen hat ſich allerdings der Dichter über die Bedeutung ſeines Stoffes getäuſcht. Vor allem fehlt dem Hauptſchwank — er iſt nach der Oekonomie des Gedichts Epiſode — die unwiderſtehliche komiſche Kraft. Luſtig genug, aber zu programmmäßig verläuft Märtes Anſchlag, ohne Hinderniß, ohne Kampf. Kaum ein Anſatz dazu iſt vorhanden. Erſt ſpielt ſich der Uebermuth der Dorfjugend, dann ſpielt ſich der Schrecken der Betroffenen ab. Es fehlt ein Zuſammenſtoß, ein Brennpunkt und darum das genügende Intereſſe. Höher ſteht in dieſer Hinſicht der Schwank mit den Schneidern, deren Enttäuſchung und nächtliches Zuſammentreffen mit Märte eine auch dramatiſch wirkſame Szene liefert. Das aus der Verſchlingung beider Schwänke entſpringende auffallende Mißverhältniß der Kompoſition iſt immer und vielleicht zu pedantiſch hervorgehoben worden.

An Einzelſchönheiten iſt die Idylle reich. Der Bodenſee ſteht hinter dem Ganzen als weiter duftiger Hintergrund, und trefflich iſt er im Einzelnen verwerthet. Dieſe Menſchen leben und weben an und auf dem See. Schön und eigenartig iſt der epiſodiſchen Handlung eine doppelte Löſung, ein doppelter Schluß gegeben, neben dem derben Schwank die gemüthvolle Liebesidylle. Der Uebermuth bei aller Ausgelaſſenheit kennt ſeine Grenzen, und dieſe Mäßigung, die ein gebildetes Gefühl verlangt, iſt doch wieder vollkommen motivirt durch den Charakter des „ſinnigen Fiſchers“ mit ſeinem Anflug höherer Bildung. Eine prächtige Geſtalt iſt Käthe, rührend der blinde, halbtaube Greis. Was aber dies Gedicht vor allem auszeichnet, iſt die Virtuoſität in der epiſchen Schilderung und im homeriſchen Gleichniß. Hier iſt mehr als Parodie des „göttlichen Alten“. Hier iſt homeriſcher Geiſt. Wie jene naiven lebensfrohen Jonier weiß der Dichter dem Alltagsleben Poeſie abzugewinnen und ſie uns mit echt epiſchem Behagen in dem anſchaulichen Detail ſeiner Bilder vor Augen zu ſtellen. Kabinetſtücke dieſer Art ſind z. B. die Schilderung des

alten Hutes im siebenten, das Bild von der Magd, welche am Samstag die Küche auf den Sonntag schmückt, im sechsten Gesange.

Der „Idylle vom Bodensee“ folgte wieder ein Märchen, das „Stuttgarter Hutzelmännlein“ (1853). Der künstlerische Fortschritt der „Märchennovellistik“ gegenüber ist unverkennbar, aber rein festgehalten ist der Charakter des Märchens auch hier noch nicht. Beweis dafür ist die Schelle, welche die Nonnenhofwirthin in ihrem Keller für die schöne Lau, die Nixe des Blautopfs, richten läßt, und Anderes. Schade, daß Mörike im Märchen, für das er so glänzend befähigt war, zu ausschließlich individuellen Neigungen, zu wenig dem Büchlein gefolgt ist, das ihm „das lieblichste blieb“, den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Rein märchenhaft ist die „Hand der Jezerte“, 1856, so viel mir bekannt, zuerst gedruckt; eine orientalische Erzählung im Stil des alten Testaments. Charaktere und Motive märchenhaft einfach, Alles nur Umrisse, die aber plastisch dastehen wie auf dem klaren Grunde des südlichen Himmels.

Im „Hutzelmännlein“, dem Büchlein, mit dem der Dichter seine neue Stuttgarter Heimat begrüßte, schüttet er einmal aus, was von Märchenstoffen Alles in ihm herbergt und nistet. Da kommen denn aus den geheimsten Falten die eigenthümlichsten, zum Theil wunderlichsten Gestalten und Einfälle hervor. In keines von Mörikes Werken liest man sich langsamer hinein als in dieses, keines ist auch so spezifisch schwäbisch. Die Komposition macht zuerst den Eindruck eines räthselhaft verschlungenen Wurzelgeflechts, aber mit der Zeit entdeckt man bei allen Auswüchsen mehr künstlerische Weisheit darin, als man erwartet. Und so muß man auch mit dem Element volksthümlicher Sprache und Ueberlieferung, in dem der Dichter wie in rings umspülenden Wellen sich wiegt und plätschert, erst vertraut werden, um an der Sprache, die so köstlich in ganzen Farben malt, Gefallen zu finden, muß man an das Sonderbare mancher Erfindungen sich erst gewöhnt haben, um den Humor, das warme Leben oder, wie in der Schlußhandlung, die wunderbare Poesie der Erzählung sich recht zu Herzen gehen zu lassen, um sich an dem Pechschwitzer, an der schönen Lau, an dem unheimlichen Stiefelknecht, der nachts lebendig wird und die Obstdiebe fängt, an den Wurstelmaukelern in traulicher Nähe zu erfreuen — Gestalten, die vor Mörike niemand auch nur mit Namen gekannt hat, und die er vor uns hinstellt wie alte Bekannte. Kein Wunder, daß sie „Schatten warfen“. Eine Freundin des Dichters hat Silhouetten zu dem Büchlein ausgeschnitten, Moriz v. Schwind hat die Episode von der schönen Lau illustrirt.

Dem „Hutzelmännlein“ ließ Mörike nach drei Jahren (1856) die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ folgen, seine letzte, seine beste Erzählung, diejenige unter seinen größeren Dichtungen, welche ohne weiteres die rückhaltlose Liebe jedes Lesers gewinnt. Die kundigen Sammler, welche das Beste,

was unsere Novelliſtik hervorgebracht hat, im „Novellenſchatz“ vereinigten, haben ſie mit Recht ausgezeichnet. Der erſte glückliche Wurf liegt in der Wahl der Situation. Nicht nur müſſen Mozarts Wirthe die ihnen unverhofft gegönnten Stunden mit ihm auskaufen, ſondern auch er hat, wie die Dinge liegen, allen Grund, ſich ganz und rückhaltlos zu geben, alle die „hundert goldenen Röhren“ ſeines Weſens und ſeiner Kunſt ſpringen zu laſſen. So glücklich der Dichter aber den Stoff zu konzentriren wußte, eben ſo glücklich hat er ihn zu erweitern und zu vertiefen verſtanden: durch das Vorſpiel im Reiſewagen, durch das Nachſpiel im Schloß, durch die Epiſoden. Dieſe ergeben ſich hier aufs ungezwungenſte aus der Situation, haben einen unmittelbaren Bezug auf die Handlung, ſtehen aber überdies auch durch zartere Fäden mit dem Thema oder doch mit der geiſtigen Atmoſphäre der Novelle in Zuſammenhang. Ueberhaupt iſt die Kompoſition vortrefflich. Von dem harmloſen Reiſegeplauder, von jener kritiſchen Situation des Helden in der „Laube des Tiberius“ bis hinauf zu dem Moment, wo wir ihn als Träger der höchſten muſikaliſchen Offenbarung auf dem Gipfel und zugleich am Abſturz menſchlichen Geſchicks — das Grab vor Augen — erblicken, welcher Wechſel von Situationen und Stimmungen, und in dieſem Wechſel welche Steigerung! Wir empfangen in der That den Eindruck des ganzen Mozart, des jovialen, liebenswürdig unbefangenen, lebenſprühenden und in der eignen Flamme ſich verzehrenden Künſtlers, im engen Rahmen den Gehalt eines ganzen Lebens. Aber auch die übrigen Charaktere wie trefflich gezeichnet, Madame Mozart vor Allen, und wie wirkſam als Enſemble! Wie verſteht der Dichter ſich in die graziöſe Geſelligkeit, in die heitere Lebensauffaſſung der Rokokozeit zu verſetzen, uns das friſcheſte, lachendſte Leben — „ſprützend von Fröhlichkeit über und über“ — zu zeigen und in dieſes ſonnige Bild hinein die Ahnung von Mozarts frühem Tod fallen zu laſſen. Und wie hat er dieſen ganzen zauberhaften Kontraſt noch einmal konzentrirt in dem ergreifenden Liede „Denk' es, o Seele“: Das friſche Grün der Weide, die muntern Rößlein vorn im hellen Sonnenlicht, und im Hintergrunde zieht es ſchon herauf wie eine ſchwarze Wetterwand. Die liebevolle Ausbildung des Stoffes bis ins kleinſte Detail, die Sprache, die wie ein durchgeſpieltes Inſtrument willig jeden Ton, jede Nüance hergibt, Alles trägt den Stempel des Meiſters.

Ein Dichter, deſſen Schwäche in der Kompoſition, deſſen Stärke im Detail liegt, wird am zugänglichſten in ſeinen Gedichten ſein. In ſeinen Gedichten vor allem haben wir Mörike zu ſuchen. Sie ſind keineswegs ein lyriſches Muſterbuch, dieſe Gedichte, aber ſie verdienen in der Fluth unſerer Lyrik unter den erſten genannt zu werden. Ueber einen Zeitraum von 44 Jahren (1822 bis 1866) ſich erſtreckend, ſpiegeln ſie die ganze Entwickelung des Dichters.

Der Jugend und Romantik steht auch hier die reifere nach Klassizität strebende Zeit gegenüber, zwischen beiden liegt eine Periode des Uebergangs (1836 bis 1838), welche die eine Richtung im wesentlichen abschließt, zu der anderen hinüberleitet.

Die Jugend ist die Zeit unmittelbaren lyrischen Ergusses in Lied und Monolog, die Zeit der Ballade. Der Jüngling, phantasievoll, kühn bis zur Verwegenheit, im Ausdruck konkret bis zu Mißgriffen, strebt nach Shakespeareschem Bilderreichthum, ja nach Mythenbildung, versucht wie Goethe — darin vielleicht sein glücklichster Schüler — warme, dämmernde Empfindung in ein stimmungsvolles Wort zu fassen, und hat vor allem vom Volksliede, das ihm innerlich verwandt ist, gelernt, die ganze Innigkeit seiner Seele in die schlichtesten Worte zu legen. Seine Stoffe sind Natur und Herz, die Natur hier nicht so sehr in ihren kleinsten Erscheinungen als in den großen, elementaren. Wie beschäftigt ihn in diesen Jahren der Tag und die Nacht, das Räthsel des Windes, das Geheimniß des Wassers! Der Tag springt als Gott von seinem Lager empor, gelassen steigt die Nacht, eine ernste Frau, ans Land oder sitzt gebückt auf ihre Harfe, und ihr Finger stößt wohl einmal im Traum an die Saiten. Wiederum ist die Nacht der Mohrenknabe, der Tag das Mädchen im Rosenkleide, die sich lieben und doch ewig fliehen. Recht der Kultur zum Trotz stehen die alten Götter des Windes, des Wassers wieder auf, nicht nur furchtbar dem Menschen, auch falsch, tückisch wie ihr Element. Nur so ist die „schlimme Greth", sind die „Nixenmärchen" zu verstehen. Aber wie viel Anmuth ginge dem verloren, der wegen des unbefriedigenden Stoffes sich das Gedicht „Vom Sieben-Nixen-Chor" entgehen lassen wollte! Als Elementargewalt erscheint auch die Liebe, unbekannten Ursprungs, unwiderstehlich, leider auch unbeständig wie der Wind, wie die Quelle. So ist denn von Untreue viel zu sagen. Und hier hat Mörike als Lyriker das Höchste geleistet. Innigeres ist aus dem Bunde unserer Lyrik mit dem Volksliede überhaupt nicht hervorgegangen als das Lied „Früh, wann die Hähne krähn". Für kindliche Frömmigkeit, für Trostgefühl beim Klange der Morgenglocken, für Frühlingsjubel und Herbstgefühl findet er echte Herzenstöne, tiefempfundenes Trostbedürfniß strömt er in schwermüthigen Trochäen aus, es gelingt ihm, im lieblichsten Bilde die Erinnerung an eine Kinderliebe festzuhalten und in dem Gedichte, das als prachtvolle Ouvertüre die Sammlung eröffnet, uns den erwartungsvollen Drang des Jünglings in all seiner wogenden Unbestimmtheit zu vergegenwärtigen. Weit weniger vermögen wir im „Besuch in Urach" und in den Peregrina-Liedern die hochgehenden Empfindungen zu theilen, deren Quellen im Dunkel bleiben. Die Ballade weiß neben den Elementargewalten „geisterschwüle" Stimmungen charakteristisch vorzuführen, aber die Handlung bleibt schattenhaft. In formeller

Beziehung ist die Jugend die Zeit des Reims, doch sind die schönsten formellen Wirkungen auch hier schon rhythmische, unterstützt durch mannigfaltige, höchst wirkungsvolle Anwendung des Refrains.

In der Uebergangsperiode schließt sich der Dichter in Lied und Ballade noch enger an das Volkslied an, meist sehr glücklich. Auf dem Felde der Ballade erringt er die Meisterschaft in dem herrlichen Gedicht „Schön Rohtraut", aus dessen alterthümlich formelhafter Gebundenheit die Fülle der Empfindung so verstohlen hervorbricht, und wo nur am Schlusse der Knabe sich für mein Gefühl allzuleicht bescheidet. Bescheiden, kindlich, fast spielend erscheint die Liebe auch im „Gärtner" und in „Der Knabe und das Immlein", und wie der Dichter heiterer geworden ist, so treibt jetzt sein Humor die schönsten Blüthen, im Tone des Volksliedes und in dem Goethischen Tone genialer Derbheit so gut wie in zierlichen, schalkhaften Distichen („Storchenbotschaft", „Restauration", „Lose Waare", Amor als Tintenverkäufer). Vom besten Humor und nicht gemeiner Gestaltungskraft zeugt das „Märchen vom sicheren Mann", das — bezeichnend für die Uebergangszeit — eine phantastische Erfindung der Orplidperiode mit dem vollen epischen Behagen der späteren Zeit in Hexametern erzählt. Denn während die romantisch volksthümliche Richtung, während Lied und Ballade hier im wesentlichen ihren Abschluß finden, tritt nun die Vorliebe für reimlose Verse, die Hinwendung zu Epigramm, Epistel, Idylle hervor.

Diese Richtung ist es, welche die letzte Periode seit dem Jahre 1840 beherrscht. Es ist das Jahr der „Classischen Blumenlese", einer Auswahl von Uebersetzungen aus griechischen und römischen Dichtern, die Mörike, zum Theil in neuer Bearbeitung, herausgab, das Jahr des „Thurmhahns", das Jahr der ersten Trimeter, die von nun an — und das hört man ihnen an — des Dichters Lieblingsversmaß sind. Nicht mehr nach Shakespeare'scher Bilderfülle steht sein Sinn, ein sicher gewähltes Bild liebt er in homerischer Weise auszuführen und bildet den angebornen Sinn für Anmuth im steten Verkehr mit Theokrit und Catull unermüdlich aus. Catull war es, von dem er den Trimeter übernahm. Individuelle Eindrücke aus Natur, Kunst und Leben sind jetzt die Stoffe des Dichters, insbesondere weiß er überraschend feinsinnig im gewöhnlichen Leben Poesie zu finden. Immer seltener werden die vollen Nachtigallentöne, Schwalben scheinen diese Gedichte mit ihrem lieblich geschäftigen Gezwitscher, die sich so eng und traulich bei dem Menschen ansiedeln; so nahe der Erde geht ihr Flug und ist doch so leicht, so zierlich und sicher wie der Flug der Schwalbe, die, wo sie über dem Wasser hinstreicht, auch wohl einmal den Flügel netzt. Und hier in diesen genrebildlichen, idyllischen Darstellungen, in diesen zwanglosen Plaudereien, die gern die Form der Epistel annehmen, findet

Mörike meiner Anſicht nach das Feld ſeiner eigenſten Begabung, mehr noch als ſelbſt in der eigentlichen Lyrik. Schon die Stoffe — wie ganz ſpezifiſch Mörikiſch! Dieſe „Sommerweſten“, dieſe muſikaliſche, erinnerungsreiche Gartenthür, dieſe Schnakenjagd! Und vor allem der „Thurmhahn“! Und nicht minder dem Dichter eigen iſt die Form, die nicht ſowohl ſtarke Effekte als feinſte Nüancirung begünſtigt. Im gewöhnlichen Geſprächstone, als ob von Poeſie gar nicht die Rede ſei, hebt er an, aber unmerklich ſchmiegt ſich die Sprache jeder Stimmung an, weiß ſie zu jeder ſich zu erheben. Das iſt, ſo verſchieden ſie ſonſt ſind, den Knittelverſen des „Thurmhahns“ und den antiken Metren gemeinſam. Der Dichter braucht keine zu hoch geſpannte, keine überflüſſige Empfindung aufzuregen, weil er ſicher iſt, die natürliche, nothwendige in jedem Augenblicke zu wecken. Welche Wirkung thut an ſeiner Stelle das eine Wort „Sternenlüfteſchwall“ im Thurmhahn! So genau gehören hier Form und Inhalt zuſammen, daß man nicht ohne Bangen daran denken kann, was aus dieſen Stoffen, z. B. den „Sommerweſten“, unter andern Händen geworden wäre, aus Stoffen, die nur eine vollkommen wahre Beleuchtung vertragen und doch eine ſo warme brauchen, um intereſſant zu ſein. Es iſt häufig die Erinnerung, die ihnen dieſes warme Licht gibt, oder der Gedanke, daß ſie bald der Erinnerung angehören werden. Aber wie rein erklingt dieſer Ton der Wehmuth, und wie zart! Milde Reſignation iſt ihm geſellt, und er verträgt ſich mit einem kerngeſunden Humor. Ja gerade in dem „reizenden Ineinanderſpiel von Ironie und Wehmuth“ liegt zuweilen der zarteſte Reiz, wie dies Strauß an dem „Beſuch in der Carthauſe“ feinſinnig entwickelt hat. Auch das tragiſche Motiv des Todes in der Jugendblüthe, das jetzt bedeutſam hervortritt, rückt der Dichter in ein ſolches Widerſpiel von Licht und Schatten, kontraſtirt den Sonnenglanz des Lebens — zart, aber wunderbar ergreifend — nicht mit dem Tode, ſondern mit der Todesahnung, wie in dem Lied „Denk' es, o Seele“, ſo in dem Gedicht „Erinna an Sappho“. Wie ſich jenes an den Ton böhmiſcher Volkslieder, dieſes an die Reſte griechiſcher Lyrik glücklich anlehnt, ſo trifft er, wo ihn ein äußerer Anlaß noch einmal zu Ballade und Volkslied zurückführt*), mit Sicherheit jedesmal den angemeſſenen Ton, in der „Ritterlichen Werbung“ den kurzangebundenen des engliſchen Vorbildes**), in „Jedem das Seine“ den Ton der raſchen Tanzweiſe und das ſlaviſche Kolorit. Eines Sicheingewöhnens bedarf es bei den ſpäteren Gedichten, ſo eigenartig ſie ſind, viel weniger als bei den früheren; aber wenn Klaiber ſagt, daß ſie weit allgemeiner bekannt ſeien, ſo ſtehen meine Erfahrungen damit im Widerſpruch. Nicht

*) Vgl. Notter: Ed. Mörike, S. 28.

**) Vgl. The Baby's Opera, a book of old rhymes with new dresses by Walter Crane. London & New-York (1876) S. 48.

wenige davon ſind Gelegenheitsgedichte, aber wie ſehr würde man Unrecht thun, ſich durch Titel wie „An den Vater meines Pathchens“ oder „An meinen Arzt Herrn Dr. Elſäßer“ abſchrecken zu laſſen. Gedichte wie dieſe beiden können wohl vergeſſen werden (und das iſt vermuthlich ihr Loos), aber ſie können niemals veralten. Man kann es freilich nicht ahnen, was ſolche Ueberſchriften bergen, wenn man nicht die beſondere Neigung dieſes Dichters gerade für das Kleine und Kleinſte kennt.

Alles Einzelne hat für Mörike ſelbſtändigen Werth. Daher unter ſeinen Gedichten ſo viele, die lediglich ein Stimmungsbild geben, daher in allen ſeinen Dichtungen die Ueberfülle des Details, daher das Atomiſtiſche in ſeinen größeren Kompoſitionen. Aber daher aber auch dieſe Schilderungen, die uns einen Gegenſtand, eine Situation mit unvergleichlicher Anſchaulichkeit und Plaſtik, mit der vollen Friſche, mit dem ganzen Duft und Stimmungsgehalt des unmittelbaren Eindrucks vor die Seele ſtellen, ja unſere Sinne erſt wieder zu ihrer vollen Feinfühligkeit und Regſamkeit erwecken. Ich kann den Tritt eines Vogels im Schnee nicht ſehen, ohne an Mörike zu denken, und in jedem Frühjahr erfreue ich mich an dem noch unentfalteten „kindlichen“ Laub der Kaſtanie. Noch nach Jahren erinnerte ich mich, nachdem ich einmal das Gedicht „Abreiſe“ geleſen, der weißgebliebenen Stelle auf dem Pflaſter, wo während des kurzen Sommerregens der Poſtwagen ſtand; worauf das Gedicht ſelbſt hinauslief, hatte ich vergeſſen. Tadelt man nun, daß in einem Gedichte wie dieſem der eigentliche Werth nur in dieſer Schilderung liege, und daß darunter das Gleichgewicht des Ganzen leide, ſo bin ich es nicht, der dies leugnet. Mörikes Poeſie hat ihre feſten, enggezogenen Grenzen, hat unleugbar ihre Schwächen, aber es iſt Poeſie. Wir müßten ſehr viel reicher ſein, wenn wir es verſchmähen dürften, uns nach Goldkörnern zu bücken.

Berlin. A. Freſenius.

Sanct Afra.

In den erſten Julitagen dieſes Jahres feierte die Fürſtenſchule zu St. Afra in Meißen mit ihren hohen Gönnern und Pflegern, mit ihren ehemaligen und gegenwärtigen Angehörigen den Einzug in ihre neuen, ſtattlichen, den Bedürfniſſen unſerer Zeit entſprechenden Räume in einem Feſte, das alle Theilnehmer, alle darüber in den Zeitungen erſchienenen Berichte als ein in jeder Beziehung gelungenes und höchſt weihevolles nicht genug preiſen konnten. Ein ſolcher Wendepunkt in der äußeren Geſchichte der altberühmten Schule forderte von ſelbſt zu einem Rückblick auf die Vergangenheit derſelben auf, an dem es denn

auch der treffliche, auch in weiteren Kreiſen wohlbekannte Hiſtoriker der Anſtalt als „der Nächſte dazu“ nicht hat fehlen laſſen. Wie man ſonſt wohl das Abbild des alten Schulhauſes in der „Aula“ oder dem „Konferenzzimmer“ des neuen aufhängt, um bei ſeinem Anblick die alten Erinnerungen aufzufriſchen und ſich des Zuſammenhangs mit der Vorzeit wieder dankbar bewußt zu werden, ſo hat Profeſſor Theodor Flathe ein geiſtiges Bild von St. Afra auf den Beſcheerungstiſch ihrer neuen Behauſung niedergelegt.*) Aber wie eine gründliche, quellenmäßige Monographie immer von ihrem engeren Kreiſe aus ein helles Licht auf ihre ganze kulturgeſchichtliche Umgebung wirft, ſo haben auch dieſem Buche nicht blos alte Afraner für vielſeitige Belehrung und Anregung zudanken.

Wenn wir im Nachfolgenden auch den Leſern d. Bl. eine Auswahl aus dem reichen Inhalte des Buches darzubieten verſuchen, ſo wollen wir dabei von der Naturbaſis unſerer Fürſtenſchule ausgehen, von ihren äußeren Lebensbedingungen, von „Eſſen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld und Gut“, kurz von alledem, was Luther in ſeinem kleinen Katechismus zum täglichen Brode rechnet.

Bekanntlich waren es die Güter der aufgehobenen Klöſter, mit denen der nachmalige Kurfürſt Moritz die drei Landesſchulen ausſtattete, die er in den 40er und 50er Jahren des 16. Jahrhunderts gründete. Als Pflegeſtätten derſelben waren in der Neuen Landesordnung vom 21. Mai 1543 Meißen, Merſeburg und Pforta auserſehen. Die Schulen zu Meißen und Pforta treten denn auch wirklich noch in demſelben Jahre ins Leben; die zu Merſeburg kam nicht zu Stande. An ihrer Stelle wurde zehn Jahre ſpäter die zu Grimma eröffnet. In der Zwiſchenzeit aber mußte die für Merſeburg beſtimmte Schülerzahl anderweitig untergebracht werden, ſodaß auf Meißen anſtatt der urſprünglich zugedachten 60 bald 100 Schüler kamen**), die nicht blos geiſtig, ſondern auch leiblich ernährt werden ſollten, und für die ſich daher natürlich der knapp bemeſſene Ausgabe-Etat als unzulänglich erwies. So machten ſich bald Zuſchüſſe nothwendig, die aber durch die ſteigenden Preiſe immer wieder überholt wurden. Und ſo zieht ſich denn eine lange Reihe von Klagen über die ökonomiſche Miſère durch die Geſchichte der Landesſchule hindurch, die ihren Höhepunkt in den Zeiten erreicht, wo die Stürme des ſchmalkaldiſchen und 30jährigen, der ſchleſiſchen und der Befreiungskriege auch den friedlichen Schul-

*) Sanct Afra. Geſchichte der königlich ſächſiſchen Fürſtenſchule zu Meißen ſeit ihrer Gründung im Jahre 1543 bis zu ihrem Neubau in den Jahren 1877—1879 von Theodor Flathe. Mit dem Portrait des Kurfürſten Moritz und einer Anſicht des alten Schulgebäudes. Leipzig, Tauchnitz, 1879 (XII und 492 Seiten).

**) Auf einem Druckfehler beruht es, daß S. 12 Meißen mit 70 und Merſeburg mit 60 Schülern angeſetzt wird; nach S. 13, 37 und 429 iſt das Umgekehrte das Richtige.

hof durchbrausen. Aber parallel damit läuft auch eine Reihe von Zeugnissen verständiger Würdigung und wohlwollender Fürsorge, welche Fürsten und Stände der verschiedensten Zeiten dieser Pflanzschule idealer Bestrebungen angedeihen ließen, bis denn in der Gegenwart, wie man dem Berichterstatter abmerkt, alle billigen Anforderungen der Lehrer wie der Schüler nach Möglichkeit befriedigt worden sind. Eine solche Bescheerung haben sie sicherlich nicht mehr zu erwarten, wie sie am ersten Weihnachtsfeiertage 1693 dem Kantor von St. Afra zu Theil wurde, dessen Wohnstube „unter währendem Gottesdienste ... mit großem Krachen einfiel".

Höchst eigenthümlich sind die Einrichtungen, die eine frühere Zeit für die äußeren Bedürfnisse der Afraner getroffen hatte. So sorgte für die Reinigung der Schlafkammern von etwaigen ungebetenen Gästen das „Wanzenfest". Dasselbe fand bis zum Jahre 1795 alle drei Jahre, von da an aber der größeren Sicherheit halber alljährlich unter eifriger Mitwirkung der Schüler statt. Die Kämpfe, die dabei durchgefochten wurden, haben auch ihren Sänger gefunden in einem, der einst selbst ein Held derselben war: ein alter Afraner hat sie unter dem Titel Purgatorium in lateinische Hexameter gebracht. Aber auch für die persönliche Reinlichkeit der Zöglinge war von Alters her Fürsorge getroffen. Nicht nur, daß den Afranern des 16. Jahrhunderts eine Badestube und ein Bader zur Verfügung standen, sondern es war ihnen auch „ein sonderlich Weib verordnet, um ihnen zu den Häupten zu sehen und ihnen die, so oft es von nöthen, zu reinigen".

Zur Bekleidung erhalten nach der Stiftungsurkunde Lehrer und Schüler jährlich je zehn Ellen Tuch, letztere auch etliche paar Schuhe. Trotzdem machte sich gerade auf diesem Gebiete die verschiedene finanzielle Lage der Einzelnen sehr stark geltend. Während mehrere Reskripte schon des 16. Jahrhunderts Ursache haben, sich gegen das Ueberhandnehmen einer burschikos-militärischen Tracht zu wenden, finden sich andrerseits auch wieder arme Teufel unter den Schülern, die auf ihrer Kammer bleiben müssen, wenn ihre einzigen Hosen dem Schneider in die Kur gegeben worden sind.

Interessant ist es, die Geschichte des Schultisches zu verfolgen. Die beiden Hauptmahlzeiten fielen nach der Schulordnung des Herzog Moritz auf $^1/_4$10 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags, und diese sollten nicht etwa das Frühstück und ein auf vornehme Stunde verlegtes Mittagsmahl repräsentiren, sondern das Mittags- und Abendessen. Erst 1710 tritt an Stelle dieser außerordentlich frühzeitigen Speisetermine die Zeit von 11 und 6 Uhr, 1835 die von 12 und 7 Uhr, und seit 1850 wird um 1 Uhr zu Mittag gegessen. Es scheint also mit dem Fortschritte der modernen Zivilisation eine immer größere Verschiebung der Tagesordnung nach den späteren Tagesstunden in der Richtung

der Bismarck'schen Lebensweise verbunden zu sein. Der Speisezettel, den Herzog Moritz seinen Pflegebefohlenen in der Schulordnung aufstellte, klingt außerordentlich reichlich. Mit einer Hausmannskost von einem Gericht ist es niemals gethan. Wenn wir aber erfahren, wie diese Speiseordnung doch meist nur auf dem Papiere stand, während in Wirklichkeit recht oft Schmalhans Küchenmeister zu St. Afra war, und wenn wir gar schon aus dem 16. Jahrhundert Klagen vernehmen, daß „in der Speise Gewürmb und andere abscheuliche Dinge gefunden werden", so ergibt sich, daß doch auch auf diesem Gebiete heute beträchtliche Fortschritte zu verzeichnen sind.

Mit besonders zartem Verständniß ist der deutsche Durst bei Lehrern und Schülern in den alten Schulordnungen vorausgesetzt und bedacht; wir werden in dieser Beziehung lebhaft daran erinnert, daß wir der Zeit der alten Germanen, die immer „noch eins tranken", heutzutage doch einen kleinen Schritt ferner gerückt sind. Das Bier durfte, abgesehen vom Frühstück, bei keiner Mahlzeit fehlen, und während die Quantität desselben bei den Nebenmahlzeiten eine beschränkte war, sollte bei den Hauptmahlzeiten soviel gegeben werden, als „von nöthen" sei. An den Bratentagen wurde sogar Wein zu Tische verabreicht. Die Lehrer aber, welche, auch wenn sie verheirathet waren, sich an den Schultisch gewiesen sahen, hielten außerdem energisch auf ihr Recht, auch in ihre Wohnung noch einen labenden Trunk Bieres geliefert zu bekommen. Freilich tönt auch aus jener guten, alten Zeit die leidige Kunde von schnöder Bierverwässerung herauf. Rektor und Knaben haben bemerkt, „daß die Frau, so Bier aufträgt, täglich zwei oder drei Wasserkannen voll Wasser in den Keller getragen, aber nie keins wieder herauf". Erst 1841 wurde den Bierklagen abgeholfen, freilich nach der radikalen Kurmethode des Doktor Eisenbart: indem gar keins mehr auf den Tisch gebracht wurde. Zur Entschädigung dafür wurde den Schülern ein Vergnügungsfonds gegründet, aus dessen Mitteln die Kosten schon so manches frohen Tages bestritten worden sind.

Doch genug von der Pflege des Leibes. Lassen wir uns jetzt von dem Schulglöckchen „Bertha", welches die Schüler 1863 zum Ersatze des alten, schadhaft gewordenen gestiftet und nach der Gattin des damaligen Rektors Franke genannt haben, zu einem kurzen Hospitium beim Unterricht der verschiedenen Zeitalter einladen.

Die Fürstenschule ist eine Tochter des Humanismus und der Reformation. Darum überwiegt in ihrem Lehrplane von vornherein der Unterricht in der Religion und in den alten Sprachen. Wenigstens im Lateinischen mußte schon frühzeitig der für die Schule angemeldete Knabe eine Art Aufnahmeexamen bestehen. Höchst ergötzlich ist das von Flathe uns mitgetheilte Specimen, auf welches im Jahre 1601 ein Aspirant in Grimma durchfiel. Es lautet:

Ich Lorenz Dietze von Prettin bin vom Ratt zu Prettin geſchickt worden, das ich zu Grimma in der Fürſten Schule an der ſtelle, die ihrer Stadt kinder daſelbſt haben, ſtudiren ſoll. Wenn ich nun kann angenommen werden, will ich allen vleis ankeren, das ich mich fromm, gehorſam und gottesfürchtigk vnd im lernen vleißigk erzeige.

Ego Laurentius Dietze a pretinensis missus sum a consulo ad pretinensis hoc ego in scolae ad principem grimme vos susa puerorum habent hic loco studiam. quando nunc possum suscipi interpretabor studium quod ego me bonus et pietas et in discere opera praebere.

Mit Recht bemerkt Flathe hierzu: „Daß der Aſpirant auf dieſe Leiſtung zurückgewieſen wurde, wird uns weniger Wunder nehmen als daß auf Verordnung der Behörde ihm die Stelle noch ein halbes Jahr offen gehalten werden ſollte."

Weit ſpäter erſt als die Aufnahmeprüfungen wurden hinlängliche Garantieen für die akademiſche Reife der Abgehenden gefordert. Von Anfang an war nur beſtimmt, daß der Schüler, welcher im Alter von 12—15 Jahren eintrat, in der Regel 6 Jahre auf der Schule zubringen ſollte. Aber häufig wird über eigenmächtige Verkürzung dieſer Aufenthaltszeit geklagt, und es werden wohl auch die Landesuniverſitäten in Kenntniß davon geſetzt, damit ſie dem unbefugten Studenten die Inſkription verſagen. Später ſcheint dieſe Unſitte mehr und mehr verſchwunden zu ſein, aber die unbedingte Forderung eines Abiturientenexamens wird erſt ſeit 1829 geltend gemacht.

In Bezug auf das Maß des Lernſtoffes ſpricht ſchon die Schulordnung von 1580 die vernünftige Anſchauung aus, daß die Jugend wie ein Krug mit einem engen Mundloch ſei, welches überlaufe, wenn zuviel aufgegoſſen werde, und betreffs der Faßlichkeit des Unterrichts ſtellt bereits der alte Rektor Fabricius (1546—71) den Kanon auf, daß der, welcher Knaben unterweiſen wolle, ſelbſt gleichſam ein Knabe werden und zu dem kindlichen Standpunkte herabſteigen müſſe. Doch wurden in Wirklichkeit wenigſtens die ſprachlichen Anforderungen ziemlich hoch geſchraubt, ſo daß es der Rektor Martius 1726 in einem Gutachten dem Oberkonſiſtorium zur Erwägung anheimgibt, ob die griechiſche Sprache wohl wirklich ſoweit „zu pouſſiren" ſei, daß proſaiſche und poetiſche Arbeiten in derſelben angefertigt und öffentlich vorgetragen würden, oder ob man ſich nicht vielleicht mit einem ordentlichen Verſtändniß der griechiſchen Klaſſiker begnügen könne. Die Leiſtungen mögen wohl auch hier den Anforderungen durchaus nicht allgemein entſprochen haben, wie wir aus den Klagen des Rektors Wilke (1667) erſehen, welcher den Verfall der Schule namentlich auch aus dem Zudrang ſo vieler unfähiger Köpfe erklärt. Sehr

eigenthümlich ist übrigens die komplizirte und pedantische Einrichtung der Probelektionen, welche ein neu antretender Lehrer in den alten Sprachen abzuhalten hatte, und welche noch 1770 dem Urtheile der obersten zwölf Primaner unterstellt wurden. In einer solchen Gelehrtenrepublik, bei einer solchen den moquanten Sinn der Jugend geradezu herausfordernden Sitte mußte es dem Lehrer ziemlich schwer werden, sich die nöthige Autorität zu erringen. Demgegenüber gaben die Lehrer die Fehler, welche die Schüler in ihren Examenarbeiten gemacht hatten, noch bis zum Jahre 1860 in dem sogenannten „Bockmarkt" dem Gelächter des versammelten Coetus preis.

Neben den fremden Sprachen erlangte seit dem vorigen Jahrhundert auch die bisher als Aschenbrödel behandelte Muttersprache eine sorgfältigere Berücksichtigung. Der schon oben rühmlich erwähnte Rektor Martius war es, der sie zu einer solchen empfahl. Aber wie eine Ironie klingt es, daß er seine Empfehlung selbst noch in dem abscheulichen Mischdialekt jener Zeit ausdrückt. „Zudem wäre billig nachzudenken," erklärt er, „ob nicht zu Ehre der teutschen Nation und zum Nutzen der Republique die teutsche Sprache ein bischen mehr in Consideration gezogen und excolirt werden möchte." Was er damit schüchtern anregte, ist durch die 1773 eingeführte Schulordnung von J. A. Ernesti, auf deren Grundsätzen ja überhaupt der ganze moderne Gymnasialunterricht beruht, mit völliger Entschiedenheit verwirklicht worden: seitdem erscheint die deutsche Sprache „als ein den gelehrten Sprachen ebenbürtig geachteter Unterrichtsgegenstand".

Um dieselbe Zeit kamen auch von den bis dahin fast vernachlässigten Realien die Geschichte und die Geographie auf den Stundenplan; ebenso die Mathematik. Letztere wurde trotz starker Bedenken der philologischen Lehrer, welche eine Einschränkung ihrer eigenen Fächer von dem neu hinzutretenden fürchteten, 1721 dem Inspektor der Porzellanmanufaktur, Reinbrück, gegen eine mäßige Vergütung übertragen. Die weiteren Folgen dieses ersten Schrittes waren natürlich, daß später (1729) ein besonderer Mathematikus in das Kollegium eintrat, zu dessen Funktionen auch der physikalische Unterricht gehörte.

Der französische Unterricht endlich, der gleichfalls zu Anfang des 18. Jahrhunderts aufkam, blieb bis 1773 fakultativ und lag anfangs in den Händen des Tanzlehrers, wie er denn mit dem Tanzunterricht auch unter denselben Gesichtspunkt einer Vorbildung für den Salon und unter dieselbe Werthschätzung fiel.

Daß neben dem gemeinsamen Unterricht die Fürstenschulen ihren Zöglingen auch in geregelter Weise Gelegenheit zu einem ihrer Individualität entsprechenden Privatstudium bieten, ist allbekannt. Seit 1834 dienen diesem Zwecke die sogenannten Studirtage, welche aller 14 Tage gehalten werden.

Früchte dieſes Privatfleißes waren u. a. die Aufführungen alt- oder neuklaſſiſcher Stücke, von denen die der letzteren Art ſeit 1874 an den Geburtstagen Leſſings, Goethes und Schillers ſtattfinden.

Aber nicht blos unterrichten, ſondern auch erziehen ſoll ja die Schule, wie es ſchon der alte Fabricius in den Worten erklärt: neque enim elegantes solum homines, sed viros etiam bonos e scholis prodire volumus (Denn nicht allein gebildete Menſchen, ſondern auch brave Männer wollen wir aus den Schulen hervorgehen ſehen). Da galt es nun freilich in den erſten Perioden der Fürſtenſchule, nicht blos den Stab Sanft, ſondern auch den Stab Wehe zu ſchwingen, eingedenk des alten, treffenden Mottos, welches auch vor Goethes „Dichtung und Wahrheit" prangt. Die Ruthe gehörte zum Schulinventar und war immer von den Famulis in die Stunden mitzubringen. Bei gröberen Vergehen wurde der Miſſethäter mit ſyſtematiſcher Kaltblütigkeit von allen Mitgliedern des Kollegiums secundum ordinem geſchlagen, und als 1645 der Rektor Lindemuth ſich von dieſem Bütteldienſt dispenſiren wollte, wurde er auf die ernſtliche Beſchwerde ſeiner Kollegen, welche das Odium nicht allein tragen wollten, vom Oberkonſiſtorium zur Erfüllung ſeiner Pflicht angehalten. Zu dieſer fühlbaren Körperſtrafe kam die Nahrungs- und Freiheitsentziehung, die ſchmachvolle Ausſtellung im Halseiſen und ſchließlich die Dimiſſion. Letztere wurde während der 25jährigen Amtszeit des ſchon mehrfach erwähnten Rektors Fabricius 80 Mal verhängt, während aus Furcht vor jenen Exekutionen in den erſten 50 Lebensjahren der Schule über 60 Schüler freiwillig das Weite ſuchten.

Freilich werden wir ſchwerlich in ein ſentimentales Jammergeſchrei über die Barbarei jener Alten ausbrechen, wenn wir uns von Flathe erzählen laſſen, was für Zuchtloſigkeit und Unbotmäßigkeit unter der damaligen Jugend herrſchte. Da muß verboten werden, daß die Schüler während des Unterrichts den Hut aufſetzen; da macht die Schulordnung von 1602 dem Rektor zur Pflicht, „ſeiner Collegen Ehr und Auctorität zu vertreten und das ſchmähliche Auspfeifen, Ausrauſchen, Ausklappern und Thürzuſchlagen der Knaben über die Praeceptores mit Ernſt zu ſtrafen." Namentlich aber unterſtanden ſich die adlichen Schüler, die Lehrer „zu raufen und zu ſchlagen", ja drohten ihnen ſogar mit Erſtechen.

Mit der Zeit wurden natürlich die Sitten und auch die Strafen milder. Das Loſungswort aus dem Horaz SAPERE AUDE (Wage es, vernünftig zu ſein!), welches über dem Eingange des Neubaues von 1812 ſtand, und auf welches nachmals Profeſſor Diller das ſinnige, in einigen Diſtichen weiter ausgeführte Anagramm: ave, sed pare! (Sei willkommen, aber gehorche!) machte, fand mehr und mehr Beherzigung. Noch um die Wende des 17. und

18. Jahrhunderts gab es allerdings gegen ein ſehr wüſtes Verbindungsweſen mit aller Strenge anzukämpfen. So entdeckte im Jahre 1683 „der Rector Wilke einen verborgenen Ort in der Schule, welchen zeithero etliche frevle Alumni gebrauchet: darin ſich ein ganzer Vorrat von instrumentis nequitiae, Leuchter, Lichtputzen, Tobakspfeifen, Karten, Geſchirre und ſonderlich viel Eiſenwerk als Brechſtangen, Feilen, Dietriche, eine große lange Strickleiter finden u. bei dadurch veranlaßter weiterer Nachforſchung auch ein Patent, welches auf einen Sauf- und Spielorden deutet"; derſelbe nennt ſich, ganz im Charakter der Zeit, mit franzöſiſchem Namen: La jolie communion fraternelle. Später aber, ſeit dem 18. Jahrhundert, kam die Prügelſtrafe außer Gebrauch; die Karzerſtrafe aber ſuchten ſich die Betroffenen zuweilen dadurch zu verkürzen, daß ſie ſich mit einem lateiniſchen oder deutſchen Bittgedicht an die königliche Gnade wandten.

Zur Strafzucht, welche hinter den einzelnen Uebertretungen einhergeht, kam natürlich auch „die Zucht und Vermahnung zum Herrn", die ſittlich-religiöſe Erziehung, welche es ja dahin zu bringen ſucht, daß jene immer ſeltener werden. Als ein Hauptmittel dieſer Erziehung galt mit Recht zu allen Zeiten der Fürſtenſchule die Religion, nur mit dem Unterſchiede, daß die alte Zeit den Nachdruck auf deren konfeſſionell-dogmatiſche Seite, die neuere dagegen auf ihre gemüthlich-ethiſche legt, jene durch die Maſſe, dieſe durch die weiſe Art der religiöſen Einwirkungen ihr Ziel zu erreichen ſtrebt. Es iſt ein niederſchlagender Anblick, den uns jenes Eifern mit Unverſtand auf religiöſem Gebiete gewährt, unter dem auch die Entwickelung der Schule zu St. Afra, namentlich in ihren Anfängen, zu leiden hatte. Die Schüler wurden mit religiöſer Speiſe nicht etwa genährt, ſondern vielmehr geſtopft und faſt zu Tode gefüttert. Bei Beginn des Mittageſſens z. B. „treten (im 16. Jahrhundert) ihrer vier gegen die andern über und beten, einer graece, der andere latine, der dritte und der vierte germanice, etwa eine Erinnerung der Wohlthaten Chriſti oder einen Text aus der Bibel pro ratione temporis, gleichergeſtalt auch nach dem Eſſen. Unter dem Eſſen aber lieſet einer, wie es denn nach der Ordnung geht, drei Kapitel aus der Bibel deutſch" u. ſ. w. Dabei mußte die Schule auch noch alle Phaſen des theologiſchen Parteihaders mit durchmachen. Zur Zeit der philippiſtiſchen Streitigkeiten (1574) erging an die Profeſſoren der Befehl, „alle und jeden Knaben, ſo aus der Schulen ziehen und Teſtimonia bitten, ſonderlich diejenigen, ſo zu Stipendien in den Univerſitäten ſollen gebraucht werden, die kurtzen Torgiſchen articul" unterſchreiben zu laſſen, und der fanatiſche und rachſüchtige Hofprediger Liſthenius, deſſen Sohn aus der Landesſchule entfernt worden war, wußte es ſogar durchzuſetzen, daß der Rektor Penſold um angeb-

licher Abweichung von der rechtgläubigen Lehre willen seines Amtes entsetzt wurde. Ueberladen mit religiösen Uebungen waren vor allem die Sonntage.

Das Bedürfniß nach einer Reformation dieser Praxis machte sich denn auch mit der Zeit immer fühlbarer. Anfangs war es z. B. Gesetz, daß die Vormittagspredigt von den Schülern nachgeschrieben und nachmittags von einem Lehrer mit ihnen repetirt wurde. Da sie aber doch nicht immer dem Bedürfniß und dem Ideenkreise der Jugend entsprechen mochte, traten später an die Stelle dieser Repetitionen Vorträge der Religionslehrer über moralische Themata. Dieselben erhielten freilich im Schülermunde den ominösen Namen „Sonntagsnachmittagsmoral", der ebenso sehr an den bekannten Begriff der vielgeschwänzten und wenig fruchtbaren „Sommerlogik" der Universitäten wie an den „Sonntagsnachmittagsausgeherock", jene Bezeichnung des bürgerlichen Humors für das selten getragene, vielleicht auch nicht immer recht auf den Leib passende Staatsgewand erinnert. Diese Erbauungsstunden, wie sie seit 1835 wenigstens offiziell heißen, sind in neuester Zeit, gewiß zum Vortheil ihrer Weihe und Wirkung, auf die wichtigsten Tage des Schullebens beschränkt worden. Daß diese quantitative Verringerung der religiösen Uebungen nicht etwa auf eine religionsfeindliche Gesinnung auch nur der nichttheologischen Mitglieder des Lehrerkollegiums schließen läßt, sondern nur auf die immer stärker sich aufdrängende Einsicht, daß das „Reich Gottes" nicht mit äußerlichen Geberden kommt, das sehen wir mit besonderer Freude aus der begeisterten Schilderung, welche Flathe von dem Morgengebet auf dem Götterfelsen entwirft, mit dem das jährliche Stiftungsfest der Schule (am 3. Juli) zu beginnen pflegt. Aus der Initiative der Schüler hervorgegangen (zu Anfang der 20er Jahre unseres Jahrhunderts), hat es denn auch seine Popularität ungeschwächt behauptet. „Welcher alte Afraner zählte nicht noch in späten Jahren das Schmettern der früh nach 2 Uhr die Schläfer weckenden Trompete, den — später in militärischer Ordnung stattfindenden — Auszug durch die dämmernde Morgenstille und vor Allem den Choral und das Gebet selbst bei dem ersten Strahle der aufgehenden Sonne zu den erhebendsten Augenblicken seines Schülerlebens!" Und auch der gewöhnliche Religionsunterricht wird gewiß heutzutage weder seine Wirkung bei den Schülern verfehlen, noch ohne Würdigung von Seiten des Lehrerkollegiums bleiben, wenn er nach jenen weisen Grundsätzen des Organisationsplanes von 1812 ertheilt wird: „In den Religionsstunden soll nicht gelehrte Theologie, sondern nur das vorgetragen werden, was eigentlich gemeinnützig und brauchbar zur Belehrung, Besserung und Beruhigung des Menschen ist, wobei der Lehrer über streitige Punkte sich mit ebensoviel Schonung und Vorsicht als Wahrheitsliebe und Redlichkeit zu erklären und wohl zu bedenken hat,

wie weit er jedesmal in der Berührung gewiſſer Zweifel und Einwände zu gehen habe.“ —

Es bleibt uns noch übrig, von einigen hervorragenden und berühmten Schülern zu reden, welche aus der Anſtalt, deren Einrichtungen wir ſoeben in verſchiedenen Zeitaltern kennen gelernt haben, hervorgegangen ſind, vor Allem von Leſſing als Afraner. Bekannt iſt das Urtheil ſeines Rektors über ihn, daß er ein Pferd ſei, das doppeltes Futter brauche. Aber es ſcheint ihm auch nicht jedes Futter recht geweſen zu ſein, denn in einer Konferenz vom März 1745 führt der gelehrte, aber pedantiſche Konrektor Höre Klage über ihn, weil er ſeit dem 23. Dezember keine lateiniſche Arbeit eingegeben habe. Leſſing kommt mit einer ſcharfen Reprimande davon, „da er ſonſt fleißig genug geweſen“. Auch was ihm derſelbe Konrektor in ſeiner deutſchen Chreſtomathie darbot, mochte dem nachmaligen Reformator der deutſchen Literatur nicht beſonders zuſagen. Aber nicht auf dieſen Lehrer allein, ſondern auf die ganze damals herrſchende umſtändliche und ſteife Unterrichtsmethode bezieht ſich wohl die ſpätere briefliche Aeußerung Leſſings, daß man in Meißen Vieles lernen müſſe, was man in der Welt nicht brauchen könne. Am meiſten Anregungen hat er auf der Fürſtenſchule von dem Mathematiker Klimm erhalten, deſſen Unterricht ebenſo geiſtvoll war, wie ſeine Diſziplin ſchlecht, und der die ſtrebſamſten und ſelbſtändigſten unter ſeinen Schülern oft bis Mitternacht auf ſeiner Stube um ſich verſammelt hielt; und ſo handelte denn Leſſings Abgangsrede (1746) gewiß nicht zufällig de mathematica barbarorum. Ueberhaupt behielt Leſſing gerade von dem Selbſtſtudium, an das die Fürſtenſchule ihre Zöglinge zu gewöhnen ſucht, den reichſten Ertrag und das beſte Andenken, wie ſeine Aeußerung aus ſpäterer Zeit beweiſt: „Theophraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudirte. Wie gern wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe!“ Ebenſo bekannt wie jenes eben erwähnte Urtheil ſeines Rektors über ſeine wiſſenſchaftliche Leiſtungsfähigkeit iſt das ſeiner Inſpektoren über ſein Betragen: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant“. Doch hat ihn dieſer kritiſch-ſatiriſche Zug, der für den Schriftſteller Leſſing ſo charakteriſtiſch iſt, niemals in ernſtlichere Konflikte mit der Schulordnung gebracht. „Auch an ihm,“ bemerkt Flathe, „ſcheint ſich bewährt zu haben, daß wiſſenſchaftlicher Sinn und fleißiges Streben die ſicherſte Schutzwehr gegen ſittliche Verirrungen ſind.“ So hat denn auch das Karzer von St. Afra keine ſtolze Erinnerung an den gefeiertſten ſeiner Schüler aufzuweiſen; vielmehr erſcheint er in einem im Synodalprotokoll verzeichneten Diſziplinarfalle als der geſchädigte Theil: „Heerwagen hat Leſſings Perruque in den Abtritt geſchmiſſen und verſpricht die Zahlung dafür auf vorſtehende

Woche zu leiſten.“ Während man ſich aber faſt wundern möchte, unſern „moquanten“ Kritiker nicht im Karzerbuche zu entdecken, und es wenigſtens nicht allzu auffällig finden wird, daß der zahme Satiriker Rabener einmal wegen Betheiligung bei einem ziemlich tendenziöſen Weinſchmauſe ins Karzer geſchickt worden iſt, ſo wird es gewiß Jedermann befremden, auch den frommen Moraliſten Gellert unter deſſen Inſaſſen erwähnt zu ſehen. Es war eine unbotmäßige Aufwallung ſeines Ehrgefühls, welche ihm dies Schickſal zuzog. Die Sekundaner hatten nach alter Sitte das Weinſchenkenamt. Da aber bei Ausübung deſſelben mancherlei Unordnungen vorgekommen waren, ſo wurde es von dem inſpizirenden Lehrer im Einverſtändniß mit der Konferenz bei der nächſten Gelegenheit Tertianern übertragen. Hierüber empört, entriß Gellert dem, welcher ſeinen Tiſch verſorgen ſollte, die Weinkanne, bediente ſich ſelbſt und goß den Reſt weg, was natürlich nicht ungeahndet bleiben konnte. —

Wir ſchließen unſern kurzen Auszug aus Flathes inhaltsreichem Buche mit den wärmſten Wünſchen für die weitere Blüthe der altberühmten Schule auch in ihrem neuen Heim. An der Erfüllung wird es dieſen Wünſchen gewiß nicht fehlen. Hat doch die Fürſtenſchule in ihrer geringeren Schülerzahl, ihrer ſtrengen Zeiteintheilung und der frühzeitigen Gewöhnung ihrer Zöglinge an Privatfleiß drei unſchätzbare Vortheile vor allen ihren Mitſchweſtern voraus, Vortheile, die denn auch Flathe ſelbſt in ſeiner beſcheidenen und beſonnenen Würdigung des günſtigen Rufes der Fürſtenſchulen ſcharf hervorhebt.

Nachtigals Reiſe nach Bornu.

Wir haben in einer früheren Nummer dieſer Blätter an der Hand des eben erſchienenen erſten Theiles von Nachtigals im Jahre 1869 angetretener afrikaniſchen Reiſe*) über den Aufenthalt Nachtigals in Fezzân und Tibeſti berichtet, mit dem Verſprechen, gelegentlich auf die Fortſetzung der Reiſe zurückzukommen. Im Folgenden löſen wir das gegebene Wort ein, indem wir unſern Landsmann nach dem eigentlichen Ziele ſeiner Reiſe, nach Kuka, der Hauptſtadt von Bornu, begleiten.

Am 8. Oktober 1869 war Nachtigal nach Murſuk zurückgekehrt und hatte die nächſte Zeit der Wiederherſtellung ſeiner ſtark angegriffenen Geſundheit und

*) Sahârâ und Sûdân. Ergebniſſe ſechsjähriger Reiſen in Afrika von Dr. Nachtigal. Berlin, 1879. Weidmannſche Buchhandlung. Wiegandt, Hempel & Parey.

der Ordnung der Angelegenheiten des ermordeten Fräulein Tinne gewidmet. Zu letzterer Thätigkeit hatte ihn nicht nur sein eignes Interesse an dem traurigen Schicksal der Verstorbenen bewogen, sondern auch die Dienerschaft derselben und der holländische Generalkonsul in Tripolis, dem es nicht gelungen war, bei dem äußerst nachlässigen Geschäftsgange der türkischen Behörden zur Klarheit über die näheren Umstände des Vorgangs und die schuldigen Persönlichkeiten zu gelangen, hatten ihn dazu aufgefordert. Was über das Ende von Frl. Tinne festzustehen scheint, ist beiläufig folgendes: Es hatten sich, unter dem Vorgeben, ihr als Begleiter und Schützer dienen zu wollen, mehrere Tuârik ihrer Karawane angeschlossen und mit einem Theile ihrer afrikanischen Dienerschaft ein Komplot gegen sie geschmiedet. Mitten auf dem Marsche erregten die Verschwornen über die Beladung der Kameele Streit, schlugen zuerst die holländischen Diener, die den Streit schlichten wollten, nieder, und als das Fräulein selbst, Ruhe zu stiften, aus dem Zelte trat, war es ein Araber, „der zuerst die Hand aufhob gegen das wehrlose Weib. Sein Hieb mit scharfer Waffe über Hals und Schulter streckte sie noch nicht zu Boden, erst nach einem zweiten über den Vorderarm, den ein Sklave des Hâdsch-esch-Scheïch geführt haben soll, und nach dem starken Blutverluste sank die zarte Dame nieder. Ihr Bewußtsein schwand glücklicherweise bald; doch erst als die Sonne die Mitte ihrer Bahn überschritten hatte, hauchte die Arme das Leben aus." Nachtigal, der ihre Thatkraft und Ausdauer anerkennt, widmet ihr folgende Worte wie eine Art Nachruf: „Einst an Königshöfen bewundert in der Entfaltung ihres Geistes und ihrer Schönheit, hatte sie die Wunden eines unbefriedigten Herzens durch überweibliche Anstrengung physischer und geistiger Kräfte zu heilen oder zu vergessen gesucht und ihr Wohlwollen an diejenigen verschwendet, welche sie jetzt verrathen hatten."

Als Nachtigal die beiden erwähnten Zwecke erreicht, auch die Aufzeichnung seiner Erinnerungen von der Tibesti-Reise beendet hatte, sehnte er eine Gelegenheit zum Aufbruch nach Bornu um so lebhafter herbei, als in Folge der Unfähigkeit und des bösen Willens des augenblicklichen Machthabers die öffentlichen Zustände in Murſuk immer unerfreulicher wurden. Dieser, namens Hamed Bei, war nicht der Mann, den Tedâ und Tuârik Respekt einzuflößen und die nicht minder gefürchteten Nomaden der Provinz und der großen Syrte im Zaume zu halten; ein unbehagliches Gefühl allgemeiner Unsicherheit lastete auf den Bewohnern. Dazu machte sich die Strenge des unterdeß herbeigekommenen Winters in unerwartetem Grade fühlbar, da die Vorrichtungen zur Abwehr der rauheren Witterung in keiner Weise genügten. Am drastischsten sollte Nachtigal diesen Mangel gerade am Weihnachtsabend empfinden, den er bei einem Glase Grog in heimatlicher Weise zu feiern beabsichtigt hatte. Schon

war die Cigarre angezündet, und das kräftige Getränk sollte das festliche Behagen erhöhen, als schwere Regentropfen, eine auch im Winter hier sehr seltene Erscheinung, welche die Salzerde der Häuserwände leicht schmilzt, erst einzeln zu Boden fielen, bald aber ihr Tempo beschleunigten. Schließlich bröckelten die erdigen Bestandtheile der Decke ab, und der eindringende Regen nöthigte die Insassen, ihre Aufmerksamkeit von dem wärmenden Getränke ab und der Verpackung von Büchern und anderen gegen Nässe empfindlichen Gegenständen zuzuwenden. Ja selbst der Versuch, das unterbrochene Fest in den Räumen des Erdgeschosses fortzusetzen, wurde vereitelt, denn bald verdünnte ein schwerer Tropfen das Getränk, bald verdickte es ein Lehmbrocken in unliebsamer Weise, und erst gegen drei Uhr Morgens fand mit dem Regen die unbehagliche Situation ein Ende.

Endlich, nachdem sich die Aussicht auf abgehende Karawanen schon mehrmals als trügerisch erwiesen hatte, traf Anfang des Jahres 1870 die Nachricht ein, daß Rizâ Pascha, der Gouverneur von Tripolitanien, die Absicht habe, eine Gesandtschaft an den König von Bornu zu schicken, zu dem Zwecke, diesem Negerfürsten Geschenke zu überreichen und durch seine Vermittelung eine Sammlung wilder Thiere zurückzubringen. Der Gouverneur hielt es für angemessen, bei dem Großherrn in Stambul, der ein lebhaftes Interesse für Löwen, Tiger und ähnliche Bestien hegte, durch eine freiwillige Sendung von dergleichen seine Person in freundliche Erinnerung zu bringen. Dies gab zugleich Gelegenheit, eine Anzahl auch in Stambul immer begehrter Eunuchen mitkommen zu lassen und auf diese Weise dem Sklavenausfuhrverbote ein Schnippchen zu schlagen. Wenn Nachtigal anfangs nicht allzugroße Lust verspürte, sich dem Abgesandten des Gouverneurs anzuschließen, der, wie zu erwarten stand, mit orientalischer Pracht auftretend, die bescheidene deutsche Karawane allzusehr in den Schatten stellen würde, so war doch auf die erwünschtere Begleitung von kaufmännischen Karawanen zur Zeit nicht zu rechnen, und so mußte er schließlich, nach monatelangen Unterhandlungen theils mit den tripolitanischen, theils sogar mit den stambuler Behörden, zufrieden sein, daß es ihm gelang, den ursprünglichen Befehl des Alî Rizâ, den Deutschen von der Betheiligung am Zuge auszuschließen, rückgängig zu machen.

Der Führer der tripolitanischen Gesandtschaft, Mohammed Bû Aïscha, ein kräftiger, hochgewachsener, lebhafter Mann von 55 bis 60 Jahren, aus dessen Augen neben einer gewissen Gutmüthigkeit vor allem List und Klugheit leuchteten, traf gegen Ende Februar in Murſuk ein und hieß unsern wackern Landsmann als Reisegefährten willkommen. Welche Stellung er an seiner Seite unterwegs und in Bornu einnehmen würde, mußte derselbe schon hier an dem feierlichen Empfange und dem prunkvollen Einzuge in der Stadt erkennen.

„Ich fühlte mich einigermaßen bedrückt," bemerkte er, „wenn ich seine glänzende Uniform mit meiner bescheidenen arabischen Kleidung verglich, und wenn ich seine stolzen Pferde betrachtete, während ich bisher stets auf einfache Lastkameele zum Reiten beschränkt gewesen war." Den Monat März, während dessen Bû Aïscha von den ohnehin schon armen Fezzanern noch das Mögliche von Steuern erpreßte, verwandte Nachtigal auf sorgfältige Vorbereitung zur Reise und auf Anschaffung der nothwendigen Bedürfnisse. Der Glanz seines Begleiters erklärt es, daß er den kostspieligen Ankauf eines anständigen Reitpferdes nicht vermeiden konnte. Zum Glücke traf sich's, daß nicht nur einige Kaufleute, sondern auch eine Truppe marokkanischer Gaukler sich einfand, um die Wüstenreise unter dem Schutze des kaiserlichen Beamten mitzumachen; ihre Ausrüstung bildete einen derartigen Gegensatz zu seiner Pracht, daß unsres Landsmanns Aufzug sich doch nicht gar zu ärmlich dagegen ausnahm. Außerdem versprach ihm der Ruf der Mannhaftigkeit, dessen sich die Marokkaner überall erfreuen, die zahlreichen Beispiele von Muth, welche er während der tunisischen Revolution bei den Zuawa aus den algierischen Bergen selbst beobachtet hatte, sowie die strenge Mannszucht, welche der Anführer der Truppe unter seinen Leuten hielt, eine ausgezeichnete Begleitmannschaft, was um so wichtiger war, da seine eigne Dienerschaft außer den älteren Reisegefährten: Buï Mohammed, Sa'ad und Guiseppe, nur noch einen gemietheten Fezzaner und einen geliehenen Negersklaven seines Gönners Hâdsch Brâhim aufwies. Immerhin durfte seine kleine Karawane stattlicher als früher genannt werden: neun Kameele trugen theils die für den Scheich Omar bestimmten Geschenke, theils die Wasserschläuche und den diesmal ausreichenden Mundvorrath, vor allem thronte der Reisende selbst auf einem kräftigen Rosse und fühlte sich diesmal weit eher im Stande, den Anstrengungen eines längeren Wüstenmarsches zu trotzen.

Der 18. April, nahezu der Jahrestag der vorjährigen Ankunft in Mursuk, führte den Reisenden aus den Thoren, begleitet von einer zahlreichen Schaar von Freunden und Bekannten, unter denen Hâdsch Brâhim und der Kâdî des Ortes Nachtigal besonders nahe getreten waren. Bû Aïscha, mit seinen 20 Kameelen und zahlreichen Begleitmannschaften, stieß erst einige Tage später zu ihm. Da die Reise bis zum Tümmogebirge der Hauptsache nach dem Wege folgte, den Nachtigal schon zwei Mal zurückgelegt hatte, so hätte er sich bei der Einförmigkeit der Wüstennatur und bei der Unmöglichkeit, genauere Beobachtungen anzustellen, ohne Zweifel gelangweilt, wenn nicht einerseits die in ihrer Art bewundernswerthen Leistungen der sich ihm anschließenden Akrobatengesellschaft etwas Leben in die Eintönigkeit des Aufenthalts auf den Stationen gebracht und Bû Aïscha ihm die Zeit durch seine Erzählungen aus der Geschichte Fezzâns vertrieben hätte. Er war ein belesener, schriftgewandter und

kluger Mann, der Vieles über die Vergangenheit seines Landes gehört und selbst reiche Gelegenheit gehabt hatte, Beobachtungen anzustellen. Es war erklärlich, daß er die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart über Gebühr lobte, doch läßt sich der allmähliche Rückschritt von Tripolis und Fezzân nicht leugnen. Die Reste der arabischen Kastelle, welche im südlichen Fezzân dem Reisenden aufstoßen, wie die Schlösser Kasr Mestûta, Dekkîr, Serendibô, Kimba u. s. w., legen das lebendigste Zeugniß ab für den größeren Wohlstand, die zahlreichere Bevölkerung und die höhere Thatkraft, die in früheren Zeiten hier zu finden waren.

Eine fünftägige Unterbrechung des Marsches in Katrûn, die dadurch hervorgerufen wurde, daß man den Anschluß noch einiger anderer Reisegefährten erwartete, kam gerade zu rechter Zeit, um das in Folge allzureichlicher Getreidenahrung krank gewordene Pferd Nachtigals mit Hilfe der reichen Erfahrung Bû Aïschas wieder herzustellen. Zu seinem Bedauern erfuhr Nachtigal hier, daß sein Freund und Berather Hâdsch Dschâber plötzlich gestorben sei, und zwar, wie es hieß, in Folge der Aufregung, in welche ihn die rohen Uebergriffe, die Drohungen und Thätlichkeiten der Nomaden Barkas, deren Zeuge Nachtigal bei seiner Rückkehr aus Tibesti zum Theil gewesen war, versetzt hatten. Doch empfing ihn statt seiner in freundlicher Weise sein Enkel und Nachfolger in der Würde, namens Sâlih, der trotz seiner Jugend sich der Pflichten der Repräsentation und Gastfreundschaft mit Sicherheit entledigte.

Mit den aus Mursuk ankommenden Reisegefährten traf auch eine Eskorte von 50 Reitern ein, welche die Mursuker Behörden nachsenden zu müssen geglaubt hatten, weil mit großer Sicherheit die Nachricht auftrat, daß die Tubu im Begriffe ständen, 170 Reitkameele gegen Fezzân auszurüsten. Leider zeigte sich schon in Katrûn unter den Marokkanern eine gewisse Uneinigkeit und Unzufriedenheit mit dem Anführer, die im Verlaufe der Reise wegen dessen Strenge und Härte immer größere Dimensionen annahm, aber trotzdem die Leute nicht hinderte, ihre Gefährten durch malerische Leistungen zu unterhalten. Ueberhaupt vollzog sich die Reise bis zur nächsten Hauptstation, dem Oasenkomplex Kawâr, ohne bedeutenderen Zwischenfall, zunächst auf dem bereits bekannten Wege bis zum Tümmogebirge. Dieses bildet den höchst gelegenen Theil der Wüste auf dieser Straße und erhebt sich im Durchschnitt bis zu 625 Mtr., einzelne Kegel bis etwa 800 Mtr. Nach Süden zu dacht es sich mit einer Unterbrechung in einigen aneinander geschobenen Ebenen ab, bis der tiefste Punkt mit 330 Mtr. in Bilma, dem südlichsten Theile Kawârs, erreicht wird. Mit der Abdachung der Wüste ändert sich auch ihr Charakter. Während zwischen Fezzân und dem Tümmo jene gleichmäßig ebenen, durchaus sterilen, steinig-kiesigen Hochebenen herrschen, welche ihren vollsten Ausdruck in der Hammâda Alaôta Kju finden,

ſo prägt ſich ſüdlich von dem ebengenannten Gebirge dieſer Charakter nur noch in der Mâdĕma-Ebene aus. Südlich von dieſer nehmen ſelbſt die kieſigen Ebenen, welche die Niederungen, in denen ſich Brunnen finden, von einander trennen, allmählich einen anderen Charakter an, werden gewellt, ſind mit nicht ganz unfruchtbaren, ſandigen oder thonigen Ablagerungen durchſetzt und zeigen in den letzteren eine, wenn auch ſpärliche, ſo doch allmählich reicher werdende Vegetation. Der Geſteinscharakter dagegen bleibt derſelbe wie in den nördlichen Theilen der Wüſte: tafelförmige Erhebungen mit pyramidal abfallenden Seitenwandungen beſetzen in der geringen Höhe von 50 bis 100 Mtr. hie und da die Ebene; flache, kaum flußbettähnliche Thäler ſenken ſich von ihnen nach Oſten und Südoſten und bringen dieſelben Gräſer und Kräuter hervor, die ſich auch in Fezzân finden.

Der Oaſenkomplex Kawâr, ein von Nord nach Süd gewundenes Thal von 80 Km. Länge und 8 bis 10 Km. Breite, zeigte ſich in ſeinem nördlichſten Theile am 26. Mai den erfreuten Blicken der Reiſenden. Bû Aïſcha legte in Erwartung eines beſonders feſtlichen Empfangs eine überaus glänzende Uniform an. Auf einen ſolchen durfte er deshalb rechnen, weil er es geweſen war, der die Bewohner der Oaſe von den räuberiſchen Einfällen und Plünderungszügen der Araberſtämme aus der Umgebung der großen Syrte befreit hatte. Und in der That, die dem Tubuſtamme angehörigen Bewohner ermangelten nicht, ihre Dankbarkeit in ihrer Weiſe zu zeigen. Hier war es zum erſten Male auf der ganzen Reiſe, wo die Frauen das Wohlgefallen des Deutſchen erregten, denn ſie erinnerten nicht, wie es ſonſt in der Wüſte der Fall iſt, durch allzubeſtimmte Geſichtszüge und den Mangel jeglicher Formenfülle allzuſehr an den männlichen Typus, ſondern die Miſchung von Tubu- und Negerblut hatte hier zu der urſprünglichen Sehnigkeit und Geſchmeidigkeit eine gewiſſe Weichheit und Anmuth hinzugefügt. Der Aufenthalt des ganzen Zuges in den elf einzelnen Ortſchaften Kawârs, deren ſüdlichſte, Bilma, am bekannteſten iſt, dehnte ſich bis zum 9. Juni aus und bot unſerm Landsmanne nicht blos Ruhe und Erholung, ſondern auch vielfache Gelegenheit zu Beobachtungen über Land und Leute. Zunächſt genoß er hier die zweifelhafte Freude, ſeinen kargen und habgierigen Gaſtfreund aus dem Tubulande, Arami, wiederzuſehen, hatte aber auch dafür die Genugthuung, im überlegenen Gefühle völliger Sicherheit die in milderer Form auftretenden Verſuche deſſelben, Geſchenke zu erpreſſen, zurückweiſen und ſeiner deshalb ausgeſprochenen Drohungen lachen zu können. Dank ſeiner vornehmen Begleitung zeigten ſich die Tububewohner Kawârs Nachtigal gegenüber ſehr gaſtfreundlich und brachten ihm wie ſeinen Leuten reichliche Portionen von Weizenbrod, Reispudding mit Melûchîaſauce und getrocknetem Kameelfleiſch; doch wurde ihm nicht der Durchgangszoll erſpart, den der

Häuptling des Bezirks noch dazu in der ihm gegebenen Form — er bestand in einem Tuchburnus, einem tunisischen Tarbûsch, zwei Ellen Musselin zum Turban, einem Rosenkranz aus Sandelholz und drei Flaschen Roseneſſenz — anfangs als zu gering bemessen zurückwies und erst dann anzunehmen geruhte, als der Geber hartnäckig ein mehreres verweigerte und auch Bû Aïscha die Gabe für zureichend erklärte.

Obwohl sich die Produkte dieser Hauptstation zwischen Mursuk und Bornu im wesentlichen auf Datteln und Salz beschränken, so ist doch der Fremdenverkehr hier verhältnißmäßig sehr bedeutend. Größere Karawanen, die das Salz in die Haussastaaten führen, kommen zwar nur etwa drei Mal des Jahres zu Stande — dann enthält jede etwa 3000 Kameele —, aber die Zahl der kleineren Tuârik- und Tubu-Gesellschaften, welche das Salz in ihre heimatlichen Sitze und nach Kânem, Bornu und Haussa exportiren, ist eine ungeheure. Man muß den Besitz der Stämme an Kameelen in Betracht ziehen und bedenken, daß die zeitweise Salznahrung einen sehr wichtigen Faktor für das Gedeihen dieser Thiere bildet, um sich eine richtige Idee von der Menge des Jahr aus, Jahr ein verbrauchten Salzes zu machen. Die Behauptung der Eingeborenen, daß im Laufe des Jahres etwa 70000 Kameellasten, d. h. mindestens 200000 Zentner Salz aus Bilma geholt werden, erscheint durchaus nicht unglaublich. Die größte Menge davon führen die Tuârik aus; zugleich verhindern sie die Einwohner von Kawâr am Anbau des Getreides, damit sie es anstatt des Salzes einführen können. Letzteres wird in flachen Bodenvertiefungen gewonnen, die je nach der Jahreszeit mehr oder weniger Wasser enthalten. Dieses löst die oberflächliche Schicht von Steinsalz und enthält dann, je nach seiner Menge und dem Grade seiner Verdunstung, das Salz in mehr oder weniger konzentrirter Lösung. Die Jahreszeit, in welcher die Verdunstung am stärksten vor sich geht, der Sommer, liefert die größte Ausbeute; zwei Mal in der Woche ist eine so dichte Schicht von ausgezogenem Salz entstanden, daß die Ausbeute sich lohnt. Das reinste auf diese Weise gewonnene Produkt verwendet man zu Kochsalz, das mit Sand und Staub vermengte erhalten die Kameele.

Die reichliche und gedeihliche Nahrung in Bilma hatte auch die Kameele unserer Karawane in einen so vorzüglichen Zustand versetzt, daß der Aufbruch nach Süden am 10. Juni mit froher Zuversicht erfolgte. Bald nach dem Wiedereintritt in die Wüste begann die Dünenregion, welche den schwierigsten Theil der Reise ausmachte und in einer Reihe von Tagen Geduld und Kraft der Reisenden und noch mehr die Sehnen der Kameele auf eine harte Probe stellte. Die zahlreichen von Ost nach West in paralleler Richtung streichenden Flugsandhügel sind wegen der zwar nicht sonderlich hohen, aber sehr steilen Abhänge

ſchwer zu überſteigen, für Nachtigal war die Paſſage dieſer Terrainſchwierigkeiten geradezu peinvoll, weil das beſtändige Waten im Sande ſeine Füße und Unterſchenkel mit einem hochrothen Hautausſchlag in den wunderlichſt geformten Flecken überdeckte, der wie Feuer brannte. Indeß auch auf dieſe Anſtrengungen folgte eine Entſchädigung; allmählich bereitete ſich der Uebergang in andere Zonen vor: die zunehmende Vegetation von Siwâk-Büſchen verlieh den Oaſen immer größere Friſche und Ueppigkeit; das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und größeren Antilopen zeugten von einem Thierleben, wie es die Wüſte nördlich von Kawâr nicht kennt; alles ließ die Nähe fruchtbarerer Himmelsſtriche ahnen. Freilich mußten dieſe Momente des größeren Formenreichthums und der Erfriſchung der Sinne noch öfter durch Ueberwindung jener endlos erſcheinenden Dünenhügel erkauft werden, deren Erklimmung für die Kameele mitunter derart beſchwerlich wurde, daß ſie entlaſtet werden mußten. Durch das Nachſchleppen der Kiſten, das Auf- und Wiederabladen ging aber viel Zeit verloren. Indeß „der Abend entſchädigt reichlich für die Qual des Tages. Der Sandwind ſchweigt; der unverhüllte Himmel erſcheint klar und tiefdunkel und beſät ſich mit Geſtirnen, deren Glanz wir in ähnlichem Grade bei uns nur in ſeltenen Winternächten zu bewundern Gelegenheit haben. Eine tiefe Ruhe lagert ſich über den Schauplatz der mühſeligen Tagesarbeit, des toſenden Windes und des wirbelnden Flugſandes. In wunderbarer Schärfe und Klarheit zeichnen ſich die Konturen der mannigfach geſtalteten Sandberge auf dem klaren Grunde der Atmoſphäre; phantaſtiſch überragt dazwiſchen ein dunkler Fels die hellen Hügel; ein lichte Färbung am fernen Horizonte verkündet den Aufgang des Mondes, der bald als ſilberne, glänzende Kugel durch den Aether ſchwebt, ſo leicht und heiter, daß man jeden Augenblick meint, er müſſe eine ſchnellere, hüpfende Bewegung annehmen. Scharfe Lichter und Schatten bringen dann eine geheimnißvolle Mannigfaltigkeit in die vielgeſtaltigen Dünen, viel reicher und ſchöner, als das Licht des Tages es vermochte.“ Die Nacht iſt daher in der Wüſte die günſtigſte Zeit zum Reiſen, ſie fördert weſentlich durch die kühlere Temperatur.

Die Dünenregion fand ihr Ende mit der Oaſe Dibbĕla: an ihre Stelle tritt eine hoch und breit gewellte Gegend mit ſandigem Boden und beginnt ſich, beſonders in den Wellentiefen, mit Vegetation zu bedecken, die, je weiter nach Süden, ſich um ſo mehr auf die Höhe der Terrainwellen wagt. Hier traten auch die atmoſphäriſchen Veränderungen immer entſchiedener auf: die Winde wurden ſchwankender, und wenn zu Mittag der Oſtwind die Alleinherrſchaft hatte, ſo machte ihm in der Tagesfrühe eine weſtliche Strömung den Rang ſtreitig, oder es kam für längere Zeit nur zu einem unſicheren Südwinde. Der früher ſo wolkenloſe Himmel zeigte in der zweiten Tageshälfte nicht ſelten

Haufenwolken, das Hygrometer ſtieg dauernd, und die in der mittleren Wüſte ſelbſt bei großen Anſtrengungen trocken bleibende Haut begann ſich mit Schweiß zu bedecken. Bei der Oaſe Agädem wurde dieſer Charakter immer ausgeſprochener, ja hier erſchien die ganze Gegend krautreich und thierbelebt. Wohin das Auge blickte, traf es friedlich graſende Antilopen, die dort ſo ſelten von den Menſchen verfolgt werden, daß ſie ſich auch bei größerer Annäherung in ihrer Beſchäftigung nicht ſtören laſſen. Nach der Behauptung der Einheimiſchen genügt dieſen Thieren die Feuchtigkeit der friſchen Krautnahrung ſo vollſtändig, daß ſie wirkliches Waſſer faſt nie bedürfen. In Folge reichlicher Nahrung ſind ſie ſo ſchwerfällig, daß ſie leicht gejagt werden können und dann mit ihrem Fleiſche eine angenehme Abwechſelung in dem Einerlei der Reiſekoſt bilden. Die Zahl dieſer Thiere iſt nach Nachtigals Angaben eine unglaublich große: er erblickte ſie einzeln, in kleinen Trupps, in Heerden von Hunderten nach allen Richtungen. Südlich von der Oaſe Agädem geht die kräuterreiche Ebene zur wirklichen Steppe über, die hier Tintumma heißt. Hier fehlt es auf größere Entfernungen ſo ſehr an allen ſichtbaren Erhebungen und ausgetretenen Pfaden, daß in dem den Boden bedeckenden dichten und friſchen Grün das Vorwärtskommen nur unter ſicherer Führung möglich wird. Schon zeigten ſich vereinzelte Tundubbäume mit vielgeſtalter Veräſtelung; bald aber, als einmal die Nordgrenze der regelmäßigen Sommerregen überſchritten war, änderte ſich der landſchaftliche Charakter der Gegend immer durchgreifender. Jetzt zeigte ſich ſchon ein fortlaufender lichter Wald, theils aus ſterilen Akazienarten, theils aber auch aus ſtolzeren laub- und ſchattenreicheren Bäumen beſtehend. Die Akazien waren mit Schmarotzerpflanzen bedeckt und von Schlinggewächſen umrankt, welche aus luftiger Höhe ihre Wurzeln dem Boden zuſandten, und zu den Füßen der Bäume entwickelte ſich durch den Regen, deſſen Periode bei Nachtigals Ankunft gerade begonnen hatte, ein grüner Bodenteppich aus ſüdlichen Gräſern und Kräutern, deren ſcharfſpitzige Samenkapſeln allerdings nicht ſelten bösartige Wunden verurſachten. „Welch' maleriſche Gruppen," ſchreibt Nachtigal begeiſtert, „welcher Reichthum der Färbung, welche Mannigfaltigkeit der Formen! Mit inniger Luſt weilt das Auge des Wüſtenwanderers auf dieſen Schöpfungen der Natur, deren Genuß ihm durch den Gegenſatz zu der todten Welt, die hinter ihm liegt, ins Unendliche vervielfältigt wird." Zu der veränderten Szenerie aber traten die Spuren des waſſer- und ſchattenbedürftigen Löwen, der hier reiche Gelegenheit zur Antilopenjagd findet, und die mächtigen Fußabdrücke der ſchlanken, ſcheuen Giraffe; an den Abhängen graſte die graziöſe Mohorantilope, am Horizonte eilte der Strauß hin, und aus dem Walde ſchallten die langentbehrten Stimmen der Vögel: Alles war Leben, Anmuth und Fülle.

Von dieſen erſten Waldgebieten an dauerte es nur noch 4 Tage, bis der erſehnte Anblick des Tſâde dem Reiſenden zu Theil wurde; am 28. Juni wurde Ngigmi, der nordweſtlichſte Flecken an ſeinen Ufern, erreicht. Wer ſich dieſes Gewäſſer etwa nach dem Vorbild eines europäiſchen Alpenſees vorſtellte, würde ſich arg getäuſcht ſehen, denn anſtatt ausgedehnter Waſſermaſſen und maleriſcher Uferpartieen erblickt man unbeſtimmte Ufer mit weit in das Innere der Lagune ſich fortſetzendem Schilfgewirr; des Gefühls der Enttäuſchung konnte ſich auch Nachtigal nicht erwehren. Der Anblick des Sees hatte etwas unendlich Flaches und Einförmiges; er glich in ſeiner Horizontloſigkeit einigermaßen der Wüſte, welche noch lebhaft in Aller Erinnerung war. Doch entſchädigt auch hierfür einigermaßen das fremdartige Leben, welches ſich an den Seeufern entfaltete. Die große Wieſenfläche neben der Ortſchaft war bedeckt mit Rindern, Eſeln, Schafen und Ziegen; die dunkelfarbigen Einwohner bewegten ſich geſchäftig hin und her; zahlloſe Waſſervögel, fremdartige Störche, Reiher, Enten, Pelikane und dunkelfarbige Gänſe gingen unbekümmert um Menſch und Thier ihrer Nahrung nach, und nahe dem Dorfe ſtand am Rande des Waſſers ein friedlicher Elephant, der ſeinen Durſt löſchte und ſich den mächtigen Körper mit Waſſer berieſelte. Der immer freundlicher ſich geſtaltende Eindruck wurde noch erhöht durch den artigen Empfang ſeitens der Ortsbewohner, deren höfliches und beſcheidenes Weſen in ſcharfem Gegenſatze zu der drohenden Habgier, beſonders der Tubu, ſtand. Nachdem der in Kuka wohnende Scheich Omar durch vorausgeſendete Boten von dem bevorſtehenden Beſuch in Kenntniß geſetzt worden, verließ die Karawane Ngigmi, um ihrem Endziele zuzuſtreben; ſie wurde jedoch mitten auf dem Wege in Folge des plötzlichen Todes von Bû Aïſchas Lieblingspferd und Erkrankung mehrerer Transportthiere zu einer zweitägigen Unterbrechung in Joô genöthigt, bis wohin eine Schaar arabiſcher Reiter vom Scheich entgegengeſendet wurde, um die Ankömmlinge willkommen zu heißen. Ihr Anführer war Mohammed el-Titiwi, der Bruder eines Murſuker Bekannten, der beim Scheich in hoher Gunſt ſtand und als Vertreter aller nordiſchen Fremden den Verkehr und die Beziehungen zu ſeinem Herrſcher vermittelte. Obwohl derſelbe in ſeiner Heimat nicht des beſten Rufes genoß, ſo hatte Nachtigal doch Urſache, ihm für zahlreiche Gefälligkeiten und Dienſte, ſowie für ſeine Gaſtfreundſchaft dankbar zu ſein. Als die Reiſenden und die Begleitmannſchaft ſich Kuka näherten, wurden ſie erſt durch ein ihnen entgegengebrachtes Bewillkommnungsmahl von reicher Auswahl überraſcht; dann rüſteten ſie ſich ſo gut als möglich zu dem feierlichen Einzug in Kuka. Dieſer ſollte am 6. Juli vor ſich gehen. Welche Wichtigkeit der Scheich ſeinen Gäſten, d. h. zunächſt dem Abgeſandten des Gouverneurs von Tripolitanien, beilegte, ging aus dem Umſtande hervor, daß er ihm ſeinen

älteſten Sohn und muthmaßlichen Nachfolger mit einer Anzahl von Panzerreitern, die ebenſo wie ihre Pferde mit ſteifgenähten Wattdecken bis zur Unbeweglichkeit eingehüllt waren, zum Geleit in ſeine Hauptſtadt entgegenſchickte. Der Einzug ſelbſt erfolgte mit Entfaltung möglichſter Pracht auf beiden Seiten und unter Anweſenheit einer „zahlloſen“ Zuſchauermenge. Eine Muſikbande brachte mit dumpfdröhnenden Paukenſchlägen, regelloſem Trommelwirbel, ſchrillen Pfeifen, ſchnarrenden Antilopenhörnern, tiefklingenden Poſaunen und kreiſchenden Dudelſäcken einen ſinnverwirrenden Lärm hervor, während die Bevölkerung Kukas durch große Pulververſchwendung ihre Freude zu bezeugen ſuchte; beides Muſiklärm und Flintengeknall, erreichten ihren Höhepunkt vor der Königswohnung, in die Bû Aïſcha ſofort zur Begrüßung gerufen wurde.

Daß dem Ueberbringer der Geſchenke des damaligen Königs von Preußen nicht dieſelbe Ehre des ſofortigen Empfangs zu Theil wurde, mußte Nachtigal als eine Hintanſetzung anſehen, und er machte demgemäß dem Titiwi gegenüber aus ſeiner Verſtimmung kein Hehl; denn auch die Wohnung, welche ihm zum Gebrauch angewieſen war, zeigte ſich anfangs unzureichend und wurde erſt durch Drohungen in einen brauchbaren Zuſtand verſetzt. Unterdeß war aber der Scheich Omar von der Unzufriedenheit des Deutſchen in Kenntniß geſetzt worden und ließ dieſen ſofort erſuchen, zum Empfange zu erſcheinen. Nachtigal zögerte nicht, und als er im Palaſte ankam, fand er den Scheich mit untergeſchlagenen Beinen auf der Bank ſitzen. Vor ihm auf dem Divan lag ſein Königsſchwert, neben ihm auf einem Kiſſen ein mit Silber ausgelegter Karabiner, und am Boden vor ihm ſtanden gelbe, nach tuniſiſcher Sitte gearbeitete Pantoffeln. Seine ganze Erſcheinung war die eines wohlhabenden Fezzaners, erinnerte durch die Einfachheit der Kleidungsſtücke in Farbe und Verzierung an ſeinen religiöſen Charakter und zeichnete ſich durch die höchſte Sauberkeit aus. Er ſchien ein Mann von mittlerer Größe, von runden Formen zu ſein, war von durchaus ſchwarzer Hautfarbe, vollem Geſichte und, als er die verhüllende Turbantour entfernte, von überaus freundlichem Ausdrucke ſeines intelligenten Geſichtes. Dabei zeigten die einzelnen Theile deſſelben Nichts von den Mißverhältniſſen, mit denen man ſich die Neger vorzuſtellen liebt; Naſe, Mund und Backenknochen waren, wenn nicht edel, ſo doch ziemlich regelmäßig angeordnet. Nach den gebräuchlichen Begrüßungsformeln und Erkundigungen über die Reiſe ſäumte Nachtigal nicht, ſeiner Klage über die Vernachläſſigung ſeiner als Geſandten eines mächtigen Fürſten Ausdruck zu geben; der Scheich ſuchte ſie durch die Verſicherung, daß er über den Zweck ſeines Beſuches nicht genügend unterrichtet worden ſei, und außerdem durch das Geſchenk eines ſeidegefütterten Burnus von feinem, ſchwarzem Tuche zu beſchwichtigen. Nachtigal gab ſich damit zufrieden und zog ſich zurück, um ſich von dem Zuſtande der Geſchenke zu über-

zeugen, deren Ueberreichung der Scheich ſchon für den nächſten Tag wünſchte. Glücklicher Weiſe war alles gut erhalten mit Ausnahme eines Harmoniums, das wegen mangelhafter Verpackung bei dem Wüſtentransport ſo gelitten hatte, daß es auf keine Weiſe zum Ertönen gebracht werden konnte. Die überreichten Geſchenke fanden die volle Bewunderung des Scheich: der rothſammtne, goldverzierte Thronſeſſel, die königlichen Bildniſſe, die Zündnadelgewehre, ſowie eine Anzahl kleinerer Gegenſtände betrachtete er mit großem Intereſſe und freute ſich ſichtlich, ſie in ſeinen Beſitz übergehen zu ſehen.

Unter dem Schutze dieſes ihm gnädig geſinnten Fürſten verweilte Nachtigal vom 6. Juli 1870 bis zum 19. März 1871 in Kuka. Doch reicht der in dem erſten Bande ſeines Reiſewerks erſtattete Bericht, der über die Hauptſtadt ſelbſt, über Kleidung und Nahrung der Bornu-Leute, über Handels- und Marktverhältniſſe in Kuka, über Hof, Regierung und Kriegsmacht des Scheich eine Menge anziehender Details bietet, nur bis zum Schluſſe des Jahres 1870. Das Weitere über den Aufenthalt in Kuka, ſowie die von da aus unternommenen Expeditionen zu bringen verſpricht der zweite Theil, deſſen Erſcheinen mit lebhafter Spannung entgegenzuſehen wir nach dem Inhalte des erſten Theiles wohl berechtigt ſind.

Ein Nekrolog.

Das Auswärtige Amt iſt in Trauer. Als ich das letzte Mal ſchrieb, glaubte ich nicht, daß die Befürchtung, der Staatsſekretär v. Bülow werde ſeine Thätigkeit möglicherweiſe nicht wieder aufnehmen können, ſich nach wenigen Tagen ſchon verwirklichen werde. Es war ein ſchweres Rückenmarksleiden, das den verdienten Staatsmann ergriffen hatte, und es war wenig Hoffnung auf Geneſung vorhanden, aber es war immer noch Hoffnung. Dieſelbe hat ſich nicht erfüllt. Der eingetretenen Lähmung folgte während der Reiſe nach dem Süden, wo Heilung geſucht werden ſollte, der Tod in Geſtalt eines Nervenſchlages, und ſeit geſtern Nachmittag deckt den Miniſter auf dem Friedhofe der zwölf Apoſtel die Erde. Er nimmt den Ruf mit ſich ins Grab, ganz und voll geweſen zu ſein, was der Reichskanzler an der Stelle, an die er ihn berufen, bedurfte: ein treuer, verſtändnißvoller, formgewandter und überaus fleißiger Vertreter und Ausführer der Gedanken, die als Aufgaben des Chefs an ihn herantraten. Wie er nicht weniger war, ſo wollte er bei all dem Selbſtgefühl, zu dem ihn ſeine Gaben und ſein Charakter berechtigten, auch nicht mehr ſein.

Er beſaß in Folge deſſen das Vertrauen des Reichskanzlers wie wenige, und ſeine Arbeitskraft wird im Auswärtigen Amte ſehr ſchwer zu erſetzen ſein.

Bernhard Ernſt v. Bülow gehörte dem mecklenburgiſchen Zweige des weitverbreiteten Adelsgeſchlechts an, deſſen Namen er trug. Am 2. Auguſt 1815 geboren, alſo bei ſeinem Ableben einige Monate jünger als Fürſt Bismarck, widmete er ſich in Berlin, Göttingen und Kiel dem Studium der Rechte und trat dann, vierundzwanzig Jahre alt, in den däniſchen Staatsdienſt, wo er eine Zeit lang als Legationsrath thätig war. In dieſer Stellung entwarf er 1846 den bekannten „Offnen Brief“ des Königs Chriſtian VIII., der als Haupturſache der ſchleswig-holſteiniſchen Erhebung anzuſehen iſt. Als in Folge der letzteren der Krieg zwiſchen Deutſchland und Dänemark ausbrach, nahm er in Kopenhagen zwar ſeinen Abſchied, aber der Verſuch Fritz Reventlows, ihn für den Dienſt unter der proviſoriſchen Regierung in Kiel zu gewinnen, ſchlug fehl, und ſchon 1849 wirkte Bülow als diplomatiſcher Unterhändler wieder für Dänemark, wo er der Partei der Geſammtſtaatsmänner angehörte. 1852 wurde er zum Bundestagsgeſandten für Holſtein und Lauenburg ernannt. In dieſer Eigenſchaft wurde er mit Bismarck bekannt, der ſchon damals ſeine Fähigkeit und ſeinen Charakter hochachten lernte. 1862 verließ Bülow Frankfurt und den däniſchen Staatsdienſt und kehrte nach Mecklenburg zurück, um als Staatsminiſter Chef der Regierung in Strelitz zu werden. 1866 wurde er mecklenburgiſcher Geſandter in Berlin und Mitglied des Bundesrathes, in welcher Stellung er dem Kanzler wieder näher trat, der ihn von neuem ſchätzen lernte und ihn, nachdem durch den Rücktritt des Staatsſekretärs v. Thile der wichtige und vielbegehrte Poſten eines Adlatus in auswärtigen Angelegenheiten erledigt worden und wegen Mangels an geeignetem Erſatz circa anderthalb Jahre nur proviſoriſch beſetzt geweſen war, für den Reichsdienſt gewann. 1874 zum Staatsſekretär ernannt, erhielt er im Juni 1876 den Rang eines preußiſchen Staatsminiſters. 1875 begleitete er den Kaiſer auf deſſen Reiſe nach Italien, und 1878 war er als zweiter Bevollmächtigter des Deutſchen Reiches Mitglied des Berliner Kongreſſes, der nach dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege für Europa den Frieden vermittelte.

Der hingeſchiedene Staatsſekretär wird, ich wiederhole es aus voller Ueberzeugung, ſehr ſchwer zu erſetzen ſein. Damit aber kein Mißverſtändniß entſtehe, bemerke ich, daß ich mich rückhaltlos den Ausführungen gewiſſer Blätter, namentlich der „Weſer-Zeitung“, anſchließe, die vor Ueberſchätzung oder ſonſt unrichtiger Würdigung des Verluſtes warnen, welchen das Auswärtige Amt durch den Tod Bülows erlitten hat. Daſſelbe iſt ſtramm organiſirt und hat nur auszuführen, was ihm vom Chef an- und aufgegeben wird, mag es dabei im Innern des Einzelnen ausſehen, wie es will. Die Räthe haben nicht zu

rathen, ſondern ſich als Glieder des Kanzlers zu betrachten, die, gleich den weiteren Gliedern, den Geſchäftsträgern, Geſandten und Botſchaftern, mit ihrem Wiſſen und Können ſeine Gedanken und Abſichten verwirklichen. Initiative und Einſpruch ſind ausgeſchloſſen. Alles dreht ſich und rührt ſich um einen Willen und thut, was es kann. Und ſo gehört ſichs. Starkes Selbgefühl und die Nothwendigkeit einheitlicher Politik vertragen ſich nicht. Es muß Ordnung ſein, feſte Ordnung, Subordination. Nichts darf an der oder jener Individualität ſtocken. Vor Zeiten war das anders, ohne daß es viel geſchadet hätte. Heute, wo ein fruchtbarer Geiſt und ein energiſcher Wille hier walten und die größten Dinge auf dem Spiele ſtehen, iſt einfach Ordre zu pariren. Niemand darf ſich berufen fühlen, den Selbſtändigen zu ſpielen, und daß der verſtorbene Staatsſekretär dies begriffen, daß ſeine Befähigung und ſeine Denkweiſe derart waren, daß ihn das Bewußtſein ſeines Werthes niemals zu dem Verſuche verleitete, eigne Wege einzuſchlagen, obwohl er als Miniſter Kollege des Kanzlers war, iſt nicht das kleinſte Lob, das ihm in ſeine Gruft mitzugeben war.

Ohne Zweifel war Bülow mit ſeiner Anlage und Erfahrung, ſeiner Geſchäftskenntniß und ſeiner außergewöhnlichen Arbeitskraft im hohen Grade für die Aufgaben geeignet, die ihm als Staatsſekretär zufielen. Aber ebenſo ſicher iſt, daß der Kanzler ihn trotz aller dieſer Vorzüge nicht an ſich herangezogen und ſechs Jahre als oberſten Gehilfen um ſich behalten haben würde, wenn er nicht von vornherein gewußt und es durch den weiteren Verlauf des Verkehrs mit ihm beſtätigt gefunden hätte, daß derſelbe keine eigene Politik vertrat, daß er ſich mit ſeiner Wirkſamkeit ausſchließlich innerhalb der ihm vom Chef vorgezeichneten Linien hielt und thatſächlich nicht mehr ſein wollte als ein durchweg tüchtiger Bureauchef und ein Beamter, der dem Kanzler dadurch, daß er ihm die Routinearbeit, den Verkehr mit den fremden Diplomaten und andere leidige Nothwendigkeiten abnahm, die Hände für wichtigere Dinge freihielt.

Das war ſicher viel werth, aber von einem Antheil an den politiſchen Gedanken des Fürſten konnte bei Bülow ſelbſtverſtändlich ſo wenig die Rede ſein wie bei irgend einem andern Arbeiter im Auswärtigen Amte. Auf die große Politik wird ſein Hingang durchaus keinen Einfluß haben. Diejenigen Friktionen namentlich, an die man zunächſt denkt, wenn man ſich des Artikels in Nr. 42 d. Bl. erinnert, und von denen der Verſtorbene nur als getreuer Vertreter der Anſchauungen und Abſichten ſeines Chefs zu leiden hatte, werden, wie die „Weſer-Zeitung“ ganz richtig bemerkt, „bei ſich darbietendem Anlaſſe für den Reichskanzler immer die nämlichen bleiben, und ſie zu überwinden wird ſtets ſeine Sache ſein“.

Berichtigung.

In Nr. 38 der Grenzboten hat sich in den Artikel, welcher dem Andenken des Ministers v. Gerstenbergk gewidmet ist, ein Fehler eingeschlichen, der auch in Nr. 84 der „Wissenschaftlichen Beilage" zur „Leipziger Zeitung", welche den Grenzboten-Artikel wiedergegeben hat, übergegangen ist. An beiden Stellen heißt es, daß der verstorbene Minister v. Gerstenberg (richtiger Gerstenbergk) „ein Sohn des unter dem Namen v. Gerstenberg geadelten großherzoglich sächsischen Kanzlers Müller in Weimar", des bekannten Goethe-Freundes, gewesen sei.

Diese Angaben sind in doppelter Hinsicht falsch. Der Sachverhalt ist folgender: Der Kanzler v. Müller steht zu der Familie v. Gerstenbergk in keiner verwandtschaftlichen Beziehung. Der verstorbene Altenburger Minister ist ein Sohn des Eisenacher Kanzlers Georg Friedrich Konrad Ludwig v. Gerstenbergk, genannt Müller, der 1838 den 14. Februar zu Rautenberg bei Altenburg starb und durch Adoptirung in den Adelsstand erhoben worden war, nachdem Konrad Ludwig v. Gerstenbergk, welcher herzoglich sächsischer Hofrath und Kreisamtmann in Camburg war, den späteren Kanzler als Sohn angenommen hatte. Der Vater des Eisenacher Kanzlers war der Justizrath Müller in Ronneburg. Offenbar ist der Verfasser jenes Artikels zu seiner Annahme durch den Umstand verleitet worden, daß der Name Müller beiden Familien eigen ist und es im weimarischen Dienste zu gleicher Zeit zwei Kanzler gab: den Kanzler Friedrich v. Müller, den bekannten Freund Goethes, in Weimar und den Kanzler Georg Friedrich Konrad Ludwig v. Gerstenbergk, genannt Müller, in Eisenach.

Natürlich ist es dann ebenso unrichtig, daß der verstorbene Minister v. Gerstenbergk unter dem Namen Zech erst geadelt worden sei. Einer Erhebung in den Adelsstand bedurfte es unter diesen Verhältnissen nicht. Der Name Zech ist von der Mutter des verstorbenen Ministers angenommen worden. Die Gründe für die Annahme dieses Namens haben für weitere Kreise keine Interesse.

Weimar. C. A. H. Burkhardt.

Literatur.

Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Eine Auswahl von Karl Bartsch. Zweite Auflage. Stuttgart, Göschen, 1879.

Wie oft schon sind wir nach einer guten Auswahl aus dem reichen Schatze der mittelhochdeutschen Lyrik gefragt worden von solchen, die das Bedürfniß hatten, ihre Kenntniß der deutschen Minnesinger über den unvermeidlichen, landesüblichen Walther von der Vogelweide hinaus zu erweitern! Das oben erwähnte Buch, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, ist allerdings zunächst für akademische Zwecke berechnet und bestimmt, bei exegetischen Vorlesungen über die altdeutsche Minnepoesie zu Grunde gelegt zu werden; aber es ist doch zugleich auch ein Buch, das gewiß allen Vorstellungen und Wünschen, die man in den weiteren Kreisen der Gebildeten einer solchen Sammlung gegenüber etwa hegen könnte, entsprechen wird. Der Herausgeber hat, wie wir für diejenigen, denen die erste Auflage des Buches (1864) unbekannt geblieben, bemerken wollen, aus nahezu hundert deutschen Minnesingern eine

nach den Dichtern chronologisch geordnete Auswahl getroffen. Die Gefahr der Eintönigkeit, die bei der großen Gleichförmigkeit des Inhalts ja nahe genug liegt, ist dabei nach Möglichkeit vermieden worden; wo irgend charakteristische Klänge ertönen, da sind sie aufgegriffen und festgehalten. Der Liedersammlung voraus geht eine Einleitung, die, prägnant und inhaltreich, gestützt auf zahlreiche Nachweisungen aus den mitgetheilten Liedern selbst, eine kurze Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der mittelhochdeutschen Lyrik und eine eingehende Charakteristik derselben nach Inhalt und Form enthält, woran sich, genau in der Reihenfolge wie in der Anthologie selbst, Nachrichten über Zeit, Heimat und Leben der einzelnen Dichter, verbunden mit reichen Literaturnachweisen darüber, anschließen. Am Schlusse ist ein kritischer Anhang, der über die zu Grunde gelegten Handschriften und die Auswahl der im Texte mitgetheilten Lesarten Rechenschaft gibt, und — ein Wörterbuch beigegeben. Es würden also, um die Sammlung den bekannten volksthümlichen Brockhausschen Ausgaben altdeutscher Dichter anzunähern, nur noch die erläuternden grammatischen und sachlichen Bemerkungen am Fuße des Textes fehlen. Daß dies jedoch ein wirklicher Mangel wäre, möchten wir nicht ohne weiteres behaupten. Daß zum vollen Verständniß unsrer Minnepoesie eine ausreichende Kenntniß der mittelhochdeutschen Grammatik gehört, ist ja selbstverständlich. Ob aber ein ernster und eifriger Leser durch tapferes Sichhineinlesen und aufmerkendes Herüber- und Hinübervergleichen nicht am Ende ebenso weit kommt wie mit Hilfe jener fortlaufenden Erläuterungen und nicht vielleicht obendrein noch größere Freude dabei hat, ist doch die Frage. Eine Hexerei ist es gewiß nicht, sich auch ohne Kommentar in den Urtexten zurechtzufinden. Jedenfalls geben wir der vorliegenden Sammlung den unbedingten Vorzug vor jenen kümmerlichen ins Neuhochdeutsche übersetzten Anthologieen, die in den letzten Jahren erschienen sind, die sich an Reichhaltigkeit mit der Auswahl von Bartsch nicht entfernt vergleichen können und von dem Zauber der Originale doch immer nur eine äußerst schwache Vorstellung gewähren.

Sammlung von Vorträgen für das deutsche Volk. Herausgegeben von Wilhelm Frommel und Dr. Friedrich Pfaff. Erster Band. Heidelberg, C. Winter, 1879.

Diese Vorträge, die ursprünglich einzeln, in zwanglosen Heften, erschienen waren, liegen jetzt zu einem Bande vereinigt vor. Wir haben an solcher Vortragsliteratur keinen Mangel. Im Gegentheil, wir sind im Laufe des letzten Jahrzehnts mit einer wahren Sündfluth von dergleichen überschwemmt worden. Die vorliegende Sammlung nimmt indeß jener großen Masse gegenüber doch eine eigenthümliche und wohlberechtigte Stellung ein. Sie ist vor allen Dingen in einem einheitlichen Geiste geleitet, und dieser Geist ist einer, der unserer Zeit dringend noth thut, den auflösenden Tendenzen gegenüber, die von allen Seiten herandrängen. Ein Theil derselben ist polemischer Natur, so „Kraft und Stoff“ (gegen den Materialismus) und „Ueber den Einfluß des Darwinismus auf unser staatliches Leben“, beide von F. Pfaff, „Die Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu“ von A. Ebrard, „Ueber den Werth des Lebens“ von C. Schaarschmidt (gegen den Pessimismus), andere sind rein geschichtlichen oder geographischen Inhalts. Das ganze Unternehmen ist sicherlich ein zeitgemäßes und im wesentlichen uns sympathisches, wenn wir auch die in den polemischen Aufsätzen verfochtenen Standpunkte nicht in allen Stücken theilen. Volksbibliotheken möchten wir vor allem auf die Sammlung aufmerksam machen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Das Kulturexamen.

In der Sitzung vom 15. Oktober verhandelte die Generalsynode in Berlin über das Gesetz vom 11. Mai 1873, welches den Studirenden der Theologie beider Konfessionen eine wissenschaftliche Staatsprüfung in Philosophie, Geschichte und Literaturgeschichte vorschreibt. Das Gesetz trifft zunächst nur die Studirenden, welche sich der Prüfung zu unterziehen haben, aber es ist doch für das ganze innere Leben der Kirche von Wichtigkeit, welche Anforderungen an die Kenntnisse ihrer Geistlichen gestellt werden, und die Verhandlungen selbst in der Generalsynode waren charakteristisch für die Stellung, welche die verschiedenen Parteien zu den Gesetzen einnehmen, die eine strengere staatliche Aufsicht der Kirche gegenüber bezwecken. Zwei Anträge lagen vor, der eine, von dem Oberkonsistorialrath Kögel eingebracht, war auch von Mitgliedern der evangelischen Vereinigung wie Professor Beyschlag unterzeichnet; er forderte, daß die genannte Prüfung überall mit der ersten theologischen Prüfung verbunden und durch Mitglieder der theologischen Prüfungskommission abgenommen werde; der zweite, von streng Konfessionellen eingebracht, verlangte den gänzlichen Wegfall jener Prüfung. Aber auch Dr. Kögel begründete in einer Rede, mit der er wiederholt „große Heiterkeit" bei der Versammlung zu erregen wußte, seinen Antrag so, daß er die Prüfung als vollständig überflüssig hinstellte; er unterschied sich von der Auffassung des Vertreters des zweiten Antrags, v. Kleist-Retzow, nur darin, daß er der Synode den Beruf absprach, auf Aenderung der Maigesetze zu dringen. Seine Auffassung fand auch die Beistimmung des Präsidenten des Oberkirchenraths Hermes, welcher die Erklärung abgab, daß seitens des Oberkirchenraths für Beibehaltung des „Kulturexamens" nicht eingetreten werde, eine Diskussion über Aenderung der Gesetzgebung aber für inopportun erklärte. Da auch der Kultusminister diesen Anschauungen sich anschloß, wenn er auch persönlich an bestehenden Gesetzen eine Kritik nicht üben wollte, und da er zugleich versprach, sehr erhebliche Erleichterungen für

die Examinanden herbeizuführen, so wurde der zweite Antrag zurückgezogen und der Kögelsche fast einstimmig angenommen.

Die Generalsynode sah in dem Gesetze vom 11. Mai 1873 ein ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen den wissenschaftlichen Sinn der Theologen, eine Zurücksetzung gegen die Studirenden anderer Fakultäten, an welche die gleiche Anforderung nicht gestellt werde, eine Benachtheiligung der Kirche selbst, weil faktisch durch das Gesetz eine vierjährige Studienzeit nöthig gemacht werde, was bei dem herrschenden Mangel an Theologen und der Mittellosigkeit der meisten, welche dies Studium ergreifen, große Nachtheile zur Folge habe. Ueberdies sei das Gesetz wesentlich gerichtet gegen die katholischen Theologen, über deren Mangel an allgemeiner wissenschaftlicher Bildung Klage erhoben sei, treffe aber in Wahrheit nur die evangelischen Theologen, da sich bis jetzt kein katholischer Student jener Prüfung unterzogen habe.

Wir wissen nicht, wie weit auch Universitätsprofessoren wie Beyschlag dem Wunsche nach gänzlicher Beseitigung des „Kulturexamens" beistimmen. Jedenfalls hat die Generalsynode der in den zunächst betheiligten Kreisen herrschenden Stimmung einen Ausdruck gegeben. Die Unzufriedenheit über das Gesetz ist unter den Theologen der verschiedenen Richtungen allgemein. Sich prüfen lassen ist nie angenehm, und jede Prüfung, auch die in allgemeiner Bildung, erfordert ein gewisses Maß spezieller Vorbereitung, die auch für den wissenschaftlich Strebsamen nicht erfreulich ist. Zu derselben Zeit, wo den Juristen die eine Prüfung von dreien erlassen wird, wird den Theologen eine neue Prüfung zugelegt. Der Vergleich erregt natürlich eine gewisse Erbitterung, zumal der Gedanke nahe liegt, das Gesetz würde nicht gegeben sein, wenn nicht an leitender Stelle die Meinung herrschte, daß die Theologen mehr als andere Studirende ihre Fortbildung in den Gegenständen der allgemeinen Bildung vernachlässigten. Denn daß für Juristen Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Literatur ebenfalls wünschenswerth, ja nothwendig sei, werden doch die Juristen selbst nicht in Abrede stellen.

Nun, so schlimm, wie man in theologischen Kreisen die Sache ansieht, liegt sie nicht. Die Theologen sind nicht die einzigen, von denen eine solche Prüfung gefordert wird. Auch der Mediziner muß nach dem vierten Semester seiner Studienzeit in Gegenständen, welche für sein Fach nebensächlich, für seine allgemeine Bildung von besonderer Wichtigkeit sind, in Chemie, Physik und beschreibenden Naturwissenschaften, sich einer Prüfung unterziehen, die gewiß nicht minderen Zeitaufwand und wohl eingehendere Spezialstudien erfordert als jene Prüfung der Theologen. Auch der Mathematiker und Philolog, der nur die Berechtigung, in seinem Fache zu unterrichten und dafür als Lehrer angestellt zu werden, erlangen will, muß doch seine allgemeine Bildung

nicht blos in Philoſophie und Pädagogik, auch in Religion, Geſchichte, Geographie und Sprachen, die nicht ſein Spezialfach ſind, nachweiſen. Bei manchem, deſſen Abiturientenzeugniß das Prädikat „Gut“ oder ſelbſt „Vorzüglich“ in der Religion ſchmückt, wird dann im Staatsexamen die allgemeine Bildung in der Religion für ungenügend erfunden, er erhält eine niedrigere Zeugnißnummer und muß vor ſeiner Anſtellung als Lehrer ſich einer Nachprüfung unterziehen. Die Studirenden der Jurisprudenz ſind ſomit die einzigen, denen der Nachweis allgemeiner Bildung erlaſſen iſt. Ob der gegenwärtige Zuſtand, wonach für ſie ein Semeſter oder höchſtens ein Jahr mäßiger Anſtrengung zur Vorbereitung für das erſte Examen ausreicht, ihnen ſelbſt vortheilhaft iſt, ſoll hier nicht erörtert werden. Sicherlich haben die Erfahrungen der betreffenden Prüfungskommiſſionen gelehrt, wie wünſchenswerth für viele Theologen auch eine äußere Nöthigung iſt, ihre allgemeine Bildung nicht zu vernachläſſigen, und wie mangelhaft bei vielen die Kenntniſſe in jenen Gegenſtänden ſind, die ſie doch nicht entbehren können, um ihr Amt voll und ganz auszufüllen. Das läßt ſich auch durch Scherze nicht widerlegen, wie ſie Herr Dr. Kögel vorbrachte: daß ja nicht die theologiſchen Fakultätsangehörigen allein das Recht hätten, verwirrt zu antworten, und daß man auch eine Sammlung ſchiefer und verwirrter Fragen der Examinatoren anlegen könne. Die Reſultate der Prüfungen zeigen einerſeits, daß trotz aller Reglements und aller Beaufſichtigung durch die Behörden die Leiſtungen unſerer Gymnaſien in Geſchichte und Literaturgeſchichte doch nicht die Gleichmäßigkeit und Gründlichkeit in der Durchbildung haben, die wünſchenswerth wäre; ſie zeigen andrerſeits, daß der jugendliche Geiſt eine wahrhaft bewundernswerthe Fähigkeit hat, Gelerntes zu vergeſſen. Je mehr die ſich ſteigernden Anforderungen in den Spezialfächern die Thätigkeit der Studirenden in Anſpruch nehmen, umſomehr hat der Staat die Verpflichtung, darauf zu halten, daß die allgemeine Bildung nicht vernachläſſigt werde. Nun kann man ſagen, daß ein großer Theil der Theologieſtudirenden ſpäter Hauslehrerſtellen annimmt oder anderweitigen Unterricht ertheilt und dadurch eine Nöthigung erhält, jene Lücken auszufüllen. Aber es iſt doch immer ſehr mißlich, wenn jemand erſt als Lehrer anfängt, das zu lernen, was er als Lehrer braucht, und bei dem jetzigen Mangel an Theologen, in Folge deſſen jeder nach Abſolvirung der vorgeſchriebenen Prüfungen ſofort in das geiſtliche Amt eintritt, wird die Zahl der Theologen, welche zwiſchen der Univerſitätszeit und dem Eintritt in das Amt als Lehrer thätig ſind, weſentlich geringer, als ſie früher war. Auch die Schulaufſicht, welche die Geiſtlichen zum Theil auszuüben haben, rechtfertigt die Forderung des Staates, daß ſie ihre pädagogiſche und allgemein wiſſenſchaftliche Bildung nachweiſen. Aus dieſen Gründen können wir der in der Generalſynode vielfach lautgewordenen

Anſicht, die im „Kulturexamen“ nur eine überflüſſige Beläſtigung der Theologen ſieht, nicht beiſtimmen.

Daß eine vierjährige Studienzeit für die Theologen nöthig werde, iſt ſicherlich durch das Geſetz nicht beabſichtigt; es kann das, wenn es wirklich der Fall iſt, nur an der Handhabung des Examens oder vielleicht an der Inſtruktion liegen. Die letztere ſchreibt vor: „Der Kandidat muß von dem Begriff der Philoſophie und ihren verſchiedenen Diſziplinen eine deutliche Erkenntniß haben und mit der Geſchichte der Philoſophie ſo weit bekannt ſein, daß er das Charakteriſtiſche der epochemachenden Syſteme ſowie ihr gegenſeitiges Verhältniß in ihrer Aufeinanderfolge anzugeben im Stande iſt. Er muß ferner eine nähere Bekanntſchaft mit den Grundlehren der Pſychologie und Logik, ſowie mit denjenigen Syſtemen wiſſenſchaftlicher Pädagogik nachzuweiſen vermögen, welche in den letzten zwei Jahrhunderten einen nachhaltigen Einfluß auf Erziehung und Unterricht gehabt haben.“ Dieſe Forderungen kann man im Prinzip als richtig anerkennen, und doch geben ſie dem Examinator die Möglichkeit, ja einen gewiſſen Antrieb, über das Maß deſſen hinauszugehen, was man billig nach dreijährigem Studium der Theologie fordern kann. Die Folge iſt dann, daß die Furcht vor dem Examen die Studenten in die Kollegien des Examinators treibt, daß ſie dort eifrig ein Heft nachſchreiben, dieſes ſich „einpauken“ und ſo den Anforderungen des geſtrengen Herrn am beſten zu genügen glauben und vielleicht auch wirklich am leichteſten genügen. Aber iſt das der Zweck der Prüfung, daß ein gewiſſes Wiſſen äußerlich aufgerafft werde, das nach der Prüfung ſchnell vergeſſen wird? Der Theologe ſoll ſich vor allem über die natürlichen Grundlagen, welche die Religion in der menſchlichen Seele hat, durch Studium der Pſychologie klar werden, er ſoll den Gegenſatz zwiſchen Vernunft- und Offenbarungsglauben im Prinzip erkennen, er ſoll die Verſuche, welche die Philoſophie gemacht hat, die Fragen durch das Denken zu beantworten und zu erweiſen, deren Löſung der gläubige Menſch in ſeinem religiöſen Gefühl vorwegnimmt, wenigſtens in ihren hauptſächlichen Erſcheinungen verſtehen und nachprüfen. Hat er dieſen Studien mit Ernſt obgelegen, ſo wird er, welcher theologiſchen Richtung er auch immer ſich zuwenden mag, mit Dank anerkennen, was er der Philoſophie ſchuldet. Aber mit dem 22. Jahre, wo etwa die meiſten ihr theologiſches Triennium abſolvirt haben, können ſolche Studien erſt begonnen, keineswegs zum Abſchluß gebracht ſein, und gerade bei ihnen iſt eignes Denken und ſelbſtändiges Forſchen hundertmal mehr werth als ſelbſt ein mannigfaltiges äußerlich eingeprägtes Wiſſen. Schwierig iſt darum auch die Aufgabe des Examinators, ſchwieriger noch iſt es, durch eine Inſtruktion die Willkür des Examinirenden zu beſchränken und doch die Anforderungen zu wahren, die nothwendigerweiſe geſtellt werden

müſſen. Aber rechnet nicht jede Inſtruktion auch auf den Takt und die maßvolle Beurtheilung des Examinators? So wenig eine ſchroffe Handhabung des Examens zu billigen iſt, die zu viel an Einzelkenntniſſen oder zu einſeitig die Wiedergabe der Vorträge des Examinators fordert, eben ſo ſehr wäre es zu bedauern, wenn die in Ausſicht geſtellten ſehr erheblichen Erleichterungen den Theologen die Nothwendigkeit ernſter philoſophiſcher Studien abnehmen und dadurch die ganze Prüfung zu einer Spielerei machen ſollten.

Minderen Anſtoß erregen wohl die Forderungen in Geſchichte und Literaturgeſchichte, weil ſie ſich an Diſziplinen anſchließen, die ſchon auf dem Gymnaſium getrieben worden ſind. Die Forderung, daß der Kandidat einen ſicheren Ueberblick über die allgemeine Entwickelung der Weltgeſchichte beſitze und mit der neueren, vornehmlich mit der vaterländiſchen Geſchichte genauer bekannt ſei, ſtimmt ziemlich mit der Forderung des Abiturientenexamens überein, und ein verſtändiger Examinator wird ja am wenigſten bei dieſer Prüfung verlangen, daß der Examinand ſein Gedächtniß mit Jahreszahlen mehr, als nöthig iſt, belaſtet habe. Wenn dann aber in der Inſtruktion hinzugeſetzt iſt, ein beſonderes Augenmerk ſei darauf zu richten, ob der Kandidat von den die verſchiedenen Zeiträume beherrſchenden Ideen ſowohl nach der politiſchen Seite, wie nach der Kulturentwickelung hin eine klare Vorſtellung habe, ſo kann freilich darauf hin der Examinator ſozuſagen das Blaue vom Himmel herunter fragen. Der 22jährige Jüngling, der dieſer Anforderung im vollen Umfange genügen ſollte, müßte ein beſonderes Genie ſein. Jeder, der Erfahrung hat, weiß, wie beſcheidene Anforderungen auch der tüchtigſte Geſchichtslehrer einer Prima in dieſer Beziehung an ſeine Schüler ſtellen muß, und nach dreijährigem Studium der Theologie ſoll dann jemand über die herrſchenden politiſchen und Kulturideen aller Epochen der Weltgeſchichte eine klare Vorſtellung haben! Selbſt an diejenigen, welche Geſchichte ſtudirt haben und ſich das Recht, darin in Prima zu unterrichten, erwerben wollen, wird durch das Reglement der Oberlehrerprüfung eine ſolche Forderung nicht geſtellt. Hier würde eine andere Faſſung der Inſtruktion wohl am Platze ſein.

Nur beiſtimmen kann man dagegen der Forderung in Betreff der Literaturgeſchichte, daß die hervorragenden Schriftſteller der deutſchen Nationalliteratur vornehmlich aus den letzten beiden Jahrhunderten dem Kandidaten nicht unbekannt ſein dürfen und er eine eingehendere Beſchäftigung mit einigen der bedeutendſten klaſſiſchen Werke nachweiſen muß. Die Prüfung ſoll dem Kandidaten Gelegenheit geben, ſich in dieſer Beziehung über die nach freier Wahl betriebenen Studien auszuſprechen. Wird dieſe Forderung verſtändig gehandhabt, ſo beanſprucht ſie nichts anderes, als was man von jedem Gebildeten verlangen und was der Gymnaſialunterricht im Deutſchen erſtreben muß. Der

letztere soll das Interesse an der vaterländischen Literatur so wecken, daß das Studium derjenigen klassischen Werke, zu denen jeden die Neigung führt, auf der Universität mit reiferem Verständniß fortgesetzt werde.

Der fast einstimmige Wunsch der Generalsynode war, wie gesagt, daß die Prüfung mit der ersten theologischen Staatsprüfung verbunden und so vor Männern abgelegt werde, welche den Kandidaten innerlich näher stehen als die Mitglieder der rein staatlichen Prüfungskommission. Dagegen läßt sich kaum etwas einwenden; es sind ja auch schon jetzt in den meisten Kommissionen für das „Kulturexamen" zum Theil Männer, welche auch in dem theologischen Examen mitprüfen. Auch für die künftigen Lehrer ist der Nachweis der allgemeinen Bildung mit dem Staatsexamen verbunden. Nur wäre es dann allerdings zu wünschen, daß die theologische Prüfungskommission durch einen Professor der Philosophie, eventuell der Literaturgeschichte verstärkt werde. Auch die Mathematiker und Philologen haben den Nachweis ihrer allgemeinen Bildung in der Religion vor einem Professor der Theologie zu führen, und mit Recht; denn der Examinator soll das ganze Gebiet seiner Wissenschaft beherrschen. Jedenfalls wollen wir noch nicht gegen die ganze Einrichtung Sturm laufen; in Berücksichtigung, daß bei jeder neuen Einrichtung anfänglich die Unbequemlichkeiten sich fühlbarer machen, auch Mißgriffe leichter vorkommen als später, wollen wir erst erproben, ob nicht am Ende bei besonnener Handhabung des Examens und gewissen Modifikationen des Reglements die Klagen verstummen und die segensreichen Folgen des Gesetzes zu Tage treten werden.

Die Goldne Pforte in Freiberg.

Wenn wir die antike und die moderne Kunstwissenschaft hinsichtlich ihrer einzelnen Zweige und der Pflege, welche diese Zweige gefunden haben und noch finden, mit einander vergleichen, so gewahren wir einen auffälligen Unterschied. In der klassischen Archäologie sind historische und stilistische, ikonographische und technische Fragen von jeher mit gleichem Interesse behandelt worden, so lange es überhaupt eine Wissenschaft von der alten Kunst als selbständige Disziplin gibt. Wer war der Künstler? Wann lebte er? Welches waren die Veranlassungen und die Schicksale seines Werkes? Was stellt es dar? Wie ist es gemacht? Wie ist es gelungen? — von allen diesen Fragen ist den Werken der alten Kunst gegenüber nie eine zu Gunsten der andern ver-

nachläſſigt, nie eine auf Koſten der übrigen bevorzugt worden. Von hiſtoriſchen und Stilfragen wird dies jeder ohne weiteres zugeſtehen. Aber es gilt auch von techniſchen. Wenn auch z. B. die Frage nach der Technik der pompejaniſchen Wandmalereien erſt in jüngſter Zeit durch die abſchließenden Unterſuchungen Donners endgiltig beantwortet worden iſt, beſchäftigt hat ſie die Wiſſenſchaft doch von Anfang an ſo gut wie die Fragen über die Enkauſtik, die Thonfabrikation, die Vaſenmalerei, den Bronzeguß, die Goldelfenbeintechnik der Alten und manches Verwandte. Die Ikonographie vollends — der Ausdruck iſt in der Alterthumswiſſenſchaft freilich nicht rezipirt, aber wir wollen ihn einmal aus der neueren Kunſtwiſſenſchaft herübernehmen — iſt von der Archäologie von jeher aufs eifrigſte angebaut worden. Die Frage: Welche Götter- oder Heroengeſtalt, welche Szene des Mythus oder der Sage ſtellt dies oder jenes Kunſtwerk dar? korreſpondirend mit der andern Frage: Wie iſt die oder jene Geſtalt oder Szene des Mythus oder der Sage in der alten Kunſt dargeſtellt worden?, alſo die gegenſtändliche Interpretation des einzelnen Kunſtwerkes, und ihr entſprechend die ſyſtematiſche Behandlung der Kunſtmythologie, die ja neun Zehntel der antiken Ikonographie ausmacht, ſie ſind von Anfang an mit größtem Eifer behandelt worden, und gegenwärtig hat wohl kein Gebiet der archäologiſchen Wiſſenſchaft eine ſo großartige ſyſtematiſche Darſtellung aufzuweiſen, wie ſie Johannes Overbeck in ſeiner umfaſſend geplanten „Griechiſchen Kunſtmythologie“ begonnen und ſchon um ein Bedeutendes gefördert hat.

Ganz anders in der neueren Kunſtwiſſenſchaft. So gewaltige Fortſchritte dieſe auch in der letzteren Zeit in der hiſtoriſchen Forſchung gemacht hat, ſo reichliche Veranlaſſung ſie gehabt hat, namentlich in Folge der auf die Hebung des Kunſtgewerbes gerichteten Beſtrebungen, ſich um die ja zum guten Theil verloren gegangene Technik vergangener Kunſtperioden zu kümmern, ſo dürftig iſt es um die Ikonographie der chriſtlichen Kunſt, die „Ikonographie Gottes und der Heiligen“, um dieſen Titel des bekannten Buches von J. Weſſely hier zu brauchen, um die chriſtliche Kunſtmythologie beſtellt; wiſſenſchaftlichen Anſprüchen gegenüber ſteht ſie thatſächlich noch in ihren allererſten Anfängen. Einem Werke wie Overbecks „Griechiſcher Kunſtmythologie“ hat die neuere Kunſtwiſſenſchaft nichts an die Seite zu ſetzen. Mit Recht klagt Alwin Schultz, daß die Kunſtgeſchichte des Mittelalters bei allen Erfolgen, die ſie aufzuweiſen habe, doch in einer Richtung bis jetzt wenig oder gar keinen Fortſchritt gemacht habe: in der wiſſenſchaftlichen Interpretation der Denkmäler. „Noch immer glaubt man mit einiger Kenntniß der Bibel allenfalls der Aufgabe gewachſen zu ſein, die Bilder und Sculpturen des Mittelalters zu erklären; und die Attribute der gewöhnlich dargeſtellten Heiligen, in Compendien oder Tabellen geſammelt, ſcheinen für den Handgebrauch, den betreffenden Heiligen zu erkennen,

völlig auszureichen." Die christliche Mythologie als Basis der Denkmälererklärung steht gegenwärtig noch auf demselben Standpunkte, auf dem die antike Mythologie etwa vor achtzig Jahren stand, zu Schillers Zeit, als man sich in zweifelhaften Fällen noch aus K. Ph. Moritz' Mythologischem Wörterbuche Raths erholte.

Der Grund für diese Erscheinung ist nicht schwer anzugeben. Nicht daß die ikonographischen Studien in der christlichen Kunst besonders abschreckender Schwierigkeit wegen gemieden würden — wenn die moderne Kunstgeschichte auf der einen Seite in die archivalische Forschung, auf der andern in das Studium von Handzeichnungen, Skizzen und Entwürfen sich vertieft, so bewegt sie sich auf einem gewiß nicht minder schwierigen Terrain —, sondern der Grund liegt einfach in dem verschiedenen Entwickelungsgange, den die antike und die moderne Kunstwissenschaft genommen haben. Längst hatte es eine Archäologie gegeben, ehe es eine Kunstwissenschaft gab. Die Denkmäler der alten Kunst hatten längst neben den Werken der alten Schriftsteller als Quellen für die Erkenntniß des antiken Lebens und Glaubens gegolten, hatten längst um des Gegenstandes der Darstellung willen interessirt, ehe sie anfingen, als Kunstwerke zu interessiren und betrachtet zu werden. Noch J. F. Christ in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den man so oft als Vorläufer Winckelmanns bezeichnet hat, steht den Werken der alten Kunst gegenüber auf wesentlich „antiquarischem" Standpunkte. Erst durch Winckelmanns bahnbrechende Arbeiten ist die Kunstwissenschaft von der Alterthumswissenschaft als selbständige Disziplin abgesenkt worden, wie die junge Zwiebel von der alten. Die „antiquarische" Auffassung hat aber neben der kunsthistorischen Forschung und der aesthetischen und stilistischen Betrachtung alter Kunstwerke nie ihre Wichtigkeit verloren, und noch heute interessirt den Herausgeber eines antiken Vasenbildes oder Sarkophagreliefs in erster Linie der Gegenstand der Darstellung. Als dagegen die moderne Kunstwissenschaft der älteren Schwester zuerst an die Seite trat, folgte sie unwillkürlich zunächst dem historischen Zuge, sie erforschte vor allem das Leben der Künstler und die Geschichte ihrer Werke. Das Interesse für die ikonographischen Aufgaben der Kunstbetrachtung, für die Gegenstände der Darstellung und die Quellen, aus denen die Kunst des Mittelalters und der Renaissance ihre Stoffe geschöpft, blieb zunächst im Hintergrunde stehen und hat auch bis auf den heutigen Tag noch nicht recht in Fluß kommen wollen.

Soviel ist ja sicher und allbekannt, daß als die Hauptquellen der mittelalterlichen Kunstdarstellungen auf der einen Seite die Bibel, auf der andern die Heiligenlegende zu gelten haben. Aber wie unbestimmt und verschwommen sind die Vorstellungen, die man sich bis jetzt von dem Verhältniß der mittel-

alterlichen Künſtler zu dieſen ihren Quellen gemacht hat! Was die Legende betrifft, ſo ſchlägt wohl die Kunſtwiſſenſchaft, wenn es gilt, das Leben eines einzelnen Heiligen näher kennen zu lernen, um zu beſtimmen, welche Ereigniſſe deſſelben der Maler oder Bildhauer dargeſtellt hat, in modernen Heiligenbiographieen nach oder zieht die Acta Sanctorum des Laurentius Surius oder der Bollandiſten zu Rathe. Aber dieſe rieſigen Kompilationen des 17. Jahrhunderts geben doch nicht die naiven Legenden des Mittelalters, wie ſie dem gläubigen Volke, wie ſie vor allem dem mitten im Volke ſtehenden ſchaffenden Künſtler bekannt und geläufig waren. Wer die Legenden in dieſer unverfälſchten Form kennen lernen will, der muß ihre volksthümlichen poetiſchen Bearbeitungen im Mittelalter aufſuchen. Zum erſten Male hat vor kurzem Alwin Schultz in Breslau mit der wichtigſten und zugleich anmuthigſten Legende des Mittelalters, der Marienlegende, den Anfang zu einer derartigen Behandlungsweiſe gemacht.*) Er hat aus Wernher's von Tegernſee Gedicht zu Ehren der Jungfrau Maria, Philipps des Karthäuſers „Marienleben", Konrads von Fuſſesbrunn Gedicht von der Kindheit Jeſu, Konrads von Heimesfurt „Himmelfahrt Mariae", Walthers von Reinau „Marienleben", Peter Suchenwirths Gedicht von den ſieben Freuden der Maria und anderen volksthümlichen Mariendichtungen des Mittelalters, die ſämmtlich indirekt auf die apokryphen Evangelien des Jakobus, des Pſeudo-Matthaeus, des Thomas, des Nikodemus zurückgehen, eine ausführliche Erzählung vom Leben der Jungfrau Maria zuſammen- und dieſer Erzählung dann eine Ikonographie des Marienlebens, zunächſt mit Beſchränkung auf die mittelalterliche Kunſt, gegenübergeſtellt. Er hat damit gezeigt, auf welchem Wege einmal zu einer umfaſſenden chriſtlichen Kunſtmythologie zu gelangen ſein wird, und zugleich einen erſten, werthvollen Beitrag dazu geſpendet, von dem man nur wünſchen kann, daß er bald Nachahmung finden möge.

Wie aber hier Schultz den Weg gezeigt hat, um für die große Maſſe der legendariſchen mittelalterlichen Kunſtdarſtellungen zum richtigen Verſtändniß zu gelangen, ſo hat Anton Springer neuerdings in einer kleinen, aber höchſt gehaltvollen Schrift endlich die unklaren Vorſtellungen, die man bisher von der Bibel als Quelle mittelalterlicher Kunſtdarſtellungen hatte, beſeitigt und die wahren, direkten Quellen, aus denen die Künſtlerphantaſie des Mittelalters ſchöpfte, in überraſchender Weiſe aufgedeckt. Die Arbeit, welche den Titel führt: „Ueber die Quellen der Kunſtdarſtellungen im Mittelalter", iſt veröffentlicht in den „Berichten der K. ſächſ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften"

*) Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria und ihre Darſtellung in der bildenden Kunſt des Mittelalters. Von Alwin Schultz. Leipzig, Seemann, 1878. Die oben im Text angeführte Klage ſtammt aus dieſer Schrift.

(1879) und umfaßt im ganzen 40 Druckseiten. Aber mit diesen anspruchslosen 40 Seiten, die hier im Schatten akademischer Sitzungsberichte aufgehoben worden sind — begraben, beigesetzt, möchte man sagen —, wo schwerlich viele Leute darnach suchen werden, ist der Kunstwissenschaft ein größerer Dienst erwiesen als mit manchem dickleibigen Buche, das sich anspruchsvoll ans Licht der Oeffentlichkeit drängt. Es ist so kurze Zeit erst her, daß Springer alle ernsteren Freunde der Kunstwissenschaft durch die reife und schöne Frucht seiner Raffael- und Michelangelo-Studien erfreut hat, und er ist seitdem schon wieder so emsig dabei gewesen, aus dem reichen Schatze seines Wissens auch den weitesten Kreisen mit einer Liebenswürdigkeit, „von der niemand nichts weiß", zu spenden, daß ihn wohl kaum jemand gleichzeitig auf den dornigen Pfaden der Quellenerforschung mittelalterlicher Kunstdarstellungen vermuthet haben wird. Sicherlich wird es den Lesern d. Bl. willkommen sein, wenn wir versuchen, im Nachfolgenden die interessanten Resultate der Springerschen Forschungen in Kürze vorzulegen.

Springer zeigt, daß zahlreiche Bildmotive der mittelalterlichen Kunst zwar schließlich in der Bibel wurzeln, ihre ganze Auffassung aber, ihre Anordnung und ihr Zusammenhang so wesentlich verschieden von den betreffenden biblischen Stellen ist, daß wir unbedingt eine andere Quelle unmittelbarer Anregung und Belehrung annehmen müssen, als die biblischen Schriften sie boten. Was die Auffassung betrifft, so gehen z. B. die zahlreichen Thiergestalten, die einen Hauptbestandtheil des frühmittelalterlichen Bilderkreises bilden, und in denen man bis in die neueste Zeit herein seltsame Auswüchse einer phantastischen, dunkeln Symbolik vermuthet hat, zum guten Theil auf Psalmstellen zurück, in denen der Bilderstoff freilich nicht bestimmt abgegrenzt vorliegt, die die Phantasie des Mittelalters sich aber in eine konkrete sinnliche Form umsetzte. Das weitverbreitete Bild Christi z. B., der auf dem Löwen und dem Otter geht und auf den jungen Löwen und Drachen tritt, die Bilder, in denen Heilige auf Menschen und Thiere wie auf einen Schemel ihre Füße legen, Löwen eine Menschengestalt (die Seele) im Rachen gepackt halten u. ähnl., beruhen sämmtlich auf den poetischen Vorstellungen von Psalmstellen, welche die lebendige Phantasie des Mittelalters sich unmittelbar in Bilder verwandelte. Dieselbe Phantasie aber war es, die in der Anordnung und Verbindung von Einzelgestalten, Gruppen und Szenen weit über den biblischen Text hinausging. Durch das ganze Mittelalter hindurch läßt sich die sogenannte „typologische" Auslegung der Bibel verfolgen, die überall nach „Praefigurationen" sucht. Anfangs beschränkte sich dieselbe auf die Ergründung eines tieferen Sinnes, der hinter dem schlichten äußeren Wortsinn lauschen soll; namentlich wird der Nachweis geführt, daß in Christus nur erfüllt werde, was die Propheten des alten Bundes verheißen haben. All-

mählich aber umspannte diese Typologie wie eine Kette die ganze Welt der Vorstellungen und Erscheinungen, zog auch das Thierreich und die moralischen Begriffe in ihren Kreis und fand kaum eine Grenze. Mit unermüdlicher Spitzfindigkeit wurden typologische und moralisch-allegorische Erklärungen auf einander gehäuft, und sie würden wahrscheinlich den Sinn vollständig verwirrt haben, wenn nicht glücklicherweise fast immer dieselben Objekte des Mysteriums sich herausgestellt hätten. Immer wieder wird auf das ewige Leben, auf die Kirche, auf die Gemeinschaft der Gläubigen, auf die Tugend und die Sünde, den Sieg des Guten, die Niederlage des Bösen Bezug genommen, immer wieder betont, daß diese unter den Bildern des alten Testaments, der Thierwelt, der Theile der Erde u. s. w. verstanden werden. Aegypten und Babylon bedeuten die Welt, Nebukadnezar den Teufel, Jerusalem das Paradies, der arme Lazarus die Frommen, der Zöllner, der mit dem Pharisäer betet, die Heiden, der König, der seinem Sohne die Hochzeit ausrichtet, Gottvater, der seinen Sohn der Kirche vermählt. So stehen auch die vier Paradiesesflüsse, die vier Weltgegenden und die vier Evangelien mit einander in Verbindung, die Ameisen, die Bienen, die Seidenraupen und die Spinnen bieten Beispiele des christlichen Lebens. Namentlich zahlreich sind die Beziehungen, die zwischen einzelnen Thieren und dem Teufel und der Sünde walten. In dieser typologischen Weise muß die überwiegende Mehrzahl aller Bilder, in denen die kirchliche Kunst des frühen Mittelalters sich bewegt, gefaßt werden.

Woher nun, fragt Springer, entlehnten die Künstler diese Bilder? Daß sie aus den weitzerstreuten, nicht immer leicht zugänglichen Schriften der Kirchenväter und Theologen mühsam die brauchbaren Motive zusammengesucht und sich persönlich längeren Vorarbeiten literarischer Natur unterzogen haben sollten, ist unwahrscheinlich. Wir müssen auch für die biblischen Stoffe, ebenso wie für die Heiligenlegenden, nach der volksthümlichen Quelle ausspähen, aus denen die Künstler ihre Anregung holten. Auf *eine* solche Quelle aber wenigstens können wir auch heute noch „den Finger legen", auf eine Quelle, welche der Phantasie des Volkes in jener Zeit eine Fülle von Vorstellungen zuführte, allen gemeinsam und leicht verständlich war, und welche denn auch eifrig benutzt wurde: das war die Predigt und das im Gottesdienste eng damit verbundene Kirchenlied, der Hymnus, die Sequenz. In ihnen kehren nicht blos eine Menge der von Bildhauern und Malern aufgeführten Bilder wieder, sondern sie kehren auch in derselben Auffassung und Anordnung wieder, die in den Kunstdarstellungen beobachtet werden.

Aus den erhaltenen mittelalterlichen Predigtsammlungen wählt Springer die wichtigste, den „Kirchenspiegel" (Speculum ecclesiae) des Honorius von Autun (?) in Burgund (Honorius Augustodunensis) aus, um an dieser Probe

den Zusammenhang zwischen der Predigt und den mittelalterlichen Kunstdarstellungen nachzuweisen. Honorius lebte zur Zeit Kaiser Heinrichs V. zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Kein schöpferischer Geist, sondern ein simpler Kompilator mit encyklopädischer Bildung, repräsentirt er vortrefflich die herrschende Durchschnittsbildung und das geistige Besitzthum weiterer Kreise seiner Zeit. Unter andern encyklopädischen Werken hatte er auch zu Nutz und Frommen von Priestern, die keine Fähigkeit oder keine Lust hatten, ihre Kanzelreden selbst zu entwerfen, eine Reihe von Predigtmustern, nach dem Kirchenjahre geordnet, niedergeschrieben. Diese für praktische Zwecke bestimmte Sammlung, das Speculum ecclesiae, gestattet uns einen überraschend reichen Einblick in den Anschauungskreis, der das Volksgemüth in der romanischen Periode bewegte und — sich in den gleichzeitigen Kunstdarstellungen verkörperte.

Die Reihe der Typen und Praefigurationen scheint bei Honorius kein Ende zu finden; zahllos sind die Bedeutungen, die ein Name, eine Zahl, eine Person, ein Ereigniß in sich birgt. Den größten Raum nehmen die Parallelen zwischen dem alten und dem neuen Testamente in Anspruch. Die Verkündigung und die Geburt Isaaks ist das Vorbild der Verkündigung und Geburt Christi, die porta clausa Ezechiels, Aarons blühender Stab, der brennende Dornbusch, der Mannaregen, Gideons Fell werden auf Maria bezogen, Abels und Abrahams Opfer und der Sündenbock werden in der Passionspredigt angeführt, Jonas als Typus der Auferstehung gefeiert. Noch wichtiger aber ist es, daß auch die Ereignisse des neuen Testamentes bei Honorius untereinander verknüpft werden. In der Predigt am Feste der Erscheinung Christi werden die Epiphanie, die Taufe Christi und die Hochzeit zu Kana als auf ein und denselben Tag fallend gefeiert (genau so, wie es z. B. in den durch ihre angebliche Dunkelheit berüchtigten Reliefs in der äußern Apsiswand zu Schöngrabern in Niederösterreich geschehen ist). Dabei hält sich Honorius ebenso wenig wie die mittelalterlichen Künstler streng an die kanonischen Bücher des neuen Testaments. Er kann den Aufputz der Sage nicht missen, ja er dringt sogar auf heidnisches Gebiet vor. Er schildert das vergebliche Bemühen des Sisyphus und der Danaiden, den Stein zu wälzen und Wasser in durchlöcherte Fässer zu schöpfen, er gedenkt der abwehrenden Kraft des Medusenhauptes und erzählt von den Lockungen der Sirenen und wie Odysseus ihnen widerstanden. Zahlreich zieht er, ganz wie die gleichzeitige Kunst, Thiergestalten zur Erläuterung von Lehren und Sittenregeln heran. Die meisten solcher Thiergestalten werden in der Predigt am Palmsonntage angeführt, wo Christus als Sieger über alle Versuchungen und Verfolgungen gepriesen wird. Die Worte: „Du wirst die Schlange zertreten“ (draconem conculcabis) und „Befreie mich aus dem Rachen des Löwen“ (libera me de ore leonis) sind der Gegenstand besonders eingehender

Betrachtung. Sie werden in der Erinnerung des Volkes lebendig wieder aufgetaucht sein, wenn es heilige Gestalten auf Thierköpfen stehend, Männer von Löwen verfolgt oder Löwen mit der Beute im Rachen auf Bildern erblickte. Auch zahlreiche Heiligenlegenden sind dem Speculum ecclesiae einverleibt; sie können, wie Springer sagt, geradezu als Textbuch für legendarische Darstellungen in der Kunst verwendet werden, und hier hätten wir eine wichtige Ergänzung zu den von Schultz gegebenen Nachweisen. Aber auch über die Hierarchie des Himmels, über die Ordnung, welche in der kaum übersehbaren Fülle der himmlischen Heerschaaren waltet, werden wir belehrt. Am Feste „Allerheiligen", dem dazu passendsten Tage, erhebt sich Honorius gleichsam zu einer Vision und läßt die ganze curia coeli vor unsern Blicken vorüberziehen. Dem „Allerheiligsten" geht Maria zur Seite, dann folgen neun Engelschöre, von drei Erzengeln geführt, die zwölf Patriarchen des alten Bundes, denen sich die vier großen und die zwölf kleinen Propheten anschließen. Der Täufer leitet zur Gruppe der Apostel über. Dann kommen die Märtyrer, von denen die vornehmsten mit Namen angeführt werden, dann die Kirchenväter, die Bekenner, die heiligen Mönche, Einsiedler, Jungfrauen und Büßer. Kein Wunder, daß das Volksgemüth dann an der überlieferten Ordnung festhielt und sie bei jeder Gelegenheit, also auch in der bildenden Kunst, und zwar selbst bis in die Zeit der van Eyck und Albrecht Dürers herab, in dieser oder wenigstens einer ähnlichen Ordnung wiederholte.

Die Eindrücke aber, die das Volk aus der Predigt erhielt, wurden ergänzt und verstärkt dadurch, daß die Hymnen und Sequenzen, die an den Festtagen gesungen wurden, regelmäßig den gleichen Gedankengang verfolgten wie die Festpredigt und die dort angeschlagene Stimmung festhielten. In schlagender Weise tritt dies z. B. in den Hymnen am Allerheiligenfeste zu Tage. Aber auch an allen andern hohen Festen ergänzen sich auf dieselbe Weise Predigt und Gesang, sie erzählen dasselbe Ereigniß und regen die gleichen Gedanken und Empfindungen an. Auch der altchristliche Hymnus und die mittelalterliche Sequenz ergeht sich mit Vorliebe in Parallelen und Praefigurationen und entlehnt die Beispiele für die Kämpfe und Verfolgungen der gläubigen Seele aus der Thierwelt.

Als eine glänzende Probe für die Wichtigkeit und — die Richtigkeit der neu gewonnenen Einsicht stellt Springer an den Schluß seiner Untersuchungen eine neue Interpretation eines der herrlichsten Werke romanischer Kunst: des Skulpturenschmuckes der Goldnen Pforte am Dome zu Freiberg.

Die hervorragendsten Werke der romanischen Skulptur in Deutschland sind bekanntlich auf sächsischem Boden zu suchen: es sind die Kanzelbühne und der Lettner mit der Kreuzigungsgruppe in der Kirche zu Wechselburg und

die ſogenannte „Goldne Pforte“ am Dome zu Freiberg. Die letztere übertrifft an Schönheit und Reichthum alles, was von romaniſcher Skulptur in Deutſchland, ja vielleicht überhaupt erhalten iſt, ſie iſt wohl das Herrlichſte von Portal-Architektur und -Skulptur, was die romaniſche Baukunſt aufzuweiſen hat, ein Wunderwerk, das ſeinen Namen auch in dem figürlichen Sinne, in welchem es heutzutage, nachdem die ehemalige Gold- und Farbenpracht längſt dahingeſchwunden iſt, nur noch verſtanden werden kann, vollauf verdient, ein Wunderwerk aber auch um ſeiner Schickſale willen.

Der jetzige Freiberger Dom iſt ein ſpätgothiſcher Bau. Er ſtammt aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts; 1512 ſoll er vollendet worden ſein. Die berühmte kurfürſtliche Begräbnißkapelle — neben der Goldnen Pforte der zweite Glanzpunkt des Domes — iſt ſogar erſt von 1588 bis 1594 durch den italieniſchen Architekten und Bildhauer Giovanni Maria Noſſeni erbaut worden. Die Goldne Pforte aber iſt ein durch merkwürdige Glücksfälle erhaltener Reſt von der kleinen romaniſchen Baſilika, die früher an Stelle des jetzigen Domes ſtand und etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet worden ſein mag. Bei den vier großen Bränden, die Freiberg im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts betroffen haben, iſt ſie ſtets verſchont geblieben. Der zweite Brand im Jahre 1386 zerſtörte die ganze Kirche; nur die Pforte und einige wenige andere Theile wurden gerettet und blieben an Ort und Stelle, als die Kirche im gothiſchen Stile wieder aufgebaut wurde. Ziemlich hundert Jahre ſpäter, 1484, wurde die Kirche bei dem vierten Brande abermals vollſtändig zerſtört, und wiederum war es, abgeſehen von anderen unbedeutenden Reſten, nur die Pforte, die erhalten blieb, und ſo wurde ſie denn zum zweiten Male, an derſelben Stelle, wo ſie von Anfang an geſtanden, in den neuzuerrichtenden Dom mit eingebaut.

Nach der Weiſe vieler romaniſcher Portale gehen auch an der Goldnen Pforte die Wandungen und, dem entſprechend, die Bogenlaibungen, welche dieſelben in weiten konzentriſchen Kreiſen überſpannen, ſchräg nach innen, ſo daß der Eingang ſich nach der Thür zu verengert und ſo „das Innere ſich dem Herantretenden gleichſam einladend und ihn hineinziehend öffnet“ (Schnaaſe). Dieſe ſchrägen Wände gliedern ſich unten am Sockel in regelmäßigen rechtwinkligen Vorſprüngen, auf denen ſich abwechſelnd Säulen und Pfeiler — auf jeder Seite fünf Säulen und vier Pfeiler — erheben. Die Schäfte der Säulen ſind reich dekorirt, und zwar ſo, daß jedesmal die beiden rechts und links einander entſprechenden Säulen dieſelbe Verzierung zeigen. Die zwiſchen je zwei Säulen ſtehenden Pfeiler aber ſind oben niſchenförmig ausgekehlt, und unter dieſen Niſchen ſtehen, auf kleinen, halbhohen Säulchen, die vor die Pfeiler geſtellt ſind, acht halblebensgroße Statuen, jede mit einer phantaſtiſchen Geſtalt

zu ihren Füßen. Alle Säulen und Pfeiler aber — mit Ausnahme der beiden Frontsäulen, welche von einanderanblickenden Löwen bekrönt sind — setzen sich im Thorbogen gleichsam archivoltenartig fort. Die Säulenarchivolten zeigen, wenn auch in etwas derberen und plumperen Formen, stets dieselbe Dekoration wie die Säulen selbst; die Pfeilerarchivolten dagegen sind wiederum jede in eine Anzahl über einander stehender Nischen zerlegt, welche mit Statuen ausgefüllt sind. Ein reich profilirter und verzierter Sims stellt die Verbindung zwischen den Wandungen und den Thorbogen her; derselbe trägt, da wo die Säulenarchivolten aufsitzen, wiederum jedesmal eine phantastische Gestalt. Die Thüröffnung ist mit einem geraden Sturz abgeschlossen, über diesem befindet sich das halbkreisförmige, ebenfalls statuengeschmückte Bogenfeld (Tympanon).*)

Was nun die Bedeutung dieses reichen figürlichen Schmuckes der Pforte betrifft, so ist man über einen Theil desselben wohl niemals im Unklaren gewesen. In der Mitte des Tympanon sitzt die Madonna auf dem Throne, das Christkind auf dem Schooße. Links knieen, Geschenke darbringend, die heiligen drei Könige, rechts steht ein Engel als Himmelsbote mit dem Szepter, hinter ihm sitzt Joseph. Rechts und links vom Kopfe der Maria wird die Fläche des Bogenfeldes durch zwei schwebende Engel ausgefüllt. Ueber den Gegenstand der Darstellung kann kein Zweifel sein: es ist die Anbetung der Maria und des Christkindes durch die heiligen drei Könige.

Zweifel steigen schon auf über die Bedeutung der Figuren an den vier Bogenlaibungen. Der innerste Bogen zeigt in der Mitte das Brustbild eines Mannes, der mit der Rechten jemandem eine Krone aufsetzt, mit der Linken einem Engel ein Buch hinreicht. Der übrige Raum des Bogens ist durch vier Engelsgestalten ausgefüllt. Lübke erkennt in dieser Darstellung „Christus von Engeln umgeben, den Auserwählten die Krone des Lebens reichend"; Heuchler deutet die Mittelfigur auf Gottvater und sieht in der ganzen Szene eine Krönung Mariae. Im zweiten Bogen befindet sich genau über dem männlichen Kopfe des ersten Bogens der Kopf eines Kindes, welches von einem Engel einem sitzenden Manne entgegengebracht wird, an dessen Schooß sich

---

*) Abbildungen der „Goldnen Pforte" finden sich an folgenden Stellen: 1.) L. Puttrich, Die Goldne Pforte der Domkirche zu Freiberg, 1836 (Totalansicht und Details, in ungenügenden Lithographieen). 2.) E. Förster, Denkmale, Bd. I. 1855 (Tympanon und die acht Hauptfiguren, in Stahlstich). 3.) E. Heuchler, Der Dom zu Freiberg, 1862 (Totalansicht, in Photographie). 4.) W. Lübke, Geschichte der Plastik (rechte Portalwand, in Holzschnitt, nach Puttrich). 5.) W. Lübke, Geschichte der Architektur (linke Portalwand, Holzschnitt, wiederholt in Seemanns Kunsthistorischen Bilderbogen.) 6.) Monumente des Mittelalters und der Renaissance aus dem sächsischen Erzgebirge, 1875. Tf. 2—4 (Totalansicht und Portalwände, in Lichtdruck). — Neuerdings sind durch die Verwaltung des K. Gypsmuseums in Dresden vorzügliche Abgüsse von sämmtlichen Skulpturen der Pforte hergestellt worden.

noch ein Kind lehnt. Auf jeder Seite dieser Mittelgruppe reihen sich drei sitzende Männergestalten an. Hier will Heuchler in dem getragenen Kinde das Christkind erblicken, in der Gruppe zur Linken Zacharias mit dem kleinen Johannes. Lübke sieht in der Szene „einen Engel, der die Seelen in Abrahams Schooß trägt"; die anwesenden männlichen Gestalten bezeichnet er als Apostel, Heuchler als „heilige Väter". Im dritten Bogen befindet sich wiederum genau in der Mitte das Sinnbild des Heiligen Geistes, die Taube, von zwei Engeln umgeben; auf jeder Seite dieser Mittelgruppen sitzen abermals vier männliche Gestalten. Hier liegt es natürlich nahe, mit Heuchler an die Ausgießung des Heiligen Geistes zu denken; die acht sitzenden Männer würden dann Apostel sein; einer von ihnen auf der rechten Seite ist durch den Schlüssel unverkennbar als Petrus bezeichnet. Lübke sagt nur, daß diesen Bogen „noch andere Heilige, Apostel und Propheten" füllen, und übersieht dabei ganz die Mittelgruppe. Ueber den Gegenstand des letzten und äußersten Bogens kann wieder kein Zweifel sein: hier ist offenbar die Auferstehung der Todten dargestellt. Ein Engel streckt in der Mitte beide Hände den Todten entgegen, welche, sechs auf jeder Seite, eben ihren Gräbern entsteigen. Betont sei nur noch, daß bei den drei inneren Bogen die Heuchlersche Auffassung den Vorzug zu verdienen scheint, insofern durch sie die drei Mittelgruppen sich ungezwungen zur Dreieinigkeit verbinden würden.

Ueber die acht freistehenden Figuren an den Portalwänden herrscht, seit man bei der Restauration der Liebfrauenkirche in Halberstadt (1844—1846) in alten Malereien fast dieselben Gestalten mit beigeschriebenen Namen entdeckt hat, so ziemlich allseitiges Einverständniß. Darnach stehen an der linken Portalwandung, von außen nach innen, Daniel (früher für Josua gehalten), dann die Königin von Saba, eine jugendlich weibliche Gestalt mit der Krone auf dem Haupte (in Halberstadt als regina Austriae, Königin des Ostens, bezeichnet), dann König Salomo und Johannes der Täufer. Die letzteren beiden sind nie bezweifelt worden; Salomo ist durch Krone und Szepter, Johannes der Täufer durch sein härenes Gewand und durch die Scheibe mit dem Bilde des Lammes, die er mit beiden Händen über die Brust hält, gekennzeichnet. An der rechten Seite des Portals stehen von außen nach innen folgende vier Figuren: Aaron, der Hohepriester, mit dem blühenden Mandelstabe und dem goldenen Mannagefäß, dann eine gekrönte weibliche Gestalt, gewöhnlich als Ecclesia, die Braut aus dem Hohenliede als Personifikation der Kirche gedeutet, ferner König David mit Krone, Szepter und Harfe, endlich eine männliche Gestalt, die Heuchler nach Anleitung der Halberstädter Wandgemälde für den Propheten Naum erklärt, während Lübke an Johannes den Evangelisten denkt. Der letzteren Deutung ist jedenfalls der Vorzug zu geben, weil durch sie der

durch alle Kunst, die mittelalterliche ebensogut wie die antike, gehende Kompositionsgrundsatz des Parallelismus und der Korrespondsion gewahrt wird. Entsprechen einander die beiden Prophetengestalten Daniel und Aaron, sodann die beiden Könige mit der zugehörigen Frauengestalt, so darf man schließen, daß auch dem Täufer eine verwandte Gestalt gegenübersteht, und da bietet sich denn der Evangelist Johannes am natürlichsten dar.

Große Mühe hat sich Heuchler mit der Deutung des figürlichen Beiwerkes gegeben, welches zu den Füßen der acht Statuen und über dem Sims angebracht ist. Den Löwenkopf zu Daniels Füßen deutet er auf das Wunder Daniels in der Löwengrube, die beiden sich schnäbelnden Tauben im Abschluß der Nische, als Sinnbild der Liebe, Unschuld, Sanftmuth, auf die Tugenden der christlichen Kirche. Den Affen an der Fußplatte der Königin von Saba bezieht er auf das ferne Vaterland und den Luxus, mit dem die Königin am Hofe Salomo's erschien, den männlichen Kopf in der Nische auf das Gefolge der Königin. In der phantastischen Thiergestalt zu Salomo's Füßen will er das goldene Kalb erkennen, das sich auf den späteren Abfall Salomo's vom wahren Gott beziehen soll, der lächelnde Kopf an der Nische soll den Beifall des Hofes bei dem Abfall Salomo's zur Abgötterei ausdrücken. Den jugendlich weiblichen Kopf an der Fußplatte Johannes des Täufers bezieht er auf das Volk Israel, welches künftig getauft werden soll, der Widderkopf im Abschluß der Nische soll entweder auf das Hirtenvolk gehen, dem Johannes entstammte, oder eine Hindeutung auf den Widder enthalten, den Abraham anstatt seines Sohnes opferte. Den Akroterien gegenüber, welche über dem Hauptgesims der Säulen und Pfeiler angeordnet sind — sie stellen sämmtlich jugendlich männliche und weibliche Oberkörper dar —, scheitert selbst Heuchlers Interpretationskunst. Frühere Ausleger hatten hier an Schreckgestalten gedacht, oder an gute und böse Geister, die sich paarweise einander gegenüberstehen und einander entgegenwirken. Heuchler meint, sie möchten wohl „auf die ewige Jugend der christlichen Kirche hindeuten". Sicherer fühlt er sich wieder den phantastischen, aus Löwe und Drache zusammengestellten Thiergestalten gegenüber, die die innersten Akroterien am Thürsturz bilden. Unter dem Löwen habe man sich das Licht, unter dem Drachen die Finsterniß zu denken, und da die beiden verbundenen Gestalten sich jedesmal mit ihren Vorderfüßen bekämpfen, der Löwe aber eine feste Stellung am Eingange genommen habe, so sei der Sieg des Lichtes über die Finsterniß versinnlicht. Als den Hauptgedanken endlich, der in der Dekoration der Pforte sich aussprechen soll, bezeichnet es Heuchler, „die christliche Gemeinde auf die Gnade Gottes hinzuweisen, die ihr durch Christi Erscheinung zu Theil geworden ist, und durch welche sie auf die Auferstehung des Leibes hoffen darf".

Wir verzichten darauf, all' diesen mühseligen Deutungsversuchen noch weiter

nachzugehen, und wenden uns zurück zu Springers Schrift, die eine klare und einfache, auf festester Basis ruhende Auslegung an ihre Stelle setzt, eine Auslegung, die nicht nur bisher unsichere Figuren sicher deutet, sondern auch für die bisher sicher gedeuteten erst die richtige Auffassung innerhalb des Ganzen an die Hand gibt.

Was zunächst das figürliche Beiwerk betrifft, so gilt es vor allem von dem Gedanken sich loszumachen, als ob z. B. die Bilder in den Nischenabschlüssen einen tiefen symbolischen Sinn hätten; sie haben in ihrer bunten Mannigfaltigkeit sicherlich nur dekorative Bedeutung. Anders verhält sich's, wie wir sehen werden, mit den phantastischen Köpfen, die zu den Füßen der acht Hauptgestalten liegen. Wie steht es aber vor allem mit diesen Hauptgestalten selbst, welche die Portalwände der Kirche schmücken? Bilden sie nicht eine recht gemischte Gesellschaft? Wo liegt die gemeinsame Idee, die sie mit einander verknüpft? In welcher Beziehung stehen sie zu einander und zur Kirche selbst? Hier setzt Springer zuerst den Hebel an und gelangt zu einem überraschend klaren und einleuchtenden Resultate.

Keine Personifikation war dem Mittelalter so geläufig wie die der „Kirche" als der Braut Christi. Unzähligemale wird die „Kirche" in den Predigten des Honorius als sponsa (Braut) angeführt, oft genug auch in den Hymnen und Sequenzen als solche gefeiert. Dies Bild beherrscht geradezu die kirchliche Phantasie des Mittelalters, und wie es in immer neuen Wendungen wiederholt wird, so dient es auch zur Verknüpfung der mannigfachsten biblischen Gestalten und Begriffe. Endlos sind die Typen und Praefigurationen, in welchen die Kirche geschaut wird; nicht nur Salomo's Tempel erscheint als ihr Vorbild, auch mit Eva, mit Maria wird sie verglichen. An keinem Tage aber strahlte das Bild der Braut Christi heller und glänzender als am Kirchweihtage, dem Tage der dedicatio ecclesiae; an diesem Tage wird das Gedächtniß der Hochzeit Christi mit der Kirche gefeiert, und als Hochzeitsgesang ertönte der Hymnus de dedicatione ecclesiae. In den Predigten und Sequenzen aber wird das Bild der Hochzeit selbst mit reichen Farben ausgemalt; insbesondere werden die zum Feste geladenen Hochzeitszeugen, die ihre Gaben bringen, alle mit Namen angeführt. Die Zahl und Auswahl der Hochzeitszeugen wechselt natürlich in den einzelnen Sequenzen. Bald erscheinen Abel, Noah, Melchisedek, Abraham, Isaak und Jakob, Moses, Josua, David, auch das Gesetz und die Propheten als Personifikationen, ein andermal Eva, Rebecca, Rahel, sämmtlich als Vorbilder der Kirche im alten Testament, Aaron, David und Bathseba, Salomo und die Königin von Saba, ein drittes Mal Adam und Eva, Noah, Moses, Jakob, David, Salomo, Johannes. Und hier stehen wir denn vor einer der Quellen, aus denen der Künstler schöpfte, der die Goldne Pforte schuf. Kein

Zweifel, daß wir hier die Vorbilder für die Darstellungen der Pforte vor uns haben. Ueber die an Davids Seite stehende weibliche Gestalt mit der Krone haben wir nun volle Gewißheit. Nicht eine Personifikation der Kirche, der Ecclesia, ist hier zu erkennen, sondern — Bathseba, das Weib des Uria, eine Deutung, auf die freilich ohne die Kenntniß jener Quellen kaum jemand verfallen wäre. David und Bathseba, Salomo und die Königin von Saba, die beiden Königspaare, sind hier als Hochzeitszeugen gegenwärtig, zugleich aber als die typischen Vorbilder für Christi Vermählung mit der Kirche. Auch Honorius bestätigt die Richtigkeit der Interpretation; in seinen exegetischen und homiletischen Schriften verweilt er mit Vorliebe bei dem Bilde Salomo's und der Königin von Saba, als dem Vorbilde Christi und der Kirche, und in seiner Auslegung der Psalmen hebt er es ausdrücklich hervor, daß David die Gestalt Christi, Bathseba die Natur der Kirche an sich trage. Aber auch Johannes der Täufer erscheint in Sequenzen und Predigten wiederholt als Freund und sogar als Brautführer des Bräutigams (paranymphus sponsi), der von Christus zur Hochzeit mit eingeladen wird, und mit gleichem Rechte ist Johannes der Evangelist anwesend. Johannes, heißt es, war der Bräutigam, dessen Hochzeit zu Kana gefeiert wurde. Als er, erzählt Honorius, die wunderbare Verwandlung des Wassers in Wein gesehen, verließ er seine Braut und folgte Christus nach. Auch die zu Ehren des Evangelisten gesungenen Sequenzen spielen auf dies Ereigniß an; in einer derselben wird er selbst geradezu als „Bräutigam" (sponsus) bezeichnet. Nur Daniel wird in keinem Kirchenliede erwähnt. Aber auch hier geht aus den exegetischen Schriften des Honorius hervor, wie er unter den Kreis der Hochzeitszeugen kommt. Seine erste Hochzeit, heißt es, feierte Christus bereits im Mutterleibe Maria's, „als der König des Himmels mit seinem Sohne Christus die Menschennatur vermählte, wo die Brautkammer der Leib der Jungfrau war, aus dem er, wie der Bräutigam aus seiner Kammer, hervorging". Für diese Hochzeit aber wird im alten Testamente Daniel als Vorbild herangezogen. Wie Daniel bei versiegeltem Eingange unversehrt in der Löwengrube gefunden wird, so ist Christus ohne Verletzung der Jungfräulichkeit Maria's in das Innere ihres Leibes ein- und wiederum daraus hervorgegangen. So stehen denn alle acht Statuen der Goldnen Pforte zum Bräutigam in innigster Beziehung, und ihre Gegenwart bei der Hochzeit Christi ist nach mittelalterlichem Glauben durchaus verständlich und gerechtfertigt.

Aber auch der übrige Bilderschmuck der Pforte gehört in den Rahmen der erwähnten Kirchweihgesänge. Die Thier- und Menschenköpfe, auf welche die heiligen Gestalten treten, versinnlichen, worauf in den Sequenzen ebenfalls angespielt wird, die feindlichen und sündlichen Mächte, die bei der heiligen Hochzeit verscheucht und überwunden werden. Im Tympanon ist, um zunächst

bei den ſicher zu deutenden Darſtellungen zu bleiben, die Anbetung der Madonna durch die heiligen drei Könige, an der äußerſten Archivolte das jüngſte Gericht dargeſtellt. Auch dies gehört, ſo unwahrſcheinlich es auf den erſten Blick erſcheint, in den bisherigen Vorſtellungskreis. Die Vermittelung ergibt ſich auf folgendem Wege. Honorius zählt im Eingange zu ſeiner Auslegung des Hohenliedes die Hochzeiten auf, die Chriſtus „allegoriſch“ oder „typologiſch“ gefeiert habe. Unter dieſen nimmt die Vermählung mit der Kirche den erſten Rang ein. Außerdem aber werden noch drei „Hochzeiten Chriſti“ aus den Evangelien gewonnen: die Menſchwerdung, die Himmelfahrt und die Wiederkehr am jüngſten Tage. Die Himmelfahrt fehlt an der Goldnen Pforte — wenn man nicht, woran kaum zu denken iſt, die Ausgießung des heiligen Geiſtes im dritten Bogen als Erſatz dafür nehmen will —, die beiden andern „allegoriſchen Hochzeiten“ aber ſind vorhanden im Tympanon und an dem vierten, äußerſten Bogen. Auch den altchriſtlichen Hymnen iſt die Auffaſſung des jüngſten Tages als einer Hochzeitsfeier Chriſti nicht fremd; eine davon nennt das Hochzeitsgefolge, welches den Bräutigam dann geleiten wird: es ſind die klugen Jungfrauen aus dem Evangelium, die in der That an zahlreichen Portalen gothiſcher Dome, wo der größere Raum noch eine größere Breite und Ausführlichkeit der Schilderung geſtattete, neben den thörichten Jungfrauen ihre Stelle gefunden haben. Selbſt der Umſtand, daß in der Anbetung der drei Könige die Madonna mehr in den Vordergrund tritt als das Chriſtkind und eigentlich zur Hauptfigur wird, eine Auffaſſung, die dann in dem erſten Bogen, der doch jedenfalls als Krönung Mariae aufzufaſſen iſt, weiter klingt, hat nichts Auffälliges. Maria macht in dem Vorſtellungskreiſe des mittelalterlichen Glaubens eine merkwürdige Wandlung durch. Neben den Geſtalten Gottvaters und Chriſti tritt ſie immer bedeutungsvoller hervor, beſchäftigt immer ausſchließlicher die Phantaſie, und der Kreis der Symbole, in denen ſie geſchaut wird, wird immer reicher. Und ſo wird ſie denn ſchließlich bei Honorius geradezu mit der „Kirche“ identifizirt. Iſt dies aber einmal geſchehen, ſo übernimmt ſie nun auch die Rolle der Braut, und in der That wird ſie, die Mutter (!) Chriſti, in zahlreichen Sequenzen als „Braut der Gottheit“, „Braut des Lammes“ (sponsa deitatis, agni sponsa) begrüßt und geprieſen. So könnte man faſt zweifeln, ob im Tympanon mehr auf die Geburt Chriſti und damit auf die Hochzeit Chriſti bei der Menſchwerdung oder auf die höchſte Huldigung, welche Maria, die Vertreterin der ecclesia, auf Erden erfahren, der Nachdruck gelegt iſt, und eher möchte man das letztere annehmen, weil dieſe Vorſtellung dann in dem Figurenſchmucke des erſten Bogens, der Krönung Mariae, alſo der Darſtellung des höchſten Lohnes, den ſie im Himmel empfängt, ihre ungeſuchte Fortſetzung und Ergänzung finden würde.

Am wenigſten befriedigt noch die Deutung der beiden mittleren Archivolten. Daß die Apoſtel- und Prophetenfiguren weſentlich zur Füllung dienen, daß ſie als himmliſcher Hofſtaat, als curia coeli, nur zu den Zeugen der heiligen Handlungen gehören können, die hier dargeſtellt ſind, iſt wohl zweifellos. Aber unſicher bleiben die Mittelgruppen. Würde die Deutung bei Lübke, die in dem zweiten Bogen die Szene ſieht, wie die Seelen in Abrahams Schooß gebracht werden, die richtige ſein, dann hätten wir eine Darſtellung des Paradieſes, die allenfalls mit der des jüngſten Gerichtes zuſammengenommen werden könnte; dann bliebe aber auffällig, daß dieſe beiden Darſtellungen durch den dazwiſchen befindlichen dritten Bogen von einander getrennt ſein würden. So liegt es doch vielleicht näher, in der Kindesgeſtalt, welche, von einem Engel getragen, die Mitte des Bogens einnimmt, das Chriſtkind zu erblicken, welches mit Gottvater darunter und der Taube darüber ſich zur Trinität vereinigen würde.

Ueber den Grundgedanken des geſammten Skulpturenſchmuckes aber kann kein Zweifel ſein. Die Bildwerke verherrlichen die Kirche, deren Eingang ſie ſchmücken, und „wie die Sequenzen de dedicatione ecclesiae uns als Hochzeitsgedichte entgegentreten, ſo dürfen und müſſen wir die Portalſkulpturen in Freiberg als wahre Hochzeitsbilder auffaſſen. Sie wurzeln in der Vorſtellung, daß Chriſtus ſich, von zahlreichen Hochzeitszeugen geleitet, mit der Kirche vermählte; ſie feiern die Maria als die an die Stelle der Kirche getretene Braut und preiſen den himmliſchen Bräutigam des jüngſten Tages.“

Die neuen Beobachtungen am Planeten Mars.

Die menſchliche Phantaſie hat ſich von jeher gern die Frage vorgelegt, ob ſich im weiten Weltall außer der Erde noch andere Weltkörper befinden, auf denen Leben und Bewußtſein vorhanden iſt. Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſein. Gewiß gibt es ſolche Stellen im Weltraume. Die Hypotheſe, nur die Erde treibe Leben, nur bei uns ſpiegele ſich die Welt im Bewußtſein wieder, und das ſonſtige All ſei, wenn auch nicht gerade eine todte Wüſte ohne organiſche Triebkräfte, ſo doch nur von vegetativem Daſein erfüllt, iſt von ſo bodenloſer Einfalt, daß wir glauben, ſie wird von Niemandem mehr gewagt. Das ſichere Gefühl aber: Fern von uns im weiten Weltenraume bei jenem hellen Sterne gibt es Weſen von unſerer oder gar von feinerer Organiſation,

ist erhebend und macht uns zugleich bescheiden, indem es uns die Beschränktheit des menschlichen Könnens und Wollens eindringlich zum Bewußtsein bringt.

In dem Suchen nach Lebensspuren im Kosmos sind wir für immer auf unser Planetensystem beschränkt. Aber dies genügt auch. Von ihm aus dürfen wir einen Schluß auf das Ganze ziehen. Auch dürfen und müssen wir uns mit der Durchforschung der nächsten und größten Planeten begnügen; ein Mehr gestatten unsere Hilfsmittel nicht. Kennen wir das Stadium der Entwickelung einiger Planeten, so werden wir im Stande sein, daraus Gesetze sowohl unorganischer wie organischer Natur für das Planetensystem und darüber hinaus zu entwickeln. Die Vorbedingungen solcher Kenntniß sind lange Dauer der Beobachtung und stetige Verbesserung unserer Hilfsmittel für die Beobachtung.

Der einzige Planet, von dem wir mit den heutigen Hilfsmitteln einigermaßen Genaueres erfahren haben, ist der Mars, jener mit hellrothem Scheine am Nachthimmel glänzende Stern. Zwar kommt uns die Venus von Zeit zu Zeit näher als der Mars, allein wir können diese Nähe zur Beobachtung nicht benutzen; denn die Venus steht alsdann, da sie der Sonne näher ist als die Erde, zwischen Erde und Sonne und kehrt uns somit ihre dunkle Seite zu, und wenn sie sich ein wenig aus dieser Stellung entfernt hat, so erscheint sie uns immer erst als eine schmale Sichel. Der Mars dagegen steht von der Sonne weiter ab als die Erde, er ist folglich immer sichtbar. Unter günstigen Verhältnissen kann er uns auf etwa $7\frac{1}{2}$ Millionen Meilen nahe kommen und zeigt uns dann seine ganze erleuchtete Seite. Auch umhüllt kein undurchdringlicher Schleier auf die Dauer seine gesammte Oberfläche, und da er sich gleich der Erde um seine Achse dreht, so gelingt es, fast die ganze Oberfläche genau zu beobachten und etwaige Veränderungen, welche darauf im Laufe der Jahre erfolgen, zu verzeichnen. Der günstige Umstand der größten Nähe tritt, obwohl Mars und Erde etwa alle zwei Jahre auf ihrem Laufe um die Sonne an einander vorbeigehen, doch nur ungefähr alle 50 Jahre ein. Die letzte günstigste Stellung fiel in die zweite Hälfte des Jahres 1877, und die Beobachtung ist mit den jetzt wesentlich verbesserten Teleskopen nicht ohne glückliche Resultate geblieben. Der Amerikaner Hall entdeckte zwei Monde des Mars, von denen man bisher keine Ahnung hatte, und Schiaparelli in Mailand gab uns genauere Kenntniß von der Beschaffenheit der Oberfläche des Planeten selbst.*)

Die Monde des Mars sind höchst interessant. Sie haben bei weitem nicht

*) Schiaparellis Resultate sind in der Schrift: Osservazioni astronomiche e fisiche etc. niedergelegt, aus welcher dem größeren deutschen Publikum durch Schmick soeben das Interessanteste zugänglich gemacht worden ist. S. Schmick: Der Planet Mars, eine zweite Erde. Leipzig, Georgi, 1880.

die Größe des unſrigen und ſtehen ihm bedeutend näher, als der irdiſche Mond der Erde. Ihr Durchmeſſer kann keine zehn Meilen betragen; der äußere iſt im Mittel etwa 2500 Meilen, der innere nur etwa 700 Meilen von der Oberfläche des Mars entfernt. Dieſe Nähe bewirkt, daß die Monde, obgleich ſie von geringer Größe ſind, dem Marsbewohner doch beträchtlich groß erſcheinen, der erſtere einhalbmal, der andere etwa anderthalbmal ſo breit, wie uns unſer Mond. Dies iſt aber noch nicht das Merkwürdigſte an ihnen. Der innere Mond bewegt ſich in $7^1/_2$ Stunden um den Mars herum, und da der Mars ſich in reichlich $24^1/_2$ Stunden um ſeine Achſe dreht, ſo eilt der Mond der Achſendrehung von Weſt nach Oſt voraus, und der Marsbewohner hat das intereſſante Schauſpiel, daß der eine ſeiner Monde im Weſten auf- und im Oſten untergeht, der ſcheinbaren täglichen Bewegung aller andern Geſtirne entgegengeſetzt. Uebrigens geht er aller 11 Stunden einmal durch den Meridian, ſo daß er alſo an einem Tage zweimal aufgeht. Natürlich hat er auch Mondwechſel: Vollmond, Neumond, erſtes und letztes Viertel, und dieſer Wechſel könnte den Marsbewohnern ebenſo zur Zeiteintheilung dienen, wie der Wechſel des unſrigen den Erdbewohnern vor Zeiten auch dazu gedient hat. Geht auf dem Mars die Sonne im Frühling morgens 6 Uhr auf, ſo kommt der Mond als Vollmond von Weſten hergeeilt. Wenn die Sonne die Mittagshöhe noch nicht erreicht hat, ſchickt ſich der Mond bereits zum Untergange an. Aber es iſt inzwiſchen letztes Viertel und Neumond, ja ſogar ſchon erſtes Viertel geworden. Am Abend, wenn die Sonne ſich dem Horizonte zuneigt, kommt bereits der Mond als letztes Viertel wieder herauf und begegnet ihr als Neumond. An der Sonne vorbei, nimmt er ſchnell an Größe zu, um am Abend in Südoſten als Vollmond zu glänzen. Um 11 Uhr geht er unter und erſcheint am andern Morgen in aller Frühe im Weſten als Vollmond wieder.

Während aber dieſer erſte Mond ein ſchneller Bote am Himmel iſt, verweilt der andere dafür deſto längere Zeit. Er bewegt ſich in etwa 30 Stunden um den Mars, alſo etwas langſamer, als ſich der Mars um ſeine Achſe dreht. Daraus folgt, daß er nicht ſo raſch am Himmel aufſteigt wie die übrigen Geſtirne; denn der größte Theil der ſcheinbaren Bewegung des Himmels, welche für den Marsbewohner durch die Achſendrehung des Mars entſteht, wird durch die Bewegung des Mondes wieder aufgehoben. Während alle Geſtirne — vom Marsäquator aus geſehen — in 12 Stunden ihren Lauf am Himmel vollenden, wandert dieſer Mond ſo träge am Himmel hinauf und hinab, daß er $2^1/_2$ Tage zu ſeiner Wanderung nöthig hat. Und ebenſo lange Zeit bleibt er nach ſeinem Untergange weg. Dabei durchläuft er während dieſer $2^1/_2$ Tage zweimal ſeine ſämmtlichen Wechſel, glänzt als Vollmond und wird unſichtbar als Neumond. Gleichzeitig tritt natürlich ſein behender Genoſſe auf, und wenn

als dritter im Bunde die Sonne erſcheint, ſo wird das Bild durch eine Sonnenfinſterniß oder, wenn die Sonne fehlt und gerade gegenüberſteht, durch eine Mondfinſterniß noch mannigfaltiger. Vom Mars aus den Himmel zu betrachten, wäre in der That ein viel herrlicheres Schauſpiel als von der Erde aus.

Was hat nun die Beobachtung für die Oberfläche des Mars ergeben? Schon ſeit langer Zeit hat man an den Polen des Planeten glänzend weiße Flecke bemerkt. Was iſt es, das hier das Licht der Sonne ſo beträchtlich zurückſtrahlt? Iſt es ein blendend weißes Geſtein, Quarz oder dergleichen? Iſt es Eis oder Schnee, wie an den Polen der Erde? — Wenn dieſe Flecke aus Eis beſtehen, ſo müſſen ſie im Laufe des Sommers ſich verkleinern. Nun kehrte uns im Jahre 1877 der Mars den größeren, ſüdlichen Polarfleck zu, und Schiaparelli fand durch genaue Meſſungen, daß derſelbe ſich im Laufe ſeines Sommers thatſächlich verkleinerte und analog den terreſtriſchen Verhältniſſen einige Zeit nach der Sonnenwende am kleinſten erſchien. Da ferner auf der ſüdlichen Halbkugel der Winter bedeutend länger iſt als auf der nördlichen, ſo muß auch, wenn die Polarflecke aus Eis beſtehen, der ſüdliche eine größere Ausdehnung erlangen als der nördliche, auch muß er ſchneller abſchmelzen, da während des Sommers auf der Südhälfte der Planet der Sonne am nächſten ſteht. Beides hat die Beobachtung beſtätigt, ſie hat die Verhältniſſe als den irdiſchen völlig analog erwieſen. Daß alſo der Mars Waſſer beſitzt, darf nun — zumal da auch die ſpektroſkopiſchen Beobachtungen dafür ſprechen — mit Sicherheit angenommen werden. Auch dürfen wir die häufigen Trübungen nun für Wolken halten,. die allerdings nicht ſo dauernd wie bei der Erde auftreten, wo ſie Tage lang den Anblick des Planeten verhindern würden.

Dies Ergebniß läßt nun aber auch über die dunklen Stellen des Mars keinen Zweifel mehr. Das Waſſer hat ſich in Seen und Meere geſammelt, und da es das Sonnenlicht mehr verſchluckt als der feſte Boden, ſo kennzeichnen ſich dieſe Meere durch die dunkle Schattirung. Schiaparelli hat beobachtet, daß alle dieſe dunklen Partieen des Mars in Zuſammenhang ſtehen und die ganze Kugel als große Flächen oder als Netzwerk umgeben, wie ſeine Karte zeigt, die ein treffliches Bild des Beobachteten gibt. Durch dieſe Karte wurde es möglich, auch das Größenverhältniß von Waſſer und Land feſtzuſtellen. Es beträgt etwa 4 zu 3, ſo daß das feſte Land auf dem Mars überragt, während auf der Erde nur ein Viertel der Oberfläche feſt iſt. Auch befindet ſich, wie auf der Erde, die größte Menge des Waſſers auf der ſüdlichen Hälfte. Es ſtrömt in Kanälen von ſüd-nördlicher Richtung, eine Thatſache, welche für die Prüfung der Theorieen über die Entſtehung der ſogenannten Eiszeit auf der Erde von großer Bedeutung zu werden verſpricht.

Am Rande des Mars bemerkt man einen ſchmalen Lichtring. Offenbar

entſteht dieſer durch eine Atmoſphäre des Planeten. Denn da eine ſolche dichter wird, je mehr man ſich der Oberfläche des Planeten nähert, ſo muß der Rand des Mars vermöge der Strahlenbrechung eine größere Menge Sonnenlicht in das Auge des terreſtriſchen Beobachters werfen als eine gleich große Fläche an einer andern Stelle des Planeten. Der Lichtſchein am Rande gibt unzweifelhaft Zeugniß von der Atmoſphäre, deren Vorhandenſein übrigens ebenfalls aus ſpektroſkopiſchen Beobachtungen folgt. Daß dieſelbe auch Waſſerdampf enthält, wenn auch nicht ſoviel wie die irdiſche, wurde bereits bemerkt.

Die hellen Stellen des Mars ſtrahlen ein Licht aus etwa von der Farbe der Ziegelſteine. Dieſer Umſtand läßt auf ähnliche Verhältniſſe ſchließen, wie ſie an der Erdoberfläche vorkommen. Wir nehmen dieſe Farbe wahr an kahlen Bergen, geackerten Feldern, großen Wüſtenſtrecken. Pflanzenwuchs in heller Beleuchtung, aus großer Ferne geſehen, wird nur dazu dienen, dem Gelb und Braun eine hellere Nüance zu geben; er wird nicht als grün erſcheinen. Es mag daher wohl Pflanzenwuchs ſein, welcher die helleren Partieen in manchen Marsländern hervorruft, Pflanzenwuchs, wie ihn unſere nördlichen Länder beſitzen. Tropiſche Vegetation dürfen wir ſchon deshalb nicht annehmen, weil vorübergehende blendende Erleuchtung kleiner Stellen des Mars nur als fallender Schnee gedeutet werden kann, auch ſteht dies mit den Umſtande im Einklang, daß der Mars jedenfalls ein älterer Planet iſt als die Erde und ſich, da auch ſeine Maſſe geringer iſt, bereits bedeutend ſtärker abgekühlt hat.

Dies ſind in Kürze die Hauptergebniſſe der letzten Marsbeobachtungen. Die Zukunft wird unzweifelhaft noch weitere Aufſchlüſſe zu Tage fördern und uns immer mehr Einblick gewähren, einerſeits in die Entwickelung des Planetenſyſtems, andrerſeits in die unſerer Erde. Nur das eine ſei noch erwähnt, daß die Entdeckung der Marsmonde zur genauen Berechnung der Maſſe des Planeten geführt hat. Dieſelbe beträgt nicht ganz die Hälfte der Erdmaſſe, und ein fallender Stein legt auf dem Mars in der erſten Sekunde nicht wie bei uns gegen 5 Meter, ſondern nur etwa 2 Meter zurück. Ein Turner, der auf der Erde 1,5 Meter hoch ſpringt, würde es auf dem Mars bis über 3 Meter bringen können, und ein Sprung aus dem Fenſter des zweiten Stockes wäre dort keine halsbrecheriſche That.

Gegen die Freiheitsstrafen.

Ein Beitrag zur Kritik des heutigen Strafsystems.

So nennt sich eine soeben im Verlage von Hirzel in Leipzig erschienene kleine Schrift von Dr. Otto Mittelstädt, mit deren Inhalt wir durchweg übereinstimmen, und die wir den Lesern d. Bl. dringend zur Beachtung empfehlen, da sie eine brennende Frage der Zeit vom Standpunkte eines Mannes betrachtet, der nach langjähriger Erfahrung prüft und urtheilt und sich dabei durch Rücksichten auf landläufige Gefühle und Doktrinen in keiner Weise beirren läßt.

Unter Juristen wie unter Laien wird heutzutage gemeinhin als selbstverständlich angenommen, daß Gefängnißstrafen zu allen Zeiten und bei allen Völkern existirt haben. Das ist aber, wie der Verfasser unsrer Schrift ausführlich nachweist, keineswegs der Fall. Zwar hat es immer Verließe und Kerker gegeben, aber nur als Formen des Kampfes und Werkzeuge des Krieges, die dazu dienten, Feinde des Landes, des Volkes, des gemeinen Friedens zu verwahren, um sie demnächst dem Tode, der Sklaverei, der Verbannung zu überantworten, um sie in der Haft zu Grunde gehen zu lassen, oder um sie gelegentlich mit oder ohne Lösegeld der Freiheit wiederzugeben. Niemals in der alten Zeit wurde dagegen ein Bedürfniß nach jenen Strafmitteln empfunden, die wir unter der Kategorie „Freiheitsentziehung" zusammenzufassen gewohnt sind. Mit andern Worten: als Objekt der Strafe kannten die Völker der antiken Welt, des Mittelalters und der Neuzeit bis vor etwa 120 Jahren nicht die natürliche Freiheit, sondern ausschließlich Leib und Leben, Vermögen, Heimat und Volksgemeinschaft.

Niemand ferner dachte über die Berechtigung der Strafe nach, sie war eben Strafe, nicht mehr und nicht weniger; mit ihr einen zeitlichen Zweck zu verbinden, fiel keiner Seele ein, die Gerechtigkeit war Selbstzweck. Erst als der Kultus der Menschenpersönlichkeit sich anspruchsvoll an den Platz drängte, den bisher die alten Kulte religiöser Gottesverehrung eingenommen hatten, änderte sich das allmählich. Fortan stand in den Vorstellungen der Zeit das Recht des Menschen auf sein Leben höher als alle göttliche und menschliche Strafgewalt. Die Herrschaft der Strafrechtstheorieen begann, und die Gesetzgebung machte sich ans Werk, die Strafe nach ihren Zwecken zurechtzuschnitzeln.

Es kam die Zeit, wo die Staatsraison die Regierenden beherrschte. Die landespolizeiliche Fürsorge für Wohl und Wehe der Unterthanen, für Rechts-

ſicherheit und öffentliche Ordnung kannte keine Grenzen. Als daher in Preußen das allgemeine Landrecht die Erbſchaft der Karolina antrat und im Geiſte der Aufklärungsperiode das Syſtem der Strafmittel neu ordnete, war der Weg zur Einführung verſchiedenartig abgeſtufter Freiheitsſtrafen geebnet. Rückſichten polizeilicher Zweckmäßigkeit, zumal auf dem Gebiete der Verbrechen wider das Eigenthum, trieben in dieſelbe Bahn. Es entſtanden Arbeits- und Zuchthäuſer halb polizeilicher, halb ſtrafrechtlicher Natur. Aber die Verweiſung in dieſe Anſtalten wurde auch jetzt noch nicht als bloße Negation der Freiheit aufgefaßt. Die Freiheitsſtrafen waren mit ihren Zugaben von Pein und Entbehrung Körperſtrafen, die abſchrecken ſollten. Weder eine grundſätzliche Unterſcheidung der Arten, noch eine ängſtliche Abwägung der Dauer der Freiheitsentziehung machte den Strafgerichten Sorge, und wie es im Innern der Gefangenen und der Gefängniſſe ausſah, beſchäftigte weder den Geſetzgeber noch den Richter. Die Einſperrungsorte ſollten mit ihrem Hunger, ihren Prügeln und ihrer harten Arbeit einfach Scheu vor den Verbrechen einflößen, die nach dem Geſetze in ſie führten.

Da brachen um die Mitte des jetzigen Jahrhunderts in den Gedankenkreis der deutſchen Rechtsanſchauungen vom Weſen der Freiheitsſtrafen zwei neue Ideen herein. Von Frankreich her überkam uns eine Reform der geſammten Strafgeſetzgebung. Mit den Grundſätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens und den Schwurgerichten erhielten wir die glatten Formen des franzöſiſchen Code, die Dreitheilung der Reate in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen und die dadurch bedingte Dreitheilung der Freiheitsſtrafen in Zuchthaus, Gefängniß und Haft, eine den rechnenden Verſtand entzückende ungeheure Arithmetik von kongruirenden Verbrechensbegriffen und Strafzahlen. Schnell verlor ſich in dem endloſen Gewühl von Unterſcheidungen nach Art und Größe das Bewußtſein von dem menſchlichen, dem ſittlich vernünftigen Inhalte der Strafen. Jeder konnte in den Begriff der Strafe hineinlegen, was der eignen Stimmung entſprach, und da die Stimmung der Menſchen ſich immer ausſchließlicher jener modernen, mehr in der Weichlichkeit der Nerven als in der Seele wurzelnden Humanität hingab, welche uns Religion, Glauben und allen philoſophiſchen und ſittlichen Idealismus erſetzen ſollte, verſuchte man auch die Strafen einzureihen in das ſtimmungsvolle Bild einer ſchönen, friedfertigen, den Zielen irdiſcher Glückſeligkeit, Allmacht und Allweisheit rüſtig zuſtrebenden Menſchheit. Und dieſem mächtigen Zuge der heutigen Weltanſchauung kam die neue philanthropiſche Lehre entgegen, die um dieſe Zeit ſich jenſeits des Meeres entwickelt hatte. Im nordamerikaniſchen Quäkerſtaate hatte zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Gedanke fruchtbaren Boden gefunden, die Freiheitsſtrafe zu Zwecken religiöſer Wiedererweckung zu verwenden. Abge-

ſchloſſenheit von der Außenwelt, Einſamkeit in der Stille der Gefängnißzelle, Gebet und Kaſteiung und, in Rückwirkung deſſen auf den innern Menſchen, Einkehr in ſich ſelbſt, Reue und Buße ſollten die Hebel zur Zurückbringung des Sünders in die Gemeinſchaft der Gerechten, der Gotteskinder werden. Der Gedanke fand Anklang, zunächſt in Amerika, wo der Eifer der Sekten, geduldigen Menſchenſtoff für die Proſelytenmacherei zu gewinnen, die Beſſerungsſucht der Philanthropen, die Leidenſchaft der Architekten, ſich an äußerlich großartigen, innerlich vielgliederigen Bauten zu verſuchen, die Freude an Ordnung, Sonderung, Zucht und dem Schein bis ins Kleinſte durchgeführter Zweckmäßigkeit ſich gleich ſehr von dem neuen „Syſtem“ angezogen fühlten. Im dritten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts entſtanden ſo in Pennſylvanien die berühmten Bußanſtalten zu Cherry Hill und Pittsburg. In der alten Welt ahmten das durch die Julirevolution umgewandelte Frankreich, dann Belgien und England das dort gegebene Beiſpiel nach; dann bereicherte das Jahr 1848 auch Deutſchland in den Zellengefängniſſen von Moabit und Bruchſal mit den Offenbarungen der neueſten Gefängnißwiſſenſchaft.

Da die Menſchen ſich ſtets über ihre Werke freuen, beſonders wenn dieſelben ſich als ſinnreich und kunſtvoll darſtellen, ſo ſchienen dieſe neuen Muſteranſtalten anfangs aller Welt alles zu erfüllen, was man von ihnen erwartet hatte. Sie waren vortrefflich, namentlich verglichen mit den Strafanſtalten mit gemeinſamer Haft. Wie licht und luftig, wie durchſichtig geordnet, wie makellos ſauber waren dieſe endloſen Gänge und Zellen! Wie wohlgekleidet, wie in ſich gekehrt, wie arbeitſam jeder Gefangene! Welcher Kloſterfrieden! Welch ein ſchön geregeltes Räderwerk das Ganze! In der That, niemand konnte zweifeln, daß hier der wahre Weg von der Sünde und Schuld durch Läuterung und Sinnesänderung des alten Adam zur Glückſeligkeit gefunden ſei. Nur eins war an der Sache auszuſetzen: die Kuranſtalten des modernen Heilverfahrens in Betreff der Verbrecherwelt koſtete heillos viel Geld. Es war indeß eine gute Sache, und ſo mußte das Geld geſchafft werden. Man ſchwelgte förmlich in der Sehnſucht nach immer mehr Zellengefängniſſen und immer mehr Iſolirhaft.

Inzwiſchen iſt das Leben, ſich wenig um die guten Abſichten der Weltverbeſſerer kümmernd, ſeine Wege weiter gewandelt. Die Gefängniſſe und deren Bevölkerung haben ſtetig zugenommen. Seit 1870 haben beide ſich dermaßen vermehrt, daß ſelbſt der verſtockteſte Optimismus ſtutzig zu werden anfängt und der Glaube an die Heilswahrheit des neuen Syſtems bei Vielen erſchüttert oder ganz in die Brüche gegangen iſt. Niemand wagt mehr zu behaupten, Rechtsordnung und Rechtsfrieden ſeien durch die moderniſirte Strafrechtspflege gefördert worden. Ein Gefühl des Unbehagens durchzieht weite Kreiſe des

Volkes, und willenskräftige Männer rufen bereits nach Rückkehr zu den draſtiſchen Strafmitteln der Vorzeit.

Wir können dem Verfaſſer in ſeiner ausführlichen Kritik der neueſten Strafrechtspflege und des Weſens der ihr dienenden Anſtalten, wo er einleuchtend bis ins Einzelne nachweiſt, daß die auf ſie gebauten Hoffnungen ſich nicht erfüllen konnten, das ihnen geſpendete Lob in allen weſentlichen Stücken grundlos iſt, nicht folgen und verweiſen deshalb auf das Buch ſelbſt, wo dieſe Dinge in Kapitel 3 bis 7 geprüft werden. Dagegen theilen wir noch mit, was unſere Schrift über das Weſen der modernen Freiheitsſtrafen überhaupt urtheilt, und was ſich der Verfaſſer an deren Stelle denkt und wünſcht — Gedanken und Wünſche, die wir buchſtäblich unterſchreiben.

Wenn der hiſtoriſche Staat aus ſeiner Hoheit heraus die Grenzen erlaubten und unerlaubten Thuns feſtſetzt, ſo will er zunächſt nicht erziehen, ſondern ſeinen eignen Beſtand vor Schaden ſchützen. Die ſtaatsgeſetzliche Strafe im Leben der modernen Kulturvölker ſoll die einmal beſtehende Rechtsordnung aufrecht erhalten. Darüber hinaus bedeutet ſie nichts. Die ſtaatliche Strafgewalt beſitzt durchaus nicht den Beruf und ebenſowenig die Kraft, zu beſſern oder zu erziehen. Die Abſchreckung allein iſt es, die Strafe als Uebel iſt es, welcher die Wirkung innewohnt, den beſtehenden Sittenzuſtand im nationalen Verbande aufrecht zu erhalten. Dies gilt auch von den Freiheitsſtrafen. Entweder läßt man ihnen ihre rechtliche Natur, und dann ſind ſie ein durch abſolutes Staatsgeſetz und feſte Rechtsregel beſtimmt normirtes Strafübel, das als ſolches angedroht und vollzogen wird; dann ſtehen und fallen ſie mit dem Zwecke der Abſchreckung, dann beſtimmt ſich ihre Qualität und Vollzugsart einzig und allein nach den Geſichtspunkten der Zweckmäßigkeit, welche die Menſchen zwingen, das Uebelthun aus Furcht vor Uebelerleiden zu unterlaſſen. Oder aber, man verzichtet darauf, durch die Freiheitsſtrafen als Uebel abzuſchrecken, und beſchränkt ſie auf Zwecke der Beſſerung, und dann gehören ſie nicht mehr dem Rechte, ſondern der Moral an, vertragen nicht mehr den Zwang ſtrafgeſetzlicher Normen und haben überhaupt als Strafen keinen Sinn mehr. Dann mag ihre Dauer und Beſchaffenheit gänzlich dem Ermeſſen der weiſen Pädagogen überlaſſen werden, welche ſich berufen fühlen, die ſittlich kranke Menſchheit durch Unfreiheit zur Freiheit zu erziehen. Indem aber ein empfindſamer Humanismus und eine unſelige Philanthropie in der modernen Staats- und Rechtsentwickelung ſich geltend gemacht, das eine und das andere vermiſcht und den im ſtaatlichen Verbotsgeſetz wurzelnden Grund rechtlich normirter Freiheitsſtrafen mit einem ethiſchen Inhalt von Menſchheitserziehung zuſammengeſchweißt haben, können die heutigen Freiheitsſtrafen weder abſchrecken noch beſſern. Statt, wie man gehofft und verheißen, den Sittenzuſtand zu heben, ſchützt das heutige

Strafensyſtem den beſtehenden Rechtszuſtand nicht mehr vor der wachſenden Gefahr der Verſchlechterung. Das ſind die thatſächlichen Ergebniſſe eines ungeheuren Aufwandes von Witz und Scharfſinn, Geld und Arbeit auf dem Gebiete der Gefängnißreform.

Wie da zu helfen, iſt die Frage, die der Verfaſſer im letzten Abſchnitte ſeiner Schrift zu löſen verſucht. Er antwortet: „Man muß ſich zurückbeſinnen auf den Weg, den man gekommen, und man muß eine gute Wegſtrecke rückwärts machen, ehe ſich freier Blick, klare Umſchau, zielvolle Richtung wiederfindet. Ob der bunte Narrenhaufen unſrer Fortſchrittsleute darob über Reaction zetert, iſt eine verzweifelt gleichgültige Sache.“

Erſtens ſollte gründlich gebrochen werden mit dem Beſſerungszwecke der Freiheitsſtrafen, und zwar zunächſt in beſtimmten Fällen. Denn es iſt Unverſtand, in einigen Monaten durch edukatoriſche Thätigkeit im Gefängniſſe heilen zu wollen, was Jahrzehnte ſittlicher Verwahrloſung verſchuldet haben, oder einen alten Verbrecher und Zuchthausſtammgaſt zum Gegenſtande ethiſch-intellektueller Ausbildung zu erleſen, und es gibt eine Menge in der Hitze, aus Fahrläſſigkeit, aus augenblicklicher Schwäche begangener Verſchuldungen, die zwar durch Strafe gebüßt werden müſſen, aber mit der gewöhnlichen Sittlichkeit, mit Bildung und Unterricht ſo wenig zuſammenhängen, daß es unvernünftige Grauſamkeit iſt, wenn ſie dem prophylaktiſchen Heilverfahren beſſerungseifriger Gefängnißbeamten preisgegeben werden.

Sodann muß man den Freiheitsſtrafen die ihnen zukommende Natur eines Uebels zurückgeben. Die Strafe ſoll von jedermann als ſolches empfunden werden, ſie ſoll abſchrecken, als Schmach und Pein gemieden werden. Deshalb ſollen die Freiheitsſtrafen, ſo weit man ſie nicht entbehren zu können glaubt, dem Regime einer weichlichen, verhätſchelnden, in Erziehungsverſuchen ſpielenden Humanität entriſſen und in die ſtrenge Herrſchaft der Schmerzen und Entbehrungen hineingeſtellt werden. Insbeſondere iſt intenſive Steigerung der Zwangsarbeit vonnöthen, wenn wieder Zucht und Furcht in die Strafrechtspflege gebracht werden ſoll. Darnach vorzüglich, nach der Härte der Zwangsarbeit, ſollten ſich die Grade der Freiheitsſtrafen abſtufen, weniger nach dem arithmetiſchen Maßſtabe der Zeitlängen. Vor der Gefahr eines Rückfalls in rohe, ſinnloſe Grauſamkeit iſt unſer Geſchlecht durch ſeine ſchwachen Nerven genügend ſicher geſtellt. Auch die jetzt übliche übertriebene Fürſorge für reichliche Ernährung der Gefangnen iſt eine Verkehrtheit. In der ehemals gebräuchlichen Verſchärfung der Freiheitsſtrafen durch zeitweilige Beſchränkung der Koſt auf Waſſer und Brod lag mehr wahre Humanität als in der heutigen Gefängnißpflege, welche trotz aller rationellen Speiſereglements durch unvernünftige Länge der Einſperrung Körper und Seelen verwüſtet.

Mit dem grundsätzlichen Verzicht auf die relativen Strafzwecke der Besserung und Erziehung wäre nothwendig das gesammte auf der souveränen Herrschaft der Freiheitsstrafen ruhende Strafensystem erschüttert. „Sollen," so sagt der Verfasser S. 73, „die strafwürdigen ziellosen Bahnen der bisherigen Strafrechtspflege mit Erfolg verlassen werden, dann müssen neben der Freiheit und zu Gunsten der Freiheit alle die übrigen durch die Menschennatur und die Rechtsüberlieferung gegebenen Objekte möglicher Strafübel wieder zu Ehren kommen. Es handelt sich um das Leben und die rechtliche Persönlichkeit, um den Körper und das Vermögen. Die tolle Methode, sich in Freiheitsstrafen zu überbieten und um des Segens bessernder Gefängnißedukation willen alle übrigen Strafarten verfallen zu lassen, zeichnet Deutschland vor allen modernen Kulturvölkern verhängnißvoll aus." — „Während in England der Galgen noch heute in seiner alten unheimlichen Gestalt aufrecht steht, die Deportation bis vor zwanzig Jahren in voller Uebung war, und seitdem härteste Zwangsarbeit verhängt und im Nothfalle durch Körperstrafen in ihrer abschreckenden Wirksamkeit aufrechterhalten wird, während Frankreich sich mit Guillotine, Transportation, Bagno und ruinirenden Geldstrafen zu helfen weiß, Italien in seinen Inseln Deportation mit schwerster Strafknechtschaft wirksam vereinigt, in Oesterreich und Rußland Todesstrafe, Körperstrafen, Strafkolonien, mannichfach verschärfte Formen harter Kerkerhaft unangefochten bestehen, haben gerade wir Deutschen, das ärmste, praktisch ungeschickteste aller Völker, uns für berufen erachtet, nur durch zahlreiche, mit allem architektonischen Komfort der Neuzeit eingerichtete Strafanstalten, durch sittliche Gefängnißerziehung, durch die klösterliche Einsamkeit säuberlichen Zellendaseins und all das sonstige Rosenwasser einer überquellenden Humanität das Gorgonenantlitz des Verbrecherthums zu besänftigen und seine wilde Leidenschaft zu bekämpfen."

Rückkehr zu andern Strafarten, als sie die Freiheitsentziehung ermöglicht, ist das letzte Ziel, das zu erstreben ist. „Die Todesstrafe ist trotz ihres gesetzlichen Bestehens thatsächlich seit einigen Jahrzehnten im größten Theile des Reiches so vollständig außer Uebung gerathen, daß wir schlimmer daran sind, wie wenn es sich um ihre gesetzliche Wiedereinführung handelte. Man weiß nicht recht, wo und wie wieder mit dem schneidigen Ernste des Strafvollzugs zu beginnen. Man sträubt sich vor dem stillen Gewissensvorwurfe, daß man je nach menschenfreundlicher oder menschenfeindlicher Gemüthsstimmung über Tod und Leben verfügt. Inzwischen hat gerade die Erscheinung, daß die Staatsgewalt zwar noch immer das Recht, nicht mehr aber den Muth besaß, das Schwert irdischer Gerechtigkeit parteilos zu handhaben, besonders verhängnißvoll dazu beigetragen, der Strafgewalt überhaupt den letzten Rest abschreckender Gewalt zu nehmen." — „Führte dann die an Zahl und Bestialität zu-

nehmende Menge ruchloſer Miſſethaten hier und da in Deutſchland zu einer vereinzelten Exekution, was war die Folge? Der ganze Vorgang blieb im Geiſte aller derer, welche dabei richtend, handelnd, anſchauend mitzuwirken hatten, von vornherein derartig mit dem Charakter des Außerordentlichen behaftet, daß er eigentlich aus dem Rahmen der ordentlichen Rechtspflege herausfiel. Ueberall zu viel nervöſe Senſation, zu wenig mannhafte Haltung eines in ſich gefeſtigten Rechtsgefühls, faſt nirgends die ſchlichte, nüchterne, geſchäftliche Behandlungsweiſe, die jeder Rechtsakt erfordert.“ — Das muß anders werden. „Vorläufig kann es ſich nur darum handeln, die Strafe wieder zur Wahrheit zu machen, den vollen Ernſt der Strafandrohung den Gemüthern des Volkes ſcharf einzuprägen. Die einfache, unmittelbare, endgültige Vernichtung der äußerſten verbrecheriſchen Auswüchſe der Geſellſchaft bleibt zunächſt die ganze Räſon der Todesſtrafe. Erſt wenn Beil und Fallbeil dieſe ihre Arbeit einige Zeit wieder sans phrase verrichtet haben werden, wird man bei uns wieder dahin gelangen, mit geſundem Nerv, feſtem Gleichmuth und offenem Sinn die ganze Frage von Neuem in die Hand zu nehmen und die zuläſſigen Formen und Grenzen dieſer ultima ratio irdiſcher Gerechtigkeit vernünftig zu beſtimmen. Denn dann erſt wird wenigſtens der unverrückbare Ausgangspunkt jeder vernünftigen Erörterung feſtſtehen: daß die Todesſtrafe wie die alte böſe Mode des Todes überhaupt für den irdiſchen Haushalt nun einmal ebenſo unentbehrlich wie gerecht und wohlthätig iſt.“

Schwieriger ſteht es mit der Frage des bürgerlichen Todes, der Ausſtoßung aus der natürlichen Rechtsgemeinſchaft, der Deportation. Doch iſt hier nur nach dem Wie der Ausführung zu ſuchen. Denn wenn man die Todesſtrafe nur für blutigen Mord und ſchwere Felonie gegen den Staat verhängen kann, wenn daneben eine Menge bösartigſter Verbrechensformen vorkommen, die nach bisher giltiger Rechtsanſchauung nur mit lebenslänglichem Zuchthauſe geſühnt werden können, wenn die Zahl dieſer zu ewiger Sklaverei Verdammten fortwährend wächſt und die Erfahrung lehrt, daß jede länger als fünfzehn Jahre dauernde Freiheitsentziehung die phyſiſche wie die geiſtige Exiſtenz des Sträflings unrettbar zerſtört, ſo iſt nicht zu leugnen, daß der Erſatz wenigſtens aller vieljährigen Freiheitsſtrafen durch Deportation mit aller Energie anzuſtreben iſt.

Die ſich in den Tiefen der Volksſeele immer vernehmlicher durcharbeitende Reaktion gegen die mattherzige Humanität der letzten Jahrzehnte ſpricht ſich auch in dem Verlangen nach einer andern Strafart aus, die man ſchon ſeit geraumer Zeit als glücklich überwundene Barbarei zu betrachten liebte. Wiederherſtellung der Prügelſtrafe, mehr körperliche Züchtigung und weniger Freiheitsentziehung, ſo lautet dieſe Forderung. Natürlich ergreift darob banges Ent-

ſetzen alle aufgeklärten Leute. Aber es iſt eitel Heuchelei oder Unverſtand, die Berechtigung der Körperſtrafen abſolut in Abrede zu ſtellen und zu thun, als ob die Freiheitsſtrafe blos um ihres ſchönen Namens willen, als ob die Einpferchung in engen Raum, als ob Gefängnißluft, Gefängnißkoſt und der überall drückende phyſiſche Zwang ſchlechterdings nichts von körperlicher Pein enthielten. Häufig iſt lange Gefangenſchaft eine viel quälendere Körperſtrafe als jede andere Form phyſiſcher Züchtigung. Nur die Selbſttäuſchung des Beſſerungszweckes, der in den Zuchthäuſern ſeine glorreiche Offenbarung feiern ſollte, mit der Prügelſtrafe aber nicht vereinbar ſchien, konnte eine ſo klar daliegende Thatſache verdunkeln. Sind wir erſt durch Erfahrung von der Abgeſchmacktheit des ſchulmeiſterlichen Syſtems bei der Gefängnißpflege überzeugt — was bald allgemein der Fall ſein wird —, ſo wird es nur noch eine einfache Frage der Zweckmäßigkeit ſein, ob und wie weit das Strafübel der Freiheitsentziehung durch das einfachere, draſtiſchere und wohlfeilere Strafübel körperlicher Züchtigung erſetzt werden kann.

„Die Prügelſtrafe," ſo äußert ſich der Verfaſſer, „iſt, in den kalten, ſchwerfälligen Formen ſtaatlichen Strafvollzugs gehandhabt, himmelweit noch ein ander Ding als die einfache Züchtigung in Haus und Familie. Sitte und herrſchende Gefühlsrichtung verlangen darin wie überall ihr Recht. Es kann nicht mehr davon die Rede ſein, ohne Unterſchied des Lebensalters und des Geſchlechts körperliche Züchtigung als normale Strafart einführen zu wollen. Wohl aber iſt es eine ernſthafte, durch leere Phraſen von Menſchenwürde nicht zu beſeitigende Frage, ob für beſonders freche und bubenhafte Frevel, für boshafte Sachbeſchädigungen, Körperverletzungen und ähnliche Niederträchtigkeiten halbwüchſiger Jugend ein Quantum von Ruthenhieben nicht ein natürlicheres und wirkungsvolleres Strafmittel wäre als ein paar Tage, Wochen oder Monate Einſperrung. Weshalb auch in den Grenzen, in denen Recht und Sitte in Haus, Schule und Werkſtätte die Züchtigungsbefugniß des erwachſenen Menſchen über den unerwachſenen anerkennt, dieſelbe Befugniß dem Staate verſagt bleiben ſoll, bleibt ein Räthſel." Aber man iſt ſchon weiter zurückgekehrt von bisherigen Irrwegen. § 38 des Entwurfs der Strafvollzugs-Ordnung für das Reich will gegen ehrloſe Zuchthausſträflinge männlichen Geſchlechts die körperliche Züchtigung als Diſziplinarmittel ganz allgemein wieder zulaſſen. Damit iſt im Prinzip alles anerkannt, was billigerweiſe zunächſt gefordert werden kann. Es käme dann nur auf die Entſchloſſenheit der Gefängnißverwaltung an, wenn dem Buchſtaben des Geſetzes das rechte Leben werden ſollte. Stehen nur erſt unſere Zuchthäuſer wieder ein paar Jahre unter dem Regime des Hungers und der Prügel, ſo wird das jetzt verſchwundene Gefühl, Strafe ſei Schmerz und Schmach, ſich auch wieder einſtellen. Das

iſt es, worauf es weſentlich ankommt; nicht, wieviel in den Strafanſtalten geprügelt *wird*, ſondern daß in ihnen geprügelt werden *kann*, iſt die Hauptſache. Die Freiheitsſtrafen dürfen nicht länger als Aſyle für faule Subjekte, als vorübergehende Unannehmlichkeiten für ein zügelloſes Leben, als wohlanſtändige Auseinanderſetzung mit dem Staate behandelt, ſie müſſen als Achtung und Ehre vermindernde Buße empfunden werden. Iſt die herabwürdigende Körperſtrafe aber wieder ein zum Zuchthauſe gehöriges Element geworden, ſo muß man auch den weiteren Schritt thun, für beſonders ehrloſe Verbrechen eine Verſchärfung der Zuchthausſtrafe durch Hunger und Prügel unter die ſtrafgeſetzlich zuläſſigen Qualifikationen der Freiheitsſtrafen wieder aufzunehmen.

Schließlich bleiben noch zwei Gebiete übrig, die theils neben den Freiheitsſtrafen, theils in Verbindung mit ihnen ergiebiger für die Bedürfniſſe der Strafrechtspflege benutzt werden können: die bürgerliche Ehre und das Vermögen.

Mit der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte in der Urtheilsformel der Straferkenntniſſe und den legalen Wirkungen des Ehrverluſtes iſt es nicht gethan, wenn dieſe Rechtſprechung nicht von einem kräftigen ſittlichen Gefühle des Volkes getragen wird. Dazu bedarf es, daß der Ehrloſigkeit greifbare Geſtalt zurückgegeben wird. Niemand wird ſich leicht dafür erwärmen, Pranger und Brandmarkung wieder aufleben zu laſſen. Das ſchließt aber nicht aus, daß auch heute noch beſonders verächtliche Arten von Fleiſchesſünden, von Betrug, ſtrafbarem Eigennutz und ähnliche mit den ſozialen Laſtern der Erwerbsgier und Genußſucht zuſammenhängende Vergehungen an den Uebelthätern nicht ſowohl durch lange Freiheitsberaubung als durch moderner Empfindſamkeit entſprechende Formen von Ehrenſtrafen geſühnt werden ſollten. Will man die Betreffenden nicht mehr in Perſon an den Pranger ſtellen, ſo könnten dieſe durch Namen und Bildniß vertreten ſein. Die geſteigerte Oeffentlichkeit des Lebens gibt übrigens der Gegenwart andere Mittel in Menge an die Hand, beſonders ſchlimmen Bethätigungen gemeiner Geſinnung den Stempel der Infamie für alle Welt aufzudrücken.

Was endlich den Erſatz der Freiheitsſtrafen durch Geldbußen betrifft, ſo können, wie unſre Schrift hervorhebt, hier nur die beſitzenden Klaſſen der Geſellſchaft und nur Vergehungen mehr formaler Natur oder ſolche, welche, in Gewinnſucht wurzelnd, rechtswidrige Eingriffe in die Sphäre des ſozial-politiſchen oder des wirthſchaftlichen Lebens enthalten, in Frage kommen. „Eine erhebliche Kategorie der ſogenannten politiſchen Vergehen, der Preßdelikte, der Injurien im weiteſten Sinne würden," wie der Verfaſſer meint, „für Vermögensbußen in erſter Linie geeignet ſein. Schon das geltende Strafgeſetzbuch gewährt dazu einige Handhaben, wenn dieſelben auch zu dürftig bemeſſen und, ſei es alternativ, ſei es kumulativ, viel zu irrationell mit den Freiheitsſtrafen

verbunden ſind. Der letztere Umſtand einerſeits, und die Aermlichkeit des Volkswohlſtandes andrerſeits haben es zu Wege gebracht, daß die Geldbußen in der Praxis der deutſchen Gerichte faſt bedeutungslos geblieben ſind.“ Frankreich und England ſind uns darin weit voraus. Wir haben uns ſo vollſtändig in die Arithmetik der Freiheitsentziehungen verrannt, daß wir überſehen haben, wie gerade in unſerm Zeitalter des Materialismus und Induſtrialismus, der leidenſchaftlichen Gewinnſucht und des rückſichtsloſen wirthſchaftlichen Wettbewerbes empfindliche Bußen an Geld die eigentlich wirkenden Motive zahlreicher ſtrafbarer Handlungen viel unmittelbarer und fühlbarer treffen, als kurze Haft. Aber freilich, will man von den Geldſtrafen ernſtlicher Gebrauch machen, als bisher üblich war, ſo muß man ſie auch ſo zumeſſen und vollziehen, daß ſie das Vermögen des Verurtheilten weſentlich vermindern, daß deſſen Beſitz, deſſen wirthſchaftliche Exiſtenz wirklich gefährdet wird, und daß die bequeme, für den Werth der Freiheitsſtrafen recht charakteriſtiſche Neigung, die Geldbußen „abzuſitzen“, nicht mehr dieſe Wahl treffen kann. „Wer durch die auri sacra fames geſündigt hat, mag fortan in Armuth und Entbehrung am eignen Leibe erfahren, was Hunger leiden heißt.“

Preßzuſtände im Herzogthum Altenburg.

Die Preßverhältniſſe im Herzogthum Altenburg ſind nicht wohl verſtändlich ohne Kenntniß des Bodens, auf dem ſie erwachſen ſind. Das Herzogthum, einer der geſegnetſten Striche Deutſchlands, war bis zum Jahre 1826 nur ein Theil des Geſammtherzogthums Gotha mit einem beſondern Regierungskollegium in der Stadt Altenburg. Bei der Abweſenheit des Monarchen, welcher in Gotha reſidirte, machten ſich an dem Sitze dieſes Regierungskollegiums bald einzelne Familien und Kreiſe geltend, die, mehr oder weniger bemerkt, die Leitung des Landes in der Hand hatten, und die „unter ſich“ über die wichtigſten Poſten des kleinen, äußerſt geſegneten Landes verfügten. Etwas zurückgedämmt wurde dieſer Einfluß, als das Herzogthum 1826 von Gotha abgelöſt wurde und eine eigene Regentenfamilie bekam; aber immer noch blieben die Patrizierfamilien im Beſitze der wichtigſten Poſten, und in der Hauptſtadt Altenburg insbeſondere ließ man nicht leicht Perſönlichkeiten eindringen, die nicht zur Coterie gehörten, oder deren unbedingter Anhänglichkeit an dieſelbe man nicht ſicher war. Bei der Abgeſchloſſenheit des Landes wurden dieſe Ver-

hältniſſe in keiner Weiſe geſtört, und unter dem Schutze des deutſchen Bundes fand dieſes behagliche Daſein das fröhlichſte Gedeihen. Mit größeren ſtaatlichen Aufgaben hatte man ſich nicht zu befaſſen; das Wohlbefinden des für ſeine Lage und Fruchtbarkeit nicht eben dicht bevölkerten Landes, das gegenwärtig wenig mehr als 6000 Seelen auf der Quadratmeile zählt, war die einzige Aufgabe, die man zu löſen hatte; in patriarchaliſcher Verlorenheit an die Außenwelt bildete man eine friedliche Welt für ſich. Im Innern freilich ſah dieſer Frieden etwas anders aus. Wenn ein alter griechiſcher Dichter als das rühmlichſte Streben des Mannes bezeichnet: „immer der erſte zu ſein und vorzuſtreben den andern", ſo faßte man dieſe Aufforderung auch in dieſen Kreiſen lebhaft auf; immer der erſte zu ſein, und noch lieber: mehr zu ſein als die andern, das war in der That dasjenige, was dieſen Kreiſen ein gewiſſes Leben verlieh. Natürlich meinte man das praktiſch nicht ganz ſo wie der alte Grieche, und mehr ſein bedeutete hier nur: mehr Einfluß haben oder doch in Reichthum und Aufwand es andern zuvorthun. Eine öffentliche Meinung gab es hier noch weniger als anderswo; die Zeitungen oder Wochenblätter, welche nach und nach in den meiſten Städten des Landes auftauchten, wollten nichts anders, als die Eigner der Scholle von den Vorgängen des Landes und der Nachbarländer, vielleicht auch andrer Kulturländer benachrichtigen.

Einen Umſchwung führten, wie anderwärts, ſo auch hier die Ereigniſſe von 1866 und 1870 herbei. Als die Söhne des Landes mit an den Rhein zogen, um deutſche Ehre zu ſchirmen, da war jeder Herd, der einen Streiter mitgab, mit ſeinem eignen Blute bei Erfolg oder Niederlage der deutſchen Waffen betheiligt und dem entſprechend intereſſirt, und dieſe gaben auch für andere den Ton an; neben den Angelegenheiten des Herzogthums traten die des ganzen deutſchen Volkes in den Vordergrund, und das bisher ziemlich iſolirt gebliebene Land wurde in den breiten Strom des nationalen Lebens mit hineingezogen.

Mit dem erwachenden Intereſſe an den Ereigniſſen des nationalen Lebens entwickelte ſich auch die Preſſe. Sie war allerdings nur durch Lokalblätter vertreten, davon jede Stadt das ihre hatte; aber bald hob ſich die „Altenburger Zeitung" über die übrigen Lokalblätter empor und wurde zu einer Art Landeszeitung mit einer gewiſſen Tendenz. Sie begnügte ſich nicht mehr damit, wie alle Preſſe anfängt, ihre Leſer von den Geſchehniſſen des Landes und der Außenwelt zu unterrichten; ſie nahm vielmehr eine beſtimmte Richtung an und ſuchte ihre Leſer für dieſe Richtung zu gewinnen. Sie fand in dieſer Beziehung nichts vor bei der Bevölkerung des Landes, welche allerdings naturgemäß, aber gleichſam unbewußt, ſtreng konſervativ war. Weil man aber beim Eintritt in das nationale Leben des ganzen Deutſchlands daſſelbe gleich von der erfreulichſten Seite hatte kennen lernen und die nationale Begeiſterung in vollem

Maße theilte, weil die in Deutschland herrschende politische Richtung der Liberalismus war, und weil der letztere endlich sich zugleich zum Schildhalter nationaler Gesinnung hinstellte und so zum Nationalliberalismus wurde, so nahm die „Altenburger Zeitung" die nationalliberale Richtung an. Es soll damit nicht gesagt werden, daß es nicht auch Männer in Altenburg gäbe, welche wirklich nationalliberal wären; es gibt hier entschieden eine nationalliberale Partei, die sehr rührig ist und den dominirenden Einfluß im Lande zu gewinnen sucht. Nur ist es eine kleine Partei; sie ist nicht entfernt so groß wie die Auflageziffer der „A. Z." Ganz wesentlich kommt dieser Partei zu statten, daß ihr Organ die einzige Zeitung ist, die im Lande erscheint, und überall gelesen wird. Als daher während und nach dem Kriege gegen Frankreich die Wogen der nationalen Begeisterung am höchsten gingen, da jubelte auch sie mit der liberalen Presse, „daß es eine Lust sei, zu leben"; da wußte sie die Vorstellung in dem konservativen Lande zu verbreiten, daß „liberal" gleichbedeutend sei mit „ehrenhaft" und der Nationalliberalismus mit patriotischer Ehrenhaftigkeit gleichbedeutend sei, so daß der konservativste Altenburger Bauer, eben in diesem Sinne, bei mancher Wahlversammlung ausrief: „Wir sind alle liberal!" und „konservativ" hier gleichbedeutend wurde mit „reaktionär" und „Finsterling". Ist nun der beste Beweis für die Redlichkeit irgend welcher Ueberzeugung, daß man eine andere, selbst feindliche Ueberzeugung wenn auch nicht zu ehren, so doch zu achten wisse, und daß man tolerant sei, so war es auffällig, daß die „A. Z." in der Verfolgung Andersgesinnter mit der Hetze und Intoleranz der Berliner Judenblätter wetteiferte. Als z. B. im Januar 1878 eine kleine Anzahl selbständig denkender Männer sich von dem Banne des nationalliberalen Organs losmachte und statt des bisherigen nationalliberalen Reichstagsabgeordneten den früheren preußischen Regierungspräsidenten von Kassel, den im Saalkreise des Landes ansässigen Freiherrn von Hardenberg, als Reichstagskandidaten aufstellte, welcher erklärt hatte, daß er, falls er gewählt würde, der freikonservativen Partei beitreten würde, da war der „A. Z." keine Schmähung schmutzig und gemein genug, die sie nicht den Wählern des Herrn von Hardenberg an den Kopf geworfen hätte; sie stellte dieselben mit den verhaßten Zentrumsmitgliedern und Sozialdemokraten ungefähr auf gleiche Stufe. Als aber die Stimmung immer mehr umschlug und auch die „A. Z." sehr wohl einsehen mußte, daß der allzustraff gespannte Bogen springe, so stellte sie, als in Folge der bekannten Vorgänge des vorigen Jahres der Reichstag bereits nach sechs Monaten aufgelöst wurde, *selbst einen freikonservativen Kandidaten auf*, während sie noch sechs Monate vorher die Aufstellung eines freikonservativen Kandidaten als reichsfeindlich bezeichnet hatte! Sie wußte freilich, daß ein andrer nicht wohl durchzubringen war, und sie wollte lieber eine ge-

ſinnungsvolle Schwenkung machen als die Leitung der Stimmen des Landes verlieren.

Dieſen prononcirten Charakter erhält die Zeitung wohl kaum von ihrem verantwortlichen Redakteur. Derſelbe beſitzt eine große Buchhandlung, außerdem einen anſehnlichen Verlag und eine Druckerei, deren Blüthe einzig das Reſultat ſeiner rührigen Thätigkeit iſt. In Druck und Verlag hat er — im Vorbeigehen geſagt — auch eine „Illuſtrirte Bierzeitung", die ſich zur Aufgabe macht, die meiſt faden, bisweilen geradezu albernen Scherze und Späße aus den Kreiſen der Studenten und Bierphiliſter jedermann zugänglich zu machen. In der That eine ſonderbare Idee das, eine „Bierzeitung" drucken zu laſſen! Kurz und gut, Herr Hofbuchhändler Bonde hat jedenfalls nicht die Zeit, die „A. Z." allein zu redigiren; er hat vielmehr eine Anzahl Gehilfen, welche die eigentlichen Leiter der prononcirten Färbung des Blattes ſind. Dieſe guten Freunde, welche auch die Kommunalwahlen in der Stadt Altenburg zu leiten pflegen, gehören meiſt Coterien an, die im Stillen ſehr thätig ſind, um ihren Einfluß nach allen Seiten hin auszudehnen, und denen ſich in der That wenigſtens in der Hauptſtadt (wahrſcheinlich auch in den Provinzialſtädten) nur wenige zu entziehen vermögen. So iſt die „A. Z." das ausgeſprochene und ausgeprägte Organ der nationalliberalen Partei im Lande.

Allein, dies iſt nicht der einzige Charakter der Zeitung. Da es kein offizielles oder offiziöſes Organ gibt (das Amtsblatt enthält außer den eigentlich amtlichen Nachrichten nur Annoncen), ſo dient ſie vorkommenden Falls auch als offiziöſe Zeitung. Daß die Regierung eine Nachricht, insbeſondere eine Richtigſtellung verbreitet wiſſen will, welche Parteiblätter von ſelbſt nicht leicht bringen, dieſer Fall kommt hier nicht häufig, aber doch bisweilen vor, und für dieſe Fälle ſteht eben nur die „A. Z." zur Verfügung. Als vor einer Reihe von Jahren die „A. Z." einen Artikel brachte, welcher von Altenburg — jedenfalls aus ihren Kreiſen — an eine auswärtige Zeitung geſchickt worden war, und in welchem der Miniſter v. Gerſtenbergk als unfähig für ſeinen Poſten hingeſtellt wurde, da tauchte allerdings einmal die Idee auf, dem Amtsblatte eine politiſche Beilage beizugeben, damit die Regierung nicht von einem Blatte abhängig ſei, das dieſelbe unter Umſtänden bekämpfe; die Ausführung unterblieb aber damals, jedenfalls in der Erwartung, daß die „A. Z." der Regierung unter Umſtänden zur Verfügung ſtehen und ſie nicht bekämpfen werde, was auch in der That unter der Geſchäftsleitung Gerſtenbergks nicht wieder vorgekommen iſt. Wie wenig man ſich aber in dieſer Beziehung auf das leitende Organ verlaſſen kann, zeigt folgender Fall. Im Frühjahr d. J. ſtarb der Generalſuperintendent Dr. Braune, ein Mann, der wegen ſeiner Thätigkeit als Theolog weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt iſt, und deſſen

ſeltene Liebenswürdigkeit, deſſen feines, geiſtvolles Weſen jedem, der mit ihm in Berührung gekommen, unvergeßlich bleiben wird. Braune war orthodox; wenn ſich aber der gewöhnliche Bierphiliſter — gleichviel, ob er Braunbier oder Bairiſches trinkt, ob er das Kaſino oder eine beſcheidene Vorſtadtſchenke beſucht — darunter einen finſteren Zeloten denkt, der nur von Gottes Zorn und der Sünde der Menſchheit ſpricht und all den edeln Lebensgenuß verpönt, der den Philiſter ſo glücklich macht, ſo war Braune, wie recht viele Orthodoxe, ein großer Freund geſelliger Heiterkeit, voll Humors und ſprühenden Witzes, unerſchöpflich z. B. bei Tafel, wo jeder Toaſt ihn zu zündender Erwiederung anregte. Aber freilich, orthodox war er doch geweſen! Er hatte es öfter ausgeſprochen, daß zwar das Kirchegehen keinen Menſchen fromm mache, daß aber der Fromme in die Kirche gehe; daß, wer am Sonnabend in Familie oder auf der Kneipe große Schmäuſe oder Bälle feiere und ſich den Leib voll Bier oder Wein ſchlage, am Sonntage nicht aufgelegt ſein könne, den Gottesdienſt zu beſuchen. Auch ging er nicht, wie das manche Geiſtliche thaten, regelmäßig auf die Kneipe, und gab damit in unerfreulicher Weiſe zu erkennen, daß er — manches anders mache als der Bierphiliſter und wohl auch von andern wünſche. Bei ſeinem Tode aber rühmte ihn die „A. Z." in gebührender Weiſe, und wer die Verehrung des Redakteurs für den Verſtorbenen kennt, der weiß, daß ihm, was er ſagte, aus dem Herzen kam.

Einige Zeit nach ſeinem Tode erſchien in der „A. Z." ein Vorſchlag zur neuen Beſetzung der Generalſuperintendentur, in welchem der Sohn des bekannten Kirchenhiſtorikers Haſe in Jena, gegenwärtig Diviſionsprediger in Königsberg, als der geeignetſte Nachfolger Braunes bezeichnet wurde. Wir geſtehen, daß wir dieſen Herrn perſönlich nicht kennen; von Studiengenoſſen deſſelben hören wir, daß er ein flotter Student, ein netter Menſch, ſo was man einen homo bellus nennt, geweſen ſei, der ſpäter eine Gräfin Kalkreuth geheirathet habe, aber in wiſſenſchaftlicher Hinſicht keineswegs über das Mittelmäßige emporrage. Kaum war dieſer Vorſchlag heraus, als von einer Stelle, von der aus ganz allein die Entſcheidung über die Beſetzung dieſer Stelle zu erfolgen hat, das größte Mißfallen darüber laut wurde; zugleich wurde gewünſcht, man möge es Jedermann ſagen, der es wiſſen wolle: man habe an maßgebender Stelle nie daran gedacht und werde niemals daran denken, dieſen Mann zum Generalſuperintendenten zu berufen. Dies wurde auch der „A. Z." berichtet; ſie ſelbſt nahm die Notiz am 7. September auf: aus ſicherſter Quelle gehe ihr die Mittheilung zu, daß in Bezug auf die Wiederbeſetzung der Generalſuperintendentur Verhandlungen oder Entſchließungen nach keiner Seite bis jetzt ſtattgefunden hätten, alle Gerüchte über den muthmaßlichen Nachfolger daher aller Begründung entbehrten. Ob der Paſſus, worin auch für die

Zukunft die Kandidatur Haſes abgewieſen war, dem Blatte nicht berichtet ward, ob ihn daſſelbe abſichtlich verſchwieg? wir wiſſen es nicht. Das aber wiſſen wir, daß die „A. Z.“ wußte, von wem dieſe Richtigſtellung ausging. Während aber ſonſt die ganze Redaktion der Altenburgerin von Loyalität überfließt und in tiefſter Devotion faſt täglich erſtirbt, kam ſie doch wieder auf beſagten Haſe zurück; die „Proteſtantiſche Kirchenzeitung“ nämlich, das Organ des Proteſtantenvereins, empfahl ihn in einem Artikel, den die „A. Z.“ abdruckte, und der nach ſeinem Stil keinen ſehr Kundigen und wohl kaum einen Theologen als Verfaſſer verräth, denn es iſt undenkbar, daß ein Theolog folgenden Satz ſchriebe: „Ueberhaupt bekam man im perſönlichen Umgange mit dem geiſtreichen und anregenden Manne (Dr. Braune nämlich) den Eindruck, daß er ſelbſt ſich für orthodoxer hielt, als er es wirklich war.“ Dieſe Worte, welche zeigen, daß der Verfaſſer dieſes Diktums ſich für einen größeren Menſchenkenner hält, als er wirklich iſt, ruhen nach dem Zuſammenhange auf der Vorausſetzung, daß jeder Orthodoxe ein finſterer, unliebenswürdiger und vor allem beſchränkter Menſch ſein müſſe, und weil das alles Braune nicht war, ſo war er gar nicht ſo orthodox! Nach dieſem Gallimatthias folgte nun ein Lobgeſang auf Haſe, und nachdem ſein theologiſcher Standpunkt ausführlich erörtert war, wurde das Vertrauen ausgeſprochen, daß die Regierung bei Neubeſetzung der Generalſuperintendentur ihr Auge auf einen Mann richten werde, ſei es nun Dr. Haſe oder ein andrer, der im Geiſte der Milde und Verſöhnung ſeines Amtes zu walten wiſſe; gemeint war natürlich nur Haſe, von dem der ganze Artikel handelte. Wirklich, es klingt wunderhübſch, wenn die Bierphiliſter ſo von Humanität, von Milde und Verſöhnung reden; ſie ſtellen ſich den Träger dieſer Eigenſchaften als einen Mann vor, der ihre Geſellſchaften frequentirt, Gelegenheitsgedichte macht, unter Umſtänden mit ihnen Skat ſpielt, Leſekränzchen bildet, lebende Bilder ſtellt und vor allem nicht den Anſpruch erhebt, daß die Leute in die Kirche gehen ſollen, ſondern ſeinen religiöſen Einfluß in den geſelligen Zuſammenkünften ausübt. Zum Schluß des betreffenden Artikels führt die „A. Z“. nach der „Prot. Kirchenzeitung“ die ſämmtlichen Schriften Haſes auf; die Zahl derſelben iſt nicht weniger als acht. Sieht man aber die Titel näher an, ſo ſind die Hälfte davon einzelne Predigten und die übrigen gelegentlich entſtandene kleine Schriften. Wenn dieſe Titel den Kandidaten empfehlen ſollen, dann möchte derſelbe Gott bitten, daß er ihn vor ſeinen Freunden behüte, denn eine Predigt drucken laſſen, das kann und thut unter Umſtänden jeder Dorfpfarrer; davon könnte doch Herr Hofbuchhändler Bonde genug Beiſpiele beibringen! Im Uebrigen ſieht jeder Sachkundige leicht, daß der betreffende Artikel der „Proteſtantiſchen Kirchenzeitung“ in Altenburg entſtanden und entweder von der Redaktion der „A. Z.“

ſelbſt veranlaßt oder von einem Freunde derſelben mit oder ohne ihr Vorwiſſen verfaßt iſt.

Kurze Zeit darauf erſchien im „Oſterländer Boten“, einem kleineren konſervativen Blatte, das in Gera erſcheint und in Altenburg mehrfach geleſen wird, ein Artikel, der ſeinem Inhalte nach im Weſentlichen mit unſerer Anſicht übereinſtimmt. Alsbald wurde die „Altenburger Zeitung“ ſehr erregt, bewarf den „O. B.“ mit allerlei unappetitlichen Vorwürfen, in denen jedoch der Hauptpunkt des Angriffs, die Nichachtung des Dementis bezüglich der Kandidatur Haſes, ganz mit Stillſchweigen übergangen war, und ſchloß mit den Worten: „Proteſtiren wollen und müſſen wir gegen das Gegeifer einer Partei, die die reinſten, edelſten und tüchtigſten Männer verunglimpft, wenn ſie nicht unbedingt zu ihrer Fahne ſchwören“ — ein Ausfluß ſittlicher Entrüſtung, der angeſichts des Artikels im „O. B.“ völlig unverſtändlich iſt, weil dort gar nicht gegeifert worden war.

Wir wollen die Frage unerörtert laſſen, ob es ſchicklich iſt, daß die Kandidatur zu einer ſolchen Stelle in einem Blatte herumgeſchleift wird, das eine ſo prononcirte Richtung hat und meiſt auf der Kneipe geleſen wird. Jedenfalls iſt es ungewöhnlich, daß ein ſo entſchiedenes Dementi unter ſolchen Umſtänden mit ſolcher Nichtachtung behandelt wird; ſelbſt Blätter wie der „Berliner Börſencourier“ haben ſich gegenüber einem ſolchen Dementi kaum jemals einer ſo — unzarten Zudringlichkeit ſchuldig gemacht. Es geht aus dieſem Falle hervor, daß die Preßverhältniſſe in Altenburg noch ſehr im Unklaren ſind, da unter Umſtänden in demſelben Blatte Loyalität und Oppoſition in ihren extremſten Formen zu Tage treten, und es iſt lebhaft zu wünſchen, daß in dieſe Verhältniſſe Klarheit komme, mag dies nun dadurch geſchehen, daß die „Altenburger Zeitung“ ihre extreme Parteirichtung aufgibt und ſich mehr auf bloße Nachrichten aus der Heimat beſchränkt, in welcher Beziehung ſie ſchon jetzt vortrefflich iſt, oder — daß die Regierung ihren alten Plan ausführt und das Amtsblatt zu einer Amtszeitung erhebt. Das erſtere wird ſchwerlich eintreten; ſo muß man wünſchen, daß die Regierung ſich zu dem letzteren entſchließe. Nur Klarheit!

Politiſche Briefe.

23. Die Präſidentenwahl vom 30. Oktober.

Es war diesmal, wie nationalliberale Blätter, darunter die „National-Zeitung“, wiederholt beſtätigt haben, ſehr leicht, das Präſidium in der Weiſe zu beſtellen, welche der Vertretung einer gebildeten Nation allein würdig iſt,

nämlich durch die Einstimmigkeit des Hauses bis auf die Stimmen einzelner Sonderlinge. Die Konservativen und das Zentrum waren bereit, Herrn v. Bennigsen zu wählen, als ersten Vizepräsidenten den konservativen Herrn v. Köller, als zweiten Vizepräsidenten den Freiherrn v. Heremann vom Zentrum. Hätten die Nationalliberalen dieser Liste zugestimmt, so hätten es wohl auch die Freikonservativen gethan, und damit wäre die Einstimmigkeit des Hauses etwa bis auf die Stimmen eines Theils der Fortschrittspartei hergestellt gewesen. Aber die Nationalliberalen besannen sich auf ihre Korpstraditionen. Hatten sie nicht vordem das Korps „Germania" in Verruf gethan, weil dessen Mitglieder angeblich die kirchenpolitischen Gesetze zum Theil nicht anerkennen? Nun, die Zentrumsleute erkennen gewisse Gesetze theoretisch nicht an, sie lassen sich aber praktisch für die Nichtbefolgung einsperren oder mit Geldstrafen belegen, kommen auch den Ausweisungen nach, ohne die Zwangsbeförderung abzuwarten. Eigentlich ist das nur ein besonderer Geschmack in der Wahl des Modus der Anerkennung. Unter Umständen kann dieser Modus der Anerkennung, den man auch etwas ungenau passiven Widerstand nennt, unbequem und selbst gefährlich werden. Dann wird es Sache der Staatsregierung sein zu erwägen, ob sie solchen Staatsbürgern die Einschränkung oder gar die völlige Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte aufzulegen hat. So lange aber die Helden oder Anstifter dieser Art passiven Widerstandes in ihren staatsbürgerlichen Rechten durch das Gesetz unverkürzt bleiben, so lange ist es eine Illusion oder Thorheit nach echter deutscher Studentenart, den Widerstrebenden durch ein moralisches Mittel beikommen zu wollen, wie es die Entziehung gewisser Ehrenrechte ist. Der über das Zentrum verhängte parlamentarische Verruf war von Anfang an ein thörichter und falscher Schritt. Indessen wären die Nationalliberalen wohl über die Tradition dieses Verrufes hinweggekommen, wenn dieselbe nicht einen bequemen Vorwand, eine willkommne Ausflucht nach anderer Seite geboten hätte. Man hatte doch eine gewisse Furcht, ein unklares Bangen, nicht das wahre Herz für die konservativ-liberale Majorität, deren Symbol der Name Bennigsen als Präsident zu sein geschienen hätte. Denn daß man einen Präsidenten ohne alle Nebendemonstration blos wegen seiner Eigenschaften für das Amt wählt, zu diesem Gedanken schwingen sich einmal deutsche Parlamentarier einstweilen noch nicht auf. Um also vor der Bildung der konservativ-liberalen Majorität noch etwas zagen und zögern zu können, besann man sich auf den alten Verruf. Gerade so machen es ja die Korps auf den Universitäten, sie thun in Verruf, kneipen inzwischen mit den Gegnern und besinnen sich bei passender oder unpassender Gelegenheit plötzlich wieder auf den Verruf.

Als die Konservativen hörten, daß die Nationalliberalen das Zentrum vom Präsidium auszuschließen beharrten, waren sie froh, der Wahl Bennigsens über-

hoben zu ſein, und machten nun mit dem Zentrum ihre Liſte: v. Köller, v. Benda (nationalliberal), v. Heremann. Dieſe Liſte war genau nach der Stärke der Fraktionen aufgeſtellt. Die Liſte war nach dem Verfahren der Nationalliberalen entſchuldbar, aber noch kein Ausfluß politiſcher Weisheit. Wären die Konſervativen bei v. Bennigſen und v. Köller geblieben, ſo hätten ſie für dieſe die Einſtimmigkeit des Hauſes, für den dritten, aus dem Zentrum genommenen Präſidenten wenigſtens die Majorität gehabt. Sie hätten ſich damit das Zeugniß der überlegenen Reife in den Augen aller Verſtändigen ausgeſtellt. So wie die Sache nun gekommen iſt, beſitzt das Abgeordnetenhaus wiederum ein bloßes Majoritätspräſidium. Die Konſervativen haben ſich die Gelegenheit entgehen laſſen, dieſer ſchlechten Sitte einen Stoß zu geben und für den bei der Wahl des dritten Präſidenten ſtehen bleibenden Reſt davon die Verantwortlichkeit auf die Nationalliberalen zu laden.

Spaßhaft und wieder ganz und gar der Art ſtudentiſcher Korps entſprechend iſt die Inkonſequenz der Nationalliberalen, zu geſtatten, daß einer ihrer Genoſſen, Herr v. Benda, die Wahl durch die Gegner annimmt. Wer erinnert ſich nicht, mit welchen Kraftworten eine Studentenpartei auf die andere losgeht, aber ſofort die Ernennung eines der Ihrigen durch die Gegner zu irgend etwas acceptirt? Man pflegt das deutſche Gutmüthigkeit zu nennen, und es liegt wenigſtens das darin, daß das Schelten nicht ſehr ernſt gemeint iſt, daß man ſich im Grunde doch als Bruder fühlt. Der Geſchmack an dieſer Gutmüthigkeit iſt aber nicht jedes Deutſchen Sache, und unſere Befähigung zu einem politiſchen Volke wird durch dieſe Eigenſchaft ſicherlich nicht erhöht. Wenn die Zentrumsmänner nicht gut genug ſind, einen Vizepräſidenten zu ſtellen, wie können ſie dann gut genug ſein, einen Nationalliberalen zum Vizepräſidenten zu machen? Das iſt die Gutmüthigkeit deutſcher Logik oder die Logik deutſcher Gutmüthigkeit.

Dieſe Präſidentenwahl hat wieder einmal gezeigt, daß der deutſche Parlamentarismus den Kinderſchuhen noch immer nicht entwachſen will. Im Uebrigen hat ſie gar keine Bedeutung und keine Nachwirkung. Daß nationalliberale Organe ſich bemühen, aus dieſer Präſidentenwahl, die von den Nationalliberalen ſelbſt gemacht iſt, die konſervativ-klerikale Majorität, welche einen Nationalliberalen zum erſten Vizepräſidenten gemacht hat, als unerſchütterliche Reaktionsarmee zu demonſtriren, das iſt etwas ſo Unreifes, daß kaum ein parlamentariſcher Ausdruck dafür zu finden iſt.

Man erwäge wohl die Probe politiſchen Verſtandes, welche die Nationalliberalen abgelegt haben. Sie fürchten die Bildung einer konſervativ-klerikalen Majorität; ſie ſind in der Lage, eine liberal-konſervative Majorität wenigſtens zu inauguriren, durch die ſie den hervorragendſten ihrer Genoſſen zum erſten Präſidenten erhoben ſehen können. Sie verſchmähen es, dies zu thun, und geben

dem Zentrum Gelegenheit, die Wahl eines konservativen Präsidenten zu entscheiden. Wenn es mit dem Verstande so fortgeht, werden die Nationalliberalen es noch dahin bringen, sich von den großen Maßregeln, die in dieser Session hoffentlich zu Stande kommen, auszuschließen. Wem die Nationalliberalen damit zu nützen glauben, das müssen sie wissen.

Literatur.

Goethe-Forschungen. Von Woldemar Freiherr v. Biedermann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening), 1879.

Mit aufrichtigem Danke gegen Verfasser und Verleger haben wir dies inhaltreiche Buch aus der Hand gelegt, d. h. aus der Hand gelegt, um es in den nächsten Wochen und Monaten nur immer wieder aufs neue zur Hand zu nehmen. Man kann dies Buch mit Fug und Recht ein Fest nennen, welches der hochverdiente Goetheforscher den immer mehr sich erweiternden Kreisen der Goethegemeinde bereitet hat. Für heute nur ein kurzes Wort darüber. Freiherr v. Biedermann hat bekanntlich, abgesehen von seinen größeren, in Buchform erschienenen Beiträgen zur Goetheliteratur („Goethe und Leipzig", „Goethe und Dresden", „Goethe und das sächsische Erzgebirge"), im Laufe von nunmehr 24 Jahren eine Fülle werthvoller kleinerer Arbeiten auf diesem Felde, theils in Zeitschriften (in den „Grenzboten" und in der Wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung"), theils in Einzeldrucken von sehr beschränkter Auflageziffer (Privatdrucken), veröffentlicht, deren Erreichung für den Mitstrebenden oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, oft geradezu ein Ding der Unmöglichkeit war. Diese sämmtlichen kleineren Beiträge, zum guten Theil mit Rücksicht auf den späteren Stand der Forschung überarbeitet oder selbst total umgearbeitet, überdies vermehrt um eine Anzahl bisher noch ungedruckter Aufsätze, umfaßt das vorliegende Buch. Die ganze Sammlung, welche aus 28 Nummern besteht, hat der Verfasser unter folgende sechs Rubriken gebracht: 1.) Zwei Gedichte Goethes (2) — 2.) Quellen und Anlässe Goethe'scher Dramen (7) — 3.) Dramatische Entwürfe Goethe's (7) — 4.) Goethe mit Zeitgenossen (5) — 5.) Vermischtes zur Goethe-Forschung (4) — 6.) Berichtigungen und Nachträge zu Goethe-Schriften des Verfassers (3). — Alle Goethefreunde werden durch diese reiche Gabe gewiß aufs freudigste überrascht sein und mit beiden Händen nach einer Sammlung greifen, die so viele, viele Wünsche mit einem Schlage befriedigt. Für heute müssen wir uns mit diesem flüchtigen Hinweise begnügen. Auf einzelne Partien des Buches gedenken wir so bald als möglich ausführlich zurückzukommen. Die Verlagshandlung hat, um wenigstens dies noch zu bemerken, Alles aufgeboten, für eine Ausstattung des Buches zu sorgen, die des Inhaltes würdig ist. Das Buch ist eine Freude in jeder Beziehung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zur Entwickelung der Dinge in Frankreich.

Was wir wiederholt an dieser Stelle ausgeführt haben, das hat in den letzten Monaten seinen Fortgang genommen: Die französische Republik geht langsam, aber sicher ihrem Untergange durch eine Umwälzung entgegen, die von Seiten der radikalen Parteien droht. Mancherlei Dinge können im Laufe der nächsten Zeit sich dieser Entwickelung entgegenstellen und ihren Gang verzögern, das angegebene Ende aber scheint unausbleiblich, und mit Recht reiben die voraussichtlichen Erben der Rothen, die monarchischen Parteien und die Jesuiten, sich schon jetzt vergnügt die Hände über die Schwäche und die Verblendung, welche die konservativen Republikaner den Bestrebungen der Ultras gegenüber an den Tag legten. Vielleicht im nächsten Jahre schon, mit Bestimmtheit aber binnen nicht viel längerer Frist, wird man den Pöbel mit der rothen Fahne in Paris wieder obenauf sehen, und nicht lange nachher werden wir das Schauspiel erleben, daß ein energischer und glücklicher Soldat auftritt, die Kommunisten und ihre Verbündeten von der permanenten Revolution zu Paaren treibt und la belle France die phrygische Mütze vom Haupte nimmt, um ihr wieder eine Krone aufzusetzen.

Seit der Heimkehr der amnestirten Kommunards hat sich der Himmel über Paris fast mit jeder Woche mehr bewölkt, und man beginnt auf Seiten der Gemäßigten einzusehen, daß man mit der Amnestirung des größten Theils jener Verbannten einen Mißgriff begangen, während die Maßlosen davon noch nicht befriedigt sind und Begnadigung Aller fordern. Anfangs sah es aus, als ob diejenigen Recht behalten sollten, welche die Maßregel als ungefährlich bezeichnet hatten. Die Regierung schien unbesorgt zu sein, und die Zeitungen fanden Gelegenheit, das bescheidene und geräuschlose Wesen zu loben, mit welchem die „Unglücklichen", durch Schaden klug geworden, den heimatlichen Boden wieder betraten. Aber es sollte bald anders kommen. Schon seit geraumer Zeit hatte man wiederholt Anlaß zu bemerken, daß die Zurückgekehrten nicht allein Gegenstand menschlicher Theilnahme waren, sondern auch auf die

politiſchen Glaubensverwandten erregend wirkten und ihrerſeits von ihnen neu erregt und zuverſichtlicher geſtimmt wurden. Man machte die unerfreuliche Entdeckung, daß die Zahl der Anarchiſten, die zurückgeblieben waren, eine ſehr bedeutende war, und daß die Anſprüche derſelben von Tag zu Tage wuchſen. Das Wiederſehen der Freunde und Führer ließ erloſchen geglaubte Gluthen wieder glimmen und gelegentlich hell aufflammen. Man begrüßte die Begnadigten als „Märtyrer", man erinnerte ſich mit Stolz des im Frühjahr 1871 Geſchehenen, man verlangte mehr oder minder ungeſtüm Vergeſſenheit und Vergebung für Alle, die das Geſetz noch in der Verbannung gelaſſen hatte, und man ſah ſich von einem Theile der gemäßigten Republikaner in dieſem Verlangen unterſtützt — ein Zeichen, daß die Maßloſen wieder eine Macht geworden waren. In Folge deſſen wuchs die Dreiſtigkeit und die Ungeduld derſelben fortwährend, und die Demonſtrationen wurden immer häufiger, bei denen in Reden voll Haß und Trotz unter dem Zujauchzen von Tauſenden die Sache des Proletariats und des Kommunismus vertreten und gefeiert und das ungeſchwächte Fortleben der alten verbrecheriſchen Abſichten und Pläne ohne Scheu enthüllt wurde.

Die Anſprache, welche de Heredia als Präſident bei Eröffnung der neuen Seſſion des Gemeinderaths von Paris hielt, iſt bei allen ihren heuchleriſchen Redensarten und trotz ihrer Ermahnungen zur Eintracht und Humanität ein grober Verſtoß gegen die politiſche Vernunft und die Moral. Auf die volle Amneſtie anſpielend, ruft er aus: „Mit Herz und Hand verlangen wir ein neues Geſetz der Befreiung. Paris beſitzt den Stolz, ſich für reif zur Emanzipation zu halten, es erwartet zuverſichtlich, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich fordere die allgemeine Begnadigung im Namen aller Männer von Herz, aller vorſichtigen Politiker (vorſichtigen! der Gipfel des Wahnſinns), aller kaltblütigen Republikaner." Wenn er zuletzt von der „blinden Wuth und dem unpolitiſchen Widerſtande" faſelt, „welchen die Pariſer Wähler gefunden", ſo iſt das geradezu unbegreiflich, und das Journal des Débats hat ganz recht gethan, dies als eine Unverſchämtheit zu bezeichnen und den Redner daran zu erinnern, daß der Pariſer Gemeinderath, wenn er noch Jahre lang ohne Dach und Fach iſt, ſich dafür gerade bei denen zu bedanken hat, zu deren Gunſten heute nach allgemeiner Amneſtie geſchrieen wird, bei den Mordbrennern der Kommune von 1871.

Bei der Berathung des in Marſeille tagenden ſozialiſtiſchen Arbeiterkongreſſes am 26. Oktober ſchloß der zweite Redner über die Lohnfrage ſeine Worte mit einem Hoch auf die demokratiſche und ſoziale Republik, und drei andere Mitglieder der Verſammlung beantragten die Gründung einer großen Arbeiterpartei in Frankreich, welche die „volkswirthſchaftlichen Rechte erobern,

die Abschaffung des Lohnes durchsetzen, den Krieg der arbeitenden Klasse gegen die Bourgeoisie beginnen und so endlich die Herrschaft der Revolution sichern solle".

Tags nachher war die Frage wegen einer direkten Vertretung des Proletariats in den verschiedenen gewählten Körperschaften Gegenstand der Verhandlung, und ein Redner aus Paris suchte den Beweis zu führen, daß das am schnellsten wirkende Mittel, den Leiden der Proletarier ein Ende zu machen, in der Vertretung derselben in Senat und Deputirtenkammer, in den General- und Gemeinderäthen bestehe, während die Stellen der gewählten Beamten gegenwärtig von Advokaten, Fabrikherren und Großgrundbesitzern besetzt seien, welche die Proletarier durch lügenhafte Versprechungen hintergingen. Ein Beispiel sei „der Hohepriester des Opportunismus", Gambetta, der das in Belleville von ihm unterzeichnete Programm mit Füßen getreten habe. Er entwickelte darauf sein System der richtigen Arbeitervertretung und schloß, indem er die Besoldung aller gewählten Beamten, den gleichen Antheil Aller am Gewinn, das gemeinschaftliche, selbständige und freie Eigenthum, die Abschaffung des Senats und der Präsidentschaft der Republik als letztes Ziel forderte. Die Besetzung aller Posten und Aemter, die der Staat zu vergeben hat, müsse, so behauptete er, durch Wahl erfolgen; alle Gruppen und Verbindungen der Arbeiter sollten sich als Brudervereine der Proletarier Frankreichs bilden und ihre Vertreter selbst ernennen, der Gewählte müsse ein einfacher Beauftragter ohne selbständigen Willen sein, der seine Entlassung den Auftraggebern für den Fall, daß sie mit ihm unzufrieden, vorher in blanco einzureichen habe. Ein anderer Redner wollte zwar aus Liebe zur Republik Opfer bringen, aber die Vertretung des Proletariats in den gewählten Körperschaften und das Imperativmandat seien dann doch zu erstreben. Wieder ein Anderer forderte die Arbeiter auf, „das sozialistisch-revolutionäre Banner mit allen seinen Konsequenzen zu entfalten, eine Proletarierpartei zur Verwerthung des allgemeinen Stimmrechts zu gründen und einen sozialistischen, revolutionären Zentralausschuß mit der Aufgabe zu bilden, daß derselbe die nächsten Wahlen benutze, um den vollständigen Bruch mit der Bourgeoisie herbeizuführen, und daß er ein sozialistisches Programm entwerfe, das alle Kandidaten anzunehmen hätten".

An einem dritten Tage setzte Roche, der Hauptredner des Kongresses, diesen Abgeschmacktheiten die Krone auf, indem er ausrief: „Die Bourgeois werden nicht verfehlen, zu schreien: Achtet das Eigenthum! Aber ihr lügt, ihr Ausbeuter, wenn ihr behauptet, das Eigenthum sei eine Frucht der Arbeit; denn wenn das wahr wäre, so würden wir, die wir hier sind, allesammt reich sein. Das Eigenthum ist vielmehr das Ergebniß des Zufalls und der List." Der Redner verlangte dann, daß man der „Knechtschaft der Arbeiter" ein Ende mache; denn, sagte er, „ich glaube nicht an das Wirken einer göttlichen Vor-

ſehung". Das Mittel zur Erreichung jenes Zieles beſtehe, ſo fuhr er fort, in der Revolution, welche das Licht ſei. Die, welche meinten, daß eine Umwälzung ohne Gewaltthätigkeit möglich ſei, beſtünden aus Dummköpfen, unehrlichen Leuten und Unwiſſenden. Man müſſe die Liquidirung der alten franzöſiſchen Geſellſchaft vornehmen, und zwar nach einem Syſtem, nach welchem der Staat die Privatperſonen für den von ihm eingezogenen Beſitz an Geld und Gut durch zwanzigjährige Zahlung von fünf vom Hundert abzufinden habe. „Der Proletarier," ſo ſchloß dieſer offenherzige Kommuniſt ſeine Anſprache, „hat nicht die Aufgabe, ewig für den Reichen wegen eines Kapitals zu arbeiten, das dieſer nicht geſchaffen hat. Man wird mir einwerfen, daß die Kapitalien dann auswandern werden; daß die Rohſtoffe neue Kapitalien hervorbringen, und daß die Hausbeſitzer ihre Häuſer nicht mehr vermiethen werden. Was ſollen ſie aber mit ihnen machen? Die Maurer werden für die Arbeiter neue Häuſer bauen. Der Bourgeois iſt hartherzig, weil er die Leiden nicht kennt, während das Volk gut iſt, wenn das Elend es nicht verhärtet hat" u. ſ. w. Rauſchender allgemeiner Beifall belohnte den Redner für dieſe Proben unverfälſchten politiſchen Blödſinns und bewies, wie weit es mit einem großen Theile der franzöſiſchen Arbeiter wieder gekommen, oder wie wenig der alte Haß derſelben gegen die Beſitzenden und gegen die beſtehende Ordnung erloſchen iſt.

In weiten Kreiſen Frankreichs werden ähnliche Gedanken und Pläne laut, und faſt allenthalben, namentlich in den Fabrikbezirken und den großen Städten, vor allem in Paris, brodelt und wallt unter dem Feuer, das von den Kommuniſten und den Radikalen der Sorte Louis Blancs und Blanquis geſchürt wird, luſtig der Hexenkeſſel wieder, aus dem die blutigen Geiſter der Revolution aufſteigen. Die Pariſer Radikalen organiſiren ſich und benutzen jede Gelegenheit, zu Gunſten der allgemeinen Amneſtie zu demonſtriren. Am 8. Oktober fand im Stadtviertel Javel eine Wahlverſammlung ſtatt, in der ſich Humbert, einer der Amneſtirten, früher Mitarbeiter des berüchtigten rothen Schmutzblattes Père Duchêne, zum Mitgliede des Gemeinderathes empfahl. Er ſprach dabei für die Begnadigung der in Numea zurückgehaltenen Kommunards, die man „dem Vaterlande zurückgeben müſſe, das ſie ſo heiß geliebt, der Republik, die ſie ſo tapfer vertheidigt". „Die Amneſtiefrage," ſo fuhr er fort, „wird nächſtens wieder vor die Kammer kommen. Wie wird ſie gelöſt werden? Wir wiſſen es nicht. Es iſt aber wichtig, daß das Pariſer Volk ſich ausſpricht, daß die Wähler den Erwählten zuvorkommen. Indem ihr für mich ſtimmt, werdet ihr für die allgemeine Amneſtie ſtimmen. Ich verlange von euch, Bürger, daß ihr im Namen derer, welche dort in der Ferne ſind, welche zuerſt meine Waffengefährten, dann meine Leidensgenoſſen waren, am nächſten Sonntag euch für die allgemeine Amneſtie ausſprecht." Und ſo ge-

ſchah es. Am nächſten Sonntage wurde Humbert gewählt, wurde von 684 unter 1299 Pariſer Wählern die Kommune in ihren ärgſten Auswüchſen rehabilitirt. Die Marseillaise jubelte. Andere radikale Zeitungen, welche Humberts Wahl empfohlen hatten, waren verblüfft, weil ſie nicht ernſtlich geglaubt hatten, daß ein Menſch, der zur Erſchießung Chaudeys aufgefordert hatte, ſiegen könnte. Die République Française, die für ihn zwar nicht eingetreten war, aber durch Artikel für die allgemeine Amneſtie mit den Rothen, wie ſie oft ſchon gethan, geliebäugelt hatte, wollte der Wahl Humberts ſo wenig Bedeutung beimeſſen wie der Wahl Blanquis in Bordeaux — eine Lächerlichkeit, denn letzterer war gewählt worden, weil man ihn nicht amneſtirt hatte, wogegen der amneſtirte Humbert gewählt wurde, um die Kommune zu verherrlichen. Die antirepublikaniſchen Blätter waren entzückt. Soleil ſchrieb: „Paris wird künftig von denen verwaltet werden, die es in Brand geſteckt haben.“ Dies wird nun zwar vorläufig nicht eintreten; denn die Wahl Humberts iſt annullirt worden, aber ſie war ein Symptom, ein Vorſchatten der Zukunft und kein vereinzelter. In Lyon, wo vier Gemeinderäthe zu wählen waren, wurden drei Radikale und ein ſozialiſtiſcher Kandidat, der Amneſtirte Garel, durchgeſetzt, und am 27. Oktober brachte im Generalrath des Seine-Departements deſſen früherer Präſident Mathé „im Namen vieler Kollegen“ den Antrag ein: „Der Generalrath, als getreuer Dolmetſch der ungeheuren Mehrheit ſeiner Kommittenten, äußert, in Erwägung, daß es im Intereſſe der öffentlichen Ruhe und der nationalen Eintracht mehr als je nothwendig iſt, die Spuren unſerer bürgerlichen Streitigkeiten auszutilgen, den Wunſch, daß die volle Amneſtie für alle mit den Ereigniſſen von 1870 und 1871 zuſammenhängenden Handlungen baldigſt von den öffentlichen Gewalten beſchloſſen werde“, und dieſer Antrag wurde mit allen gegen vier Stimmen zum Beſchluß erhoben, obwohl es ſich dabei lediglich um die Begnadigung gemeiner Verbrecher, Mörder und Räuber handelte.

Dieſen Erſcheinungen gegenüber ſcheint der Präſident Grévy ſich zu größerer Energie, als er und ſein Miniſterium bisher an den Tag legten, aufraffen zu wollen, und die Mehrheit der Volksvertretung wird ihn dabei vermuthlich unterſtützen. Aber wie lange dieſe Energie anhalten, und ob ihr auf die Dauer der Sieg bleiben wird, den durch ſie entfeſſelten anarchiſchen Gelüſten gegenüber, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Alle beſonnenen Elemente in Frankreich hoffen von der Regierung thatkräftige Handhabung der Geſetze und Sicherſtellung der öffentlichen Ordnung. Aber der Schaden iſt, wie man zu ſagen pflegt, ſchon „zu weit hinein böſe“ geworden, man hat, was Feuer war, zu lange nicht als Feuer betrachtet und behandelt, und es fragt ſich ſehr, ob noch zu helfen ſein wird.

Zunächſt ſcheint ſicher zu ſein, daß die Tage des Miniſteriums Waddington gezählt ſind. Nicht mit Unrecht wohl betrachtet der Pariſer Korreſpondent der Times den Rücktritt deſſelben als unvermeidlich. Warum? Je nun, Wechſel muß ſein, und Veränderung iſt ein Vergnügen, auch gibt es Leute, die auf die Stelle warten. Grévy iſt beinahe ſchon neun Monate Präſident und Waddington ebenſolange leitender Miniſter. Da wird es Zeit, an einen Andern zu denken. Franzöſiſche Politiker würden ſich die Achtung der Mitwelt zu verſcherzen fürchten, wenn ſie nicht wenigſtens im Kabinet des Präſidenten eine Aenderung herbeiführen wollten. Dieſelbe wird alſo unzweifelhaft beſorgt werden, und der Fall Waddingtons iſt eigentlich nur noch eine Frage der Zeit. Vielleicht dauert es damit nur noch bis zum Zuſammentritt der Kammern, möglich auch, daß das Ereigniß ſich bis zum Frühjahr verzögert. Worüber es ſtraucheln und ſtürzen wird, iſt im Grunde ziemlich einerlei. Die allgemeine Amneſtie wird ihm wahrſcheinlich nicht zum Stein des Anſtoßes werden, da Gambetta nicht mehr Neigung zu empfinden ſcheint, den Patron eines ausſichtsloſen Feldzugs für dieſes Verlangen zu ſpielen; vermuthlich wird ihm auch der ſiebente Paragraph der Ferryſchen Geſetzvorlage gegen die Klerikalen das Leben nicht abkürzen, da das Kabinet beſchloſſen hat, aus der Annahme dieſes Paragraphen keine Frage des Bleibens oder Rücktritts zu machen. Demungeachtet wird es fallen, und zwar, wie der Berichterſtatter der Times boshaft hinzufügt, erſtens, weil es noch nicht gefallen iſt, zweitens weil ſein Sturz von Herrn Gambetta beſchloſſen iſt, und drittens, weil wenige Deputirte für und viele gegen das Miniſterium zu ſtimmen bereit ſind. Das ſind freilich keine Gründe, aber Thatſachen.

Als mögliche Nachfolger Waddingtons bezeichnet der Times-Korreſpondent Dufaure, Jules Simon, Gambetta, Challemel Lacour und Freycinet. Die beiden erſtgenannten ſind aber bei der jetzigen Zuſammenſetzung der Deputirtenkammer undenkbar. Gambetta ferner wird nur im äußerſten Nothfalle den Vorſitz im Kabinet übernehmen, da er dann nicht leicht Präſident werden könnte. Sollte Waddington über die Amneſtiefrage zu Falle kommen, ſo wäre ein Miniſterium aus den Reihen der Gemäßigten nach ihm eine Unmöglichkeit, und wahrſcheinlich würde ihn dann Challemel Lacour, der jetzige Geſandte Frankreichs bei der Eidgenoſſenſchaft, erſetzen. Was das für das Land bedeuten würde — und wohl auch für deſſen Nachbarn —, brauchen wir nicht zu ſagen.

Die deutſchen Städte im Mittelalter.

Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft könnte man nicht unpaſſend als die Philoſophie des Werdens bezeichnen. Erklärt die Naturwiſſenſchaft das Weſen der uns umgebenden natürlichen Welt aus dieſer ſelbſt und den Geſetzen, denen ſie unterworfen iſt, ſo ſucht die Hiſtorie das Verſtändniß der ſie umgebenden ſittlichen und politiſchen Welt aus ihrer Geneſis zu gewinnen. Nicht immer, ja nur in den ſeltenſten Fällen, iſt die menſchliche Vernunft im Stande, aus ſich ſelbſt heraus die gegenwärtigen ſittlichen und politiſchen Zuſtände zu verſtehen, und eben dieſes Unvermögen hat der hiſtoriſchen Forſchung ihr Daſein verliehen. Auf ihm beruht die eminente Bedeutung der Geſchichte für das politiſche Leben der Gegenwart. Während die Apoſtel der erhabenen menſchlichen Vernunft Staat und Geſellſchaft nach ihren „Vernunftprinzipien“ und vorgefaßten Meinungen umzumodeln ſtreben, erkennt der Hiſtoriker immer mehr und mehr die Bedeutung der Thatſache, daß jedes Inſtitut der Gegenwart ein Produkt einzelner Momente der Vergangenheit iſt. Und wie die Blume, die man ihrem heimiſchen Boden entreißt, dahinwelkt, ſo muß jedes Staatsweſen, dem man die geſunde Baſis ſeiner hiſtoriſchen Vergangenheit raubt, ohne die Eigenthümlichkeiten des hiſtoriſch berechtigten Volkslebens zu berückſichtigen, in ſeiner eigenen Haltloſigkeit zu Grunde gehen. An dieſem Mißgriff iſt die große franzöſiſche Revolution, ſo human und großartig die Ideen waren, von denen ſie ausging, geſcheitert. Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen umzuändern und auszubilden, iſt, wenn es auf der hiſtoriſch gegebenen Grundlage geſchieht, nicht nur Recht, ſondern Pflicht jeder Nation; die Grundlage ſelbſt fortzuziehen und ohne dieſelbe ein neues Gebäude errichten zu wollen, iſt nicht nur unklug, ſondern ſogar frevelhaft. Noch heute gibt es viele Politiker, die unſer Volk glücklich zu machen meinen, wenn ſie die engliſche Verfaſſung in ihrer Totalität nach Deutſchland übertragen. Sie vergeſſen, daß das deutſche Volksleben auf ganz andern Grundlagen erwachſen iſt als das engliſche, und daß, was für England eine Muſterverfaſſung iſt, für Deutſchland vielleicht verderblich wäre. Auch das deutſche Volk wird einſt zu völliger politiſcher Freiheit heranreifen; muß es aber auf demſelben Wege geſchehen wie in England? Man laſſe dem Volke ſeine „berechtigten Eigenthümlichkeiten“, und es wird ſich fortbilden nach ſeinem Charakter, es wird zur Freiheit und ſittlichen Vollendung nach deutſcher Art kommen, wenn es überhaupt die Fähigkeit dazu in ſich trägt.

Ebenſowenig aber wie die Gegenſätze in dem Leben und den Eigenthüm-

lichkeiten verſchiedener Völker laſſen ſich auch die Gegenſätze und Unterſchiede innerhalb einer und derſelben Nation ohne große Gewaltſamkeiten und Härten beſeitigen, und jede verſtändige Geſetzgebung wird auf dieſe tief im Volksbewußtſein begründeten Gegenſätze Rückſicht nehmen müſſen. Die großen liberalen Ideen der Neuzeit, denen unſer Volk ja vieles Große und Treffliche verdankt, haben in dieſer Beziehung entſchieden manchen Fehler begangen. Hingeriſſen von dem Gedanken einer allgemeinen Humanität, haben ſie zu wenig berückſichtigt, daß die wahre Humanität des Volkes Sitte und Gewohnheit, die Natur des Landes und Volkes beachten muß. Die an ſich gewiß berechtigten demokratiſchen Ideen, die eine völlige Umgeſtaltung unſeres politiſchen Lebens hervorgerufen und den Gedanken politiſcher Gleichberechtigung aller Menſchen zum Durchbruch gebracht haben, haben doch die ſozialen Elemente des Volkslebens oft zu ſehr in den Hintergrund treten laſſen. So haben viele demokratiſche Politiker, erfüllt von dem Wunſche der Gleichberechtigung aller Glieder unſerer Nation, einen Gegenſatz, der in unſerm Volksleben tief begründet iſt, völlig aufheben und verwiſchen zu können gemeint, den Gegenſatz zwiſchen ländlichem und ſtädtiſchem Leben. Und doch iſt es gerade dieſer Gegenſatz zwiſchen dem ſtets fluktuirenden und vorwärtstreibenden Leben der Stadt und dem mehr ſtagnirenden, konſervativen, oft zurücktreibenden Leben des Landes, welcher die Geſchichte unſeres Volkes zum großen Theile bedingt hat. Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß alle großen politiſchen und geiſtigen Reformen und Revolutionen, mit alleiniger Ausnahme der Bauernkriege des 16. Jahrhunderts, ihren Urſprung und Fortgang in den Städten genommen haben, von den großen ſtädtiſch-republikaniſchen Bewegungen im 13. und 14. Jahrhundert und den ſozialen Bewegungen der Zünfte in eben jener Zeit an bis auf die krampfhaften Wallungen des Volkslebens im Jahre 1848 und die ſozialiſtiſchen Bewegungen der jüngſten Vergangenheit. Da liegt es denn nahe, ſtatt mit bloßen Theorien an dieſe Thatſache heranzutreten, die Entwickelung jenes Gegenſatzes in ſeinen einzelnen Phaſen einmal zu verfolgen und den Verſuch zu machen, den Einfluß der Städte auf das wirthſchaftliche, geiſtige und politiſche Leben unſeres Volkes aus ſeiner Geneſis zu begreifen.

Die totale Umwälzung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe, welche das deutſche Volk, wie jedes andere, in ſeinem Mittelalter durchgemacht hat, ſpricht ſich am beſten darin aus, daß in der neueren Zeit die Städte die Brennpunkte des geiſtigen, politiſchen und wirthſchaftlichen Lebens geworden ſind, während unſere Altvordern nach dem gewichtigen Zeugniß des Tacitus zu der Zeit, wo ſie mit der Römerwelt in feindlichen Kontakt kamen, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jeden von Mauern eingeſchloſſenen Platz hatten. Der Beginn der Veränderung fällt mit der Einführung des Chriſtenthums zuſammen,

die Bedeutung der Städte aber wächst um so mehr, je mehr die geistige Bildung der Kirche erstarrt und versinkt, je mehr das Laienelement sich der literarischen Produktion bemächtigt. Eine geistige Bewegung hat die Städte ins Leben gerufen; anfangs davon ausgeschlossen, haben sie diese dann selbst in die Hand genommen, und so hat das Emporkommen der Städte wieder auf das geistige Leben der Nation, welches bis dahin nur in der Kirche repräsentirt war, zurückgewirkt.

Das vollkommene Fehlen der Städte am Beginn der beglaubigten Geschichte unserer Nation ist so wunderbar nicht, als es scheinen könnte. Die Periode des Tacitus, dem wir die ersten genaueren Nachrichten über unser Vaterland verdanken, zeigt uns die Germanen eben noch in dem letzten Stadium ihrer Einwanderung in ihre neue Heimat. Und diese Heimat selbst hat dann die nächste Weiterentwickelung des Volkes bewirkt. Wald und Sumpf herrschten allgemein in Deutschland vor, und es galt daher zunächst das Land durch Ausrodung der Wälder und Austrocknung der Sümpfe urbar zu machen. Das konnte zunächst nicht durch eine intensive Kultur, es mußte durch eine extensive geschehen, d. h. Einzelansiedelungen inmitten großer, erst halbkultivirter Ländereien mußten die Regel bilden. So lange diese Natur des Landes noch nicht überwunden war, konnten römische Kultur und römisches Leben, konnten vor allem städtische Ansiedelungen in Deutschland keinen Eingang finden; die römischen Züge sind in wirthschaftlicher und kultureller Beziehung ebenso wirkungslos gewesen wie in politischer. Ja, so wenig sind die Römer im Stande gewesen, Charakter und Sitten der deutschen Stämme zu verändern, daß diese im Gegentheil, sowie sie den Rhein, nunmehr aggressiv gegen das römische Reich, überschritten, sofort daran gingen, die städtischen Ansiedelungen der Römer zu vernichten. Noch immer wollten sie sich an die städtischen Mauern, die ihnen wie Gefängnisse erschienen, nicht gewöhnen.

Vom fünften Jahrhundert an konzentrirt sich die Energie der germanischen Eroberungszüge in dem Vordringen der salischen Franken nach dem Westen, und dieses Vordringen fiel zeitlich zusammen mit der Bekehrung des mächtigen Königs Chlodwig zum katholischen Christenthum. Durch diese beiden Momente, namentlich durch die unmittelbare Berührung mit der römischen Kultur in Gallien, begann allmählich eine Veränderung mit diesem vornehmsten deutschen Stamme vor sich zu gehen. Die Bischöfe der römischen Kirche pflegten in den römischen Munizipalstädten Galliens zu residiren; sie waren von ihren Vasallen und ihrem Gesinde umgeben und fanden in den Städten für diesen „Hof" ihren natürlichen Halt. Auch bei den Franken waren anfangs die höheren Geistlichen, namentlich die Bischöfe, fast ausschließlich Römer. Noch auf einer allgemeinen Synode von 614 ist die Zahl der fränkischen Bischöfe gegenüber den römischen

ſehr gering. Dies wirkte naturgemäß auf die deutſchen Verhältniſſe zurück. Viele der von den Deutſchen zerſtörten alten Römerſtädte erſtanden aufs neue aus ihren Ruinen, und der Biſchof mit ſeinem Gefolge hielt ſeinen Einzug in die ſo lange verödeten Mauern. Damit war aber freilich noch nicht geſagt, daß das deutſche Volk ſelbſt ebenfalls ſeinen Widerwillen gegen ſtädtiſches Leben aufgegeben hätte. Erſt durch die wirthſchaftlichen Verhältniſſe wurde dieſe für die Länge der Zeit unausbleibliche Folge herbeigeführt.

Geiſtliche Einfachheit und Mäßigkeit herrſchte in dieſen biſchöflichen Reſidenzen, wie wir aus den lebendigen Schilderungen der Zeitgenoſſen erſehen, nur ſelten. Doch mag man ſich mehr über die Quantität, als über die Qualität der Konſumtion verwundern. Es iſt erſtaunlich, welche Maſſe von Lebensmitteln an dieſen geiſtlichen Höfen verbraucht worden iſt. Da aber dieſe Bedürfniſſe durch die Hörigen des Biſchofs nicht allein produzirt oder gedeckt werden konnten, ſo entwickelte ſich zuerſt in den biſchöflichen Reſidenzen ein lebhafter Verkehr. Anfänglich kamen die Landleute mit ihren Lebensmitteln, die Kaufleute mit ihren mancherlei Gegenſtänden des täglichen Bedarfes nur vorübergehend an den feſtgeſetzten Markttagen in die „Stadt“. Je mehr aber die Erkenntniß durchdrang, daß dieſer Vermittlerverkehr zwiſchen Produzenten und Konſumenten einträglicher ſei als die Produktion ſelbſt, um ſo mehr gewöhnten ſich auch deutſche Kaufleute, in der Stadt ihren dauernden Wohnſitz aufzuſchlagen. So iſt der Markt recht eigentlich der Urheber des ſtädtiſchen Lebens in Deutſchland geworden. Und worauf anders beruht, im Grunde genommen, noch heute die weſentliche Bedeutung der Städte?

Noch ein anderes Moment aber kam hinzu. Die Thatſache dünkt uns heute wunderbar, daß die großen fränkiſchen Herrſcher aus dem merowingiſchen und karolingiſchen Hauſe, daß ſelbſt Karl der Große die koloſſalen Reſultate ſeiner Regententhätigkeit ohne eine feſte Reſidenz erreicht hat. Und doch iſt dem ſo; ja es war bei der Schwierigkeit des Verkehres nöthig, daß der König in den verſchiedenen Theilen des ſeit Karl dem Großen ſo ausgedehnten Reiches umherzog, um ſich über die Zuſtände zu orientiren. Man weiß, eines wie komplizirten Beamtenmechanismus er dazu bedurfte, und wie die große Selbſtändigkeit, die er den höchſten Verwaltungsbeamten, den Markgrafen und Grafen, laſſen mußte, unter ſeinen ſchwachen und uneinigen Nachkommen zum Verderben des Reiches ausſchlug. Noch fehlte dem Reiche ein großes Zentrum; unter Karl dem Großen war es in ſeiner Perſönlichkeit ſelbſt repräſentirt geweſen. Die Könige reiſten alſo im Lande umher und nahmen dabei ihren Aufenthalt vorwiegend in den Königspfalzen, welche im ganzen Reiche verſtreut lagen, und deren Einkünfte von königlichen Meiern verwaltet wurden, die für die Aufnahme des Königs zu ſorgen und über ihre Verwaltung Rechnung zu legen hatten.

Kam der Hof einmal längere Zeit nicht nach der Pfalz, so stellte sich ein Ueberschuß der Produktion heraus, der verkauft werden mußte. Hier verursachte also das umgekehrte Verhältniß wie bei den bischöflichen Städten die Entstehung eines Marktes und damit einer Stadt.

So lassen sich schon in dieser frühen Epoche jene beiden, für die ganze deutsche Geschichte so wichtigen Städtekategorien unterscheiden, die königlichen Pfalzstädte und die Bischofsstädte. Die Frage ist nun, ob schon in diesem Stadium der Entwickelung ein Gegensatz zwischen städtischem und ländlichem Leben obwaltete? Ist diese Frage zu bejahen, dann gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß dieser noch heute bestehende Gegensatz kein willkürlicher und daher beliebig abzuschaffender, sondern ein von Anfang an in der Natur der Dinge begründeter ist.

Es ist bekannt, wie sehr es sich Karl der Große angelegen sein ließ, die kleinen, freien Bauern, die anfangs den Grundstock der Bevölkerung gebildet hatten, zu erhalten, wie aber trotz seiner Bemühungen dieser Stand in Folge der drückenden Kriegspflicht immer mehr abnahm. Der kleine Mann konnte die Kosten der Selbstbewaffnung und der Heeresfolge, die ihn seinen ländlichen Arbeiten, seiner einzigen Erwerbsquelle, oft lange Zeit entzog, für die Dauer nicht ertragen. Dazu kam der Egoismus der Beamten, die zugleich Heerbannführer waren. Sie wußten ihre eigenen Bediensteten (Ministerialen) und Hörigen vom Kriegsdienste zu befreien und den freien Bauer um so mehr zu bedrücken, damit er gezwungen sei, sich in ihren Schutz zu begeben, d. h. seine Freiheit mit einem Dienstverhältniß zu vertauschen.

Anders in den Städten. Hier standen alle Bewohner in mehr oder weniger nahem Verhältniß zum Bischof oder zum königlichen Meier. Die Interessen des Verkehrs sind mehr solidarischer Natur. Auch leidet Handel und Wandel doch nicht in dem Maße unter einem Kriege wie der Ackerbau, der an die Scholle gebunden ist. Ja, der Verkehr in den Städten, der den König, den Bischof und das Heer mit allen Lebensmitteln zu versorgen hatte, konnte noch größere Dimensionen annehmen, während der Ackerbau des kleinen Mannes, wenn er selbst abwesend war, vollkommen zu Grunde ging.

Dieser, in der Natur des Handels und der Industrie in den Städten auf der einen Seite, des Ackerbaues auf der andern Seite begründete Unterschied hat sich nun in den folgenden Zeiten innerer Zerrüttung des fränkischen Reiches unter den letzten Karolingern weiter entwickelt. Aber noch immer hatte der östliche, unvermischte germanische Theil des fränkischen Reiches, der sich nach dem Vertrage von Verdun zu einem selbständigen Ganzen konstituirte, an dieser Entwickelung nicht in dem Maße theilgenommen wie der mehr keltische Westen. Noch immer waren außer den rheinischen Städten Köln, Worms, Speier,

Straßburg u. a. Städte im eigentlichen Deutschland eine seltene Erscheinung. So war die Lage der Dinge, als Heinrich der Finkler den deutschen Thron bestieg.

Dieser von der Sage umwobene König ist lange von der historischen Ueberlieferung als der erste deutsche Städtegründer bezeichnet worden; selbst einen Beinamen hat er davon erhalten, der sich auf die kommenden Geschlechter verpflanzt hat. Und doch hat die neuere Forschung nachgewiesen, daß ihm dieser Ruhm nur in sehr eingeschränktem Maße gebührt. Schon lange vor ihm hat es thatsächlich Städte, wenn auch wenig zahlreich, in Deutschland gegeben; was er gethan hat, kann höchstens als eine Förderung der Weiterverbreitung derselben angesehen werden. Auch waren es nicht Städte im späteren Sinne, was er gründete. Ihr Ursprung und Zweck belehren uns über ihr wahres Wesen. Es waren von Ringmauern umgebene Festen mit einer wesentlich militärischen Besatzung, die von den Bauern nach einem genau normirten Verhältniß — 9 : 1 — mit Lebensmitteln versehen werden mußten. Später erst haben sich um diese Burg — daher der Name der Insassen burgenses (burger) — wirkliche Städte gebildet.

Die so begonnene Bewegung schritt dann in der Weise weiter fort, daß die Bauern auf dem Lande in Folge der Stabilität, welche ihren Zuständen von Natur anhaftete, immer mehr in Abhängigkeit von dem Grundherrn des Distriktes kamen, so daß schon im 10. Jahrhundert nur in wenigen Distrikten noch freie Bauern existirten, während die Einwohner der immer zahlreicher werdenden Städte durch den immer mehr wachsenden Handel und Verkehr zu Wohlstand und dadurch zu wirthschaftlicher und bald auch politischer Unabhängigkeit vom Bischof oder vom königlichen Beamten gelangten. Wesentlich unterstützt wurde diese letztere Bewegung durch die wichtige Umwandlung der Naturalwirthschaft, welche unter Karl dem Großen noch fast ausschließlich vorwaltete, in die Geldwirthschaft. Bald äußert sich dieser Umschwung in großartiger Weise. Die Straßburger Kaufmannschaft trägt in der umfassendsten Weise Sorge für Erhaltung der Schiffbarkeit des oberen Rheines, und die Kölner Kaufmannschaft erhält ein besonderes Handelsprivilegium und ein eigenes Kaufhaus in London; überall sehen wir den Handelsverkehr große Dimensionen annehmen. Ein großer Handelsweg führte von den wichtigen Emporien des Mittelmeeres durch Deutschland nach der Nord- und Ostsee. Die Handelsprodukte des Orients, welche in Folge der Kreuzzüge immer massenhafter in den Westen einströmten, fanden auf diesem Wege Eingang in das nördliche Deutschland und über den Kanal nach England.

In derselben Epoche nun, in der hierdurch die Städte als Mittelpunkte des Verkehrs zu immer größerer Bedeutung gelangten, blieb die ländliche

Bevölkerung wesentlich in derselben Stellung, die sie vorher eingenommen. Die Rechtsaufzeichnungen — Hofrechte — und Güterverzeichnisse, die wir von den großen Ländereien der Klöster besitzen, weisen neben dem Abt und seinen Vasallen nur Hörige in verschiedenen Stufen auf. Von einer freien Bevölkerung auf dem Lande kann nicht die Rede sein.

Dagegen begegnet uns in dieser Zeit, die an großen wirthschaftlichen Aenderungen so ungemein fruchtbar war, zuerst ein Keim politischer Wirksamkeit bei der durch den Reichthum zum Bewußtsein ihrer Macht gelangten Bürgerschaft. Zwar bestand auch in den Städten noch im 11., selbst am Anfange des 12. Jahrhunderts die Einwohnerschaft zum großen Theil aus Leuten, welche dem strengen Rechte nach nicht in völliger Freiheit lebten. Sie waren meist dem Herrn der Stadt zinsbar und auf diese Weise dinglich abhängig. Die persönliche Freiheit aber hatten sie sich zum guten Theil bewahrt, und auch die dingliche verlor durch den Gang der Dinge bald jede Bedeutung.

Es war die Zeit jenes gewaltigen Kampfes der Geister zwischen Papstthum und Kaiserthum, der durch die hartnäckige Strenge Gregors VII. entbrannt war, und der beinahe die ganze Geschichte unserer Nation bis in die neueste Zeit herein bedingt hat; es war die Zeit, die den Forscher an der so oft und viel gerühmten Treue der Deutschen zu ihrem angestammten Kaiser verzweifeln machen kann, jene Zeit, in der die Fürsten in Verrath, Treulosigkeit und selbstischem Eigennutz eine förmliche Virtuosität erreichten, die sie wetteifernd ausbildeten. Gerade in dieser Zeit erwachten die Städte, welche dieses Treiben der Fürsten zum großen Theil mißbilligten, zu eigenem, selbständigem Leben. Als Heinrich IV. fast von allen Fürsten verlassen, durch seine Niederlagen gegen die Sachsen gedemüthigt, sich im Jahre 1073 der Stadt Worms näherte, da zog ihm die streitbare Bürgerschaft der Stadt entgegen und schwur ihm Treue bis in den Tod. Und Worms, welches damals seinen dem Kaiser feindlichen Bischof verjagte, war dann der Stützpunkt für alle Unternehmungen des unglücklichen Königs. Worms hat durch diese That den Glanz der späteren Zeit begründet. In dieser Richtung aber hat sich dann die städtische Politik zunächst weiter entwickelt.

Wie war es aber möglich geworden, daß die Städte so, im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Herrn — denn auch in Speier hat sich Aehnliches zugetragen — eine eigene Politik einzuschlagen fähig waren? — Dies zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die innere Entwickelung der Städte in jener Zeit werfen.

Wir haben schon angedeutet, wie der wachsende Verkehr und Wohlstand der industriellen Bevölkerung eine größere Selbständigkeit dem Herrn der Stadt, dem Bischof oder königlichen Vogt, gegenüber verschaffen mußten, als dies auf

dem Lande möglich war. Es währte aber nicht lange, so erhielt diese zunehmende Bedeutung auch einen äußeren Ausdruck in der Ausbildung der städtischen Rathsverfassung. Daß der Bischof die angesehensten Bürger in wichtigen Geschäften, wenn es ihm beliebte, zu Rathe zog, war schon lange Sitte gewesen und auch in der Natur der Dinge begründet, da doch dem Bischof selbst daran liegen mußte, daß seine Residenz und damit auch deren Bevölkerung zu Glanz und Ansehen gelangte. Diese faktische Bedeutung der Bürgerschaft wandelte sich aber in den meisten bedeutenderen Städten im Laufe des 12. Jahrhunderts zu einer rechtlichen Unabhängigkeit vom Bischof auch in politischer Beziehung um, indem der bisher vom Belieben des Bischofs abhängige Rath zu einer organisirten, vom Bischof mehr oder weniger unabhängigen Behörde mit gesetzlich geregelten Befugnissen wurde. Man darf diesen Rath in den Städten des deutschen Mittelalters keineswegs mit den Magistraten der heutigen Städte vergleichen, deren Befugnisse rein kommunaler Natur sind. Die mittelalterlichen Städte sind seit Ausbildung der Rathsverfassung selbständige Republiken, Staaten im Staate. Eine Reminiscenz an ihre politische Bedeutung hat sich noch in den heutigen Hansestädten erhalten: der Rath jener Städte war eine politische Regierungsgewalt in eminentem Sinne des Wortes; er schließt Bündnisse mit anderen Städten und mit benachbarten Fürsten, führt Krieg, schließt Frieden und hat die gesammte Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit in seinen Händen. Das ist das Merkwürdige in der Entwickelung des deutschen Reichsorganismus im Mittelalter, daß er innerhalb seiner Grenzen selbständige Gestaltungen sich entfalten ließ, deren Zusammenhang mit dem Reiche oft sehr problematisch war. Die Städte haben eben in dieser Beziehung eine den Territorialfürsten analoge Entwickelung durchgemacht. Daher das allmähliche Insichzusammensinken der kaiserlichen Gewalt, für die neben diesen mannigfachen selbständigen Gestaltungen kaum mehr ein Platz vorhanden war. Wir können uns heute, wo wir die Einheit unseres Vaterlandes wieder errungen haben, von jenen Zuständen kaum noch eine klare Vorstellung machen.

In der Stellung, die die genialen Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause zu dieser fortschreitenden Bewegung in den Städten nahmen, liegt nun einer der wesentlichsten Unterschiede der französischen und deutschen Geschichte, obwohl doch beide Nationen im wesentlichen von denselben Grundlagen — der karolingischen Verfassung — ausgegangen sind. Während das französische Königthum, welches anfangs noch mehr als das deutsche mit den Unabhängigkeits-Gelüsten seiner hohen Aristokratie zu kämpfen hatte, um dieser Herr zu werden, einen Bund mit dem Bürgerthum der Städte schloß und dadurch die Grundlage zum zentralisirten Einheitsstaat legte, ist den Hohenstaufen wegen ihres vollständigen Aufgehens in der Idee des universalen Kaiserthums diese Bedeu-

tung der Städte für die innere Entwickelung Deutschlands, der sie überhaupt nur zu wenig Aufmerksamkeit widmeten, entgangen. Friedrich II., der Fürst, der sonst den modernen Ideen von Staat und Kirche am nächsten steht, sich am höchsten über die befangenen Anschauungen seiner Zeit erhoben hat, hat doch in dieser Beziehung ganz dieselben Wege eingeschlagen wie seine Vorgänger; ja, er hat sich der Entwickelung der Städte selbst noch schroffer entgegengestellt als diese. Er verbot durch das Edikt von Ravenna den Städten jede Einsetzung eines Rathes und damit jede selbständige Bewegung. Vergeblich! Das Edikt wurde wenig oder gar nicht beachtet, und während Friedrich in Italien seinen ehrgeizigen Bestrebungen erlag, erlangten die deutschen Städte immer höhere Bedeutung, entfalteten immer größere und schönere Blüthen.

Merkwürdig genug ist der Gang, den die städtische Politik in der nun folgenden traurigen, kaiserlosen Zeit einschlug. Obwohl die Städte von den letzten Hohenstaufen keineswegs in ihrem Fortschreiten zu bürgerlicher Selbständigkeit unterstützt worden waren, sind gerade sie es gewesen, welche nach dem Aussterben des hohenstaufischen Kaisergeschlechtes die Fahne der nationalen Einheit, der zentralen, in dem Kaiserthum repräsentirten Regierungsgewalt mit Begeisterung hochgehalten haben. Während die Fürsten in selbstsüchtiger Verfolgung ihrer Sonderinteressen sich Jahre lang nicht über die Wahl eines Reichsoberhauptes zu einigen vermochten, weil sie eben einen mit wirklicher Macht ausgestatteten Kaiser, der sie in ihrer territorialen Selbständigkeit hätte hindern können, nicht haben wollten, sind es gerade die Städte gewesen, welche immer und immer wieder zur Vornahme einer einheitlichen Wahl drängten. Wohl ist es wahr, daß der rheinische Städtebund von 1254 zunächst von dem Gedanken ausging, den städtischen Handel und Wandel gegen die immer mehr überhandnehmende Wegelagerei der adlichen Herren zu schützen; aber als dieser nächste Zweck erreicht war, haben sich die Städte sofort wieder jener ihrer nationalen Aufgabe zugewendet.

Als nach dem Tode des „Pfaffenkönigs" Wilhelm von Holland der kaiserliche Thron wiederum leer stand, beschlossen die in dem rheinischen Bunde geeinten Städte Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel u. a. am 12. März 1256, einen Brief an die deutschen Wahlfürsten zu erlassen und sie dringend zu einer einmüthigen Wahl aufzufordern. Es ist dies das erste Mal, daß das bürgerliche Element aktiv in die Reichsgeschäfte einzugreifen versucht. Zwar scheiterte der Versuch; die deutschen Fürsten zogen es vor, sich von fremden Fürsten durch Geld ihre Stimmen abkaufen zu lassen; dennoch ist das patriotische Auftreten der Städte eine erfreuliche Erscheinung, die für diese selbst auch nicht ohne Frucht blieb: ihre politische Selbständigkeit erlangte dadurch einen großen Aufschwung.

So sehen wir in den Städten allmählich eine freiere und nationale Lebensanschauung sich geltend machen, die in mancher Beziehung schon an die Ideen erinnert, die erst in neuester Zeit zur Geltung gekommen sind. Gleichwohl darf man in diesen republikanischen Gemeinwesen keineswegs eine demokratische, die Gleichberechtigung aller Bürger anerkennende Tendenz, mit andern Worten die Idee des Staatsbürgerthums suchen. Noch waren die Städte von dem alten, rein aristokratisch organisirten Rathe regiert, zu dem nur eine ganz bestimmte Anzahl von „Geschlechtern" Zutritt erlangt hatte. Jetzt aber, nachdem die Unabhängigkeit nach außen hin errungen war, regt sich zum ersten Male im Innern eine demokratische Opposition gegen die Geschlechter-Aristokratie. Je mehr der Wohlstand und damit eine behagliche, ja luxuriöse Lebenseinrichtung in den Städten überhand nahm, um so größere Bedeutung mußte der zu einer großen technischen Geschicklichkeit gelangte, aber von den politischen Geschäften noch vollkommen ausgeschlossene Handwerkerstand erlangen. Längst schon hatten sich die verschiedenen Handwerke zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Interessen in den Zünften und Innungen organisirt, an deren Spitze ein Amman oder Zunftmeister stand. Diese Gemeinschaften hatten nicht blos, wie die patrizischen Geschlechter, ihre gemeinsamen Trinkstuben, sondern sie hatten auch Versammlungen, in denen sie über wichtige gemeinsame Angelegenheiten berathschlagten und Beschluß faßten. Gegen Ausgang des 13., noch mehr aber am Anfange des 14. Jahrhunderts beginnt nun dieser festgeschlossene Handwerkerstand auch Theilnahme an den Regierungsgeschäften, namentlich Zutritt zum Rathe zu erstreben. Wo sich die Geschlechter ernstlich und nachdrücklich diesem Ansinnen widersetzten, kam es zu blutigen Konflikten, in denen meist die abgehärtete und straff organisirte Handwerkerschaft den Sieg über die Geschlechter davontrug. Aus diesen Bewegungen ging aber eine neue städtische Verfassung hervor, die in den norddeutschen Städten beinahe einen rein demokratischen, in den süddeutschen einen aus aristokratischen und demokratischen Elementen gemischten Charakter trug. Im ersteren Falle ging die Leitung der politischen Geschäfte auf einen zum größten Theile von den Zünften besetzten Rath über, im andern Falle theilten sich Geschlechter und Zünfte zu gleichen Theilen in die Leitung der Stadt. An die Spitze der gesammten Verwaltung und Regierung trat in vielen Städten eine rein demokratische Magistratur, die aber nach dem, wie es scheint, der politischen Entwickelung der Menschheit innewohnenden Gesetze oft in eine gesetzmäßige Tyrannis umschlug: die der Ammanmeister. Diese demokratisch-republikanische Verfassung hat dann in den meisten deutschen Städten bis gegen Ende des Mittelalters fortbestanden.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es in letzter Instanz der zu Wohlstand und Ansehen führende Handel und Verkehr war, der die Städte

zu dieſer politiſch-freiſinnigen Entwickelung befähigte. Auch iſt ſchon angedeutet, daß der große rheiniſche Städtebund, deſſen Entſtehung in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, ſein Daſein dem Streben verdankte, den Verkehr gegen die Gelüſte wegelagernder Ritter und Herren zu ſichern. Wenn auch die Kaiſer ſelbſt dieſem Unweſen des Fauſtrechts durch die Landfriedensordnungen entgegenzutreten ſtrebten, ſo ergibt ſich die Fruchtloſigkeit ihrer Bemühungen ſchon daraus, daß dieſe Landfrieden, eben weil ſie nicht gehalten wurden, immer und immer wieder eingeſchärft werden mußten. Die Städte ſahen ſich alſo auf Selbſthilfe angewieſen und ſuchten dieſe durch ihre Bündniſſe zu erreichen. Dieſem Streben hat auch der Hanſebund ſeine Entſtehung zu verdanken, den man mit Recht als die größte organiſatoriſche That des deutſchen Bürgerthums bezeichnet hat. War aber bei dem rheiniſchen Städtebund in erſter Linie die Sicherung des binnenländiſchen Handels zu berückſichtigen, ſo vertrat der hanſeatiſche Bund, deſſen Anfänge in dem Bündniß zwiſchen Lübeck, Hamburg und den wendiſchen Seeſtädten um die Mitte des 13. Jahrhunderts (1256) zu ſuchen ſind, zugleich die Gemeinſamkeit der Intereſſen ſeiner Mitglieder zur See. Früh ſchon gingen daher ſeine Bemühungen vor allem auch auf die Abſchaffung des für den Seehandel ſo drückenden Strandrechtes. Der Vortheil einer ſolchen Vereinigung fand natürlich bald allgemeine Anerkennung, und immer größer wurde die Zahl der Theilnehmer. Nicht deutſche Städte allein, ſondern auch das für den Handel zwiſchen Deutſchland und Rußland ſo bedeutſame Wisby auf der Inſel Gothland, Riga und eine große Anzahl ſlawiſcher Städte gehörten dem Bunde an. Und wer wollte verkennen, daß derſelbe nicht nur in handelspolitiſcher, ſondern auch in kulturhiſtoriſcher Beziehung von der weittragendſten Bedeutung geweſen iſt? Die Germaniſirung der Oſtſeeprovinzen, ja das Vordringen des germaniſchen gegen das ſlawiſche Element überhaupt — denn nicht nur Seeſtädte gehörten der Hanſe an — iſt mit der Entwickelung des Hanſebundes untrennbar verbunden. So iſt es denn nicht wunderbar, daß der Bund eine Zeit lang auch politiſch über eine Macht verfügte, die der des deutſchen Reiches, wenn überhaupt, ſo doch nur wenig nachſtand, daß dieſe gewaltigen Handelscentren auch fähig waren, ſelbſtändige Kriege zu führen und Königen Friedensſchlüſſe zu diktiren.

Bei dieſer Lage der Dinge war es für die fernere Entwickelung unſeres Vaterlandes von der größten Wichtigkeit, daß nach der Gründung der erſten deutſchen Univerſitäten die Städte auch die Brennpunkte des geſammten geiſtigen Lebens der Nation wurden. Zur Zeit der größten Blüthe unſerer deutſchen Literatur waren noch die Fürſten und Ritter auf der einen Seite, die Geiſtlichen auf der andern Seite die Träger des künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens in Deutſchland. Die erſte klaſſiſche Blüthe unſerer Literatur trägt

durchaus einen höfisch-ritterlichen Charakter und verdankt diesem auch einen bezeichnenden Beinamen. Wissenschaftliches Leben aber herrschte seit dem Beginn der christlichen Kultur fast ausschließlich in den Klöstern: die Geistlichkeit war seine alleinige Trägerin. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts bricht sich, zuerst auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, auch die weltliche Gelehrsamkeit Bahn, und diese findet dann ihre Stätte vornehmlich in den deutschen Städten. Und nicht verächtlich ist der Anfangspunkt dieser neuen geistigen Bewegung, die historischen Aufzeichnungen des großen Straßburger Bürgers Ellenhart. Diese können sich dreist den Geschichtswerken geistlichen Ursprungs, die derselben Zeit ihre Entstehung verdanken, an die Seite stellen. Wir können hier nicht auf die Einzelheiten dieser Entwickelung eingehen: so viel ist klar, daß die Emanzipation der Wissenschaft von der ausschließlichen Autorität der Kirche, welche sich dann im 15. und 16. Jahrhundert vollzog, undenkbar gewesen wäre ohne den Eintritt der Städte in das geistige Leben der Nation. Und reden nicht die gewaltigen Dome, zu denen wir noch heute in staunender Bewunderung aufschauen, laut genug für den Glanz mittelalterlicher städtischer Kultur? Gehen doch die Anfänge des erhabenen Kölner Dombaues, dessen Ausführung uns die vergangenen Jahrhunderte als heiliges Vermächtniß überlassen haben, bis in das Jahr 1248 zurück und beweisen, zu wie großartigen Entwürfen schon diese Zeit fähig war. Ebenso wurde der Bau des Münsters in Straßburg schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts begonnen; er ist dann nach fast zwei Jahrhunderten (1439) zur Vollendung gediehen.

Allerdings zeigt sich der hohe Grad der architektonischen und auch malerischen Kunstfertigkeit, den das betriebsame Bürgerthum erreicht hatte, zunächst nur an öffentlichen Gebäuden, namentlich an den Kirchen und Rathhäusern. Die Privatwohnungen waren im 13. Jahrhundert noch dürftig genug eingerichtet und zum großen Theil aus Holz erbaut. Aber auch hier entwickelte sich bald mehr Luxus und Kunstsinn, und die Hauseinrichtung eines Fugger gab der auf den Fürsten- und Herrenschlössern nicht das Geringste nach. Eins hängt hier, wie stets in der historischen Entwickelung, aufs engste mit dem andern zusammen. Sowie sich das Bürgerthum politisch als gleichberechtigter Stand neben Fürsten und Adel gestellt hat, sucht es diesen auch in der Entfaltung von Luxus, in der Ausbildung des Kunstsinns nachzuahmen.

So sehen wir dann am Schlusse des Mittelalters die Keime zu sämmtlichen Kräften, die noch heute im Leben der Städte wirken, enthalten: Kunstsinn, Luxus, der oft genug nur allzugroße Dimensionen annimmt, und geistige Kultur auf der einen, lebendiges Gemeinbewußtsein und politischen Freisinn auf der andern Seite.

Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wie man noch heut-

zutage von der „ländlichen Unschuld“ im Gegensatz zu den Ausschweifungen des städtischen Lebens spricht, so hatte auch im Mittelalter der zunehmende Wohlstand des Bürgerthums Verschwendung und Unsittlichkeit aller Art im Gefolge. Bei allen größeren Festlichkeiten wurden ungeheure Quantitäten geistiger Getränke konsumirt. Man staunt, wenn man vernimmt, daß in Zürich bei dem althergebrachten Frühlingsfest auf den Trinkstuben der Zünfte 16 Maß Wein auf den Mann gerechnet wurden! Einen traurigen Einblick in die Sittenzustände des üppigen Bürgerthums gewähren auch die mannigfachen Nachrichten, die über die sexuellen Ausschweifungen jener Zeit, deren sich auch Verheirathete schuldig machten, überliefert sind. Schon im 15. Jahrhundert gab es selbst in kleineren Städten „Frauenhäuser“, über die mit echtdeutscher Gründlichkeit Verordnungen der Behörden erlassen wurden.

Während wir aber in den Städten einer hohen geistigen und politischen Kultur schon im 13., noch mehr im 14. und 15. Jahrhundert begegnen, während hier neue politische Gedanken, z. B. der föderative, sich Bahn brachen, die bis in die neueste Zeit von Bedeutung gewesen sind, finden wir in den Bauernschaften jener Zeiten nichts, was sich hiermit vergleichen ließe. Zwar war auch die Landwirthschaft von der fortschreitenden Kultur nicht unberührt geblieben, aber die persönlichen Verhältnisse der unfreien Bauern hatten sich nicht wesentlich geändert. Den Gegensatz der städtischen und ländlichen Kultur erkennt man recht deutlich in der Art und Weise, wie die Reformation in Deutschland Eingang fand. Während in den Städten, namentlich den Universitätsstädten, die gewaltige durch Luther angeregte geistige Kernfrage sofort mit Eifer in die Hand genommen und weiter gebildet wurde, ist der große Reformator von den Bauern gründlich mißverstanden worden: die völlig unreife Bewegung der Bauernkriege legt ein deutliches Zeugniß dafür ab, daß der Bauer der damaligen Zeit noch vollkommen unfähig war, den Sinn einer großen geistigen Bewegung zu erfassen. Freilich blieb das Landleben dann auch auf der andern Seite von den Verlockungen und sinnlichen Verirrungen, denen die bürgerliche Gesellschaft anheimfiel, frei. Für die geringere geistige Kultur aber können wir den Bauer allein nicht verantwortlich machen; ist es doch erst unserem Jahrhundert vorbehalten geblieben, ihm wenigstens seine unbeschränkte persönliche Freiheit wiederzugeben.

So sind wir denn wieder bei dem Gedanken angelangt, von dem wir ausgingen. Der soziale Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Kultur besteht trotz der segensreichen politischen Gleichstellung beider Elemente der Bevölkerung noch heute. Möglich, daß die fortschreitende Kultur der Zukunft ihn mehr und mehr verwischen wird — völlig verschwinden wird er kaum. Wir zweifeln auch, ob das für die gesunde Entwickelung unseres Volkslebens

förderlich sein würde. Beide Kulturen haben ihre Berechtigung, beide sind in der Natur menschlicher Dinge begründet. Eine politische Gleichstellung beider Elemente war möglich, der soziale Unterschied wird nie zu existiren aufhören.

Berlin. Georg Winter.

Zur Erinnerung an Ferdinand Kürnberger.

Von Alfred Meißner.

In dem Manne, der von einer kleinen Schaar von Freunden am Abend des 19. Oktober auf der Höhe von Mödling zur letzten Ruhe bestattet wurde, hat die deutsche Literatur eine ihrer charaktervollsten und originellsten Gestalten verloren. Erst 58 Jahre alt, auf der Höhe seiner geistigen Kräfte, den Kopf voll Pläne, hätte er noch Großartiges leisten, hätte, nachdem er alle Sorgen, Entbehrungen und Leiden durchgemacht, die, wie es scheint, das unausbleibliche Begleitgut eines deutschen Schriftstellerlebens sind, auch die Freuden der Anerkennung ernten können. Er ist uns entrissen worden, und die Thatsache, daß diese mächtige Intelligenz so plötzlich aufhören mußte zu denken, zu schreiben, zu sein, hat wohl jeden, der ihn näher kannte, mit einem furchtbaren Ernste berührt. Mich um so mehr, da es der Zufall gewollt, daß ich einer von denen war, mit denen er in seinen letzten Lebenstagen Umgang haben sollte.

In Ferdinand Kürnberger waren, ganz phänomenal, zwei Kräfte beisammen, die in der Regel einander ausschließen: ein gewaltiger Verstand und eine gewaltige Phantasie. Er war Denker und Dichter zugleich oder unmittelbar hinter einander. Die Kraft, welche die Dinge analysirt, und die, welche gegebene Vorstellungen schöpferisch als Bausteine zu neuen Formverbindungen verwerthet, gingen bei ihm gleichmäßig neben einander her. Sein Verstand war gewaltig und arbeitete haarscharf wie eine kunstvolle Maschine, aber sein Intuitionsvermögen war auch so stark, daß er das Kunststück zu Stande brachte, in Zonen, die er nie betreten, und unter Zuständen, die er nie persönlich mit angesehen, völlig zu Hause zu sein. Seine kritischen Arbeiten waren mit allen Accenten der Leidenschaft ausgestattet, cholerisch, heftig, voll stachelnder Schonungslosigkeiten; aber der Künstler in ihm ruhte nie, bis er denselben den Stempel höchster künstlerischer Formvollendung aufgedrückt. Der Poet in ihm war glühend, sinnlich, aber der Denker legte in die Fabeln einen allgemein philosophischen

Gehalt, verfolgte da ein philoſophiſches Problem, arbeitete dort wieder mit grauſamer Schärfe der Analyſe.

Mit immer erneuter Verwunderung betrachte ich mir die Sammlung politiſcher und kirchlicher Feuilletons, die Kürnberger unter dem Namen „Siegelringe“ zuſammengeſtellt hat. Es ſind da ſeine vollendetſten Arbeiten politiſcher Gattung beiſammen, Arbeiten eines Genres, in welchem er geradezu unerreichter Meiſter iſt. Er begleitet den Gang der öſterreichiſchen Politik zehn Jahre hindurch von Belcredi bis Hohenwart. Dies wäre eigentlich wenig erfreulich, er überſchaut aber auch dabei den ganzen gewaltigen Zeitraum, in welchen ſolche Dinge fallen wie: das Vierteljahr nach Königgrätz — die Publizirung des Syllabus — das Concil — die Unfehlbarkeitserklärung — der deutſch-franzöſiſche Krieg — der Kampf der Klerikalen gegen die Schulgeſetze. Solche Themata ſind wie für ſeine Feder geſchaffen, und er behandelt ſie in einer Weiſe, die bald an Börne, bald an Proudhon erinnert. Die Form verräth die höchſte ſchöpferiſche Phantaſie und zeigt dabei vollendete künſtleriſche Ausgeſtaltung. Der radikale Zorn, der Grimm gegen die, welche ſich die Verdummung und Ausbeutung der Maſſen zum Geſchäfte machen, wählt und findet immer neue Formen des Angriffs. Faſt jedes einzelne Pamphlet iſt ein Kunſtwerk. Der Autor geht auf die verſchiedenen Ungethüme der Zeit mit den wunderbarſten Waffen los, mit ciſelirten Dolchen und mit Flinten, die mit Elfenbein und Rubinen ausgelegt ſind. Er ſchießt und ſticht mit einer Eleganz, die zur Bewunderung hinreißt. Das Buch iſt ein Muſeum von Damascenerklingen und Gewehren, die man noch bewundern wird, wenn die Unthiere, gegen die ſie gebraucht wurden, bereits mythiſch ſein werden.

Neben ſeinem publiziſtiſchen Wirken ging das literariſche her. Hat er mit dieſem die Erwartungen erfüllt, zu denen ſein erſter Roman berechtigte? Ja und nein. Allerdings gab er uns keinen großen Roman mehr, aber wir finden unter ſeinen zahlreichen Novellen eine ganze Reihe kleiner Dichtungen, in denen er im knappſten Raume die umfaſſendſte Menſchenkenntniß, eine Fülle der feinſten Reflexionen niedergelegt hat, und wieder größerer Novellen, welche im Fache der Naturſchilderung das Höchſte leiſten. Wieder halte ich bewundernd ſtille vor einer Dichtung: „Alimet und der Derwiſch“ (Novellen, 1878, Berlin). Es iſt eine Kleinigkeit, vielleicht nicht 20 Seiten lang, ein Märchen. Aber es iſt ein Juwel, und Juwele haben keinen großen Umfang. Es iſt ein Kunſtwerk, in ſeiner Art ſo vollendet, ſo von Gedanken erfüllt, ſo wunderbar von Licht getränkt — es läßt ſich keine Idee davon geben. Das iſt eine Dichtung, welche jeder, der überhaupt lieſt, kennen ſollte, eine Dichtung, die dem, der ſie geſchrieben, Unvergänglichkeit des Namens verleiht, wenn er auch weiter nichts geliefert hätte. In einem jetzt kaum mehr üblichen Gewande, in der Form der

kleinen orientaliſchen Erzählungen Voltaires, tritt die Geſchichte auf; aber wie unendlich hoch ſteht ſie über allen ihren Vorgängern! Ueber den Werth des Lebens und das, was man Glück nennt, iſt nie Beſſeres geſagt worden, als hier zu finden iſt, es wiegt alle dicken Bände auf, die bisher über den Peſſimismus geſchrieben worden, erklärt ſie, widerlegt ſie. Dieſe Erzählung leſe man und frage nach, ob Kürnberger auch ein Dichter war. —

Indem ich mit der Abſicht herantrete, den Leſer mit dem eben Verſtorbenen näher bekannt zu machen, werde ich gewahr, daß ich von ſeinen eigentlichen Lebensſchickſalen nicht viel mehr mitzutheilen weiß, als was der Leſer auch aus dem Konverſationslexikon erfahren könnte, und daß meine ſonſtige Kenntniß von ihm ſehr lückenhaft iſt. Ich werde alſo nur ſehr fragmentariſch ſein können.

Genug, er wurde am 3. Juli 1821 in Wien geboren und wuchs in den dürftigſten Verhältniſſen heran; ſeine erſten Bildungsjahre fielen in die Metternichſche Zeit. Er litt unter dem Geiſtesdruck jener Epoche und betheiligte ſich politiſch im Revolutionsjahre. Es heißt, daß die Proklamationen des Wiener Studentenausſchuſſes aus Kürnbergers Feder hervorgegangen ſeien. Das war allerdings eine Schriftſtellerthätigkeit, zu der man ſich nach dem Eintritt der Reaktion unmöglich bekennen konnte, und die vom Oberfeldzeugmeiſter Graf Welden jedenfalls mit einem halben Dutzend Kerkerjahre honorirt worden wäre. Bei der genauen Recherche, die die Reaktion hielt, mußte dieſe Thätigkeit früher oder ſpäter zu Tage kommen. Kürnberger wich dem aus und ging nach Deutſchland, zuvörderſt nach Hamburg und Bremen. Die erſte größere Dichtung, mit der er hervortrat, war eine dramatiſche, ein „Catilina“ (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1855), eine ſehr bedeutende Arbeit, voll Kraft und Schwung. Sie fand aber keine Unterſtützung bei der Bühne, und Kürnberger ließ dieſem dramatiſchen Erſtlingswerke lange kein zweites folgen.

Im folgenden Jahre, 1856, erſchien „Der Amerikamüde“, ein Buch, welches ſchon dadurch Aufſehen machte, daß es im Gegenſatze zu den bisher erſchienenen, romantiſch alles ins Schöne malenden Schilderungen amerikaniſchen Lebens die Kehr- und Schattenſeite deſſelben hervorhob. Man war damals europamüde, nun kam ein Europamüder auch Amerikas müde heim — die Schlußſtimmung blieb ſehr düſter. Auf Grund der prachtvollen Natur- und Städtebilder, die wie aus dem Spiegel gehoben ſchienen, auf Grund der mit voller Sachkenntniß gemalten Zuſtände war man befugt, im Verfaſſer dieſes Werkes einen Mann zu erkennen, der jahrelang in Amerika gelebt, bis man zu größtem Erſtaunen erfuhr, daß es von einem herrühre, der nie Europa den Rücken gewandt. Was die Schilderung amerikaniſcher Zuſtände darin betrifft,

ſo haben wir ſie ſeitdem genugſam durch Bücher amerikaniſcher Federn beſtätigt gefunden.

Ich habe Kürnberger in Koburg kennen gelernt, im Dezember 1860, kurz vor Weihnachten. Ich wohnte damals im alten Schloſſe, als Gaſt des Herzogs. Es trat da in der Abendſtunde ein kleiner Mann bei mir ein, hellblond, mit ſeinem gewaltig großen Kopfe nicht unähnlich jenen Erdgeiſtern, die ſich die deutſche Sage in unterirdiſchen Werkſtätten als kunſtfertige Schmiede denkt. Als ich ſeinen Beſuch erwiederte, fand ich ihn in einem kleinen unwirthlichen, ſchlechtgeheizten Stübchen mit trauriger Ausſicht auf ein enges Gäßlein. Man ſah kaum etwas da, außer dem ſtreng Nothwendigſten. Auf dem Tiſche ſtanden die Reſte eines kärglichen daheim verzehrten Mahles, Brod, Eier, Käſe. Was hatte ihn, den Wiener, den Großſtädter, in die kleine deutſche Reſidenz geführt? Suchte er eine Anlehnung? Ich weiß es nicht, er hat es mir nicht geſagt. Ich, damals zu zerſtreut, in einer ganz andern Gedankenwelt lebend, mag mich damals meinem Landsmann nicht gehörig gewidmet haben. Er hat mir dies, ich weiß es, jahrelang nachgetragen, und ich mache mir heute noch den Vorwurf, in meiner Sorgloſigkeit dies oder jenes verabſäumt zu haben, was ihm damals hätte zu ſtatten kommen können.

Offenbar, er darbte, und doch hatte er ſich ſchon durch mehrere Bücher, darunter einen bedeutenden Roman, einen Namen gemacht. Aber was hilft das in Deutſchland! In England und Frankreich iſt ein wohlgelungenes Buch das, was es ſein ſoll, ein Baum, den man gepflanzt hat, und der ſeine Früchte trägt, ein Kapital, das dem Autor ſein Lebenlang eine Rente abwirft. Auflage folgt auf Auflage, jede bringt ihren Lohn und ſetzt den Autor in den Stand, an neue größere Arbeiten zu gehen. In Deutſchland hat der Autor in der Regel nur einmal Gewinn von ſeinem Buche. Er muß fort und fort und zwar ſehr raſch arbeiten, wenn ihn die Feder erhalten ſoll.

Kürnberger konnte ſchon darum ſeinem „Amerikamüden“ keinen andern Roman folgen laſſen, weil ſich nicht von Luft leben läßt. Darauf angewieſen, ſeine Exiſtenz durch die Feder zu ermöglichen, aber voll äſthetiſchen Sinnes, gewohnt, die höchſten Anforderungen an ſeine Produktion zu ſtellen, jeden Satz zu überwachen, zu feilen, zu läutern, mußte er ſich einem Felde zuwenden, auf dem die Saat ſchneller reift. Eben um daneben ein Poet bleiben und wenigſtens kleinere Dichtungen ſchaffen zu können, mußte er Tagesarbeit liefern. Er wurde Publiziſt, Eſſayiſt, Feuilletoniſt, wie man es nennen will, um nebenher eine Reihe von Novellen ſchaffen zu können, die zu dem Beſten in unſerer Erzählungsliteratur gehören. Ich meine jene Sammlung, die 1861 in drei Bänden bei Rohſold in München erſchien.

Allerdings hatte die Tagesarbeit, einmal ergriffen, für einen Geiſt wie den ſeinigen auch den feſſelndſten Reiz; in den nun folgenden Jahren abſorbirte ſie ihn faſt ganz. Seine Thätigkeit war ſehr groß. Es entſtanden die politiſchen Artikel, von denen er eine Auswahl in den „Siegelringen“ und viele der literariſchen Eſſays, die er in den „Literariſchen Herzensſachen“ zuſammengeſtellt hat. Vom Jahre 1866 ergibt ſich kein größeres politiſches Ereigniß, das er nicht beſpricht und auf ſeine Weiſe beleuchtet. Er ſchreibt nicht gerade Politik, am wenigſten eine ſolche, die ſich den praktiſchen Zwecken einer Partei anſchließt, wohl aber, wie er es nannte, „das Theaterreferat über die öſterreichiſche Tragödie“. In pointirten Satiren, immer geiſtvoll und originell, malt er die Konfuſion und Rathloſigkeit der Parteien, die Experimentirwuth der Hofpartei, die an Thorheit ſtreifende Bonhommie des Volkes. Er zeichnet Porträts — leider iſt es blos eine Sage, daß der Baſilisk ſtirbt, wenn er ſein Bild im Spiegel erblickt.

Das wäre nun eine unerfreuliche und auf die Länge eine traurige Arbeit. Kürnberger ſieht aber auch die deutſche Einheit zur Thatſache werden, und daran erwacht ſein Herz. Es lebt förmlich auf an den Ereigniſſen des deutſch-franzöſiſchen Krieges; was er ſchreibt, iſt reine patriotiſche Flamme. Die in den „Siegelringen“ geſammelten Artikel über den Krieg von 1870 werden mit ein Ehrendenkmal deſſen bleiben, was die Publiziſtik während dieſer gewaltigen Zeit geleiſtet, ſie haben in der verwandten Literatur jener Jahre kaum ihresgleichen.

Kürnbergers Standpunkt iſt ein weſentlich deutſcher, kein öſterreichiſcher. Er gehört einer nur wenig Köpfe zählenden äußerſten Linken an, die es nicht glauben kann, daß ſo heterogene Völker ſich je auf dem Boden einer gemeinſamen Verfaſſung vereinigen werden. Er kennt keine gemeinſamen Angelegenheiten von Deutſchen, Tſchechen, Polen, Magyaren und geht ſomit weiter als alle öſterreichiſchen Föderaliſten, die bei der Forderung äußerſter Autonomie ein gemeinſames Intereſſe ſtatuiren: Vertheidigung nach außen. Er wünſcht ſich die deutſchen Erblande irgendwie mit Deutſchland verſchmolzen, das übrige gehe ſeinen Weg und falle, wohin es wolle.

Natürlich befand er ſich mit ganz Wien in Widerſpruch. Die ſchöne Stadt an der blauen Donau iſt eine deutſchredende, aber keine deutſche Stadt. Dem Wiener, wie er nun einmal iſt, ſteht ſchließlich doch der Ungar, Kroat, Pole, der Mann aus der Bukowina näher als ein Hamburger oder Leipziger. Jene verſteht er, den Deutſchen „aus dem Reich“ verſteht er nicht. Einer ſchönen Wienerin wird es nicht ſchwer fallen, dem Gatten ihrer Wahl nach Temesvar oder Lemberg zu folgen, ſie wird ſich dort raſch acclimatiſirt haben; aber in Stuttgart oder Hamburg wird ſie es nicht aushalten. Der echte Oeſterreicher

hat mit dem Deutſchen nur die Sprache gemein, ſeine Weltanſchauung aber iſt eine ganz andere, ja eine diametral entgegengeſetzte. Das iſt es, was die Dauer, ja den ewigen Beſtand der Monarchie verbürgt.

Kürnberger, mit ſeinen grunddeutſchen Anſchauungen, Sympathien, Ueberzeugungen, war ſomit ganz iſolirt. Er war da im „Capua der Geiſter“ wie ein norwegiſcher Findlingsblock, der ſich in das ſchöne Donaubecken verirrt. Er galt für einen Querkopf, während er doch nur ein nach Wien verſchneiter Nordlandsrecke war.

Man ſpottete über ſein grandioſes Selbſtbewußtſein. Dies war allerdings gewaltig. War es aber Selbſtüberhebung? Er fühlte ſich als Meiſter und war es auch. „Jeder Menſch,“ ſchrieb er einmal, „iſt berechtigt, ſich ſo zu taxiren, als er will, und jeder andere Menſch iſt berechtigt, dieſe Taxe entweder anzunehmen oder abzulehnen. Wo iſt der Marktcomiſſär, der dieſe Preiſe regelt? Wo? In unſerem eigenen Gewiſſen!“

Seine Anſichten war er gewohnt mit ſchroffem Trotz auszuſprechen. Odi profanum volgus et arceo! war auf ſeinen Brauen zu leſen. Seine Wahrheitsliebe kannte keine Rückſichten, ſeine Ueberzeugungen pflegte er mit der frappirendſten Offenheit auszuſprechen. Als ein bekannter Wiener Dichter, der damals auf der Höhe ſeines Rufes ſtand, ihm ein Exemplar ſeines neueſten Trauerſpiels übergeben hatte, das eben einen bedeutenden theatraliſchen Erfolg errungen, und ſich eine Aeußerung darüber erbat, ſagte Kürnberger mit der ihm eignen Ruhe: „Ihr Stück hat mich ſehr intereſſirt, ich habe es ſogar ſtudirt. Es gleicht jenem Pferde, das wir in Büchern über Veterinärkunde abgebildet finden, und das uns in Einem alle Fehler und Krankheiten beiſammen zeigt, die ſonſt nur bei vielen Pferden vorkommen. Man kann wirklich daran lernen.“

Als ſich der Trauerſpieldichter entfernt hatte und einer von denen, die anweſend geweſen, bemerkte, daß Kürnberger ſich nun wohl den lebenslangen Haß des alſo Gekränkten zugezogen, meinte er: „Das wäre doch ſonderbar! Der Mann ſollte mir dankbar ſein, daß ich meine Meinung nur geſagt habe. Ich hätte ſie können drucken laſſen, dann fände er auch meine Anſicht Punkt für Punkt erläutert.“ —

Sechzehn Jahre war ich Kürnberger nicht mehr begegnet. Erſt im Jahre 1876 ſah ich ihn wieder. Es war in Wien, im September. Er beſuchte mich in der „Ungariſchen Krone“. Ich hätte ihn kaum wiedererkannt, er war ſtark gealtert und von ungewöhnlicher Bläſſe. Sein Geſicht hatte nicht mehr den ſtürmiſchen Ausdruck von ehedem, er war feierlich geworden. Sein voller, dichter Bart war faſt ganz weiß.

Ein frühes Alter war über ihn hereingebrochen, eine vorzeitige Abnutzung

des ganzen, doch ſo ſtarken und widerſtandsfähigen Organismus; alles wohl die Folge ſitzender Lebensweiſe und ungehöriger Koſt.

Seiner Toilette ſah man die ängſtlichſte Schonung an, der feierlich hohe Cylinder gehörte einer längſt entſchwundenen Geſchmacksperiode.

„Was?“ fragte er, indem er langſam auf dem Sopha Platz nahm, „Sie ſind nicht geſtern beim Laube-Bankett im Kurſalon des Stadtparks geweſen? Ganz Wien war dort im ſchwarzen Frack und weißer Kravatte. Kein Schriftſteller, kein Schauſpieler fehlte.“

„Ach, Verehrteſter,“ erwiederte ich, „wenn man in ſeiner Jugend den Drang in ſich getragen und der feſten Idee gelebt hat, dem deutſchen Theater etwas zu ſein, wenn man vier oder fünf bühnengerechte Dramen geſchrieben, die wohl in diverſen Literaturgeſchichten beſprochen worden, aber für die Bühnendirektionen nicht vorhanden ſind — da faßt wohl in Einem ein Mißmuth gegen Theater, Direktoren, Mimen Raum, man hat nichts Gemeinſames mehr mit ihnen und weicht ihren Jubelfeſten aus.“

„So iſt es!“ erwiederte Kürnberger ruhevoll. „Man hat nichts Gemeinſames mit ihnen und weicht ihren Jubelfeſten aus. Auch ich bin zu Hauſe geblieben.“

Ein Geſpräch über das moderne Theater und über Intendanten folgte, in welchem von beiden Seiten denſelben nicht viel Gutes nachgeſagt wurde.

„Sie können ſich,“ ſchloß ich, „mit Erfolgen auf andern Gebieten tröſten ... Noch vor wenig Jahren habe ich von mehreren Seiten Ihre letzte Novelle mit höchſtem Lobe erwähnen hören.“

„Die Welt ſpricht von nichts andrem!“ ſagte Kürnberger ſehr ruhig. Und um den Eindruck dieſes, von großartigem Selbſtbewußtſein zeugenden Wortes, das mich hatte lächeln machen, zu mäßigen, fuhr er fort: „Ich habe in dieſer Novelle das gefährlichſte Problem attakirt, das überhaupt exiſtirt: Die Frage nach dem menſchlichen Gewiſſen. Ich habe ausgeſprochen, was andere nicht zu denken wagen. Wenn Jemand in einer volkreichen Stadt zur Mittagſtunde, wenn alles auf dem Korſo promenirt, am Blitzableiter die Kathedrale hinanklettert, da bilden ſich natürlicherweiſe Gruppen, alles ſieht ihm zu, das iſt kein Wunder.“

Er war damit auf ſeine Dichtung „Die Laſt des Schweigens“ zu ſprechen gekommen, die in dem Kreiſe von Kürnbergers Freunden, welche allerdings für ihn die Welt ausmachten, viel beſprochen werden mochte. Der Held der Novelle hat einen Mord an ſeinem Nebenbuhler begangen, hält dies für etwas Natürliches und empfindet durchaus keine Gewiſſensbiſſe. Aber er fühlt die „Laſt des Schweigens“. Wenn er keinen Lauſcher nahe wähnt, ruft er es ſich jubelnd zu, daß er ſich von ſeinem Rivalen befreit hat, und dies führt zu ſeiner Ent-

deckung, seiner Hinrichtung. Kürnberger hat an diesem Stoffe eine geniale Sophistik der Leidenschaft verwendet und bewährt. Das Raisonnement geht tief, aber es ist falsch: Der Held der Geschichte ist nämlich ein, wenn nicht ganz, doch halb Verrückter. Wer den Mord eines Rivalen für natürlich hält — es gibt solche —, der empfindet auch keine Last des Schweigens. Das Gewissen ist allerdings nichts Ursprüngliches, der Seele Angeborenes, sondern es bildet sich mit und richtet sich nach der Sitte eines Volkes. Es ist vorhanden und wirkt bei empfindlichen Naturen und wird zum Schweigen gebracht bei rohen und willenskräftigen. Wie viele Morde sind begangen worden, die erst nach dem Tode des Mörders bekannt wurden oder durch Zufall bei Lebzeiten desselben, ohne daß dieser den geringsten Drang verspürt hätte, sich selber zu verrathen. Das Gewissen mag sich auch geregt haben, es ward aber eingeschläfert und niedergedrückt. Kurz, man ist nicht beim letzten Grunde angelangt, wenn man die Nöthigung zum Geständniß auf die Last des Schweigens zurückführt. Da ersteht die Frage: warum ist das Schweigen eine Last? —

Seit November 1878 hatte sich ein brieflicher Verkehr zwischen uns angebahnt, wir rückten einander näher. Kürnberger hatte mir seinen Besuch für den Mai angekündigt und dachte sogar daran, sich am Bodensee niederzulassen, wo er die Alpen im Rücken, den See vor sich hätte. Man kann sich denken, wie werthvoll mir seine Nähe gewesen wäre, und daß ich ihn nach Möglichkeit in diesem Entschlusse zu bestärken suchte.

Indessen wurde er durch Arbeiten und einen widrigen geschäftlichen Streit zurückgehalten; Monat um Monat verging, und die Zeit rückte heran, die ich mir für eine Reise festgesetzt hatte. Just in derselben Woche, da ich auf dem Punkte stand, abzugehen, zeigte er mir seine Ankunft an.

Ich werde den Julinachmittag nie vergessen, als er uns — Robert Byr und mir — in der Hand die Reisetasche, vom Dampfschiff entgegentrat. Er war ganz blaß, seine Sprache matt. Was war mit ihm vorgegangen? Das war Kürnberger nicht mehr. Seine erste Frage war, ob ein Wagen da sei, der ihn ins Haus bringe; ich mußte gestehen, daß dafür nicht gesorgt worden sei. So traten wir denn den Weg an. In meinem Leben habe ich nie ein gleich langsames Tempo des Ganges und der Rede kennen gelernt. Die Worte tropften langsam von seinen Lippen, ein Fuß stellte sich mühsam vor den andern, wir brauchten mehr als eine halbe Stunde, um vom Hafen auf die Höhe zu gelangen.

Ich sah, daß eine völlige Zerstörung in ihm losgebrochen, und daß das „Rheuma" in der Herzgegend, über das er klagte, nur eine Nebenerscheinung sei. Auf meine Frage, ob er einen Arzt konsultirt habe, erwiederte er, dies sei

allerdings in München geſchehen. Man habe ihm Reibungen mit Flanell, mit Franzbranntwein angerathen. „Welcher Unſinn!“ ſagte er. Die Stelle ſei ſo ſchmerzhaft; nicht den Vorüberflug eines Vogels würde er ertragen können. Aber es werde alles von ſelbſt wieder gut werden, es ſei ſchon weit beſſer, als es geweſen. Wie wenig er auch davon hören mochte, ich kam immer auf die Nothwendigkeit gehöriger ärztlicher Unterſuchung zurück und erbot mich, da er gegen die Aerzte in kleinen Städten die größte Voreingenommenheit zeigte, ihn zu einer Konſultation nach Zürich zu begleiten. Er war nicht dazu zu bewegen, er war fürs Abwarten.

Auf dem Sopha liegend, begann er bald zu plaudern, als ob alles wieder gut ſei. Es war wirklich eine Luſt, ihn ſprechen zu hören; die Gedanken ſtiegen in ihm unaufhörlich empor, wie Bläschen in einem Glaſe Champagner. Der Name Zürich brachte ihn auf Gottfried Keller, deſſen beſonderer Verehrer er war, und ſodann auf tauſend andere Dinge. Als es Abend wurde, wünſchte er auszugehen, auf eine mäßige Höhe, von der man einen Blick über den See gewinnen könne, und wir wandelten Schritt für Schritt bis zum Schützenhauſe auf der „ſchwarzen Reute“. Er ſah die Gegend, in welche es ihn gezogen hatte, ſah den Rhein in der Ferne blinken.

Die folgenden Tage ſaßen wir zuſammen, im Geſpräch, wie er es nannte, „bis über die Ohren“. Er ſprach ſo, wie er zu ſchreiben gewohnt war, die Sätze kamen ſo ſtiliſtiſch ſchön hervor, wie wenn er für die Preſſe diktire. Er philoſophirte über alles, es war ein vorwaltender Trieb in ihm, über alles zu reflektiren und alles durch fortgeſetzte Betrachtung emporzuheben, bis es im klarſten Lichte ſtand. Dann zog er ſich wieder zurück, um Gedanken und Notizen in ein Tagebuch einzutragen. Es war nicht das gewöhnliche Notizbüchlein der Schriftſteller, ſondern ein hohes langes Buch, wie es Kaufleute führen; alles an ihm war apart und feierlich.

Gegen Abend machten wir, immer Schritt für Schritt, einen kleinen Spaziergang, ſei es im Garten, ſei es durch den Wald am unteren Abhange des Gebhardsberges. Einmal — er hatte mich ſelbſt dazu aufgefordert — beſuchten wir das Grab, das das theuerſte Gut meines Lebens birgt. Nie werde ich den wahren Antheil vergeſſen, den dieſer für ſo ſcharf und hart geltende Menſch für mich und mein Loos an den Tag legte. Seitdem weiß ich, daß ſeine Bruſt in ihrer Tiefe eine Fülle echt menſchlichen Antheils barg.

Nun kamen die ſchwülen Tage des Auguſt, die einzigen heißen Tage, die dies ſonderbar geartete Jahr gehabt hat. Sie regten den Patienten außerordentlich auf, er hatte ſchlechte Nächte, ich hörte ihn, da ich daneben ein Schlafzimmer hatte, ſtundenlang ſtöhnen. „Wahrlich,“ ſagte er, „die Sonne ſteht über dieſem See wie ein feuriger Drache! Jeden Winkel der Bucht beleckt er

mit ſeiner Zunge! Ich lechze nach Schatten und Kühle und finde ſie nirgends ..... Sehn Sie doch das Abendroth — das iſt ja ein wahres Mordbrennerlicht! Ich werde heimkehren, und auf der Höhe des Brenners, im Brennerbade, will ich bleiben."

Ich tröſtete ihn damit, daß das nächſte Gewitter die Hitze kühlen werde, er wollte nichts davon hören. Ich hatte nun nach München zu reiſen und forderte ihn auf, meine Rückkehr in Ruhe abzuwarten; aber das war nicht nach ſeinem Sinne.

„Ich gehe auch nach München," erwiederte er, „ich habe meine Rückkehr dort bereits Frau v. Kaulbach angekündigt, die mir in ihrem Gartenhauſe ein Zimmer eingeräumt hat. Ihr See iſt furchtbar! Es liegt über ihm eine Gluthatmoſphäre, die alle Eisberge der Schweiz nicht kühlen können — ich kann ſie nicht ertragen. Dieſer lachende Himmel — ſein Lachen iſt entſetzlich — ewiges Lachen iſt entſetzlich. Wenn Sie mir Ihr Haus ſchenken wollten unter der Bedingung, da leben zu müſſen — ich könnte es nicht annehmen, nicht annehmen!"

Ich verſuchte keine Einſprache mehr. Ich ſah ſeine Unruhe wachſen, ſeinen fieberhaften Zuſtand ſich ſteigern. Mir war darum zu thun, daß er ſich endlich in München oder anderswo in ärztliche Behandlung gebe.

Am 7. Auguſt, da es in Folge eines über Nacht gekommenen Gewitters ganz milde geworden, reiſten wir ab. Die ſechsſtündige Fahrt ging unter lebendigem Geſpräch wunderbar raſch vorüber, und als die Sonne im Untergehen war, ſahen die beiden Thürme der Frauenkirche auf uns nieder.

Zu München, in der Gartenſtraße, in unmittelbarer Nähe des engliſchen Gartens, hat ſich vor Jahren Wilhelm v. Kaulbach eine Villa gebaut, an die ein herrlicher Garten ſtößt. Es iſt ein großes Terrain, ich möchte ſagen ein fürſtlicher Beſitz, oder ein Beſitz, eines Künſtlerfürſten würdig. Ein neuer Anbau, gegen die Straße hin, iſt zu einem Kaulbach-Muſeum hergerichtet. Hier, beiſammen in einem Saale, von Oberlicht erhellt, ſieht man hinterlaſſene Oelbilder und Kartons des Meiſters, zahlreiche Handzeichnungen, den großen Karton der „Schlacht von Salamis". Im erſten Stockwerk hat Hermann Kaulbach, der Sohn, ſein Atelier. Im Garten ſelbſt, welcher nach römiſchen Vorbildern entworfen ſcheint, ſtehen noch zwei Häuschen; in dem einen, ſeitwärts am Wege liegenden Tirolerhauſe pflegte Wilhelm v. Kaulbach Abends zu ſitzen und bei der Lampe zu zeichnen; beide Häuſer ſind nur dann bewohnt, wenn Gäſte einfallen. Im Hauptgebäude waltet Frau v. Kaulbach, eine der vornehmſten und ſchönſten alten Damen, die ich je geſehen, an die ſiebzig alt, mit ſchneeweißen Haaren und dunklen Augen voll Güte und Klugheit. Kinder und Enkel kommen und ſitzen mit ihr in der Veranda, es iſt ein Bild des ſchönſten patriarchaliſchen Zuſammenlebens.

Hier, im Häuschen gegen den engliſchen Garten hin, fand ich Kürnberger nun einquartiert. Frau v. Kaulbach hatte dem vieljährigen Freunde ihres verſtorbenen Gatten die Wohnung eingeräumt. Er konnte es nirgendwo beſſer haben. Er konnte ſich im Garten ergehen und that es. Er hatte auch noch die Kraft, einen ziemlichen Weg zu machen, um im Kaffeehauſe unter den Arkaden die Zeitungen zu leſen. Täglich ſprach er von der Heimreiſe, die er antreten wollte, wenn er nur erſt ein wenig wieder zu Kräften gekommen. Indeß ging es mit ihm abwärts und abwärts, endlich wurde er bettlägerig. Der herbeigekommene Arzt diagnoſtizirte eine Rippenfellentzündung.

Kürnberger gehörte zu den Kranken, die „ſchwer zu heilen ſind“. Man brauchte viel Geduld bei ihm. Er war ſchon als Geſunder pedantiſch und rechthaberiſch, die Krankheit ſchärfte dieſe Eigenheiten. Frau v. Kaulbach, die täglich mehrere Mal an ſeinem Bette erſchien, hat da eine unendliche Nachſicht bewähren müſſen.

Ich war zum zweiten Mal nach München gekommen und beſuchte den Patienten von Mitte September an eine Woche lang täglich. Die Krankheit machte raſche Fortſchritte. Das hohe kuppelförmige Vorderhaupt ſah ſchon geſpenſtig aus, die Stimme war matter denn zuvor. Doch hatte er noch die Kraft, mir ein paar lange Briefe an Freunde zu diktiren.

Als ich ihn verließ, wußte ich, daß er nicht mehr lange unter den Lebenden ſein werde. Er hatte mit einem Zitat von vier Verſen des alten Simon Dach von mir Abſchied genommen.

In der letzten Woche ſeiner Krankheit ließ er die wenigen Werthpapiere, die er beſaß, verkaufen. Das durch ein arbeitſames Leben erworbene Vermögen eines deutſchen Schriftſtellers erſten Ranges betrug nicht ganz tauſend Thaler! Frau v. Kaulbach ſollte über die Summe verfügen. Als ſie ihm ſagte, wie viel es ſei, rief er aus: „Gottlob, nun ſterbe ich doch nicht als Bettler!“

Mit dieſem Ausruf war viel geſagt. Die Sorge vor einer Zeit, in der er arbeitsunfähig werden könne, hatte wie ein Geſpenſt vor ſeiner Seele geſtanden. Er freute ſich, daß ſein Leben eher zu Ende ging, als ſein Sparpfennig.

Er ſah noch ſeinen Freund Sembera aus Wien, den Redakteur des Tageblattes, den die Sorge herbeigerufen, bei ſich und trug dieſem die letzten Grüße an ſeine Freunde auf.

Erſt auf dem Sezirtiſch decouvrirte die Krankheit, die ſo viele Phaſen durchgemacht, ihr wahres Geſicht. Kürnberger war an einer Herzverfettung geſtorben, einer ſelten vorkommenden und kaum zu diagnoſtizirenden Krankheit, über deren Entſtehungsgrund wenig bekannt iſt. —

Kürnberger ist ein hochsinniger, aber kein glücklicher Mensch gewesen. Sein Lebenlang ist er trotz angestrengter Arbeit und riesigen Fleißes aus Sorgen und Entbehrungen nicht herausgekommen. Er sah Talente gefeiert und zur allgemeinen Anerkennung durchdringen, die im Vergleich zu ihm Zwerge waren. Er gab sich die Miene, als ob er den Ruhm und die Glücksgüter verachte, aber der Undank der Welt that ihm wehe. Er erschien rauh und borstig; dennoch muß er eine gar weiche Ader in sich gehabt haben. So legte er das Sekretariat der Schillerstiftung, das ihm 600 Gulden eintrug — für ihn welche wünschenswerthe Subvention! — nieder, weil er, wie er mir sagte, das Lesen so vieler Drangbriefe nicht ertrug, die eine Noth enthüllten, der nicht zu helfen war, und die abschlägig beschieden werden mußten. Er war sehr stolz und vom ausgeprägtesten Unabhängigkeitsgefühl. Die Gunst der Mächtigen hat er nie gesucht, nie verlangt. Gewohnt, seine geistige Ueberlegenheit zur Schau zu tragen, verletzte er viele Leute, brüskirte Viele: er war ja der abgesagteste Feind der Reklame und aller unwürdigen Mittel. Er konnte aber auch, wo er Vortreffliches sah, völlig aufleben und lobte dann beredt, enthusiastisch.

Er blieb sich immer gleich, zu keiner Konzession geneigt. Als die Mosenthal-Stiftung ihm eine Subvention anbot, lehnte er sie ab: „Wissen denn die Herren nicht, wie ich über Mosenthal geschrieben habe?“ Zuletzt wurde er ein Einsiedler und zog sich in seine Zelle zurück, aus der er der Welt meist nur zornige Worte zurief, doch er fand seinen Genuß darin, seinem innerlich reichen Gedankenleben nachzuhängen, der Forschung über alle Dinge; das genügte ihm. Die einzige Freude, die er noch hatte, war, wenn man so sagen darf, die Freude an seinem eigenen Kopfe, diesem Kopfe, der so fruchtbar, ein perlender Quell von Einfällen und Gedanken war. „Was ich doch,“ schreibt er in einem Briefe, „der Einsamkeit für Schätze verdanke, wie oft ich in Wonne aufleuchte und aufstrahle, wenn ich so auf meinem Kopfe liege, wie das lebt, klingt, flutet, stürmt, lacht, fliegt; welche unbewußte Kräfte mir da zum Bewußtsein kommen; die dramatischen Scenen, die ich da durchspiele, die schäumenden und moussirenden Selbstunterhaltungen, die wie Sauerbrunnen aus dem Boden aufgehen, wie alle Gedanken die schönsten, alle Ausdrücke die unglaublichsten, überraschendsten, bestgesagten, lauter Blitzschläge und Genietreffer sind — ach warum steht kein unsichtbarer Apparat von Naturselbstdruck im Zimmer, der das alles fixirte, was in der einsamen Hirnschale vorgeht?! Dichten läßt sich das nicht, kein Dichter der Welt kann nur den hundertsten Theil niederschreiben, was ihm die Einsamkeit an Dichtungen schenkt.“

So war er, und das ist nun alles dahin! Das Schicksal ist erbarmungslos; in seiner höchsten Fülle, auf seinem Höhepunkt angelangt, mußte dies alles zu Grunde gehen! — Man wird jetzt seine Schriften — auch die verschollenen —

hervorſuchen, ſie wieder leſen und ihnen die verdiente Anerkennung zollen. Vielleicht findet ſich ſogar, da er nicht mehr iſt, ein Verleger, der es wagt, eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften zu veranſtalten, vielleicht findet das deutſche Theater ſich veranlaßt, etwas für ihn zu thun, vielleicht holt man ſeinen „Catilina“, ſeinen „Firduſi“ hervor. Schwerlich — die Eitelkeit, die Grandezza der Intendanten werden es nicht eingeſtehen, daß ſie dreißig Jahre lang an Werthvollem vorübergingen! Aber in ſeinem Nachlaß findet ſich der große dreibändige Roman, an welchem er ſieben Jahre geſchaffen, den er viermal umgeſchrieben, in welchem er die Hauptthat ſeines Lebens ſah. Aus dieſem wird uns ſeine Geſtalt noch einmal voll und ganz entgegenleuchten, und eine ſpätere Zeit wird ihm geben, was ihm das Leben verſagte.

Die Palmen von Elche.

Ein Reiſebild aus Südſpanien.

An einem ſchönen Februartage des verfloſſenen Jahres trabten vier Reiter von der fonda de Bossio, dem vielgerühmten beſten Gaſthauſe ganz Südſpaniens, hinweg und durch die Vorſtadtſtraßen Alicante's fröhlich in den friſchen Morgen hinaus. Unſere kleine Reiſekarawane beſtand außer mir noch aus einem Franzoſen und einem Piemonteſen, ein paar alten, nicht allzu ernſt geſtimmten Junggeſellen, die gleich mir zum Vergnügen reiſten. Der vierte, der noch ein lediges Pferd führte und ſich etwas im Hintergrunde hielt, war ein Pferdevermiether aus Orihuela. Ein günſtiger Zufall wollte es, daß er ein paar Tage vorher mit Engländern den Ritt von ſeiner Heimat nach Alicante gemacht hatte und nun nicht leer mit ſeinen Thieren heim wollte. So waren wir raſch entſchloſſen, anſtatt in der ſchlechten diligencia uns durch die ſchöne Welt karren zu laſſen, ſeine beſcheidene Retourforderung von 7 pesetas (etwa 7½ Francs) für einen Tagesritt anzunehmen, zumal da wir dergeſtalt ſo lange wir wollten auf dem Wege ſäumen konnten. Wenn wir um vier Uhr nachmittags Orihuela erreichten, ſo trafen wir dort noch rechtzeitig ein, um mit ſinkender Nacht in der landesüblichen tartana (einem zweirädrigen gedeckten Fuhrwerke) Murcia zu gewinnen. Unſer Gepäck war der diligencia aufgeladen worden; in Murcia in der fonda del Padron ſollten wir es wiederfinden. Bis Elche (ſpr. Eltſche), wo wir ein paar Stunden bleiben wollten, ſollten es drei gute Stunden, von dort nach Orihuela fünf Wegſtunden ſein.

Wenn das Reiſen zu Pferde an ſich ſchon die angenehmſte Art der Fortbewegung iſt, ſo war es diesmal doppelt reizvoll. Ein wolkenloſer, tiefblauer Himmel über uns, links von uns das faſt ſchwarzblaue Meer, aus dem die Sonne kaum heraufgeſtiegen war, in weiter Ferne vor uns mäßig hohe Bergrücken, zwiſchen denen die nach Madrid führende Eiſenbahn zu verſchwinden ſchien. So ritten wir durch eine weite, wellige Ebene auf röthlich ſtaubiger, gerade geſtreckter, aber jeder Bodenſenkung folgender Straße, welcher, wie faſt allen ſpaniſchen Straßen, Schodder und Seitengräben gänzlich fehlten; hie und da zeigte ſie tiefe Löcher mit unſaubern Tümpeln. Auch zur Rechten und zur Linken war die Erde röthlich und meiſt mit mageren Triften und niedrigen, nur etwa zwei Fuß hohen Zwergpalmen bekleidet. Wo aber Ackerfeld lag, da ſproßte das brennendſte Grün in mehr als ſchuhlangen Halmen, zwiſchen denen der rothe Mohn uns anlachte. Die einſamen, niedrigen Gehöfte waren mit Hecken von rieſigen Agaven (fälſchlich Aloë genannt) oder ſtachligen higas del Moro (Cactusfeige) eingefaßt, allenthalben aber ſtanden Oel- und Mandelbäume, die letzteren über und über mit weißen und roſigen Blüthen bedeckt, gleich rieſigen Blumenſträußen da. Die Luft war weich und wohlig, und die Pferde griffen gut aus, denn in Südſpanien, wo jeder Bauer reitet, ſind auch Miethpferde gut und wohlgehalten.

Nach etwa einer halben Stunde raſchen Trabens wandte ſich die Straße ſanft anſteigend nach links und gewährte uns einen prachtvollen Rückblick auf die weite Bucht von Alicante. Röthlichgelb ſtieg der ſteile, feſtunggekrönte Fels von St. Barbara aus der Meeresfluth empor, die weißſchimmernden Dächer und Kuppeln der Stadt hoch überragend; dahinter hoben ſich die hohen, ſteilen Gipfel des Mongo bläulichroth hervor, welche die große Halbinſel zwiſchen Valencia und Alicante bilden; über Allem aber, auch über dem uferloſen Meere, ſpielte ein duftiges, roſiges Sonnenlicht, an Glanz und Wechſel faſt dem Opal zu vergleichen. Es ſind das Landſchaftsfarben, die kaum anderswo als in Südſpanien zu treffen ſind, und die auch auf Gemälden aus jenem Himmelsſtriche uns oft ſo ſeltſam anmuthen.

Das faſt öde und häuſerloſe Plateau ſtieg nun allmählich an; dann näherten wir uns einer niedrigen, ſchroffen Felſenkette — nackten, pflanzenloſen Rippen, zwiſchen denen die Straße als breiter Hohlweg ſich durchwand. Als wir aus der Enge uns abwärts ſenkten, lag eine unendliche Ebene vor uns, durch welche unſere Straße ſich ſchnurgerade hinzog, links, weit draußen, vom blauen Meeresbande umſäumt. Wo die gerade Linie der Straße in weiter Ferne vor uns zu verſchwinden ſchien, lag ein dunkelgefärbter, breiter, etwas über den Horizont aufſteigender Streifen — der Palmenwald von Elche!

So muß die Oaſe der Wüſte, nach der ſich nach langem, ſtaubigem Ritte

Thiere und Menſchen ſehnen, von ferne ausſehen. Das iſt nicht mehr europäiſche, es iſt afrikaniſche Landſchaft! Neben unſerm Wege, rechts und links, fing das Land ſich zu beleben an. Hie und da ein niedriges, faſt fenſterloſes, aber blendend weiß getünchtes Haus ohne ſichtbare Bedachung, oder an deren Stelle eine runde, weißgetünchte Kuppel tragend, gleich einem Backofen, eine lichte Gruppe hochragender, ſchlanker Palmen ringsum — arabiſche Bauart.

Jetzt war auch die Erde wieder grün, überall ſproßten Blumen, und Mandel- und Oelbäume traten an die Straße heran. Raſch näherten wir uns jenem dunklen Streifen, bis er dann plötzlich vor uns ſtand — ein lichtes Gewirre alles überragender ſchlanker Stämme, die oben in mächtige, dunkelgrüne Blattkronen ausliefen. So ritten wir in die Straßen von Elche ein — es war 9 Uhr morgens — und ſchickten uns an, die Stadt und ihren Palmenwald zu durchwandern.

Schon früher hatte ich Palmen geſehen, in einzelnen mageren Exemplaren an der Riviera von Genua, in Rom, in der Campagna von Neapel; ich hatte ſie damals angeſtaunt, als etwas Fremdartiges, Geheimnißvolles — ſchön hatte ich ſie nicht gefunden. In einem Garten bei Barcelona waren mir niedrige, kaum doppeltmannshohe, dickſtöckige Exemplare begegnet, und ich hatte von ihren friſchen Früchten gekoſtet. Noch wenige Tage vorher erſt war ich am Hafen von Alicante, den eine wohl über eine Viertelſtunde lange vierfache Palmenallee einſchließt, hingeſchlendert, auf der vielgerühmten Paseo de la marina. Aber da waren die Palmen noch jung, dickſtrunkig, reich an Blättern, nicht höher als jene in Barcelona, und ſchön an ihnen war nur, daß ſie ihr dichtes Laubwerk, die langen, vielgeſchlitzten Wedel, oben zu einem ſpitzbogenartigen Laubengange zuſammenwölbten, der bei der heißen Februarſonne angenehme Kühlung ſpendete. Was ich in Elche ſah, war mit alledem gar nicht zu vergleichen, es war eine ganz andere Baumgeſtalt, etwas noch nie Geſchautes.

Die Lage und Bauart von Elche, einer Stadt von 20000 Einwohnern, iſt höchſt eigenthümlich. Mit Ausnahme des Hauptplatzes — der natürlich Plaza de la Constitucion heißt — und an welchem die hohe Kathedrale, ein ehrwürdiger Bau des 16. Jahrhunderts, emporragt, ſtehen alle Häuſer faſt regellos und einzeln im Grünen, alle niedrig, blendend weiß getüncht, faſt fenſterlos und ſcheinbar dachlos, und alle insgeſammt von den Rieſenkronen der Palmen überragt. Den Hauptplatz aber umſäumen andere, hier für ſehr ſelten angeſtaunte Bäume: unſere Ulme und Eſche. In dieſer Jahreszeit blätterlos, erſchienen ſie mir inmitten dieſer Vegetationspracht als ein doppeltes Armuthszeugniß unſeres nordiſchen Klimas.

Unſer erſter Gang galt dem Thurme der Kathedrale. Man ſteht da oben im heitern Sonnenglanze und ſchaut über alle die dunkelgrünen Palmengipfel

hin, darüber hinaus in die röthlichgrüne Ebene bis zur fernen Sierra im Norden und zum blauen Meere im Süden. Der Palmenwald ist nahezu kreisrund, mag einen Durchmesser von etwa drei Kilometern haben und grenzt scharf gegen die Ebene ab. Von den dazwischen liegenden Häusern der Stadt sieht man nur die zunächst gelegenen; sie zeigen ihre Platformen, die ebenen, ziegelgepflasterten Dächer, auf denen sich theilweise Szenen des häuslichen Lebens abspielen.

Von diesen ganz unter Palmen versteckten Menschenwohnungen zog namentlich eine unser Augenmerk auf sich, ein burgartiges Gemäuer, mit Kuppeln und Thürmchen, mitten darin ein Hof, von hufeisenförmigen Arkaden umspannt, festungartig aufragend und hie und da in zierlich geschwungenen Linien Koransprüche tragend. Es ist die Calandura, ehedem die maurische Fürstenburg von Elche, jetzt ein Gefängniß, aber noch immer ein vorzüglich erhaltenes Denkmal arabischer Baukunst. Wie schmiegen sich die schlanken Palmen an sie! Wie fächeln sie mit ihren zierlichen Wedeln dem alten, gelbgrauen Gemäuer Kühlung zu! — beide die Ueberbleibsel jener hochentwickelten arabischen Kultur, die heute noch den schönsten Schmuck der spanischen Erde bilden. Fürwahr, es bedarf keiner allzu lebhaften Phantasie, um auf jenen Terrassen im Halbdunkel der Hufeisenbogen den schlanken Maurenfürsten lustwandeln zu sehen, mitten unter seinen schönen Frauen, ihren Sang und das Saitenspiel zu erlauschen, das an unser Ohr schlägt. Und doch ist es nichts als das melodische Rauschen der unzähligen Palmenwedel im lauen West, der durch die grünen Wipfel streicht.

Herabgestiegen von der Thurmeshöhe, durchstreiften wir den Palmenhain. Welch ein unsagbarer Reiz, hier zu lustwandeln! Unzählige schmale Fußwege schlängeln sich zwischen den Einzelgehöften hin, nirgends hemmt ein Hag oder eine Mauer Schritt und Ausblick. Ueberall süßes Gemurmel krystallhellen, aber salzigen Wassers, das, aus der Sierra in uralter arabischer Leitung hergeführt, den Boden so üppig düngt. Nur das Gewirr der schlanken Stämme, die sich in einiger Entfernung an einander zu schließen scheinen, begrenzt das Auge. Oben lacht durch das grüne Laubdach das dunkle Blau des Himmels. Ueberall liegt das Sonnengold auf der Erde und auf den röthlichbraunen, schuppigen Stämmen, die uns das beste Verständniß der hohen arabischen Säulenhallen bieten. Kein Fleckchen Landes ist unbebaut; von den herrlichsten dunkelgrünen, in vollster Blüthe stehenden Kleematten, der fast schon in Halme schießenden Kornsaat, den feinsten Gartengemüsen, blühenden Bohnenranken, bis zu der noch niedrigen Baumwollenstaude und dem schon gelblich gebleichten Zuckerrohr, sproßt und lebt Alles unter dem luftigen Dache des Palmenhaines. Hier ruht die Erde nie von ihrer Arbeit, Blüthe folgt auf Frucht, und kaum ist

das Korn eingeheimst, so sproßt auch schon auf der gleichen Stelle das Zuckerrohr empor. Hie und da sahen wir durch das hufeisenförmige Thor eines Hauses in den patio hinein, den arabischen Hofraum, mit rundem Wasserbecken, an dem sich blühende Rosen und über und über mit duftenden Blüthen bedeckte, fast wildwuchernde Heliotropen hinaufrankten; oder eine heitere Gruppe dunkelaugiger Mädchen, frische Feldblumen in den Haaren, wuschen kauernd an einem der hundert Bäche, welche das Land zugleich bewässern und abtheilen, und riefen, laut lachend und dabei ihre prachtvollen Zähne zeigend, den caballeros Ingleses (denn ein solcher ist jeder zu seinem Vergnügen in Spanien reisende) unverstandene Scherzreden herüber.

An unsere Fersen hatte sich nach und nach eine Schaar dunkler Lockenköpfe geheftet, schreiende Knaben in malerischen Lumpen, die uns ihre Ciceronedienste anboten. Vor ihnen rettete uns unser Pferde- und Reiseführer in den patio eines solchen Palmenbaumhauses. Er war der wunderthätigen Santa Virgen de Elche geweiht, und der Pächter der „hohen Frau" und seine Leute waren gerade mit der Dattelernte beschäftigt. In hohen Haufen lagen die Datteln überall herum, sorgfältig auf grünen Binsenmatten (den espartos) aufgeschüttet, um sortirt zu werden. Man machte drei Klassen, große, mittlere und kleine; alle aber hatten eine wachsgelbe Farbe und waren noch hart. Es sind das die zum Export bestimmten Früchte. Die im Lande bleibenden werden erst, wenn sie vollkommen ausgereift sind, d. h. im tiefbraunen, weichen Zustande, von den Bäumen genommen. Nach der Sortirung legt man die Datteln in eine Flüssigkeit, deren Zusammensetzung uns Geheimniß blieb, und aus der sie erweicht und gebräunt hervorgehen, um sofort getrocknet, in Espartokörbe verpackt und versandt zu werden.

Wir traten in den Palmengarten dieser, der heiligen Jungfrau eigenthümlichen Besitzung hinaus, einen weiten Anger voll sprossenden Getreides, grüner Kleewiesen und junger Baumwollenstauden, Alles überragt von den schlanken Bäumen, die wir nun recht mit Muße in der nächsten Nähe betrachten konnten. Da waren zuerst die jungen Sprößlinge, die man meist aus den Wurzelablegern zieht, in allen Größen, großen Schilfpflanzen vergleichbar; dann wurde der Stamm der Erwachsenen betrachtet, mit tausendfältigen, breiten Narben bis hinauf besetzt, welche die Stellen bezeichnen, an denen je eines der vier bis fünf Meter langen, gefiederten Blätter gesessen hat. Denn eigentlich ist ja der ganze Palmenstamm, ein so festes Holz er auch darstellt, nichts als ein Bündel von Blattstiel-Resten, aus deren Mitte sich die jüngeren Blätter alljährlich höher heben und allmählich jene schlanken, rauhnarbigen, bis dreißig Meter hohen Säulen bilden. Ganz oben zwischen den Blattstielen hängen die wachsgelben, mächtigen Datteltrauben herab, deren eine allein bisweilen an

2000 Früchte trägt, wobei etwa drei ſolcher Trauben in verſchiedenem Reifezuſtande an einer einzigen Palme ſich befinden.

Bekanntlich gehört die Dattelpalme zu den Pflanzen mit getrennten Geſchlechtern, d. h. es gibt (wie bei unſerer Hanfpflanze) Palmen, welche nur männliche, und ſolche, welche nur weibliche Blüthen tragen. Die letzteren ſind viel zahlreicher als die erſteren; nur ſie bringen Früchte. Dennoch gewähren auch die männlichen noch einen beſondern Nutzen, wenn man von ihrem Holzertrage abſieht. Schon auf unſerem Ritte nach Elche hatten wir in der Campagna mehrere Exemplare geſehen, deren Blätterkrone mit Eſpartoſtricken zuſammengebunden, gleich einer umgeſtülpten koloſſalen gelben Rübe auf dem Strunke ſaß. Auch hier ſahen wir wieder einige ſolche ſonderbare, nicht eben graziös geformte Ungeheuer. Die Erklärung iſt einfach folgende. Wenn die Blüthezeit vorüber iſt, unterzieht man die Kronen der meiſten männlichen Palmen einer Art Einwickelungs-Operation, aus welcher ſie erſt gegen Ende der Faſtenzeit wieder befreit werden. Denn am Palmſonntage müſſen in Spanien Millionen von Palmenblättern geweiht werden, die dann auf den Balkonen der Häuſer als Weih- und Schutzzeichen das Jahr über aufgeſtellt bleiben. Kein Haus in Spanien, das nicht ſeinen Palmzweig trüge. Weil aber Wind und Wetter dieſen langgeſtreckten Federn übel mitſpielen, werden ſie in der angedeuteten Weiſe eingebunden, dadurch konſervirt und überdies gebleicht, was man für einen Vorzug anſieht. Ein ſolcher Blätterkegel gibt durchſchnittlich zehn bis zwölf Palmenblätter, eins zu zwei Realen im Werthe. So läßt die Palme in dem kleinen Elche viel Geld liegen; man rechnet die Jahreseinnahme an Früchten und Blättern im ganzen auf 1 600 000 Realen oder 400 000 Peſetas.

Selbſtverſtändlich iſt die Behandlung der hoch oben ſchwebenden Kronen- und Fruchttrauben keine leichte Arbeit, und es iſt im hohen Grade intereſſant, die Erſteigung eines ſolchen Baumes mit anzuſehen. Ein ſchlanker Burſche, der ſeine Abſtammung aus arabiſchem Blute nicht verleugnen kann, in der kleidſamen, leichten Tracht des dortigen Landvolkes — um den Kopf ein farbiges Tuch turbanartig geſchlungen, das Hemd auf der braunen Bruſt weit auseinander fallend, die weiten, baumwollenen Kniehoſen mit rother Schärpe um die Hüften befeſtigt, vom Knie an abwärts eine faſt bronzefarbige Haut zeigend, an den nackten Füßen die espadrillos — benutzt zur Erklimmung des Stammes nichts als einen ſtarken Eſpartoſtrick. Derſelbe geht mitten um ſeinen Leib und zugleich um den Baum in langer Schlinge. Mit beiden Händen wirft der Burſche die Schlinge dem Stamme nach aufwärts auf der ihm ſelbſt entgegengeſetzten Seite, ſo daß ſie an einer der vielen rauhen Blattnarben hängen bleibt. Dann ſtemmt er ſich mit den Sohlen beider Füße an den Stamm, zieht ſich

an der Schlinge hinauf, hält sich am Stamme fest und wiederholt diese Manipulation, bis er oben ist, was so schnell geschieht, als ob unsereiner die gleiche Länge in mäßigem Tempo im Zimmer abschritte. Diese Behendigkeit ist wahrhaft staunenswerth, und nie geschieht ein Unglück. Oben angekommen, hängt der Bursche in der Schlinge, hat beide Hände frei und kann nun alle Handgriffe ausführen, sei es um die Wedel zusammenzubinden, oder die Fruchttrauben zu untersuchen, die faulenden Datteln herauszustoßen, die reifen in die Körbe zu sammeln, die er auf dem Rücken mit hinaufgenommen hat, und die er dann gefüllt an langem Espartostricke herabläßt.

Als es 11 Uhr geworden war, die Stunde, wo man in Spanien zum almuerzo, zum Frühstücke ruft, trug trotz aller Palmenpoesie auch unser sterbliches Theil ein Verlangen nach Erquickung. Aber das Haus, in welchem unsere Pferde standen, war nur eine venta, d. h. man konnte dort nur kochen, was man selbst mitgebracht hatte; überdies bot sich uns beim Eintritt in den Küchenraum, der zugleich Wohn- und Speisehalle war, ein Bild, das uns sofort wieder von dannen trieb: die dicke, alte Herbergsmutter ließ, auf dem Boden liegend, ihr Haupt im Schooße einer Magd ruhen, welche in den aufgelösten, schwarzgrauen Haarbüscheln eine Operation vollzog, die mit den Operationen in den Palmenkronen — keinerlei Aehnlichkeit zeigte. Zum Glück fand sich in der Nähe ein kleiner parador, eine Garküche, in deren heliotropengeschmücktem patio uns ein junges Mädchen, das kaum den Kinderschuhen entwachsen schien, prachtvolle Artischocken, frischgeschmorte Meerfische, Salzoliven und rosiges geräuchertes Schweinefleisch, endlich Orangen und frische Datteln zu trefflichem schwarzen Wein aufstellte. Als wir im besten Zuge waren, erschien Dolores, die jugendliche Schenkin mit den dunkeln Gazellen-Augen, wieder, an der offenen Brust einen kleinen Knaben, und so setzte sie sich zu uns und machte die Honneurs des Hauses, während der kleine caballero sich sein Diner ebensogut schmecken ließ als wir uns das unsrige. Dies alles war so selbstverständlich und natürlich in diesem südlichen Lande, als es bei uns sonderbar gewesen wäre. Sie aber, die Sennora, war kein Kind, auch kein Mädchen mehr, sondern, obgleich kaum 17 Jahre alt, schon seit zwei Jahren verheirathet und die padrona des parador.

Aber so reizend dies Alles auch war, und so sehr auch Dolores an jene aus dem Volke geholten Modelle jener Madonnen erinnern mochte, welche Murillo so unübertrefflich lebenswahr gemalt hat, so schlug doch die Stunde des Scheidens. Es war Mittag vorüber, und wir hatten noch einen Ritt von vier Stunden vor uns, ehe wir Orihuela erreichen konnten.

Ebenso plötzlich und fast unvermittelt wich der lichte Palmenschatten mit dem hohen Walde hinter uns zurück, wie er bei der Ankunft uns entgegen getreten war. Einmal draußen, ging's im heißen Mittagsscheine durch eine reich-

bewässerte, wohlbebaute Ebene, dann durch ausgetrocknete Flußbetten, in denen hie und da ganze Auen von blühenden Oleandern sich ausbreiteten. Nur vereinzelt standen noch die stolzen Stämme im Felde. Rückwärts gewendet konnten wir wieder über dem fernen Horizonte den dunkeln Streifen erblicken, die im bläulichen Dunste zitternde Masse der Palmenkronen der Elche-Oase. Die sinkende Sonne vergoldete ihr kleineres Ebenbild, den Palmenhain von Orihuela, als wir dort die Reitthiere mit einer Tartane vertauschten, in der wir uns beim Sternenschein nach Murcia schaukeln ließen. Der Tag war heiß gewesen, und die ermüdeten Glieder sehnten sich nach Ruhe; aber selbst durch den erquickenden Schlummer zog immer noch mit melodischem Gesäusel das unvergleichliche Traumbild des Palmenwaldes von Elche. —i—.

Literatur.

Die Disciplinar- und Strafgewalt parlamentarischer Versammlungen über ihre Mitglieder. Von Dr. R. Schleiden. Zweites Heft. Berlin, J. Springer, 1879.

Das erste Heft dieser Schrift ist in Nr. 14 d. Bl. ausführlich angezeigt worden. Das vorliegende zweite ist eine Ergänzung und Vervollständigung desselben, die namentlich in dem Abschnitte über Frankreich des Studiums verlohnt. Das negative Ergebniß, zu welchem der Verfasser bei seiner weiteren Durchforschung dieses Gebietes gelangt ist, besteht darin, daß sich kein Fall ermitteln läßt, in welchem während der letzten beiden Jahrhunderte irgendwo, abgesehen von Frankreich, ein Mitglied irgend einer parlamentarischen Versammlung wegen in Ausübung seines Berufs als Volksvertreter begangener Ordnungswidrigkeiten aus derselben ausgeschlossen worden wäre. Wo in England und Amerika eine Ausstoßung erfolgte, geschah es wegen Verbrechen oder Vergehen, deren der Betreffende sich außerhalb der betreffenden Versammlung schuldig gemacht hatte. In den deutschen Mittel- und Kleinstaaten, wo die Ausschließung eines Abgeordneten wegen Ungebühr in seiner parlamentarischen Thätigkeit gesetzliche Möglichkeit ist, hat man sich dieser Institution niemals bedient. Oesterreich, Italien, Dänemark und die Schweiz, deren hier in Betracht kommende Grundsätze in diesem Hefte dargelegt werden, kennen keine schärferen Disziplinarstrafen als der deutsche Reichstag, dagegen ist dort der weite Weg, auf welchem allein einem deutschen Reichsboten das Wort entzogen werden kann, durch Verstärkung der Macht des Präsidenten angemessen abgekürzt, auch befinden sich in diesen Versammlungen unseres Wissens keine Sozialdemokraten mit der Neigung, den Gesetzen und dem ganzen jetzigen Bestande der bürgerlichen Ordnung rücksichtslos Hohn zu sprechen.

Was Frankreich angeht, so lehrt die Geschichte über unsre Frage Folgendes. Die Verfassung von 1791 erklärte die Volksvertreter für unverantwortlich in Bezug auf die in Ausübung ihres Berufs gethanen Aeußerungen, wurde aber schon 1792 abgeschafft, und 1793 erklärte der Konvent, von dem Grundsatze ausgehend, es sei schlechterdings unerträglich, daß ein Abgeordneter anders behandelt werde als jeder andere Bürger, und es widerspreche den Prinzipien

der Gleichheit vor dem Gesetze, an Privilegien festzuhalten, daß jeder, der eines Nationalverbrechens beschuldigt werde, auch wenn er Deputirter sei, vor das Revolutionstribunal gestellt werden solle. Kurz darauf wurden 34 Deputirte proskribirt. Die von Robespierre durchgesetzte zweite Verfassung fügte die abgeschafften Privilegien allerdings wieder ein, wurde aber nie praktisch, und so verfielen nicht weniger als 125 Deputirte der Proskription und viele davon der Guillotine. Die dritte Verfassung, 1795 vom Volke angenommen, kam wieder auf die Konstitution von 1791 zurück. Aber der Gewaltstreich vom 4. September 1797 bewies von neuem den geringen Werth geschriebener Verfassungen in revolutionären Zeiten. 51 Abgeordnete wurden damals verhaftet und 20 derselben zur Deportation verurtheilt. Der Staatsstreich vom 9. November 1799 war von neuen Gewaltthätigkeiten gegen die widerstrebenden Mitglieder des gesetzgebenden Körpers begleitet. Dann begann jene Periode, in welcher Frankreich zwar in verfassungsmäßigen Formen, im Grunde aber nur nach dem Willen Eines Mannes regiert wurde, und in welcher von Unverletzlichkeit und Redefreiheit der Abgeordneten nichts mehr zu spüren war. Unter der Konstitution von 1814 kamen zwei Fälle der Ausschließung von Deputirten vor, obwohl keine der beiden Kammern eine Strafgewalt über ihre Mitglieder besaß. Am 11. September 1819 wurde der ehemalige Bischof von Blois, Grégoire, in Grenoble zum Deputirten gewählt, und da derselbe einst für Abschaffung des Königthums gestimmt und die Verurtheilung Ludwigs XVI. empfohlen, so drangen die Royalisten in der Kammer auf seine Nichtzulassung, und die Liberalen, die seine Wahl wenigstens für einen Skandal und eine Unklugheit hielten, schlossen sich ihnen an. 1823 sagte Manuel, der Führer der äußersten Linken, indem er gegen die Bewilligung eines von der Regierung geforderten Kredits für den spanischen Krieg sprach: „Soll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die sich nur deshalb so häuften, weil fremde Heere in unser Gebiet einfielen und Frankreich zwangen, sich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen?“ Die Royalisten sahen darin eine Anspielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI., er wurde zur Ordnung gerufen, und obwohl er in einer gedruckten Erklärung die Unverfänglichkeit jener Bemerkung darthat, beantragte am 2. März Labourdonnaye seine Ausschließung. Der Ministerpräsident Villèle erklärte, daß hier kein Fall der Proskription vorliege, sondern es sich lediglich frage, wie weit sich die Rechte der Kammer über ihre Mitglieder erstreckten, und am folgenden Tage wurde Manuel gegen die Stimmen der Linken für die Dauer der Session ausgestoßen. Am 4. erschien er trotzdem wieder auf seinem Platze, um die Erklärung abzugeben, daß er nur der Gewalt weichen werde. Man ließ ihn durch Gensdarmen hinausschaffen. 62 Abgeordnete der Linken, Lafayette und Dupont de l'Eure an der Spitze, folgten ihm. Schließlich kehrte sich auch die Republik nicht an die Unverletzlichkeit und Haftfreiheit der Deputirten. Nach dem Versuche der sogenannten Bergpartei, am 13. Juni 1849, einen sozialistischen Aufstand hervorzurufen und sich als Konvent zu konstituiren, genehmigte die Nationalversammlung am folgenden Tage die gerichtliche Verfolgung der entkommenen Führer, und am 15. November verurtheilte der Gerichtshof in Versailles Ledru-Rollin und drei andere Abgeordnete in contumaciam zu lebenslänglicher Deportation.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Parteien und Miniſter in Rußland.

Von dem Verfaſſer der Schriften „Aus der Petersburger Geſellſchaft“ und „Neue Bilder aus der Petersburger Geſellſchaft“ iſt im Brockhausſchen Verlage ſoeben ein neues Buch erſchienen, welches die dort gegebenen Aufklärungen über die politiſchen und ſozialen Zuſtände Rußlands fortſetzt und dabei wieder viel des Intereſſanten mittheilt. Es führt den Titel: „Rußland vor und nach dem Kriege“ und zerfällt in eine Anzahl von Abhandlungen und Biographien, von welchen letzteren uns namentlich die von Bakunin und die vom Fürſten Tſcherkaski angeſprochen haben, während unter den erſteren die über die nationale Auffaſſung der orientaliſchen Frage, die über den letzten Krieg und die Dynaſtie, endlich die über die gegenwärtige Lage und die neuen Miniſter als auf guter Kenntniß Rußlands und der Ruſſen beruhend für uns von beſonderem Intereſſe ſind. Wir beeilen uns, bei der Stellung, die unſer Nachbar im Oſten ſeit einigen Monaten zu uns eingenommen hat, durch Hervorhebung der Hauptpunkte aus dieſen Kapiteln der genannten Schrift unſere Leſer über jene Gegenſtände und Perſonen zu informiren, wobei wir indeß zu berückſichtigen bitten, daß der Verfaſſer vom Standpunkte der baltiſchen Oppoſition urtheilt und ſo bisweilen ſchwärzer ſieht, als billig erſcheinen will.

Bei Ausbruch des letzten Krieges zerfiel die ruſſiſche Geſellſchaft nach ihren politiſchen Anſichten und Zielen in vier Gruppen: 1.) eine gouvernementale, die in dem Willen des Kaiſers das oberſte Geſetz und in der Erhaltung des Herkömmlichen in Staat und Geſellſchaft die Summe aller Regierungsweisheit ſah; 2.) die große nationale Partei, an deren Spitze Fürſt Tſcherkaski, ſpäter Civiladlatus des Großfürſten Nikolaus in Bulgarien, Akſakoff, Katkoff, Ilowaiski und Oreſt Müller ſtanden, und die in der Armee, im Klerus und unter den jüngeren Beamten ſo zahlreiche Anhänger zählte, daß es ihr leicht fiel, die Maſſe der Ungebildeten mit ſich fortzureißen; 3.) die ſozialiſtiſchen Revolutionäre; endlich 4.) die „Inorodzen“ (Leute fremden Geſchlechts), d. h. die Polen, die baltiſchen Deutſchen und die Finnländer, die, von den herrſchenden

Parteien gehaßt und unaufhörlich angefeindet, trotz des Vordringens der russischen Kirche und trotz verschiedener ihnen ungünstiger Staatseinrichtungen noch immer in sozialer Beziehung überwiegen, so daß sie in der westlichen Reichshälfte als maßgebend erscheinen. Sonst unter einander verfeindet, waren die drei Glieder dieser vierten Gruppe in der Ueberzeugung einig, daß ein Sieg der Nationalen als mit dem Untergange der Nichtrussen im Reiche gleichbedeutend anzusehen und daß die Machterweiterung jener Partei deshalb mit allen Mitteln zu bekämpfen sei.

Der Krieg wurde von der zweiten und der dritten obiger Gruppen gemacht, deren Prinzipien sich widersprachen, während ihre Kreise einander berührten, da es einerseits Nationalitätsschwärmer gibt, deren Vorstellungen vom künftigen Nationalstaate demokratisch, ja selbst sozialistisch gefärbt sind, und andrerseits viele Sozialisten und Nihilisten zugleich für die heilige Allianz aller befreiten Völker und für einen von der Wolga bis zum Böhmerwalde reichenden Slawenstaat schwärmen. Die vierte Gruppe verhielt sich zu dem Kriege meist gleichgiltig, die erste suchte ihn zu verhindern. Der Hof und das höhere Beamtenthum, die in ihr vertreten waren, scheuten eben die Probe, auf welche die vom jetzigen Kaiser geschaffenen Staatseinrichtungen durch einen großen Krieg gestellt werden mußten. Sie sahen voraus, daß Sieg wie Niederlage für das herrschende System verhängnißvoll werden könnte. Abgesehen von einigen sehr hochstehenden Damen, die durch geistlichen Einfluß bestimmt waren, und einzelnen kriegslustigen Militärs stemmten fast alle Leute von Rang und Stellung sich gegen die durch den serbischen Krieg entstandene Bewegung als eine solche, hinter welcher demagogische Unheilsstifter steckten. Der Name Tschernajeffs wurde in diesen Kreisen nur mit Unwillen genannt. Während des Winters von 1876 auf 1877 sprach man sich hier so abfällig über Serbien und die panslawistische Kriegspartei aus, daß letztere die Hoffnung auf eine Verständigung mit Gortschakoff förmlich aufgab und laute Klage über den Abfall der Regierung von Rußlands heiligsten Traditionen führte. Trotzdem gab die Vernichtung des serbischen Heeres das Zeichen zum Erlaß jenes Ultimatums, durch welches Gortschakoff zum ersten Male aus dem Rahmen der gemeinsamen europäischen Aktion heraustrat. Scheinbar stand die dann erfolgende Kriegserklärung mit den serbischen Vorgängen in keiner Beziehung, thatsächlich aber hatten letztere die thatenlustige Stimmung hervorgerufen, welche den Kaiser zu jenem schwersten Entschlusse seines Lebens nöthigte.

Die Absichten, welche die Nationalpartei bei ihrem Drängen zum Kriege gegen die Türken verfolgte, sind in Rußland wohlbekannt. Der gewünschte Krieg war ihr nur die logische Konsequenz des von ihr zur Zeit des Polenaufstandes von 1863 proklamirten Prinzips. Ihre Führer äußerten sich un-

gefähr folgendermaßen. Nachdem Polen und Deutsche beseitigt und durch Aufhebung der Leibeigenschaft die elementaren Mächte des russischen Volksthums entfesselt sind, müssen alle Ueberbleibsel des alten, auf fremde Einflüsse gegründeten Systems weggeschafft und für die erwachte Nationalkraft der nöthige Spielraum geschaffen werden. Freiheit und nationale Einheit sind nur verschiedene Erscheinungsformen für ein und dasselbe Ding. Einen neuen Inhalt hat das russische Leben bereits erhalten, neue Form aber kann es erst gewinnen, wenn es sich zum Leben des gesammten slawischen Stammes erweitert und so die Macht gewinnt, die in seine Grenzen eingedrungenen romanischen und germanischen Elemente zu ersticken und an diesen Grenzen ein festes Bollwerk gegen den deutschen, seit 1866 und 1870 gefährlicher gewordenen „Drang nach Osten" aufzurichten. Hat die Regierung die ihr vom emanzipirten russischen Volke auferlegten reformatorischen Pflichten gewissenhaft erfüllt, so werden die russischen Waffen siegen, auch wenn eine europäische Allianz die Pforte unterstützt. Zeigt sich dagegen die vorhandene Regierungsmaschine jener Aufgabe nicht gewachsen, so ist es die höchste Zeit, die staatliche Organisation von Grund aus zu verbessern und ihre Handhabung fähigeren Händen anzuvertrauen. Die Zeit des Harrens und Vertröstens ist vorbei, das außerrussische Slawenthum hat uns zur Erfüllung unsrer historischen Mission aufgerufen, und wir müssen beweisen, daß wir nach Bewältigung unserer inneren Feinde auch die äußeren über den Haufen zu rennen gelernt haben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Vernichtung des Polenthums und die Beseitigung der deutschen Einflüsse haben blos als vorbereitende Maßregeln Sinn und Bedeutung gehabt; jetzt ist der Augenblick gekommen, ihre Früchte zu ernten und unter Dach zu bringen.

Darnach handelte man in den Kreisen der Nationalen. Der Krieg mit den Türken sollte den Schlußstein in das reformatorische Gebäude Kaiser Alexanders einfügen und zugleich der Beginn eines neuen, angeblich inhaltreicheren Abschnitts der russisch-slawischen Geschichte sein. Gewollt wurde er auch von den radikalen Schülern Herzens und Bakunins, den Sozialisten und Nihilisten. Auch hier wurde gehofft, er werde zur Abstreifung der alten politischen Lebensformen, die sich überlebt, führen. Die einen rechneten auf eine Niederlage der russischen Waffen und eine dadurch hervorgerufene Revolution. Andere meinten wenn der reformatorische Absolutismus sich ebenso unfähig zeige wie vordem der despotische, so müsse ein Versuch mit dem konstitutionellen System folgen, und bei der Unberechenbarkeit der russischen Natur und der Unbildung der Massen würden die am weitesten vorgeschrittenen Parteien die meisten Aussichten haben. Wieder andere nahmen an, daß der Kaiser Sieger bleiben und den Befreiungszug bis Byzanz ausdehnen werde, wo sie ihrer Sache erst recht

ſicher ſein würden. „Iſt Konſtantinopel gewonnen," ſo hatte Herzen geſagt, und ſo glaubten jetzt ſeine Schüler, „ſo muß das eiſerne von Peter I. geſchmiedete Szepter zerbrechen; denn bis zu den Dardanellen kann es nicht verlängert werden." Weſentlich waren dieſe Anſchauungen von denen der Nationalen oder Panſlawiſten nicht verſchieden, ſie waren nur düſterer gefärbt und anders beleuchtet. Was bei den Herren Akſakoff und Katkoff die Erweiterung des ruſſiſchen Bewußtſeins zum ſlawiſchen und die Gewinnung neuer Lebensformen hieß, das bedeutete den Nihiliſten einfach den Zuſammenbruch aller beſtehenden Syſteme, den Anfang des „Endes", auf welches die europäiſche Umſturzpartei ſchon längſt hingearbeitet hatte.

Die Stimmung des Hofes und der ihn umgebenden Kreiſe war bei Ausbruch des Krieges eine gedrückte. Daß Gortſchakoff in elfter Stunde auf die Seite der Nationalen getreten war, wollte nicht viel bedeuten; der alte Herr konnte des Beifalls derſelben nicht mehr entbehren und wollte um jeden Preis populär ſein. Jene Stimmung ſpiegelte ſich deutlich in dem kaiſerlichen Manifeſt vom 24. April 1877 wieder. Es gedachte des außerruſſiſchen Slawenthums mit keiner Silbe und vermied alles, was einer Wirkung nationaler oder religiöſer Leidenſchaften oder einer Anerkennung des in den letzten Monaten zum Ausdruck gelangten Volkswillens ähnlich ſehen konnte.

Die übrige ruſſiſche Welt dachte ſich den Krieg als eine militäriſche Promenade nach Konſtantinopel: der ruſſiſche Rieſe, der für die Befreiung der ſüdſlawiſchen Brüder zu Felde zog, war ihr unwiderſtehlich. Der heilige Geiſt der Nation hatte das Kommando übernommen. Ein neues Kapitel in der Geſchichte der Menſchheit hatte begonnen, und da kam es nicht ſehr auf techniſche Details und geſchickte Generale an. Das ging ein paar Monate ſo fort, bis die Kataſtrophe von Plewna gemeldet wurde, wo die hochgehobene Stimmung plötzlich tiefſter Niedergeſchlagenheit Platz machte, zumal da auch vom aſiatiſchen Kriegsſchauplatze Nachrichten von Mißerfolgen einliefen. In den Hauptſtädten wie in der Provinz nahmen ein Peſſimismus und eine Erbitterung überhand, wie man ſie noch nie erlebt hatte. Die Heeresleitung durch den in der That unfähigen Großfürſten Nikolaus erfuhr die bitterſte Kritik. Akſakoff, der Führer der Nationalpartei, ſprach öffentlich von der Nothwendigkeit eines Syſtemwechſels und regte den Gedanken an, ein aus den Vertretern der Provinziallandſchaften beſtehendes Zentralkomité zur Ueberwachung der Regierung niederzuſetzen. Ja er entwarf ein für den Thronfolger beſtimmtes, von zahlreichen Geſinnungsgenoſſen unterſchriebenes Memorial, welches die ſofortige Zuſammenberufung eine Konſtituante forderte und dies mit der Nothwendigkeit begründete, „fähigere Heerführer und zuverläſſigere Diplomaten als die bisherigen Berather Sr. Majeſtät an die Spitze der Geſchäfte zu ſtellen

und dadurch dem drohenden Bankerott vorzubeugen". Diese Denkschrift erregte in allen Theilen des russischen Reiches, sowie im Hauptquartier ungeheures Aufsehen. Einige Wochen später traf die Kunde von dem zweiten mißglückten Sturme auf Plewna ein, und wieder ergossen sich die Schleusen des allgemeinen Unwillens über den Großfürsten, welcher dieses Unglück veranlaßt hatte. Die unsinnigsten Gerüchte fanden Verbreitung und nährten den Pessimismus, in welchem man förmlich schwelgte, den man als Kennzeichen patriotischer Gesinnung ansah, und der mit dem allgemeinen Verlangen nach einem Systemwechsel, d. h. nach Einberufung einer Konstituante, in engem Zusammenhange stand. Bei dem in dieser Zeit zu öffentlicher Verhandlung gediehenen großen Nihilistenprozeß offenbarte sich, daß ein großer Theil des Publikums die Ideen der Angeklagten für nicht ganz unberechtigt hielt und sich über die Verlegenheit freute, die sie der Regierung bereitet hatten. Aus dem durchwühlten und bis ins Herz korrumpirten Süden kam fortwährend Nachricht von neuen Verschwörungen und revolutionären Kundgebungen der Radikalen.

Erst als das Kriegsglück der Armee in Bulgarien wieder lächelte, verstummten der tiefe Unmuth und die kecke Lästerung, die über das Bestehende bereits das Loos geworfen wähnten. Brausender Jubel empfing den Kaiser, als er nach seiner Residenz an der Newa zurückkehrte. Er aber erschien als kranker, ergrauter Mann, schwermüthig und sorgenvoll in dem Bewußtsein, daß die hinter ihm liegenden Prüfungen mehr als ein böser Traum gewesen, und daß zu den Zuständen vor der Kriegserklärung vom April keine Brücke zurückführe. Die Erschütterungen der verhängnißvollen Julitage hatten nicht nur die Organisation des Reiches, sondern auch die festen Ordnungen des kaiserlichen Hauses getroffen. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der Thronfolger gerade in den Hauptfragen anders dachte als sein Vater. Während dieser rasche Beendigung des Krieges und einen Frieden wünschte, der die Aufrechterhaltung der freundschaftlichen Beziehungen zu den Höfen von Berlin und Wien und die Wiederherstellung des bisherigen Regierungssystems ermöglichen sollte, wollte der Erbe der russischen Krone weder von Rücksichten auf die deutsche Regierung noch von Beschränkung des Kriegsziels etwas wissen. Seiner Meinung nach bedurfte es im Innern einer tiefgehenden, von der Mitwirkung des Volkes getragenen Umgestaltung und in der auswärtigen Politik eines entschlossenen Vorgehens im Sinne der Nationalpartei. Letzterem pflichteten Graf Ignatieff und zahlreiche Generale, sowie anscheinend auch Gortschakoff bei, während der Finanzminister zur Mäßigung rieth und Graf Schuwaloff immer wieder von London berichtete, daß eine direkte Gefährdung Konstantinopels durch die Russen von England mit einer Kriegserklärung beantwortet werden würde. Wären die persönlichen Neigungen des Kaisers maß-

gebend gewesen, so hätte man in Adrianopel Halt gemacht und Frieden geschlossen. Daran war aber nicht mehr zu denken. Die plötzlich eingetretenen und sich fortwährend steigernden großen Erfolge des Heeres hatten alle Schichten der Bevölkerung, alle Parteien mit dem leidenschaftlichen Wunsche nach rücksichtsloser Ausbeutung der Gunst des Geschickes erfüllt. Nicht nur Ignatieff und Gortschakoff, sondern auch der Thronfolger und der Großfürst Nikolaus beschworen den Monarchen, der auf eine tausendjährige Tradition gestützten Volksstimme zu gehorchen und die Gelegenheit zur Befriedigung des heißen Wunsches der Slawenwelt zu ergreifen. Auch die Stimmung der Armee ließ ein Einhalten auf der Siegesbahn nach Zargrad bedenklich erscheinen. Kurz, der Kaiser mußte zulassen, daß Ignatieff und Nelidoff mit den Verhandlungen über den Frieden betraut wurden, daß man die Verhandlungen selbst mit einem die befreundeten Mächte beleidigenden Geheimniß umgab, und daß die Nation in den Wahn gewiegt wurde, über die Zukunft Konstantinopels und des Orients sei bereits das letzte Wort gesprochen.

Den Ausdruck dieser kurzsichtigen Politik bildete der Friedensschluß zu S. Stefano. Die vornehmste Wirkung desselben auf die russische Gesellschaft bestand in Bestärkung der letzteren in der Ueberschätzung ihrer Kräfte und ihrer Leistungsfähigkeit. Eine andere Folge war, daß die Regierung vor die Wahl gestellt wurde, einen Kampf mit England und andern Mächten auf Tod und Leben zu wagen, oder den Rest ihres Ansehens im Innern in Frage zu stellen, eine dritte, daß die wirklichen Ergebnisse des Feldzugs in den Augen der Nation zusammenschrumpften. Drei Viertheile der Presse versicherten, und das Publikum sprach es nach, daß die Bedingungen, die man der Pforte in S. Stefano auferlegt, unerhört mäßige seien. Daß ein Abzug von ihnen undenkbar, galt allen Parteien für selbstverständlich. Fraglich sollte nur sein, ob man sich mit ihnen begnügen dürfe und nicht wenigstens eine zeitweilige Besetzung Konstantinopels fordern müsse.

So konnten harte Enttäuschungen nicht ausbleiben. Die erste war das Erscheinen der englischen Flotte am Bosporus und die Kunde von dem Eindrucke, den dieses Ereigniß auf das Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus ausgeübt hatte. Die russische Armee blieb vor der heiligen Stadt des Ostens, dem Jerusalem der slawisch-orthodoxen Welt, wie eingewurzelt stehen. Die Regierung fürchtete das Einschreiten des „faulen Westens“ mehr als die Verletzung des russischen Volksgeistes und der Traditionen der Väter. Die zweite Enttäuschung lag in der Einstimmigkeit, mit welcher alle nichtrussischen Großmächte die Forderung erhoben, daß der Vertrag von S. Stefano einem Kongresse zur Prüfung vorgelegt und die orientalische Frage als Angelegenheit Europas behandelt werde.

Der Zar wird nicht nachgeben, er kann es nicht, sagten die panslawistischen Fanatiker und ihr Anhang. Er ist die Verkörperung der russischen Volksseele, und diese hat ihr letztes Wort längst gesprochen. Einerlei, ob der Finanzminister die Kosten für einen zweiten großen Krieg nicht aufbringen zu können erklärte, ob Herr Miljutin, der „echt nationale Kriegsminister", der Mann nach dem Herzen Katkoffs und Aksakoffs, die Verantwortung für den militärischen Erfolg nicht übernehmen wollte, ob es in allen Fugen des Staatsorganismus unheimlich krachte, ob der Ausgang des Prozesses der Sassulitsch und die Moskauer Studentenkrawalle deutlich bekundeten, daß die Revolutionsgefahr auch durch die neuesten Triumphe nicht beschworen worden. Die Ehre des russischen Namens war in S. Stefano verpfändet, die in den Hafen eines europäischen Einvernehmens führenden Schiffe waren dort verbrannt worden. Wer wollte es wagen, mit Beschickung des vorgeschlagenen Kongresses gegen den einstimmigen Willen der Nation den Rückzug anzutreten? Niemand. Auch Fürst Gortschakoff, der Nestor der russischen Diplomatie, der das Gras wachsen hörte, hatte dazu das graue Haupt geschüttelt.

Und doch gab es einen, der, unbekümmert um die Stimme des Volkes, die Gottes Stimme sein sollte, und ohne Rücksicht auf das „liberale Zeitbewußtsein", gegen die allgemeine Strömung, der politischen Vernunft das Wort reden konnte und wollte: Peter Andrejewitsch Schuwaloff. Aber dieser gefährliche Mann weilte als Botschafter in London, er war nicht beliebt bei den Brüdern und Söhnen des Kaisers, er war diesem selbst vor Jahren unbequem geworden, er hatte zahlreiche Feinde sowohl in den regierenden Klassen als auch in den liberalen und nationalen Kreisen, der Reichskanzler betrachtete ihn seit geraumer Zeit mit Mißtrauen — kurz, er war durch seine Antecedentien wie durch seine Friedensliebe „unmöglich". Indeß das Unmögliche geschah. Er kam, vom Kaiser berufen, nach Petersburg, er kam über Friedrichsruhe, also mit der Billigung seiner Vorschläge durch die erste diplomatische Autorität Europas, und das Weitere ist bekannt: der Kongreß wurde beschickt, neben Gortschakoff mit diesem selben Schuwaloff, und die Revision des Friedens von S. Stefano erfolgte nach den Forderungen der Interessen Europas. Bis zuletzt hatten die Nationalen gehofft oder mit versteckter Anklage und Drohung so gethan, als ob sie hofften, der Kaiser werde nicht nachgeben, und behauptet, es sei unmöglich, daß er an der Ehre Rußlands, an seiner Ueberlieferung, am Willen seines Volkes sich versündige. Ganz ungeheuer war in Folge dessen der Sturm moralischer Entrüstung, als der am 13. Juli 1878 unterzeichnete Vertrag bewies, daß er dennoch nachgegeben hatte. Die gutgläubige große Masse fiel wirklich aus den Wolken, ihre Führer redeten, als handle es sich um ein völlig grundloses Zurückweichen, als habe nie ein Mißverhältniß zwischen dem Vertrage

von S. Stefano und den zu deſſen Durchführung vorhandenen Mitteln Rußlands beſtanden, und als gebe es für das Geſchehene nur die Erklärung, daß von böswilligen Rathgebern beim Zaren Mißtrauen gegen ſein Volk hervorgerufen worden. Daß Gortſchakoff den entſcheidenden Verhandlungen fern geblieben war, und daß er in einer Anſprache an den Kongreß die Verantwortung für das Beſchloſſene und ruſſiſcherſeits Zugeſtandene ſeinen Kollegen, d. h. Schuwaloff, zugeſchoben hatte, war offenbar darauf berechnet, das Geſchrei von einer gegen die Entfeſſelung der Nationalkraft gerichteten diplomatiſchen Intrigue zu verſtärken. Akſakoffs Behauptung, das von der Diplomatie herbeigeführte Ergebniß des Kongreſſes werde dem Frieden Rußlands und dem Anſehen ſeiner Regierung einen ſchwereren Stoß verſetzen als die ganze Maulwurfsarbeit der Nihiliſten, ſchien einzutreffen; nur lag die Schuld nicht an den Diplomaten vom Juni, ſondern an denen vom Februar 1878, nicht an Schuwaloff, der nur das Mögliche erſtrebt, ſondern an Ignatieff, der das Unmögliche verlangt und ſich dabei von Gortſchakoff unterſtützt geſehen hatte.

Die nationale Partei und die ihr naheſtehenden Hofkreiſe freilich erkannten das nicht oder wollten es nicht erkennen, und die öffentliche Meinung in Rußland ſtand faſt durchgehends auf ihrer Seite. Trotz der Strenge, mit welcher die Preſſe überwacht wird, machte der Unwille über die Enttäuſchung, die man erlebt, ſich ſo leidenſchaftlich Luft, daß von einer Berufung des Mannes, dem das Verdienſt, Rußland vor einem ausſichtsloſen Kampfe mit dem größten Theile des übrigen Europas bewahrt zu haben, faſt ausſchließlich gebührte, daß von einer Berufung Schuwaloffs an das Staatsruder nicht die Rede war, und daß die offiziöſe, d. h. die aus Gortſchakoffs Kanzlei ihre Parole empfangende Preſſe ſich in den abenteuerlichſten Behauptungen erging, um den öffentlichen Unmuth wenigſtens einigermaßen zu beſchwichtigen.

Den Haupttheil des Odiums lügneriſch auf den deutſchen Reichskanzler zu häufen und ſo heftig gegen die „deutſchen Intriguen“ loszuziehen, daß ſelbſt die Freunde des Zuſammengehens mit Deutſchland von der Nothwendigkeit einer Annäherung Rußlands an Frankreich zu reden begannen, war nicht ſchwer. Schwieriger aber war es, die Vorwürfe zu entkräften, die von den Nationalen gegen alles geſchleudert wurden, was mit der Staatsleitung und der Kriegführung des verhängnißvollen letzten Jahres zuſammenhing. Mit doppelter Schärfe und Bitterkeit kehrten alle die Anklagen, Beſchwerden und Verdächtigungen wieder, die früher laut geworden waren und ſich von allen Seiten gegen das „Syſtem“, d. h. die abſolute Staatsgewalt, gerichtet hatten. Erſt jetzt zeigte ſich der ganze Umfang des Schadens, den die Regierung an ihrem Anſehen im Vorjahre erlitten; erſt jetzt ließ ſich ganz ermeſſen, wie tief Unzufriedenheit und Mißtrauen in der Nation um ſich gefreſſen hatten, die ſich

immer noch ſchmeichelte, daß es nur entſchloſſener Zuſammenfaſſung ihrer Kräfte bedurft hätte, um die Welt aus den Angeln zu heben. Der Boden, auf dem das Regime der Jahre 1863 bis 1877 geſtanden, war durch den jüngſten Krieg gerade ſo unterminirt worden wie der des alten Rußland durch den Krimkrieg.

In dieſer Zeit der Schwierigkeiten und der Erſchütterung aller Autoritäten, ſelbſt der höchſten, ſind vier der wichtigſten Verwaltungszweige Rußlands in die Hände neuer Miniſter gelegt worden, und nichts bezeichnet die gegenwärtige Lage deutlicher als die Perſonen, auf welche dabei die Wahl fiel.

Unmittelbar nach Abſchluß des Friedens legte Herr v. Reutern das ſechzehn Jahre hindurch von ihm verwaltete Amt des Finanzminiſters nieder, weil er die Arbeit ſeines an die Balancirung des Budgets gewendeten Lebens, die zuletzt ſolide Erfolge gehabt hatte, durch den Krieg hoffnungslos vernichtet ſah. Sein Nachfolger war ſein ehemaliger Adjunkt, General Greigh, der früher in der Chevaliergarde, dann im Marineminiſterium gedient hatte und zuletzt zur Finanzverwaltung übergegangen war. Derſelbe galt für perſönlich ehrenhaft und war wegen ſeiner eleganten und liebenswürdigen Manieren in der vornehmen Welt allgemein beliebt. Seine Fähigkeiten hätten zur Verwaltung der ruſſiſchen Finanzen in gewöhnlichen Zeiten ausgereicht; der ſchwierigen Aufgabe aber, die ihm ſein Vorgänger hinterlaſſen, war er nicht gewachſen. Um dem tiefgeſunkenen Kredit des Staates aufzuhelfen, ließ er für das Jahr 1879 einen Budgetvoranſchlag ausarbeiten, der einen Ueberſchuß von einer Drittelmillion Rubeln nachweiſen ſollte, aber weder das Publikum noch die Börſe über die wahre Lage der Dinge zu täuſchen vermochte. Sehr bald rechnete man nämlich dem Miniſter nach, daß ſein Ueberſchuß nur dadurch herausgekommen war, daß man gegen alle Gewohnheit die neu eingeführten Steuern und Steuerzuſchläge in den Voranſchlag mit aufgenommen und ihre muthmaßlichen Erträge als bereits geſicherte Einnahmen behandelt hatte, während ſie höchſtens hinreichen konnten, die Verminderung der früheren Steuererträge auszugleichen. Weiter wurde dargethan, daß Herr Greigh bei der Abſchätzung des Ertrags der neuen Abgaben von Stempelmarken, Eiſenbahnverkehr und Spirituoſenverkauf von durchaus falſchen Vorausſetzungen ausgegangen war. Endlich zeigte ſich, daß die Voranſchläge für außerordentliche Ausgaben viel zu niedrig gegriffen waren. Auch mit ſeinen Verſuchen, den ruſſiſchen Finanzen durch Einführung neuer rationeller Steuern und Verminderung der Ausgaben in Zukunft abzuhelfen, hatte der Finanzminiſter wenig Glück. Sein Projekt einer klaſſifizirten Einkommenſteuer machte vollſtändig Fiasko, und eine beträchtliche Verminderung der Ausgaben war nur auf Koſten der regierenden Klaſſe möglich, die ſich den Brodkorb mit ihren ungeheueren Gehalten und Penſionen nicht höher hängen läßt und von dem liebenswürdigen,

zu ihr zählenden Minister sicher dazu nicht gezwungen werden wird. Die Gelegenheit hierzu hatte er schon früher als Chef der Reichskontrole (des russischen Oberrechnungshofes) gehabt, er war aber über Anfänge und gute Absichten nicht hinausgekommen. Kein Wunder, daß er auch als Minister nichts Besseres zu thun wußte, als auf dem alten, bequemen Wege weiterzugehen und zu einer neuen „orientalischen Anleihe" seine Zuflucht zu nehmen. Dieselbe hatte einen unerwartet günstigen Erfolg, und so befestigte sich Herrn Greighs Stellung bis auf weiteres. Von Vertrauen auf die Zukunft ist trotzdem nicht die Rede und kann nicht die Rede sein, so lange die Finanzverwaltung ein Geheimniß bleibt, das nur periodisch und dann immer nur zum Theil enthüllt wird, und so lange jede Spur einer Kontrole über die Einhaltung der Budgetvoranschläge mangelt. Eine wirkliche Besserung der wirthschaftlichen Zustände Rußlands ist mit dem gegenwärtigen Regierungssysteme unvereinbar. Auch wo man Herrn Greighs löbliche Absichten anerkennt, ist man überzeugt, daß der Fortbestand einer in ihrem Gebahren unkontrolirten, von den Einflüssen und Ansprüchen des Hofes und der hohen Bureaukratie abhängigen und in den Geleisen der Routine wandelnden Finanzverwaltung zum Bankerott führen muß.

Bald nach v. Reuterns Rücktritt verlautete, auch General Timascheff, der Minister des Innern, sei des Regierens müde und gedenke sein 1868 von Herrn Walujeff übernommenes Portefeuille einem Nachfolger zu überlassen. Herr Timascheff war ein „Mann von Geist", ein talentvoller Coupletdichter und geschickter Karikaturenzeichner und bei der Nationalpartei sehr beliebt. Erst Offizier in einem Gardereiter-Regimente, dann Militärattaché der Botschaft in Paris gewesen, war er von der Diplomatie zur Gensdarmerie und aus dieser ins Ministerium des Innern übergetreten und hatte zuletzt das Postdepartement geleitet. Zum Nachfolger Walujeffs hatte ihn seine Beliebtheit in der höheren Gesellschaft und die Gunst der Nationalen gemacht, die von ihm ein entschiedenes Vorgehen gegen die baltischen Provinzen hoffte. In der That hob er hier 1876 das Generalgouvernement Liv-, Est- und Kurland auf und oktroyirte den Städten 1878 die russische Städteordnung. Sonst war seine Verwaltung dadurch merkwürdig, daß sie die Wirksamkeit der 1863 eingerichteten Landschaftsverbände durch stete Bevormundungsversuche lahmlegte und diskreditirte, und daß sie die Presse durch unablässige Hudelei in das radikale Lager drängte. Mit dem Zustande der Polizei ging es unter Timascheff beständig zurück, so daß zuletzt nur in den Residenzstädten der Schein einer gewissen Ordnung aufrecht erhalten blieb und sogar die nationalen Freunde des Ministers die Thatsache einer unaufhaltsam zunehmenden Verwirrung und inneren Auflösung nicht mehr in Abrede stellen konnten. Die

Zahl der unentdeckt gebliebenen gemeinen Verbrechen stieg ebenso rasch wie die der politischen, und dem Treiben der Nihilisten gegenüber bekundete die Polizei eine noch nie dagewesene Hilflosigkeit. In den letzten Tagen von Timascheffs Verwaltung brach ein neues Unglück herein, im Gouvernement Astrachan begann die Pest zu wüthen, die dem Minister viel Verlegenheit bereitete und ihm von Seiten der Liberalen allerlei Spott und Verdächtigung der von ihm gegen die Seuche ergriffenen Maßregeln und der von ihm über sie mitgetheilten Nachrichten zuzog. Im Herbst 1878 verschwand er sang- und klanglos von der politischen Bühne, und sein zweiter Adjunkt, der Geheimrath Makoff, übernahm seinen Posten. Er machte keinen Anspruch auf Geist. Der Mann, welcher die innere Verwaltung des von einem schweren Kriege erschöpften, von Unzufriedenheit und Mißtrauen erfüllten und von einem vielleicht künstlich erzeugten, darum aber nicht ungefährlichen Revolutionsfieber geschüttelten russischen Reiches übernehmen sollte, hatte erst vor wenigen Jahren den Sattel eines Offiziers bei den Garde-Ulanen verlassen, um ins Ministerium des Innern überzusiedeln, und begann ohne Kenntniß von der Thätigkeit und dem Mechanismus der Kreis- und Provinzialbehörden an der Zentralstelle zu regieren, als die Katastrophe vom 14. April 1879 eintrat. Den Schüssen des Meuchelmörders folgte ein Ausnahmezustand, der den Minister des Innern um den wichtigsten Theil seiner Befugnisse brachte und bis auf weiteres zur Rolle eines bloßen Zuschauers nöthigte, indem eine Verordnung erlassen wurde, welche fast das ganze europäische Rußland sechs interimistischen Militär-Generalgouverneuren unterstellte und diesen die Vollmacht ertheilte, die Thätigkeit aller regelmäßigen Polizei-, Verwaltungs- und Gerichtsbehörden zu suspendiren und einen Belagerungszustand im ausgedehntesten Sinne des Wortes zu verhängen.

Wie Makoff war auch der dritte im Laufe des Jahres 1878 ernannte Minister, der Chef des Departements der Justiz, Nabokoff, durch jenen Ausnahmezustand so vollständig in den Hintergrund gedrängt worden, als ob dem Publikum praktisch klar gemacht werden sollte, man könne im heutigen Rußland recht wohl auch ohne Justizminister auskommen. Sein Vorgänger Graf von der Pahlen war in Folge des Ausganges des Prozesses der Wera Sassulitsch gefallen. Optimist wie alle „liberalen" Staatsmänner, hatte er sich dem Kaiser gegenüber für eine Verurtheilung der Mörderin durch die Geschworenen verbürgt und so bewirkt, daß sie nicht als politische Verbrecherin behandelt wurde. Das hierdurch angerichtete Unheil bewog ihn, um seinen Abschied zu bitten. Er hatte sich nicht ganz erfolglos bemüht, einen unabhängigen und unbestechlichen Richterstand zu bilden, aber den Fehler begangen, sich dabei vornehmlich an die junge, von leidenschaftlichem Oppositionsgeist erfüllte Gene-

ration zu wenden und eine große Anzahl von Leuten anzustellen, die aus ihrer Unabhängigkeit förmlich ein Metier machten, in tendenziöser Weise den Geringen und Armen vor dem Vornehmen und Reichen begünstigten und juristischen Abstraktionen vor den Interessen des Staates den Vortritt ließen. Von seinem Nachfolger Senator Nabokoff wurden als von einem älteren und erfahrenen Herrn die Gefügigkeit und die bureaukratische Strenge erwartet, welche man an Pahlen vermißt hatte. Aber er fand bei jenem Ausnahmezustande bisher noch nicht Gelegenheit, zu zeigen, was er ist.

Tritt die Justiz wieder in ihre Rechte, so wird er, der in deren Suspension gewilligt hat, es vermuthlich so wenig zur Stellung eines Mannes des öffentlichen Vertrauens bringen als Makoff und der Unterrichtsminister, Graf Tolstoy. Der letztere ist entschieden der unpopulärste unter den jetzigen Rathgebern des Kaisers Alexander. „Die Brutalität, mit welcher er," wie der Verfasser unserer Schrift, hie und da wohl mit zuviel Eifer und nicht mit billiger Berücksichtigung des durch die nihilistische Verwilderung der studirenden Jugend herbeigeführten Nothstandes sagt, „sein System durchzusetzen, die Unabhängigkeit der akademischen Lehrkörper zu brechen und jede publizistische Kritik seiner Leistungen zum Schweigen zu bringen versucht hat, wird nur durch die Gefügigkeit übertroffen, welche sein Verhalten zu den Generalgouverneuren und zu der „dritten Abtheilung" (der politischen Polizei) bezeichnet. Seit Jahr und Tag sind die Untergebenen seines Ressorts, Lehrende wie Lernende, Mißhandlungen und Vergewaltigungen der schlimmsten Art ausgesetzt gewesen, ohne daß der Minister zu ihrem Schutze je den Finger erhoben oder auch nur Miene gemacht hätte, durch Handhabung einer gerechten und billigen Disziplin das Vertrauen der Jugend zu gewinnen. Damit ist zugleich gesagt, daß er gehaßt und verachtet wird wie kein zweiter höherer Beamter, und daß seine einflußreichen Untergebenen (die Professoren, die sich einer schrankenlosen Popularität erfreuen) ihm bei jeder Gelegenheit am Zeuge zu flicken suchen." „Von den Anordnungen, welche Graf Tolstoy während der letzten Monate getroffen hat, um die Zulassung zum Universitätsstudium zu erschweren und die Schuljugend mit Hilfe von Uniforms- und Salutreglements zu bändigen", meint der Verfasser, daß „niemand daran zweifelt, daß dieser Anlauf zur Wiederherstellung des autoritären Systems der guten alten Zeit unter Zar Nikolaus von ebenso kurzer Dauer sein werde wie die Versuche, die mediko-chirurgischen Kabinete auf ein Drittheil ihres bisherigen Personals herabzudrücken und in eine Art von Kadettenhäuser zu verwandeln oder die Jugend der Seminarien von den Universitäten abzusperren." Indeß habe „diese neueste Phase von Tolstoys öffentlicher Thätigkeit in zu weiten Kreisen unliebsames Aufsehen erregt, als daß angenommen werden könnte, der Unterrichtsminister von 1866 werde seine

Stellung dauernd behaupten können.“ „Große Hoffnungen werden ſich an ſeinen Abgang freilich nicht knüpfen laſſen, nachdem andere Erfahrungen gezeigt haben, daß unter den gegebenen Verhältniſſen die alte Methode der Auswahl von Miniſtern die allein mögliche iſt.“

Viel Ausſicht, Tolſtoys Nachfolger zu werden, ſoll der ehemalige Zivilgouverneur von Moskau, Graf Andreas Lieven, haben, ein kaum vierzigjähriger Mann, der dem Unterrichtsweſen ganz fern ſteht und wegen der beiſpiellos raſchen Karrière, die er gemacht hat, für höchſt beſtimmbar gilt. „Keinem Zweige der ruſſiſchen Verwaltung thut aber die Einſetzung eines von den Velleitäten des Tages unabhängigen, nach feſten Grundſätzen regierenden Chefs ſo dringend noth wie dem Unterrichtsweſen, das ſeit zwanzig Jahren par excellence das Experimentirfeld werdender Staatsmänner geweſen iſt. Die ſprichwörtlich gewordene Autoritätsloſigkeit unſrer meiſterloſen Jugend iſt die direkte Folge davon, daß nahezu jeder der letzten Unterrichtsminiſter das Gegentheil von dem gethan hat, was unter ſeinem Vorgänger an der Tagesordnung war, und daß alle dieſe Herren nicht die Wohlfahrt der Jugend, ſondern die Zufriedenſtellung der jeweiligen offiziellen oder populären Machthaber für ihre Hauptaufgabe anſahen.“

Der Verfaſſer ſchließt mit einer Prophezeiung, deren unbedingte Richtigkeit ſich beſtreiten laſſen wird, die uns aber im ganzen das Rechte zu treffen ſcheint. Er ſagt: „Was bis jetzt verlangt wird, beſchränkt ſich auf kontrolirende Theilnahme der ruſſiſchen Geſellſchaft an der Verwaltung. Entſchließt Alexander II. ſich zu einem ſolchen Zugeſtändniß, und verſteht er es, die weſtlichen Länder (ſollten dieſe, fragen wir, ſo große Bedeutung haben?) durch kluge Schonung ihrer Eigenthümlichkeiten in das Intereſſe der Dynaſtie zu ziehen, ſo kann man hoffen, daß dieſe das Heft in den Händen behalten werde. Nimmt dagegen die innere Auflöſung des alten Rußland ihren Fortgang, bleibt das Syſtem der ruſſiſchen Geſetzgebung und Verwaltung ein von bloßen Zufälligkeiten beherrſchtes, fährt man fort, einander ausſchließende Maximen vor denſelben Wagen zu ſpannen, ſo erſcheint ein gewaltſamer Zuſammenbruch der alten Ordnung unvermeidlich. Daß die Maſſe des Volkes von den die gebildeten Klaſſen beherrſchenden Strömungen unberührt geblieben iſt, kann nur da beruhigen, wo man nicht weiß, daß die Beſtimmbarkeit dieſer Maſſe eine faſt unbeſchränkte, daß ihre materielle Lage eine nichts weniger als befriedigende iſt, und daß innerhalb der beiden Stände, welche die Beziehungen zwiſchen Regierung und Regierten vermitteln, innerhalb des Beamtenthums und der Geiſtlichkeit, die jüngeren Elemente von revolutionären Ideen ſtärker infizirt ſind als in allen übrigen Ständen. Die Sphäre, welche die Regierung um-

gibt, hat mit den Traditionen des Bauernthums seit lange nichts gemein. Auch in Rußland beginnen die städtische und die städtisch gebildete Bevölkerung allen bestimmenden Einfluß in sich zu konzentriren. Die Massen aber strömen in jedes Bett, das ihnen gegraben wird. Jede der inneren Auflösung und Zersetzung weiter gegönnte Frist vergrößert die Gefahr, und wenn es sich (wie wir erwarten) fügen sollte, daß nicht Alexander II., sondern erst der zur Erfüllung der Volkswünsche im voraus engagirte Erbe seiner Krone die große Reform unternähme, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß diese der Revolution die Thore öffnen werde, größer als jede andere."

Das Romanheldenthum in der Moral.

Von Cuno Stommel (Düsseldorf).

In den Philosophieen aller Völker, speziell in den moralphilosophischen Systemen, läßt sich das Zusammenbestehen der beiden Urtypen menschlichen Begreifens und Anschauens, das sensualistische und das rationalistische (kritische, idealistische) Moment nachweisen. Der Sensualismus ist, moralphilosophisch betrachtet, diejenige geistige Disposition, welche durch sinnliche (äußere und innere) Impulse zum Handeln bestimmt wird. Das Thier handelt nur nach Instinkten, es ist unfrei; in ihm und aus ihm handelt lediglich die Natur. Der Mensch würde, wenn dies auch bei ihm der Fall wäre, und wenn seine Vorzüge vor dem Thiere, Vernunft und Sittlichkeit, den Instinkten, d. h. den Naturtrieben, durchaus unterlägen, rein sensualistisch handeln. Der Rationalismus dagegen behauptet, außer den sinnlichen Impulsen noch solche zu kennen, welche nicht Instinkt, nicht Natur sind, sondern von jenen durchaus verschieden die menschlichen Handlungen bestimmen. Dies sind die sittlichen Impulse der Vernunft. Kurz, Sensualismus ist Naturunterthänigkeit, Rationalismus ist Freiheit.

Der Sensualismus kennt zwar auch sittliche Impulse der Vernunft, aber diese sind ihm nichts Anderes, als nothwendige Ergebnisse des Naturprozesses im Organismus, wie denn die Gehirnfunktionen von ihm den gewöhnlichsten organischen Absonderungsprozessen gleichgestellt werden. Wie im Ganzen der Natur nothwendige Kausalität, so herrscht auch im menschlichen Körper nichts Anderes als Nothwendigkeit, Gesetz, Kausalität.

In der Philosophie gelangte diese sensualistische Auffassung sehr bald zu

ihrem Extrem, dem Materialismus. Von Condillac und Helvetius kam man zu Voltaire, de la Mettrie und v. Holbach, von Locke zu Alexander v. Humboldt und Darwin.

In der Geschichte der Religionen findet sich eine ähnliche, wenn auch nicht so übersichtliche Ideengruppirung. Die antiken Religionen sind im Grunde nichts Anderes als Naturreligionen, d. h. solche, deren höchstes Wesen, „der unbewegte Beweger", der letzte Grund einer metaphysischen Welterklärung ist. Die unendliche Kausalreihe der Gesetze der Natur schließt ab in einer höchsten Ursache, welche causa sui ist. Es ist die Personifikation des Naturgesetzes selbst. Diese Personifikation ist logisch ganz unberechtigt und nur durch die Phantasie suppeditirt, insofern als innerhalb der Natur nichts weiter gegeben ist als die unendliche Kausalreihe in indefinitum, aber kein Abschluß dieser Reihe. Erst das Christenthum weist auf etwas hin, was nicht Natur ist. Daß dieser große Gegensatz zwischen antiker und christlicher Auffassung von den Kirchenvätern übersehen wurde, kommt daher, daß dieselben ebenso wie die Scholastiker, den Angriffen des gebildeten Heidenthums gegenüber, die scheinbare Uebereinstimmung der aristotelischen Lehren mit einigen Grundwahrheiten des Christenthums gern acceptirten. Dies ändert aber an der Thatsache nichts, daß erst das Christenthum durch den Vorsehungsglauben zum ersten Mal den Begriff einer eigenthümlichen Transcendenz in die Welt brachte.

Der konsequente Sensualismus mußte zum Gesetz der durchgängigen Naturnothwendigkeit des Kausalzusammenhanges gelangen. Die starre Nothwendigkeit ist sein letztes Wort, der Fatalismus seine religiöse Konsequenz, der Quietismus, ein völliges Sichgehenlassen, seine praktische Bedeutung. Hier liegt die eine der Wurzeln des „Romanheldenthums", von dem wir hier sprechen wollen.

Es gibt aber auch einen gewissen Idealismus, der ebenso wie der Sensualismus die quietistische Grundlage des Romanheldenthums, das „Sichgehenlassen", gefördert hat. Dieser Idealismus intellektuirte die Natur und sah in der Vernunft eine hochverfeinerte Natur, gleich dem Anaxagoras, dem der νοῦς die Welt regierte. Alle jene Systeme: von der prästabilirten Harmonie, dem Hegelschen Aristotelismus, dem Schopenhauerschen Willen, stehen im Grunde auf dem Standpunkte der ethischen Anschauung der Antike, theils zur Sokratik, theils zur Stoa, theils zum Platonismus oder Aristotelismus hinneigend. Sie kommen, trotz ihrer Schlagwörter von der absoluten oder ewigen Vernunft, im letzten Grunde nicht über die Kausalität der Natur hinaus, und ihnen allen war der große Religionsstifter, der da sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", ethisch überlegen, wenn jene ihn auch metaphysisch bei weitem übersahen und widerlegten.

Das Chriſtenthum hielt aber den Gedanken der Tranſcendenz hoch über die Jahrhunderte und entwickelte ihn im Kampfe mit der Reflexion aus ſeinen myſtiſchen Anfängen bis zu der immer klarer werdenden Forderung der Erfüllung des göttlichen Willens, ſo die Orthodoxie zeugend (katholiſche und evangeliſche), und bis zu der Idee der ſittlichen, freien Perſönlichkeit, als der Grundlage einer ſyſtematiſchen Theologie der Zukunft.

Wie der dumpfen, ſtarren Kauſalität der Naturmächte dieſe Tranſcendenz gegenüberſteht, ſo dem Senſualismus der Rationalismus, dem Materialismus der wirkliche Idealismus, dem Sichgehenlaſſen die Selbſtbeſtimmung, der Natur die Freiheit.

Der Darwinismus ſcheint der letzte gigantiſche Kampf geweſen zu ſein, um die Reſultate einer rationalen Ethik zu ſtürzen oder doch zu modifiziren, denn im Darwinismus erhebt noch einmal der Triumph der Naturwiſſenſchaften den Anſpruch, mit der Nothwendigkeit des Naturgeſetzes die letzte und ausreichende Welterklärung gegeben zu haben. Dies iſt im Grunde Senſualismus. Die kantiſche Ethik dagegen iſt der erſte wirkliche Schritt zur philoſophiſchen Erklärung der Grundidee des Chriſtenthums, und mit dieſem Schritte kommt ſie auch praktiſch über das aktuelle Chriſtenthum hinaus. Die kantiſche Ethik iſt in hervorragendem Sinne Rationalismus. Dieſer Rationalismus iſt aber nur laut unſerer frühern Definition zu verſtehen, als ein Rationalismus, „der nicht Natur iſt“. Es wäre nicht ſchwer, darzuthun, wie ein ſolcher enge Berührung mit der Tranſcendenz des Chriſtenthums hat. Nur hat ſich das letztere ſchon in praktiſchen, großen, hiſtoriſchen Formen dargeſtellt, und zwar meiſtens unter Zugrundelegung ſeiner myſtiſchen Elemente; der Rationalismus aber als ſolcher iſt praktiſch faſt noch ohne Formen und aus der philoſophiſchen Doktrin heraus nur im Leben Einzelner zur praktiſchen Anwendung gekommen.

Die Myſtik des Chriſtenthums hat ſich durch faſt zwei Jahrtauſende in allen möglichen Formen erſchöpft, ſie iſt im extremen Freidenkerthum des Proteſtantismus faſt zur eigenen Verneinung vorgeſchritten, im Pietismus zur ſchwärmeriſchen Unklarheit zurückgegangen, in der Infallibilität des Katholizismus, der großartigſten Manifeſtation der kirchlich-autoritativen Kräfte, zur heteronomen Autorität (Gegenſatz von Autonomie) erhoben worden, im Altkatholizismus zur Halbheit herabgeſunken. Das ſind die praktiſchen Reſultate des Idealismus. Die Autorität, wenn auch Heteronomie, war doch immer eine Autorität. Der Verſuch blieb ein ohnmächtiger, aber das Mittel entſprach wenigſtens an Kühnheit der Größe der Gefahr. Demgegenüber hat der deutſche Proteſtantismus, auch derjenige, welcher die Wege des Rationalismus wanderte, bisher nichts Aehnliches, ja überhaupt kaum etwas Konkretes hervor-

gebracht, so daß es fast scheinen möchte, als ob auch unser Volk verdammt sei, in der schleimigen Gefühlsmoral des Pietismus zu verschmachten, unter welcher die englische Kirche seufzt.

Aber der skeptische Forschergeist der Naturwissenschaften, dem unser Jahrhundert so ungeheuere Fortschritte verdankt, war gerade der größte Widersacher der unklaren Gefühlsmystik, und auch dieser Widersacher hat sich zu historischen Formen entwickelt. Dieser Geist, der stets verneint, begann mit der Aufklärung, stürzte die falschen Götzen angemaßter Autorität in den Staub, und in hellem Jubel über den ersten Erfolg durchmaß er eiligen Laufs die beschränkte Sphäre seines Könnens — die Natur —, degradirte den Menschen zur Maschine, hob dessen individuelle persönliche Verantwortlichkeit auf und ebnete endlich durch einen seichten Humanismus der Sozialdemokratie und der Verzweifelung an der befreienden Wahrheit, dem Nihilismus, die Wege. Schwärmerischer Pietismus *scheint* das sich praktisch äußernde Endresultat des Christenthums, Nihilismus das der Naturwissenschaften zu sein.

In der That, sezirt man den modernen Durchschnittsmenschen und speziell den Deutschen, in welchem der Kampf der Geister am mächtigsten tobte, so findet sich als das Ergebniß der Erbschaft der vergangenen Generationen in erschreckender Weise jenes seltsame *Gemisch von Schwärmerei und Autoritätslosigkeit* angehäuft, das wir „*Romanheldenthum in der Moral*“ nennen.

Der Sensualismus trug hierzu bei, indem er durch die Naturwissenschaften die Autoritäten vernichtete, der Rationalismus, indem er durch einen schrankenlosen Vernunftkultus zu einem Idealismus fortschritt, der, das absolute Wissen statuirend, Ball spielte mit Sonne und Mond, der aber gerade dadurch den Boden der Erfahrung verlor und zum mystischen Vehikel wurde. Das Hegelsche System, das sich innerhalb des Aristotelismus bewegte, versuchte diese Schranken zu durchbrechen, aber es gelang nur durch jene grandiose Mystik oder Begriffsdichtung, welche von Hegel für Logik ausgegeben wurde. Auf dem Gebiete der Moral hat jene allgemeine Gefühlsmystik für alles Große, Erhabene, Ueberverdienstliche sehr verderblich gewirkt. Es entstanden jene unklaren, propagandistischen Heilandsnaturen, die unsre Zeit tagtäglich sieht, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das Ueberschwängliche etwas zu gute thun, über dem Truggold ihrer Heldentugend den Pfennig der täglichen Pflichterfüllung zu ehren vergessen. Die zweckwidrige Methode unserer Pädagogik, den Kindern edle und verdienstliche Thaten in Wort und Bild in der Absicht als Muster aufzustellen, ihnen dadurch einen nachhaltigen Enthusiasmus für das Große und Erhabene einzuflößen, ist an der Tagesordnung. Unsere Jugendschriften sind nach den Romanciers fast aller Länder „bearbeitet“ und haben

unter dem Titel der „Belehrung für die reifere Jugend“ berauschendes Gift in das Blut der jüngern Generation geflößt, das nur durch des Lebens Mühe und Noth wieder herausgeschafft werden kann. Die Phantasie wird auf Kosten des Verstandes überreizt, ein falscher Ehrgeiz genährt, und ein romanhaftes Bild des wirklichen Lebens setzt sich in den jungen Köpfen fest. Das Resultat ist: grenzenlose Unerfahrenheit und eigensinnige Verkennung des Thatsächlichen, Maßlosigkeit und Unbesonnenheit wegen mangelnder Erkenntniß der Grundsätze der Pflicht. Die ihrer Zeit berühmten Schleiermacherschen Monologe gehören auch hierher als ein hervorragendes Kennzeichen der moralischen Gefühlsschwärmerei einer ganzen Epoche. Es wird darin geradezu als hauptsächlichstes Mittel zur Tugend das Festhalten an Momenten erhabener Stimmung im Leben gepredigt. Das klingt recht gut und schön, hält aber nicht Stich und hat nur als Vorübung Werth. Durch die Ueberreizung der Phantasie vor dem Verstande wird das Wollen krankhaft stimulirt, ohne daß zugleich auch das Sollen, das Erkennen der Pflicht, entsprechend erweitert würde. Kurz, mit der Milch des Großartigen, Ueberverdienstlichen, Fernliegenden gesäugt, entwickeln sich naturgemäß jene faustischen Charaktere, jene Ueberflieger, jene fahrigen Gesellen und kosmopolitischen Phrasendrescher, denen mit anderer Nahrung der Weg durch die Hölle erspart bleiben könnte.

Alles dies ist schon Historie geworden und liegt unserer Generation in Fleisch und Blut. Daß hierin trotz alledem auch die Anfänge, aber auch nur die Anfänge einer fortschreitenden Moral liegen, daß man nur durch die Autoritätslosigkeit und durch alle Heteronomie des Gefühls zur Autonomie der Vernunft und zur Freiheit als einer Qualität des Bestimmtwerdens durch Selbstbestimmung, die „nicht Natur“ ist, gelangen kann, und daß dies schon von Kant vor fast 100 Jahren, wenigstens in großen Umrissen, erkannt worden ist, läßt sich hier nur andeuten. Theoretisch betrachtet, ist die Autoritätslosigkeit ein Weg zum sittlichen Fortschritt, und alle Gefühlsemotion für das Ueberschwängliche ein Fortschritt gegenüber der Versteinerung des Willens durch den Egoismus.

Die Entwickelung des deutschen Geisteslebens aus der Naturunterthänigkeit zur Freiheit, zur autonomen Sittlichkeit, ist bezeichnet durch eine Epoche völliger Autoritätslosigkeit, in der wir gegenwärtig noch leben. Der Mangel an einem positiven ethischen Wollen erzeugte den humanistischen Enthusiasmus für alles Gute, Wahre und Schöne, ohne daß man sich dabei eigentlich etwas Konkretes dachte, und so ging ethische Schwärmerei und ethische Haltlosigkeit Hand in Hand. Das Romanheldenthum des Sichgehenlassens und des propagandistischen Schwärmens kann allerorten heute beobachtet werden. Es ist unnöthig, auf die sächsische Race in Amerika mit ihren Extravaganzen als auf etwas Ungewöhnliches hinzuweisen, es ist vielmehr daran zu erinnern,

daß die Entwickelung dieſer Geiſtesſtrömung ſich auf alte, latent gewordene Charakterfehler im deutſchen Gemüthsleben ſtützt, welche ehemals in verheerendſter Weiſe den Volksgeiſt demoraliſirt hatten. Nach Ausſage der Wälſchen waren die Deutſchen im dreißigjährigen Kriege Säufer, Spieler und Prahler. Maßloſer, unverſtändiger Freiheits- und Selbſtändigkeitsdrang führte zur Vereinzelung, zur politiſchen Zerriſſenheit, zur Unklarheit, Unwahrhaftigkeit, Unredlichkeit, zu Neid und Verkleinerungsſucht untereinander. Das Undiſziplinirte in Worten und Thaten, in Geſinnungen und Leidenſchaften iſt das echte Wappenzeichen aller Romanhelden.

Wollte man einwenden, daß das große Kulturvolk der Romanen, obgleich es nicht im Stande zu ſein ſcheine, für die Ziviliſation der Welt eine neue ethiſche Epoche anzubahnen, dennoch nicht in den Fehlern des Romanheldenthums verſeichtet ſei, ſo iſt, abgeſehen davon, daß dies nur halbwahr wäre, Folgendes zu berückſichtigen. Die Romanen haben eine ungleich längere Zeit abgeſchloſſener Kulturarbeit ihres Volkes durchlaufen als die Germanen. Zu der Zeit, da unſre Väter in den Urwäldern noch in Felle gekleidet ein Jäger- und Räuberleben führten, beugte ſich der Erdkreis ſchon vor dem Herrſcherworte Roms in Staat, Kirche und Kunſt. Die Erbſchaft der Jahrtauſende bringt den Romanen intelligenter, im Charakter beſtimmter, wenn auch ſchablonenhafter hervor als den germaniſchen Weltbürger. Der Deutſche hat weniger Heredität, aber mehr eigene jugendliche Kraft als der Romane; dieſer lebt und lernt mehr aus ſich heraus, jener in ſich hinein. Sehen wir unſer gewöhnliches Volk an; es hat wenig Verſtand, aber es will ſich gern belehren laſſen; der Romane iſt viel intelligenter, aber er weiß alles beſſer und lernt wenig. Wenn der Romane ſich ſeinen hereditären Impulſen überläßt, ſich gehen läßt, ſo reproduzirt er unbewußt die menſchlichen Formen wieder, welche eine vieltauſendjährige Kultur durch Verſtand und Schönheitsſinn allmählich zu feſten Lebensnormen ausgebildet hat. Daher das Dutzendmenſchenthum bei den Romanen, daher die Originale und die ſogenannten Genies bei uns, daher aber auch in Zeiten der Autoritätsloſigkeit das Wiedererſcheinen der ſchlimmſten Sünden unſerer Voreltern in anderer Form.

Alle jugendlichen Völker, die keine große und alte Heredität haben, laſſen ſich durch ihr Gefühlsleben leiten. Die verſtandesmäßige Ueberlegung iſt ein Werk der Aneignung vieler Erfahrung von Generationen. Ein Volk, das beide Seiten gleichmäßig vereinigte, die Aktion der Selbſtbildung (Autonomie) und die Ausbildung der paſſiv empfangenen beſten Errungenſchaften (Heredität), wäre ein Idealvolk. Die Deutſchen haben mehr autonome Aktion als die übrigen Kulturvölker, aber wegen der geringeren Heredität germaniſchen Bluts iſt ein periodiſches Zurückfallen in die Paſſivität, oder auch in die unwegſame

und unfruchtbare Aktion des Romanheldenthums der Gefühle um so leichter möglich. Das Kind eines Volkes von alter Heredität trägt, prädestinirt durch die Vernunft der vergangenen Generationen, die Schablone für die vernunftgemäße Ausführung seiner tagtäglichen Aufgaben gewissermaßen in sich, der Kreis derjenigen Aufgaben, bei welchen es autonom zu entscheiden hätte, ist dadurch relativ verkleinert. Ein Glied eines Volkes ohne alte Heredität, ein Russe z. B., muß die hereditäre Vernunft durch seine eigene Autonomie größtentheils ersetzen, um das Gleiche zu leisten, und hat für seine Gefühlsimpulse ein unbeschränkteres, größeres, weniger angebautes, also auch gefährlicheres Feld.

Nicht der Sensualismus an und für sich, nur das Ueberhandnehmen des Sensualismus ist ein Fortschreiten zum Romanheldenthum, ist das Gefahrdrohende für die Sittlichkeit und die ganze Kultur. Die Geschichte bietet eine Menge Phasen, welche in hervorragender Weise ein solches Ueberhandnehmen illustriren. Fast überall, wo gewisse große Zeitmeinungen sich festsetzen und einen epidemischen Charakter annehmen, wird man finden, daß die Ursache dieser Meinungsepidemien keine andere ist als das Auftreten großer, unbeherrschter, nur halb begriffener, stets aber mit unwiderstehlicher Gewalt daherrauschender Gefühlsemotionen im Volke. Man braucht nur auf die Kreuzzüge, als auf eine krankhafte Bewegung, deren sich zwei Jahrhunderte nicht erwehren konnten, hinzuweisen, auf die Donquixotiaden des mittelalterlichen Ritterthums, auf die krankhaft-epidemische Erscheinung der Hexenprozesse, in deren Akten wir mit Wehmuth gewahren, daß auch die edelsten und erlauchtesten Männer jener Zeit sich von der allgemeinen Strömung ergriffen zeigen. Weiter zutreffende Beispiele sind der blinde, wahnwitzige Eifer beider Parteien im dreißigjährigen Kriege, in welchem schließlich Keiner mehr recht wußte, weshalb er eigentlich Krieg führe, es sei denn des Kriegführens wegen, der Jammer und die Zerrissenheit des heiligen römischen Reichs und seiner Regenten ꝛc. Wer sich die Mühe geben will, heute nochmals die Akten des Frankfurter Parlaments und die politischen Reden von 1848 zu lesen, der wird es nicht für möglich halten, daß solche unklare, nebulose, utopische Vorschläge zur Beglückung des ganzen Menschengeschlechts, ausgegangen von den tüchtigsten Männern, ernsthaft gemeint gewesen sind. Wer die sozialdemokratischen Vorgänge unserer Tage mit dem Auge des Menschenfreundes, aber auch mit dem des wahrheitsliebenden Kritikers betrachtet, der wird erkennen, daß auch diese Lehre sich auf die beiden Grundpfeiler des echten Romanheldenthums stützt: Autoritätslosigkeit und nebulose, propagandistische Schwärmerei.

Schon das Alterthum hatte seine Romanhelden. Treffender läßt sich wenigstens Alkibiades nicht bezeichnen. Und was war Karl XII. von Schweden anders als ein Romanheld? Selbst Joseph II. war es. Ein charakteristischer

Typus für das Romanheldenthum in allen Theilen ist Ferdinand Lassalle. Wie still gewaltig erscheint solchen Himmelsstürmern gegenüber die weise Besonnenheit, die Thatkraft und das Pflichtgefühl von Männern wie der große Kurfürst, Wilhelm von Oranien, Friedrich der Große, Kaiser Wilhelm I. und der Mann zweier Jahrhunderte, der Mann der Pflicht und des kategorischen Imperativs, Immanuel Kant!

Das Romanheldenthum ist eine Gefahr speziell für unsre Zeit. Alle diejenigen, welche den Glauben an die alten Autoritäten verloren und an deren Stelle noch keine konkrete neue Auffassung und Anschauung der Dinge gesetzt haben, müssen zum Romanheldenthum hinneigen, d. h. der weitaus größte Theil der gegenwärtig lebenden Generation. Gewöhnlich werden allerlei schönklingende Maximen, Vorbilder und auf das Gemüth wirkende Hyperideale als Lebensziele aufgestellt. Da sind die Gesundheitsenthusiasten, die aesthetischen Kunstapostel, die moralischen Redegreise, mit dem Egoismus und dem Hochmuth im Nacken, da sind die frauenhaften Humanisten vom Wahren, Guten und Schönen, von der Idee der Menschheit, die verkörpert werden soll, da sind endlich die süßen, mattherzigen Pietisten, die immer den „getreuen Herrn Jesus" im Munde führen, wortreich, aber thatenarm, demüthig nach ihrer Meinung, aber hochmüthig in der That, voll Selbstgefälligkeit über ihre „guten Werke", aber selten ohne Nebenabsicht, wenn auch unklar, für ihr Interesse oder ihre Eitelkeit. Unsere Literatur wimmelt von sentimentalen Romanheldenliedern. Der deutsche Bursche schwelgt darin in trunkener Schwärmerei. Er singt zu Thränen gerührt: „Ich hab' daheim ein Liebchen wie eine Tanne schlank", und dann kommt er nach Hause, läßt sein Liebchen sitzen, und seine Habsucht und Würdelosigkeit heirathet eine bucklichte Alte. Nur ein Mann, der sein Handeln nach Grundsätzen der Pflicht bestimmt, hat eine Würde, der Romanheld ist würdelos.

Wer sich mit der Vergangenheit des vaterländischen Geisteslebens ernstlich beschäftigt hat, wer z. B. nur die unfläthigen Schandschriften kennt, die noch zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts massenweise gegen die edelsten Männer unseres Volkes verbreitet und gierig gelesen wurden, der kann sich über die Größe und den Umfang dieser Würdelosigkeit nicht täuschen, ja er möchte fast der Behauptung Recht geben, die da meint, daß eine starke Dosis von Gemeinheit anscheinend unausrottbar dem Charakter unseres Volkes beigemischt sei.*) Mit der schamlosesten nationalen Würdelosigkeit verbanden sich die unbegreiflichsten Attentate auf unsere vaterländischen Geistesheroen, wie denn das Ueberschätzen des Fremden und das Herabsetzen des Vaterländischen recht eigentlich Ausfluß solcher Gesinnung ist. Was soll man dazu sagen,

*) H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Stuttgart, Cotta.

wenn Karl Grün in seinem Buche über Italien Goethe einen „Beleidiger der majestas humana, einen großen Verbrecher“ nannte; wenn der Journalist Hoffmann über Schillers „Jungfrau von Orleans“ sagen konnte: „Der Mensch, der eine so erbärmliche Tragödie verfertigt hat, verdiente auf öffentlichem Markte ausgepeitscht zu werden“; wenn die Wiener Musikzeitung über Beethoven urtheilte, in seinen Kompositionen „könne nicht das geringste Talent entdeckt werden“; wenn die Zeitschrift „Caecilia“ Beethovens „Eroica“ die „Ausgeburt eines Wahnsinnigen“ nennt und der Kantor Schicht von der Thomaskirche in Leipzig Beethoven gar ein „musikalisches Schwein“ titulirte? Nicht viel anders ist es, wenn Thomas Rymer sagte, daß „ein Affe mehr Geschmack besitze als Shakespeare“, wenn Hegel nach der Vorlesung des „Othello“ durch Tieck meinte: „Wie zerrissen muß dieser Mensch gewesen sein, daß er das so darstellen konnte!“ Man glaube, trotz aller Entschuldigungen, die sich im einzelnen Falle vielleicht vorbringen lassen, nicht, daß derartiges vereinzelte Aussprüche von Narren gewesen seien. Der Xenienkampf Goethes und Schillers, Mozarts verlorenes Grab und der vereinsamte Beethoven beweisen das Gegentheil. Und haben wir wirklich noch nöthig, auf die beschämenden Ereignisse im Mai und Juni 1878 und auf jene Verleumdungs-Aera hinzuweisen, welche den größten Staatsmann unseres Jahrhunderts zwang, sich durch die Gerichte zu schleppen, um darzuthun, daß seine Hände rein seien von unrechtem Gut? Man lese die Tagesblätter aller Parteien aus den letzten Jahren, man sehe die Verblendung und den Hochmuth, der nicht an dem, was geschehen war, mitschuldig sein wollte und voll sittlicher Entrüstung bestritt, am deutschen Volksgeiste schwer gefrevelt zu haben, man sehe die dann abermals beginnende Selbstzerfleischung Deutschlands, die abermals beginnende trostlose Zerfahrenheit der Gesinnungen, die unfruchtbare Rechthaberei, man sehe den kleinlichen Neid und die erbärmliche Mißgunst gegenüber wahrem Verdienste (Schliemanns Ausgrabungen, die letzte Schillerpreis-Vertheilung u. a.), das geniale Pochen der Großen auf Theorien und Prinzipien, die Lethargie und das passive Sichgehenlassen der Kleinen — plötzlich erkennt man dasselbe Volk wieder, das den dreißigjährigen Krieg erzeugte!

Ist einmal die zersetzende Skepsis der Autoritätslosigkeit eingetreten, so ist jedes Anfachen des Enthusiasmus für Edles und Gutes nur auf Grund des Gefühlslebens gefährlich und muß zum Romanheldenthum führen. „Die Zweifelsucht, nachdem sie Religion und Politik verwüstet hat, wirft sich auf die Moral, und darin besteht die moderne Auflösung. Aehnliches hat sich schon in der griechischen und römischen Verfallzeit gezeigt. Die Moral ist in ihrem Innersten getroffen, Nichts hält mehr Stich, das Ausreißen ist allgemein, keine Institution, die Achtung genösse, kein Prinzip, das nicht geleugnet und verhöhnt würde. Keine Autorität mehr, weder geistliche noch weltliche! Jede

Seele in ihr Ich zurückgedrängt, ohne Stützpunkt, ohne Licht. Unſer Schwur hat keinen Sinn mehr! Der Verdacht, welcher die Grundſätze trifft, hängt ſich an die Menſchen. Selbſt die weniger Aengſtlichen fühlen es und werden unruhig. ‚Es gibt keinen Reſpekt mehr,‘ ſagte ein Geſchäftsmann zu mir; ‚wie jener Kaiſer, der ſich einen Gott werden fühlte, ſo fühle ich mich zum Spitzbuben werden, und ich frage mich, an was ich eigentlich glaubte, als ich an die Ehre glaubte.‘ Auch diejenigen Stände, welche ihr Amt und ihre Tradition ſchützen ſollten, verhehlen ſich nicht, daß ſie den Zuſammenbruch des moraliſchen Lebens in ihren Herzen verſpüren.“ So ſchrieb Proudhon über Frankreich, aber es paßt zum Theil auch auf Deutſchland.

Aus ſolchem Boden keimt und entſpringt entweder der kalte, kalkulirende Verbrecher, angethan mit all dem finſteren Irrthum des Egoismus, oder der haltloſe und phantaſtiſche Romanheld, der Held des hohlen Wortes und des planloſen Handelns, welcher unerreichbaren Utopien nachjagt und in dem Hochmuthe ſeines Herzens, im Schlepptau der Leidenſchaft, die Geſetze aller Autoritäten frech zu übertreten ſich anmaßt. Nur der Mangel an Erkenntniß und die pathologiſch-krankhafte Verfaſſung des Willens ſchützt den Romanhelden meiſtens vor dem bewußten Verbrecherthum. Wenn das Maß der Erkenntniß das Maß der ſittlichen — nicht der geſetzlichen! — Schuld bildet, ſo iſt bei dem Romanhelden die Verblendung oft ſo groß, daß die tollſten Ueberſchwänglichkeiten und Narrheiten bona fide geſchehen. Die gemeine Pflicht und Schuldigkeit, welche bei jedem, auch dem kleinſten Schritte durchs Leben nur vermittelſt rationaler Selbſtkritik ausreichend geübt werden kann, findet der Romanheld klein und verächtlich: er glaubt, eine Ausnahmeſtellung in der Welt einzunehmen, und vertraut daher freventlich auf ſeinen „Stern“.

Der Romanheld iſt ein ethiſcher Zukunftsmuſiker; mit Begeiſterung verehrt er das „Morgen“, mit Geringſchätzung blickt er auf das „ewig Geſtrige“, ohne Verſtändniß wandelt er durch das „Heute“. Der Egoiſt bezieht das All auf ſich, der Romanheld bezieht ſich auf das All, er glaubt, es müſſe ohne ihn verkümmern; er iſt im Stande, Großes für die Menſchheit zu leiſten, und wer nicht tief blickt, hält ſein Thun gar für pflichtgemäße Seelengröße. Die unbeſonnene Maßloſigkeit ſolcher Naturen iſt ein echt deutſcher Zug, es iſt der planloſe furor teutonicus. Tauſend Menſchen hören wir reden und ſehen wir handeln, und es fällt ihnen nicht ein, nach dem Warum zu fragen, dunkle Neigungen leiten ſie, der Augenblick beſtimmt ihre Handlungen; ſie bleiben immer unmündig, und ihr Schickſal ein Spiel des Zufalls; das Glück genießen ſie nur halb, das Unglück fühlen ſie doppelt, in Beidem verſchwenden ſie ihre Kräfte über alle ökonomiſche Gebühr.

Kann ein Volk die Vorübungs-Stufe des Romanheldenthums nicht

überwinden, ſo muß es im Pietismus vegetiren, im Skeptizismus verſchmachten, im Quietismus und in der Paſſivität, im Verzehren der Kulturkapitalien ſeiner Voreltern zu Grunde gehen.

Auch das deutſche Volk ſteht vor der Löſung dieſer Aufgabe, welche für die Antike der Anfang des Endes ward. Von den drei Gewalten, deren Funktionen einſtmals die Attribute königlicher Gewalt waren, Prieſter, Richter, Heerführer, und denen in der Folgezeit die Organiſationen der Kirche, der Juſtiz und des Militärs entſprachen, hat eigentlich nur die letztere in hervorragender und neuſchaffender Weiſe dem Umſichgreifen des Romanheldenthums mit Erfolg Ziel und Schranken zu ſetzen vermocht. Leider iſt dies zum Theil auf Koſten der beiden andern Stände geſchehen, weil die Intelligenz des Landes ſeit der Militär-Reorganiſation ſich vorzugsweiſe dem Heere zugewendet hat.

Möchte doch unſere Kirche und unſer Richterſtand ſich dazu aufraffen, energiſch-thätigen Antheil an den großen Problemen der ethiſchen Volkserziehung zu nehmen, möchten doch nicht gerade die dazu berufenſten Stände fortfahren, in den ausgebrannten Trümmern einer hiſtoriſch abgelebten Epoche zu verweilen, und ſich genug ſein laſſen an der Erfüllung der Formen und Formeln des täglichen Berufs, möchten ſie ſich doch erheben aus dem Romanheldenthum, das ſich mit dem Abglanze einer ſtolzen Vergangenheit begnügt und darin hinreichende Befriedigung findet. Die Forderung unſerer Philoſophen: Vertiefung der Moral durch den Begriff der Pflicht und der Pflichterfüllung, muß durch die drei genannten Stände allmählich dem deutſchen Volksleben vermittelt werden.

Unter Pflicht verſtehen wir nicht die einfache Unterwerfung unter die Geſetze der Vernunft, was man dahin total mißverſtehen könnte, als ob nun jeder die Vernunft für ſich allein beſäße und ſo ſtatt eines Herrn deren tauſende aufträten; es iſt nicht die individuelle Vernunft, ſondern vielmehr die göttliche Vernunft, welche von uns in jedem Augenblicke beſtimmte konkrete Leiſtungen, d. h. Pflichten fordert. Aufgabe der individuellen Vernunft iſt es, dieſe göttlichen Gebote auch als Forderungen der eigenen Vernunft zu begreifen. Wir können die göttliche Vernunft in ihrer Wirkung nur nach Analogie der eigenen denken, als ein durch ſtete Sittlichkeitsakte werdendes Vernunftreich. Jedes vernünftige Weſen iſt ein Mitarbeiter an dieſem Vernunftreiche, ſofern es ſittlich, d. h. frei handelt, ſonſt nicht. Der Anfang dieſes Vernunftreiches hat in den Grundwahrheiten der Religionen, in den Geſetzen des Staates und in der Ethik der Philoſophie ſchon hiſtoriſche Geſtaltung erhalten, und an den Geringſten unter uns ergeht der Ruf, in jedem Augenblicke ſeines Lebens dieſes Reich der Vernunft ausbauen zu helfen. Dabei ſtellt ſich heraus, ein wie großer Unterſchied zwiſchen der bloßen Geſetzlichkeit (Legalität) und der Sitt-

lichkeit, zwiſchen der täglichen ſogenannten „verdammten Pflicht und Schuldigkeit“ — die auch allenfalls ein Mechanismus leiſten könnte — und der Erfüllung des ethiſchen Begriffs der Pflicht beſteht; dieſen voll und ganz zu erfüllen iſt dem menſchlichen Willen unmöglich, aber es bleibt ſein Ideal. So hat der Rationalismus durch ſeine Freiheitslehre den ſchrankenloſen Individualismus korrigirt, indem er das entweihte Bild der göttlichen Vernunft, das man in den menſchlich-individuellen Rahmen gefaßt hatte, wieder an den „überirdiſchen Ort“ verwies und dem Individuum als Herrin und Halt für die verlorene Autorität der Willkür, die der Freiheit, nämlich die Pflicht ſetzte oder die Lehre von dem, „was geſchehen ſoll, ob es gleich niemals geſchieht“.

Jeder Menſch iſt zunächſt ein Naturprodukt, der Sprößling nothwendiger Vererbung äußerer Vergangenheit; aber er unterſcheidet ſich doch von der unvernünftigen Natur dadurch, daß ihn noch die Heredität einer zweiten Kauſalreihe erzeugt, nämlich die der vergangenen freien Willensakte ſeiner Voreltern, welche Akte in die Erſcheinung getreten und dadurch unter das Kauſalgeſetz gefallen ſind. Somit definiren wir genauer: der Menſch iſt die nothwendige Deſcendenz äußerer Ereigniſſe und innerer Willensakte. Die Summe dieſer Faktoren iſt gleich den Impulſen, welche den Neugeborenen beſtimmen. Hierzu kommen nun diejenigen Impulſe der äußern neuen Welt, in die er hineintritt; letztere ſind für ihn rein zufällig, obwohl ſie mit der allgemeinen Ordnung in Kauſalzuſammenhang ſtehen. Gäbe es keine freien Willensakte, und wäre die Menſchheit nichts anderes als eine ſolche hereditäre Gemeinſchaft, ſo wäre der Fortſchritt unſerer Kultur immer noch erklärlich, aber die Weltanſchauung eines Mitgliedes dieſes mechaniſchen Inſtinktſtaates könnte nur der Peſſimismus und der Quietismus ſein; es könnte nur Nützlichkeit, keine Sittlichkeit exiſtiren.

Es hat aber zu allen Zeiten, ſo lange Menſchen, d. h. vernünftig-ſinnliche Weſen, exiſtiren, außer den mechaniſchen und Inſtinktimpulſen auch ſolche gegeben, welche als das perſönliche Eigenthum aus der Totalität des fühlenden und wollenden Individuums hervorgegangen ſind. Dieſe Impulſe machen erſt die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit möglich; ſie konſtituiren die freie Perſönlichkeit. Der Menſch iſt kein rein ſinnliches Weſen, ſonſt müßte er, wie die Thiere, dem Naturgeſetz inſtinktiv folgen; er iſt aber auch kein reines Vernunftweſen, ſonſt könnte er durch Naturgeſetze gar nicht affizirt und in Verſuchung geführt werden; er iſt ein vernünftig-ſinnliches Weſen, er kann durch die ſinnlichen Triebe verlockt werden, er kann aber auch, trotz der Lockungen, dieſe abweiſen, ſich nach Vernunftgeſetzen ſelbſt beſtimmen und darnach handeln. Das iſt Freiheit. Nach welchen Geſetzen reine Vernunft erſcheint, wiſſen wir nicht; Sinnlichkeit erſcheint nach den nothwendigen Naturgeſetzen; die Miſchung beider erſcheint nach den Geſetzen der Freiheit. Nur in Freiheit, nach Selbſt-

bestimmung (Autonomie) dem Sittengesetz gemäß handeln, heißt moralisch handeln. Diese Fähigkeit unterscheidet den Menschen vom Thiere. Hieraus folgt aber, daß jede moralische Handlung, soweit sie aus einem Willen nach Sittengesetzen hervorgeht, nicht unter dem Naturgesetze stehen kann. Die moralische Handlung als solche hebt das Naturgesetz auf.

Dasjenige, was in einer Handlung spezifisch sittlich ist, kann niemals in den Umständen, sondern nur in der Person liegen. Alle Sittlichkeitsakte fallen, sobald sie in die Erscheinung (Wirkung) treten, sofort unter das Kausalgesetz (sie werden Natur), aber ihrer Ursache nach in der sittlichen Persönlichkeit sind sie frei von allem Sinnlichen. So hoch steht die sittliche Persönlichkeit über allen Sinnesimpulsen, daß sie befähigt ist, das Leben, ihre eigene sinnliche Erscheinung, zu verneinen, sobald es darauf ankommt, eine höhere Qualität als ihre Erscheinungswelt zu retten. Zwei verschiedene Personen werden sich beim Herantreten der gleichen äußern Umstände entgegengesetzt entscheiden. Die Gründe hierfür liegen sowohl in dem Mysterium der Person als einer geschlossenen Totalität, als auch in der freien Persönlichkeit, welche diese Totalität nur als das sinnliche Objekt ihres Kriteriums nach dem Sittengesetze auffaßt. Die Entscheidung hängt praktisch zum Theil von den in jeder Person nothwendig kombinirten hereditären Willensimpulsen ab, zum Theil von der Entschließung eines Willens, der frei von aller Sinnlichkeit ist. Wäre es möglich, wie dies in der Theorie gestattet ist, alle Handlungen nur vor den Richterstuhl der sittlichen Entscheidung gelangen zu lassen, so müßte der sittliche Wille stets erfüllt werden. In der einzelnen Handlung ist, wie schon Kant bemerkte, das eigentlich Sittliche nur dann und nur da zu finden, wo, entgegen den hereditären Impulsen, der Individualwille aus Achtung vor dem selbsterkannten Sittengesetz sich bestimmt. Wenn ein Geiziger aus Pflicht sich zu einer mildthätigen Handlung zwingt, so hat dies sittlichen Werth, thut es ein freigebiger, wohlthätiger Charakter in Folge hereditärer Disposition, so ist es sittlich ohne Bedeutung für diese Person. Sittlichkeit ist die Veredelung der hereditären instinktiven Person aus Achtung vor dem Sittengesetz zur freien Persönlichkeit. Diese betrachtet das, was sein soll, als die durch ihre theoretische Vernunft, sobald sie in die Erscheinung (Wirkung) tritt, zu begreifende, ihrer Ursache nach aber nur in Freiheit zu erfassende Aufgabe einer Welt, die nicht Natur ist. Um das zu können, um die Wirkung zu begreifen, um im Spezialfall zu entscheiden, was Pflicht sei, dazu bedarf es also nicht schwärmerischer und enthusiastischer Duselei, sondern rationaler, verstandesmäßiger Erwägung und Selbstbestimmung, nicht des Sensualismus, sondern des Rationalismus.

Gesetzlichkeit läßt sich befehlen, aber nicht Sittlichkeit. Kein Staat, keine

Kirche, keine noch so heilige Institution kann Sittlichkeit erzwingen. Sittliches Handeln ist der hochpersönlichste Akt des Individuums — es ist reine Aktion.

Die Analyse der Genesis aller Gesetze führt zuletzt auf einen durch Erkenntniß vermittelten Sittlichkeitsakt eines Individualwillens — eines Einzelnen. Ein Gesetz ist der Ausdruck eines Sittlichkeitsaktes, dessen Wirkung in den Kausalzusammenhang gefallen ist. Von unserm sogenannten sittlichen Handeln sind neun Zehntel hereditäre Errungenschaften fremder Sittlichkeitsakte.

Wären wir reine Vernunftwesen, so würden wir das Sittengesetz analog der Nothwendigkeit von Naturgesetzen vollziehen; Sittlichkeit, Zufall, Möglichkeit könnten nicht existiren, desgleichen, wenn wir reine Sinnwesen wären wie die Thiere. In beiden Fällen würde Nothwendigkeit herrschen. Die (menschliche) Fähigkeit, sich entweder für die Vernunft oder für die Sinnlichkeit zu entscheiden, heißt Freiheit. Der Komplex der menschlichen Freiheits- und Sinnlichkeitshandlungen macht die Geschichte aus; die Beurtheilung derselben die Wissenschaft. Die Wissenschaft zeigt nicht, daß, oder warum ich sittlich handeln soll, denn dies ist — um des Guten willen — unmittelbar gewiß; die Wissenschaft zeigt die Wege, wie ich am geeignetsten meine sittliche Kraft anwenden muß, um die Natur nach Sittengesetzen umzugestalten. Sie zeigt, wie das Sittengesetz in der Geschichte sich als das Vernunftgesetz offenbart, und wie durch die Handlungen der Menschen das Sinnliche zur Wirkung des Vernünftigen gemacht wird. Die Weltgeschichte ist somit nichts Anderes als ein fortwährendes Umbilden der Natur in Vernunft oder in Unvernunft; im letzteren Falle schnurren entweder einfach die Naturgesetze ab, oder die unvernünftigen Wirkungen häufen sich so lange, bis die Vernunft sie als unvernünftig begreift. Aus jedem vernünftigen oder sittlichen Akte entsteht als Wirkung ein sinnlicher Vernunftzeuge, der so lange redet, als Menschen Vernunft haben werden. Aus jedem unvernünftigen Akt entsteht ebenfalls ein sinnlicher Zeuge, dessen Wirkung so lange gegen die Vernunft protestirt, bis die Vernunft seine Wirkung — durch die Wissenschaft — begreift. Es ist durchaus falsch, die Abwickelung der Geschichte, so wie Buckle thut, mit der Nothwendigkeit elementarer Ereignisse zu vergleichen und anzunehmen, daß sie sich hätte so und nicht anders vollziehen müssen. Im Gegentheil, es war nicht nothwendig, daß z. B. die Schlacht bei Waterloo für Napoleon verloren ging, es war nicht nothwendig, daß Napoleon überhaupt jene historische Rolle spielte, es wäre möglich gewesen, daß ein vom Dache fallender Ziegel, ähnlich wie Pyrrhus, den späteren Imperator in seiner Jugend getödtet hätte, aber dann würde sich die Vernunft in andern sinnlichen Formen verwirklicht haben. Die Reihenfolge der sinnlichen Formen, in welchen sich die Sittlichkeitsgesetze verkörpern (Wirkung werden), ist zufällig, nothwendig ist nur, daß diese Formen schließlich der Vernunft gemäß werden.

Nothwendig ist auch in der sinnlichen Welt der Sieg der Vernunft über die Unvernunft. Dies ist auch der dunkle Sinn des Begriffs der Gerechtigkeit beim platonischen Sokrates und in der Sokratik überhaupt.

Daß sonach in der Weltgeschichte eine großartige Manifestation der Gesetze der Sittlichkeit und der Vernunft, herabgestiegen zu sinnlichen Formen, sich vollende, das kann nur dadurch erklärt werden, daß die menschliche Vernunft als ein Theil des göttlichen Willens aufgefaßt und begriffen wird. Die höchste Autorität, der Wille Gottes, hat in den Kirchengemeinschaften unsrer Zeit seinen historischen Ausdruck gefunden. Diese Autorität hat aber sehr an Glauben verloren, weil der göttliche Wille nur durch das Organ menschlicher Offenbarung erscheinen konnte und dem gegenüber eine neue Autorität sich erhob, welche das Kriterium ihres Werthes nicht in Andern (Heteronomie), sondern in sich selbst (Autonomie) trug, nämlich ein göttlicher Wille, der zugleich der eigene Wille des Handelnden ist, ein göttlicher Wille, mit welchem sich der eigene Individualwille durch einen Erkenntnißakt in Uebereinstimmung setzt. So entsteht die autonome Gesetzgebung der Sittlichkeit mit ihrem kategorischen Imperativ. Die Freiheit, durch die Verachtung aller Autorität hindurchgegangen, ist zur Selbstachtung, zur autonomen Pflichtbestimmung emporgestiegen. Jeder, sofern er sittlich handeln will, muß sich als Mitglied eines „Geisterreichs der Zwecke" betrachten, denn nur so kann dem allgemeinen Gesetze der Vernunft der Welt oder der göttlichen Vernunft genügt werden. Diese göttliche Vernunft ist aber nur dem sittlich strebenden Menschen verständlich, nicht dem Egoisten, nicht dem Romanhelden, sondern, um platonisch zu reden, nur dem „Gerechten". Ungerechte Menschen können die Schicksalsfragen der Sphinx nicht richtig beantworten, sie werden daher zerrissen und in den Abgrund gestürzt.

Wie mit den Individuen, so ist es aber auch mit den Nationen. Das Geheimniß aller unglücklichen Menschen und aller unglücklichen Völker ist nichts Anderes, als daß sie den ewigen Thatsachen dieses Weltalls untreu geworden, nicht der Wahrheit, sondern dem Scheine gefolgt sind. Sie müssen zu Grunde gehen. Thörichte und ungerechte Menschen glauben nicht an die Gerechtigkeit hienieden, weil sie bemerken, daß die Strafe der bösen That nicht allsogleich folgt, weil sie eventuell sofort mit der Ausrede bereit dastehen, daß es Zufall gewesen sei. Und doch ist es wahr, daß auf Erden wirklich Gerechtigkeit und im Grunde nichts Anderes als Gerechtigkeit herrscht. „Vergiß dies, und du hast Alles vergessen, du hast das ganze Weltall gegen dich." Die Strafe für eine böse That verzögert sich um ein paar Tage oder auch um ein paar Jahrhunderte, aber unausbleiblich ist sie gewiß. Und doch muß wieder daran erinnert werden, daß kein Kausalverhältniß zwischen dem Akte der Sittlichkeit

und der individuellen Glückſeligkeit beſteht. Das eigentlich Sittliche in einer Handlung iſt wie geſagt ein hochperſönlicher Akt; für das Individuum iſt aber ein großer Theil des äußeren Glücks oder Unglücks zufällig. Wenn es auch ſicher iſt, daß das Zuſammengehen des ſittlichen Individualwillens mit dem großen Gange der göttlichen Vernunft auch in ſeinen äußern Wirkungen Glückſeligkeit bedeuten muß, ſo iſt damit doch nicht geſagt, daß dieſe Wirkungen dem betreffenden Individuum zu gute kommen, ebenſo wie es ungewiß iſt, ob die äußern Wirkungen einer unſittlichen That gerade dieſes unſittliche Individuum treffen. Der ſittliche Wille muß daher von jeder Rückſicht auf Glückſeligkeit abſehen, obwohl durchgängig ſittliches Handeln und äußere Glückſeligkeit ſubjektiv zuſammenfallen. Die ſittliche That iſt eben keine Leiſtung dieſer ſinnlichen Welt, ſondern eine Leiſtung einer höhern Welt, welche ſich nicht an die Erſcheinung der ſinnlichen Individuation kehrt.

Daß in dieſer Welt, wo Völker und Einzelne umkommen wie ohne Geſetz, und das Gericht über die Ungerechten oft lange aufgeſchoben wird, deshalb keine Gerechtigkeit walte, dies iſt es, was die Thoren aller Zeiten in ihrem Herzen glauben, dies iſt es aber auch, weshalb die Weiſen aller Zeiten weiſe waren, weil ſie es leugneten und wußten, daß es niemals ſein könne; „denn wenn die Gerechtigkeit aufhört, dann hat es auch keinen Werth mehr, daß Menſchen auf Erden leben“ (Kant). Carlyle ſagt: „Es gibt nichts Anderes als Gerechtigkeit, und nur eins iſt ſtark hienieden — das Gerechte, das Wahre. Und wenn die ganze Artillerie der Welt hinter dir herkäme, um eine ungerechte Sache zu vertheidigen, und unendliche Freudenfeuer ſichtbar vor dir warteten, um Jahrhunderte lang um deines Sieges willen zu lodern, ſo würde ich dir doch rathen, Halt zu kommandiren, deinen Feldherrnſtab zu Boden zu werfen und zu ſagen: In Gottes Namen Nein! Und das ſagt dir nicht die bekleidete, verkörperte Gerechtigkeit, welche mit Strafen, Pergamenten, Aktenſtößen und Häſchern zu Gericht ſitzt, ſondern es ſagt's jene unverkörperte Gerechtigkeit, wovon jene andere entweder ein Emblem oder eine furchtbare Unbeſchreiblichkeit iſt.“ Dieſe unverkörperte Gerechtigkeit iſt nicht Allen ſichtbar, denn ſie iſt nicht von dieſer Welt; aber ſoviel Menſchen es in einer Nation gibt, welche dieſe unſichtbare Gerechtigkeit überhaupt ſehen können, und wiſſen, daß ſie auch auf Erden allmächtig iſt, ſoviel Menſchen gibt es auch, welche zwiſchen einer Nation und ihrem Untergange ſtehen. So viele und nicht mehr. Großes, theures Vaterland, wie viele haſt du ihrer in dieſer Stunde?

Ein Studentenſtammbuch aus Leſſings Zeit.

Jedermann kennt die köſtliche Szene im „Fauſt“, wo der „Schüler“, nachdem ihn Mephiſtopheles, in Fauſts Mantel gehüllt, mit beißendem Spott über die vier Fakultäten belehrt und zuletzt bei der Medizin ſeine Sinnlichkeit angeſtachelt hat, zum Schluſſe den vermeintlichen Profeſſor demüthiglich bittet, ſich in ſein Stammbuch einzuſchreiben:

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' Eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

und dann mit ſtummem Entzücken die Worte der Schlange aus dem Paradieſe hinnimmt: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

Goethe hat, wie im „Fauſt“ überhaupt, ſo auch in der Schilderung des Univerſitätslebens ſelbſtverſtändlich das 16. Jahrhundert im Auge. Aber wie er im „Götz“, der ihn gleichzeitig mit dem „Fauſt“ beſchäftigte, die Farben, die er dort zu dem Bilde des 16. Jahrhunderts miſchte, theilweiſe auch der eigenen Zeit entnahm, ſo auch in der Schilderung des Studentenlebens im „Fauſt“. In „Auerbachs Keller“ ſpielen ſicher die Studenten ſeiner eigenen, eben erſt hinter ihm liegenden Univerſitätsjahre in ſeine Vorſtellung hinein, wenn auch — trotz des gewählten Lokals — weniger die feinen Kleinpariſer als die rüden Jenenſer, die ſchon in Zachariae's „Renommiſten“ (1744) den galanten Leipzigern gegenübergeſtellt worden waren. Von dem Stammbuchmotiv kann man zweifeln, ob der Dichter damit einen echten Zug aus dem 16. Jahrhundert oder einen aus ſeiner eigenen Zeit gegeben zu haben meinte. Der Zug iſt ohne Zweifel völlig echt, es fragt ſich nur, ob Goethe darum wußte. Als die Blüthezeit der Stammbücher iſt freilich das 17. Jahrhundert zu betrachten. In denſelben Jahrzehnten, wo in den höfiſchen, den Adels- und Gelehrtenkreiſen die Sprachgeſellſchaften mit ihrer Namen- und Wappen-, Deviſen- und Motto-Spielerei florirten, da circulirten auch die Stammbücher am fleißigſten. Noch heute ſind nicht wenige von jenen unförmlichen kleinen, dicken Bänden erhalten, auf deren abwechſelnden Papier- und Pergamentblättern zwiſchen allerhand ſchönen Deviſen bunte Wappen, ausgeſchnittene Kupferſtichportraits, Landſchafts- und Städtebilder, allegoriſche Darſtellungen und galante Schäferſzenen in Aquarell oder Federzeichnung ausgeſtreut wurden. Aber ſchon im 16. Jahrhundert war der Gebrauch der Stammbücher in Gelehrtenkreiſen ganz verbreitet. Doch hätte Goethe das Motiv recht gut auch ſeiner eigenen Zeit entlehnen können, denn die Sitte, die jetzt, wo ſelbſt in den Kreiſen der Jugend mit aller Empfindſamkeit gründlich aufgeräumt iſt, antiquirt, übrigens zum Theil durch das moderne

Photographie-Album ersetzt, nur noch in den Kinderschulen und allenfalls auf der untersten Stufe des Gymnasiums ein kümmerliches Dasein fristet, bestand in studentischen Kreisen, noch als Goethe in Leipzig studirte.

Die Loge „Minerva" in Leipzig bewahrt unter ihren bescheidenen archivalischen Schätzen ein kleines Juwel: das Stammbuch eines Leipziger Studenten aus dem vorigen Jahrhundert, in welches alle irgendwie hervorragenden Dichtergrößen jener Zeit sich eigenhändig eingezeichnet haben.*) Was für Augen würde ein Autographensammler machen, wenn er diesen Reichthum von echten Sousignés auf so engem Raume beisammen sähe! Es ist ein schlichter Lederband in Queroktav, der 86 Blatt umfaßt; 20 davon sind leer geblieben, die übrigen sind bald auf beiden, bald nur auf einer Seite beschrieben, eine kleine Röthelzeichnung ist besonders eingeheftet. Das erste Blatt trägt die Widmungsinschrift: Viris Eruditione Illustribus d. d. d. Ioannes Georgius Eck S. S. Theol. Cultor. Francus.

Der ursprüngliche Besitzer dieses Stammbuches war der nachmalige Professor Johann Georg Eck, der am 20. November 1808 als letzter „Professor der Dichtkunst" (professor poëseos) der Leipziger Universität starb. Er war am 23. Januar 1745 in Hinternahe bei Schleusingen, wo sein Vater Prediger war, geboren, hatte von 1753 bis 1763 das Gymnasium im Schleusingen besucht und Ostern 1763 die Leipziger Universität bezogen. Ende 1765 wurde er Magister, bestand 1766 die theologische Kandidatenprüfung und begann 1768, nachdem er sich entschlossen, die akademische Laufbahn einzuschlagen, in Leipzig Vorlesungen zu halten. Nach Gellerts Tode wurde er am 24. Januar 1770 zum außerordentlichen, am 16. Mai 1771 zum ordentlichen Professor ernannt, übernahm als solcher am 25. März 1782 die Professur der Moral und Politik, 1791 nach dem Tode von Friedrich Wolfgang Reiz die der Poesie.**) Fünfmal hat er in den Jahren 1788—1806 das Rektorat der Universität verwaltet, auch als Mitglied verschiedener gelehrter Vereine, so der ehemaligen „Görlitzischen", später (seit Gottscheds Führung, 1727) „Deutschen Gesellschaft" und der ebenfalls von Gottsched 1752 gegründeten „Gesellschaft der freien Künste" u. a., sowie als Censor oder Bücherkommissar sich thätig bewiesen. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Literaturgeschichte, lateinische Poetik und Uebungen im Deutsch-Schreiben, Reden und Deklamiren; außerdem erklärte er den Plautus, Terenz, Horaz und Juvenal.

---

*) Die Kenntniß desselben verdanken wir der Güte des Herrn Kaufmanns C. G. Böhne in Leipzig.

**) Zu seinen Vorgängern in diesem Amte, welches er als der letzte bekleidete, gehörten unter andern: Joh. Friedrich Christ, der bekannte Archäolog (1739—56), Karl Andreas Bel (1756—82), Chr. August Clodius (1782 — 84) und Friedrich Wolfgang Reiz (1785 bis 90). Gottsched war Professor der Dialektik und Metaphysik, Gellert nur außerordentlicher Professor der Moral.

In seiner schriftstellerischen Thätigkeit ließen ihn die mit seiner amtlichen Stellung verbundenen Verpflichtungen zu keinen größern, selbständigen Arbeiten kommen. Nur zahlreiche kleine Gelegenheitsschriften hat er veröffentlicht, fast alle in lateinischer Sprache. Für die Gelehrtengeschichte ist sein „Leipziger gelehrtes Tagebuch" (1780—1806) von Bedeutung geworden, ein chronologisches Verzeichniß aller Schriften und Begebenheiten, die das wissenschaftliche Leben Leipzigs in den genannten Jahren betreffen. Er hatte, ähnlich wie sein Vorgänger Christ, dem er in vielen Stücken gleicht, eine große Gewandtheit in der lateinischen Versifikation und war, gerade wie jener, der späteren Entwickelung der deutschen Literatur entschieden abhold. Als Kuriosum sei nur erwähnt, daß er am 4. März 1802 — ein halbes Jahr nach der großartigen Ovation, die Schiller in Leipzig bei einer Aufführung seiner „Jungfrau" bereitet worden war! — im Namen der philosophischen Fakultät, deren Dekan er war, seinen juristischen Kollegen, den Dr. Aug. Cornelius Stockmann, den Dichter des Liedes „Wie sie so sanft ruhn", vor versammelten Docenten und Studenten feierlich zum Dichter krönte — das zweite und letzte Mal, daß die Leipziger Universität ein derartiges Possenspiel erlebte.*) Die Professur der Poesie wurde nach seinem Tode eingezogen und mit der der Rhetorik vereinigt.

In dem Stammbuche Ecks haben sich 82 Personen eingezeichnet. Diese sämmtlichen Einträge stammen mit einer einzigen Ausnahme aus Ecks Studentenzeit (1764—1765) und den darauf folgenden drei Jahren (1766—1768). Erst 32 Jahre später ist das Buch dann noch einmal benutzt worden. Im Jahre 1800 haben ein paar Holsteinische Prinzessinnen, Henriette und Friederike, freundliche Worte des Dankes eingeschrieben für lehrreiche und angenehme Stunden, die sie in Leipzig im Verkehr mit Professor Eck verlebt hatten. In der Unterhaltung mag damals wohl der glücklichen Studentenjahre gedacht und dabei das Stammbuch wieder hervorgesucht worden sein. Alle Einzeichnungen stehen natürlich bunt durch einander: jeder schrieb sich eben ein, wo er gerade aufschlug. Da die Blätter aber fast ausnahmslos datirt sind, so läßt sich mit leichter Mühe ihre wahre Reihenfolge herstellen, und dies führt zu interessanten Ergebnissen.

Das Album mag ein Neujahrsgeschenk gewesen sein, das der junge Studiosus 1764 von einem Freunde erhielt. Der früheste Eintrag wenigstens ist datirt Halae Jan. 1764 und stammt von einem sonst unbekannten Joh. Andreas v. Segner, jedenfalls dem Schenkgeber. Die nächsten aber, die sich im April und Juni

*) Die einzige Leipziger Dichterkrönung, die noch vorhergegangen, war die allbekannte, welche Gottsched am 18. Juli 1752 im Namen der philosophischen Fakultät an dem Freiherrn von Schönaich wegen seines Heldengedichtes: „Hermann oder das befreyte Deutschland" vollzog — übrigens in absentia des Dichters. Ein Baron v. Seckendorf nahm an seiner Statt den Lorbeerkranz entgegen und dankte im Namen des Gekrönten dafür.

darauf einzeichnen, sind die beiden Leipziger Professoren Chr. Aug. Crusius, der bekannte Theolog und Philosoph, der Gegner der Wolff'schen Schule, und — Gellert; in ihnen wird man diejenigen zu erkennen haben, die dem Besitzer unter seinen Lehrern am nächsten standen und die meiste Anziehungskraft für ihn besaßen. Mitte Juni ist Eck in Halle zu Besuch und legt bei dieser Gelegenheit sein Album Georg Friedrich Meier, dem bekannten Aesthetiker, dem Nachfolger und Plagiator Baumgartens, vor. Im August schreibt sich in Leipzig der junge Professor Clodius ein, der durch Goethe eine komische Berühmtheit erlangt hat; im September geht Eck nach Jena und macht dabei einigen Jenenser Docenten seine Aufwartung. 1765 vervollständigte sich namentlich der Leipziger Kreis. Im Januar zeichnet sich Christian Felix Weiße ein, im Februar der Theologe Burscher, der „Harlekin auf dem Catheder", im April Johann August Ernesti, im Juli Reiske. Inzwischen ist Eck im Juni wieder in Jena gewesen und hat auch dort wieder ein paar Blätter eingeheimst. Am ergiebigsten sind die beiden Jahre nach Beendigung seiner Universitätsstudien, 1766 und 1767, gewesen. Der junge Magister tritt entschieden kecker auf als das Studentlein, er wagt sich an die ersten Größen hinan. Anfang des Jahres 1766 werden noch eine Anzahl Leipziger nachgeholt, unter ihnen der damals noch junge Theolog Samuel Friedrich Morus, im Juli ist er in Halle und besucht unter andern Joh. Salomo Semler, den bekannten Rationalisten, und Klotz, den jungen, damals noch in dem Glanze seiner frühzeitigen Erfolge sich sonnenden Geheimrath. Mitte August reist er nach Berlin, wo er sich über acht Tage aufhält, und der erste, dem er dort, am 16. August, sein Büchlein vorlegt, ist — Lessing. Ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß diese beiden, Klotz und Lessing, zwischen denen wenige Monate später die bekannte, für Klotz verhängnißvolle Fehde ausbrach, hier unmittelbar hinter einander sich einzeichnen mußten! Am 19. August folgt Spalding, am 20. Moses Mendelssohn, Sulzer und die Karsch, am 22. unter andern Ramler. Auf der Rückreise werden Ende August noch ein halb Dutzend Wittenberger mitgenommen. Das folgende Jahr, 1767, bringt von Leipzigern nur noch ein oder zwei Nachzügler. Dagegen ist Eck im Januar in Dresden, wo sich Chr. Ludwig Hagedorn, der Direktor der Kunstakademie, der jüngere Bruder des Dichters, einschreibt, im Mai ist Zachariae von Braunschweig, im August Gleim von Halberstadt aus zum Besuche in Leipzig, und sofort sucht Eck ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Beinahe der ganze Juli aber und der Anfang des August ist ausgefüllt durch eine Rundreise, die ihn über Göttingen, Hannover, Celle, Hamburg, Altona, Braunschweig und Helmstädt führt, und von der er die reichste Stammbuchernte mit heimbringt. In Göttingen wird neben vielen weniger bedeutenden Pütter, der berühmte Staatsrechtslehrer, und Kästner, der bekannte Epigrammatiker, aufgesucht, in Hannover Joh. Adolf

Schlegel, der dort kurz vorher in den Hafen eines Pfarramtes eingelaufen war, der Vater der beiden Romantiker, in Altona der Rektor Joh. Jakob Dusch, der von Leſſing wiederholt arg gezauſte Gottſchedianer, in Hamburg Samuel Reimarus, Klopſtock und der zufällig von Braunſchweig aus hier anweſende Ebert, allbekannt aus Klopſtocks Ode an ihn, auf der Rückreiſe in Braunſchweig der Abt Jeruſalem, der Vater des unglücklichen Werther-Jeruſalem, und Gärtner, der Begründer der „Bremer Beiträge“. Ohne nennenswerthen Ertrag iſt das Jahr 1768. Dagegen bringt das nächſte Jahr noch ein paar wichtige Ergänzungen. Im Januar wird bei einem Beſuche in Dresden Lippert, der Herausgeber der „Daktyliothek“, und jedenfalls auch Rabener aufgeſucht; des letzteren Eintrag trägt kein Datum, ſteht aber mit dem Lipperts auf derſelben Seite. Im Mai iſt Baſedow in Leipzig, „auf der Reiſe zur innerlichen und äußerlichen Beförderung des Elementarbuchs“, wie er zu ſeinem Eintrage hinzugeſetzt hat; auch er entgeht dem eifrigen Sammler nicht. Anfang Juni iſt Eck ſelbſt in Erfurt; wieder begleitet ihn das treue Büchlein, und Wieland und Riedel, beide damals Docenten an der Erfurter Univerſität, müſſen ihren Beitrag ſpenden. Im September endlich wird noch Johann Georg Jacobi in Halle eingeheimſt, deſſen Eintrag den Schluß macht. Undatirt iſt, außer Rabeners nur Oeſers Blatt, die ſchon erwähnte kleine Zeichnung. Doch gehört auch ſie jedenfalls in das Jahr 1766 oder 1767.

Eine bedächtige Durchſicht des alten Studentenſtammbuches iſt in mannigfacher Hinſicht lehrreich. Wir blicken zunächſt auf das Sprachenverhältniß und bemerken, daß von den 81 Einträgen 49 in lateiniſcher, 30 in deutſcher, je einer in engliſcher und franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſind, d. h. der Zuſatz bedient ſich dieſer Sprache; der gewählte Spruch iſt z. B. in den lateiniſchen Blättern oft ein griechiſches, bisweilen ein hebräiſches, einmal ſogar ein engliſches Citat. Mit Citaten behelfen ſich überhaupt die meiſten; die, welche einen eignen Gedanken oder gar eine eigne poetiſche Leiſtung hinſchreiben, bilden natürlich die Minderheit. Was die Schriften betrifft, aus denen die Citate entlehnt werden, ſo begegnet vor allem die Bibel, daneben namentlich lateiniſche Autoren, ſeltener deutſche Dichter. Charakteriſtiſch ſind die deutſchen Citate, inſofern ſie zeigen, was damals geleſen wurde, was populär war. Wie in Klopſtocks Ode „Der Zürcherſee“ (1750) auf dem Kahne von Hirzels junger Frau „Haller's Doris“ geſungen wird und dann „die Jünglinge ſingen und empfinden wie Hagedorn“, wie noch in Voßens „Luiſe“ (1784) beim Luſtwandeln im Walde

empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi

angeſtimmt werden, ſo werden wir uns nicht wundern, auch unter den Sprüchen unſeres Stammbuches wiederholt Haller und Hagedorn zu begegnen; daneben

finden ſich Stellen aus Logau, Gellert, Giſeke und Wielands „Muſarion“. In der Annahme, daß die Wahl des Spruches auch immer für den Schreiber charakteriſtiſch ſei, daß tiefe perſönliche Ueberzeugungen ſich darin ausſprechen, wird man nicht zu weit gehen dürfen. Bezeichnend mag es ja ſein, wenn Succow, der Jenenſer Naturphiloſoph, in ſeinem Spruche: Unius corporis destructio alterius est generatio (Die Zerſtörung des einen Körpers iſt die Erſchaffung eines andern) ſich als ſtrammer Anhänger des Empedokles und der Atomiſtiker zeigt, wenn Pütter, der große Staatsrechtslehrer, mit ſeinem kurzen Deo et reipublicae den Patriotismus neben die Gottesfurcht ſtellt, wenn Sulzer, der Hauptäſtheticus der Zeit, mit dem Horaziſchen Est modus in rebus, sunt certi denique fines auf Maß und Begrenzung den Nachdruck legt; viele haben ſich aber ſicher mit neutralen Ausſprüchen begnügt, die überall hin paſſen. Der eine weiſt den jungen Studenten griesgrämlich auf Tod und Ewigkeit hin, der andere predigt fröhlichen Lebensgenuß, und dem einen iſt es am Ende ſo wenig Ernſt damit geweſen wie dem andern. Charakteriſtiſcher iſt vielleicht die äußere Form, in der die Einzeichnungen auftreten: auf der einen Seite Kürze, Natürlichkeit und Einfachheit, auf der andern Breite, Zopf und Schwulſt. Am umſtändlichſten ſind die Unbedeutendſten. Klopſtock, Leſſing, Wieland ſetzen ſimpel ihren Namen unter ihren Spruch, Univerſitätsprofeſſoren, deren Namen man heute kaum noch kennt, zählen mit Grandezza alle ihre Titel und Würden auf; die letzteren ſind dann wenigſtens auch gegen den glücklichen Beſitzer des Stammbuches mit doctissimus, clarissimus, ornatissimus, praenobilissimus und andern ſuperlativen Prädikaten nicht karg — nach dem Grundſatze: Gebt allen alles, damit euch von allen alles wiedergegeben werde.

Im Folgenden theilen wir eine kleine Auswahl aus den Blättern unſeres Stammbuches mit, indem wir uns dabei auf die bekannteren Erſcheinungen der deutſchen Literaturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts beſchränken. Da begegnen uns denn zunächſt von Leipzigern Clodius, Gellert und Chriſtian Felix Weiße. Einer fehlt: Gottſched. Doch kann uns das nicht Wunder nehmen. Gottſched ſtarb 1766. Als Eck die Univerſität bezog, hatte er ſeine Rolle längſt ausgeſpielt. Was im Oktober 1765 der junge Goethe nach Frankfurt ſchrieb: „Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um“, das wird auch 1764 ſchon gegolten haben, als Eck ſein Stammbuch in Bewegung ſetzte. Gellert hat ſich mit dem ſimpeln Quintilianiſchen Pectus disertos facit (Das Herz iſt es, was beredt macht) begnügt. Weiße füllt ſein Blatt mit einigen engliſchen Verſen, vielleicht einem Citat, und ſchreibt auch, der einzige im ganzen Buche, den Zuſatz engliſch — ſicherlich bezeichnend für den, der ſich lange Zeit als den deutſchen Shakeſpeare betrachtete, bis Leſſing ihn hierüber in aller Freundlichkeit eines Beſſern belehrte. Clodius widmet „Seinem Freunde und Zuhörer“ folgendes „Fragment einer Ode auf den

Ruhm", welches merkwürdigerweise frei ist von jener Verbrämung mit Fremdwörtern und mythologischen Namen, die der Student Goethe in seiner bekannten „Ode auf den Kuchenbäcker Hendel" so ergötzlich verspottet hat:

Die ihr des Ruhms begehrt, schöpft aus der Weisheit Fülle
Den wahren Ruhm, verschertzt ihn nicht!
Bewundert Gott im Staub, und preist ihn in der Stille,
Und bittet ihn um Muth zur Pflicht.
Zerstreut euch nie zu sehr, denckt mitten im Getümmel
Der Welt, und der Geschäfte, Gott;
Denckt der Allgegenwart, denckt an den nahen Himmel
Und seyd vertrauter mit dem Tod.
Liebt den der euch verfolgt, seyd ohne Falsch, beleidigt
Nie eures Nächsten Eigenthum,
Ehrt euer Vaterland und wenn ihr es vertheidigt
Schont euer Blut nicht — diß ist Ruhm.

Eine Anzahl von denen, die in den vierziger Jahren in Leipzig von dem Einflusse Gottscheds sich losgemacht und sich um die „Bremer Beiträge" geschaart hatten, fanden sich später als Docenten am Carolinum in Braunschweig wieder zusammen; Ecks Stammbuch hat drei von ihnen aufzuweisen: Gärtner, Ebert und Zachariae. Gärtner greift zu einem Citat seines Freundes Giseke, Ebert citirt ein paar Hagedornsche Zeilen; Zachariae, der „Professor der Dichtkunst", schwingt sich zu folgenden eigenen (?) Versen auf — beiläufig fast den einzigen fünffüßigen Jamben im ganzen Buche, neben den dominirenden Alexandrinern:

Beglückt ist Der, der keines Mächtgen Sklav
Sich selber lebt; dem bey Nordwestensturm
Kein Schiff zerscheitert am untreuen Fels;
Den Hoffnung nicht im Vorgemach ernährt,
Und der, wenn ringsum ihn der Thoren Schaar
Auf Ruhm erhitzt, nach Schattenehre hascht,
Verborgen liegt im Winkel seiner Welt.

Drei andere, die ebenfalls in den vierziger Jahren in Leipzig zusammengestanden, waren, als Eck mit seinem Stammbuche umherzog, nach verschiedenen Richtungen hin verstreut: Rabener lebte als Steuer-Rath in Dresden, Johann Adolf Schlegel als Pastor an der Marktkirche in Hannover, Kästner als Professor der Mathematik und Physik in Göttingen. Rabener hat ein sehr ungeeignetes Stammbuchblatt geliefert. Er jammert über seine unerquickliche Amtsthätigkeit, indem er die Worte citirt, in denen ein antiker Kollege von ihm, der jüngere Plinius, als kaiserlicher quaestor aerarii ähnlichen Klagen Luft macht (Epist. I, 10): Subnoto libellos, conficio tabulas, scribo plurimas, sed illiteratissimas, literas (Ich muß Aktenstücke unterschreiben, Rechnungen aufstellen und viele, höchst triviale Briefe schreiben). Schlegel hat ein paar herzlich unbedeutende Zeilen eigener Mache eingeschrieben, die wir dem Leser erlassen wollen; Kästner dagegen folgendes hübsche Epigramm:

So wie wir aus der Kinder Thaten
Der reifern Jahre Trieb errathen
So prüft uns Gott in dieser Welt:
Hier läßt er uns noch Spiele wählen
Bis einstens den erwachsnen Seelen
Die Puppe selbst nicht mehr gefällt.

Von den Hallensern wäre Johann Georg Jacobi zu nennen, dem wir gleich noch seinen Intimus, Gleim in Halberstadt, anreihen. Die erlauchten Häupter

der Anakreontik haben sich beide mit Blümchen aus fremden Gärten begnügt. Gleim greift zu den Hallerschen Zeilen:

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit,

Jacobi zu den Versen aus der „Musarion“:

Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in Rosenfarbnem Licht.

Die Berliner Kreise sind durch Lessing, Mendelssohn, Ramler und die Karsch vertreten. Auf Lessings Blatt wird man besonders gespannt sein, und was er geschrieben, enttäuscht auch nicht. Er hat eine Zeile aus der köstlichen Epistel des Horaz gewählt, in welcher der Dichter einem jungen Freunde Lehren über den Umgang mit Vornehmeren gibt und ihm dabei Aristipp, den Cyrenaiker, als das Ideal eines feinen Weltmannes aufstellt, der es verstanden, die Gunst der Großen mit Ehren und ohne Selbsterniedrigung zu behaupten. Mit flüchtiger Hand, aber in geschmackvoller, symmetrischer Anordnung, nach Art einer Lapidarinschrift, hat er eingezeichnet:

Horat.
Omnis Aristippum decuit color et status et res.

---

m. c. sc.
Gotthold Ephraim Lessing.
Berol. d. XVI. Aug. 1766.

Es ist eigenstes Erlebniß, was er hiermit niederschrieb; auch er hatte in den fünf Breslauer Jahren, die hinter ihm lagen, im Dienste Tauentziens sich als kluger Aristipp bewährt. Mendelssohn schreibt ebenfalls einen lateinischen Spruch: felix in terra sapiens, et in aethere felix. Ramler greift zu einem Logauschen Epigramm — wiederum bezeichnend. War er doch einer der wenigen, die sich um den heute ja wieder allbekannten, damals aber so gut wie vergessenen Epigrammendichter aus dem 30jährigen Kriege gekümmert hatten; 1759 hatte er mit Lessing gemeinschaftlich eine Auswahl der Logauschen Sinngedichte neu herausgegeben. Ungemein freigebig mit ihren poetischen Gaben ist Anna Luise Karsch gewesen; sie hat sich zweimal eingeschrieben, einmal am 20. August 1766, dann noch einmal Tags darauf an einer andern Stelle des Buches. Der erste Eintrag, den sie mit ihrem Namen unterzeichnet hat, ist folgender:

sey Stets als weiser Mann und erist
Vergnügt mit dem was gegenwärtig ist
die Zukunft dekte Gott mit diken finsternißen
wenn dir daß richtende gewißen
nur Jeden abend sagt heut hast du recht gelebt
dann frage nie darnach ob morgen
Sturm oder Sonnenschein Verborgen
dicht über deinem Haubte schwebt.

Der zweite Eintrag lautet:

sey gleich in Sachßen oder Franken
du der empfindung und gedanken
auf freyer Stirn und in dem offnen auge Trägt
sey wo Du wilst von Fremden oder Freunden
geliebt Bewundert und gepflegt

und auch gehaßt von Stillen feinden
Sey wo dein ſchickſaal dir gebeut
in welcher lufft auff welcher Erde
erinnre dich nur ſtets daß meine redligkeit
dir immer guttes wünſchen werde

Sappho

Die Handſchrift zeigt, daß dieſe ſelbſtbewußte, völlig interpunktionsloſe deutſche „Sappho" niemand anders iſt als abermals die Karſch. Auf den Beſitzer des Stammbuchs ſcheint dieſe reiche Spende einen beſonders rührenden und nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben. Als die Dichterin 1791 ſtarb, widmete Eck ihrem Andenken eine Anzahl lateiniſcher Trauergedichte (Elegi in mortem Annae Ludovicae Karschiae. Lips. 1792).

Endlich blieben noch Klopſtock und Wieland übrig. Klopſtock behilft ſich mit ein paar Hagedornſchen Zeilen:

Der Geiſt, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, er ruht auf keinem Orden.

Wieland hat auf einer linken Seite des Buches geſchrieben: „Wir beſſern nicht gern an den Wercken der alma mater rerum." Sein jüngerer Erfurter Kollege Riedel, Klotzens bekannter Sekundant in der archäologiſchen Fehde mit Leſſing, ſchrieb ſupplirend auf die gegenüberſtehende Seite: „Und lieben den Spruch ridendo dicere verum."

An dieſen Proben ſei es genug; vielleicht haben wir des Guten ſchon mehr als zu viel damit gethan. Nur über das Oeſerſche Bildchen noch ein Wort. Es iſt bezeichnet A. F. Oeser und ſoll, wie eine von ſpäterer Hand hinzugefügte, kaum noch leſerliche Bleiſtiftnotiz beſagt, den Philoſophen darſtellen (namens?), der in Gegenwart von mehreren Zuſchauern Linſen durch ein Nadelöhr wirft. —

Lebten wir ſelber noch in jener weichen, elegiſchen Zeit, wo unſer Studentenſtammbuch von Hand zu Hand ging, ſo würden wir vergilbte Blätter, über die vor mehr denn hundert Jahren die Feder ſo vieler großen Geiſter gegangen, vermuthlich nicht ohne Thränen im Auge aus der Hand legen, Thränen der Wehmuth über die ſchnöde Vergänglichkeit und darüber, daß ein erbärmliches Stück Papier den Menſchen überleben muß. In unſerem rauhen, hartgeſottenen Zeitalter ſcheiden wir von dem Büchlein mit einer kühleren Betrachtung. Wir ſind gewohnt, das ſiebzehnte Jahrhundert in unſerer poetiſchen Literatur als die Periode der „Gelehrten-Dichtung" zu bezeichnen, und geneigt, ſchon im erſten und zweiten Drittel des achtzehnten überall die Vorwehen der großen Sturm- und Drangzeit zu erblicken. Wie ſchwach und wirkungslos aber in der That dieſe Wehen geweſen, und wie tief die deutſche Dichtung auch damals noch im Gelehrtenthum ſtak, iſt uns ſelten ſo greifbar deutlich geworden wie hier, wo faſt der ganze deutſche Parnaß jener Tage auf und zwiſchen Univerſitätskathedern uns vor Augen tritt.

* * *

Moritz Buschs Neue Tagebuchsblätter.

Fast gleichzeitig mit der fünften, durch einige Zusätze vermehrten Auflage von Moritz Buschs bekanntem Buche: „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich“ ist ein neues Memoirenwerk desselben Verfassers erschienen, das, schon längst mit Spannung erwartet, wiederum auf das regste Interesse in weiten Kreisen rechnen darf. Aus der Fülle seiner Tagebuchblätter hat Busch eine neue Reihe ausgewählt, um sie als charakteristische Illustration der Zeitgeschichte dem deutschen Volke vorzulegen. Den kostbarsten Schatz freilich, der ihm zur Verfügung stand, und soweit er überhaupt jetzt verfügbar war, hat er uns bereits gespendet. Die Tagebuchsblätter aus dem französischen Kriege, die mit wahrhaft rührender Treue und peinlichster Gewissenhaftigkeit Alles verzeichnen, was dem Verfasser von dem Leben, Arbeiten und Reden Bismarcks in der damaligen Zeit zu Gesicht und Gehör kam, sind eine literarische Gabe, für die ihm Mit- und Nachwelt zu lebhaftestem Dank verpflichtet bleibt, ein Werk, einzig in seiner Art und von einem historischen Werthe, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Darüber, sollte man meinen, dürfte unter Vorurtheilsfreien nicht der mindeste Zweifel herrschen. Oder wer wollte dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er sagt: „Mich dünkt, daß überhaupt Alles von Interesse ist, was zu dem hochherrlichen Kriege gehört, der uns ein deutsches Reich und eine sichere Westgrenze gewann, und daß auch das scheinbar Kleinste seinen Werth hat, das zu dem Antheile in Beziehung steht, den der Graf Bismarck an den Ereignissen während desselben hatte?“ Wenn trotzdem, und zwar manchmal von recht beschränkt pedantischem Standpunkte aus, gegen das Buch polemisirt worden ist, so wird sich vermuthlich der Verfasser mit Ruhe, Würde und dem nöthigen Humor darüber hinweggesetzt haben. Hat er doch recht gut gewußt, was er that, als er sich entschloß, auch Andere an diesen werthvollsten Erinnerungen seines Lebens theilnehmen zu lassen, und hat ihm doch der über alle Erwartung großartige Erfolg seines Werkes bewiesen, wie sehr er dem allgemeinen Verlangen entgegenkam, als er ein so treues, warmes, farbenfrisches Bild unseres großen Kanzlers und seiner Umgebung aus jenen unvergeßlichen Tagen zu zeichnen unternahm.

Mit diesen früheren Tagebuchblättern lassen sich die neueren nicht wohl auf eine Linie stellen, einfach deswegen nicht, weil sich ein Stoff, wie der dort behandelte, nicht zum zweiten Male bietet. Doch ist darum das neue Buch nicht minder reich an spannendem Interesse, und wenn das Publikum, wie Zehn gegen Eins zu wetten ist, zunächst auf neue Bismarckiana fahndet, so wird es auch hier sein Genügen finden. Allerdings ist Bismarck hier nicht der Mittelpunkt, um den sich Alles gruppirt. Aber was dem Buche in dieser Beziehung an Einheit der Person abgeht, das ersetzt es durch die wechselvolle Mannigfaltigkeit der Bilder, die es vor uns aufrollt. Der Verfasser ist ein Mann, der weit herumgekommen ist in der Welt, vieles gesehen und erlebt, mit hervorragenden Persönlichkeiten verkehrt, wichtige Ereignisse in nächster Nähe geschaut hat. Dazu besitzt er das Talent, Personen und Sachen mit scharfem Blicke zu erfassen, das in jedem Falle Wesentliche und Charakteristische hervorzuheben und das Geschehene und Erlebte in treuer, klarer, anschaulicher

Weiſe wiederzugeben. Nehmen wir noch dazu die Gabe eines leichten und gefälligen Stils, einer anmuthig unterhaltenden und mit Humor gewürzten Rede, ſo haben wir die weſentlichſten Eigenſchaften beiſammen, die dem „gerechten und vollkommenen“ Memoirenſchreiber eignen. Hören wir alſo, was er diesmal uns zu erzählen hat.

Die erſten vier von den ſieben Abſchnitten, in welche das neue Buch zerfällt, bilden gewiſſermaßen ein Ganzes für ſich. Sie ſind in chronologiſcher Folge geordnet und enthalten Erinnerungen und Erlebniſſe aus den Jahren 1851—1866. Das, was als Grundton durch alle hindurchgeht, iſt das Träumen, Hoffen und Wünſchen von Deutſchlands Einheit, Macht und Größe. Das iſt das Ideal, das der Jüngling erſehnt, an deſſen Verwirklichung mitzuarbeiten der Mann für ſeine erſte Pflicht erkennt.

Der erſte Abſchnitt verſetzt uns nach Amerika: „Amerikaniſche Wanderungen und Verwandlungen“ iſt er überſchrieben. Der Verfaſſer hatte in ſeiner Jugendzeit auf der Schule und Univerſität mit vollem Herzen geſchwärmt für das, was in jenen Tagen unklarer patriotiſcher Begeiſterung und ſtürmiſchen Freiheitsdranges dem wackeren deutſchen Herzen als das höchſte erſtrebenswerthe Ziel erſchien: für die Einheit Deutſchlands in republikaniſcher Form. Da kam der unſelige Tag von Olmütz: alle Hoffnungen auf eine nationale Wiedergeburt wurden zertreten, und die Reaktion gegen alle freiheitlichen Beſtrebungen ging ihren ehernen Gang durch die deutſch-öſterreichiſchen Länder. Da litt es Buſch nicht länger in der Heimat; ſchien ja doch Alles hier rettungslos verloren. Lieber hinüber nach Amerika, in die Vereinigten Staaten! Dort konnte man friſch Athem holen in republikaniſcher Luft! Dort gedachte er ſich einzuſpinnen in ein einſames Farmerleben im Hinterwalde „und — des Vaterlandes zu vergeſſen“. Im Sommer 1851 ſchiffte er ſich nach New-York ein. Allein ſeine ſchönen Lebenspläne zerrannen bald ebenſo in Nichts wie die goldenen Träume von republikaniſcher Herrlichkeit, in denen er ſich bis dahin gewiegt hatte. Je näher er mit dem politiſchen Leben in den Vereinigten Staaten bekannt wurde, deſto mehr ſchwand ſeine anfängliche Verehrung für die republikaniſchen Inſtitutionen. Er überzeugte ſich, daß das, „was er da vor ſich ſah, nicht die ideale Republik, der vollkommene Staat ſei, nicht die Bändigung und Beſchränkung des Egoismus und deſſen Nutzbarmachung zum Heile Aller, ſondern ungefähr das Gegentheil davon“. Und ebenſowenig vermochte das Auftreten der Bannerträger der deutſchen Republik, der Flüchtlinge von 1849, die ſich damals auf dem gaſtlichen Boden Amerikas zuſammenfanden, ihn in dem Glauben an ſein entſchwindendes Ideal zu beſtärken. Ueberall nichts als kraſſer Doktrinarismus, bodenloſe Selbſtüberſchätzung, flammende Rodomontaden, in denen das Unmögliche als etwas Selbſtverſtändliches gepredigt wurde. „Und dieſe Flüchtlinge,“ ruft Buſch aus, „dieſe Pſeudopolitiker mit ihren Illuſionen, ihrem engbegrenzten Geſichtskreiſe, ihrem unpraktiſchen Weſen, ihrem unduldſamen Fanatismus, dieſe Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umſtürzen das Zeug zu haben ſchienen, auf die Frage, was dann, aber nur unbeſtimmte Antwort zu geben wußten, und die überdies unter einander in arger Spaltung und bittrem Hader lebten, hatten die Geſchicke Deutſchlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran!“ Aber welche Erfahrungen ſollte er erſt auf kirchlichem Gebiete unter ſeinen Landsleuten machen! Buſch war als wohlbeſtallter Licentiat der Theologie nach Amerika gekommen, und als ihm bald nach ſeiner Ankunft der Zufall eine Aufforderung zur Bewerbung um das erledigte Paſtorat in der deutſch-lutheriſchen Gemeinde von St. Paulus in Cincinnati in die Hände ſpielte, entſchloß er ſich kurz, allen

weltlichen Aussichten zu entsagen und seine Kräfte dem Kirchendienste zu weihen. Er verwandelte sich in einen ehrbaren Pfarramtskandidaten und begab sich nach Cincinnati, um sich dem Kirchenrathe der Paulusgemeinde als Bewerber zu präsentiren. Was er hier erlebte, bildet das Hauptstück der mitgetheilten amerikanischen Erinnerungen. In drastischen Zügen entwirft er ein Bild der korrupten Zustände in dieser Gemeinde, die wie die meisten lutherischen Gemeinden Amerikas in republikanischer Selbständigkeit sich selbst den Geistlichen bestellte, etwa in derselben Weise, „wie ein profanes Kasino, eine zu weltlichem Vergnügen bestimmte Ressource sich den Kastellan wählt'. Auf theologische Vorbildung, auf sittliche Würdigkeit kam es dabei wenig an. Die Hauptsache war, daß der Geistliche, der übrigens meist nur auf ein Jahr angestellt wurde, durch seine Predigt möglichst viel Leute in die Kirche lockte, so daß durch das Vermiethen der Stühle nicht nur die Kosten gedeckt wurden, sondern auch noch ein Plus gemacht wurde. Was für mehr als zweideutige Subjekte unter diesen Umständen ins Pastorat gelangten oder sich doch um dasselbe bemühten, in welcher unwürdigen Abhängigkeit die selbstherrliche demokratische Herde ihren Hirten hielt, davon weiß unsere Erzählung Erbauliches zu berichten. Busch erkannte sehr bald, daß hier seines Bleibens nicht sei. Nachdem er seine — übrigens beifällig aufgenommenen — Probepredigten gehalten, trat er auf die Nachricht, daß es bei der Vorwahl zu einer in der Gemeinde nicht ganz seltenen Prügelei in der Kirche gekommen war, freiwillig von seiner Bewerbung zurück. Von amerikanischer Freiheit hatte er nun genug. Er sehnte sich wieder heimwärts, und mit der noch unbestimmten Ahnung, daß das Vaterland auch, und zwar besser unter nicht republikanischer Form, einig und groß werden könne, kehrte er schon im Februar 1852 wieder in die alte Welt zurück.

Eine Reihe von Jahren ist verstrichen, da finden wir den Verfasser wieder, aber in ganz anderen Verhältnissen: als Redakteur der „Grenzboten" sitzt er in Leipzig „im Kreise der Gothaner". Busch ist inzwischen fleißig publizistisch thätig gewesen, hat seine amerikanischen Erinnerungen verwerthet, auch ein weiteres Stück von der Welt gesehen. Er hat ein halbes Jahr in Schleswig-Holstein zugebracht, um die dortigen Verhältnisse zu sondiren, und dreimal den Orient besucht. Erst im Jahre 1859 hat er sich häuslich in Leipzig niedergelassen, um sich der schon drei Jahre vorher übernommenen Redaktion der grünen Blätter ausschließlich zu widmen. In dieser Stellung ist er zu zahlreichen wackern und geistig hervorragenden Männern in Beziehung gekommen, und ein ausgewählter Theil dieser Freunde und Bekannten tritt etwa seit dem Jahre 1861 allmählich zwei Mal wöchentlich zu einer mäßig großen Tafelrunde in einer Bierstube der Petersstraße zusammen, um nach angestrengter Tagesarbeit ein paar Stunden in vertraulichen, Geist und Gemüth gleichmäßig anregenden und befriedigenden Gesprächen zu verbringen. Das ist der auch über das Weichbild Leipzigs hinaus rühmlich bekannte Klub „Der Kitzing", oder wie man ihn von gegnerischer Seite zu taufen beliebte, „Die preußische Verschwörung". Die Männer, die da zusammensaßen, lehrend und lernend und im Ernst wie im Scherz stets ihr Bestes zu geben bemüht, gehörten den mannigfaltigsten Lebensstellungen, den verschiedensten deutschen Landschaften an. Aber alle waren sie einig in der patriotischen Hingebung an die nationale Idee, und auch wohl darin einig, daß ein liberales Preußen allein die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen vermöge. Es war ein Männerkreis, wie er selten im Leben sich findet, und wohl keinem der Theilnehmer wird die Erinnerung an jene „Kitzing-Abende" je entschwinden. Auch Busch wird es warm ums Herz, wenn er dieser guten alten Zeit gedenkt, die nimmermehr so wiederkehrt. Mit lebhaften Farben malt er

die Physiognomieen des längst auseinander gesprengten Kreises, aber das Herz geht ihm auf, wenn er den zu schildern unternimmt, der von Allen als Haupt und Hort der Tafelrunde verehrt wurde, den damaligen Direktor der Deutschen Creditanstalt, Karl Mathy. Wir besitzen schon von zwei anderen Genossen des Bundes werthvolle Mittheilungen über den kerndeutschen Mann mit dem durchaus originalen Gepräge; H. v. Treitschke hat dem zu früh Dahingeschiedenen einen tiefempfundenen Nachruf in den Preußischen Jahrbüchern gewidmet, G. Freytag dem Freunde ein glänzendes Denkmal in seinem Buche: „Karl Mathy; Geschichte seines Lebens“ (1870) errichtet. Als Dritter gesellt sich nun Busch hinzu, der, wenn auch nur in kurzen Zügen, doch ein treffendes Bild Mathys, des äußern wie des innern Menschen, aus jener Zeit entwirft. Im Vordergrunde der gemeinsamen Interessen des Klubs stand natürlich die deutsche Politik. Man verfolgte mit Spannung den Gang der politischen Ereignisse und that was man konnte zur Förderung der nationalen Idee. Es war die Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes. Von dem „reaktionären“ Preußen war vorläufig Nichts zu erwarten; Bismarck erschien als der Hauptfeind des Liberalismus. Um so lebhafter begrüßte man die Demonstrationen zu Gunsten der Freiheit und Einheit, die von dem Volke ausgingen. In den großen Turn-, Sänger- und Schützenfesten, die damals an der Tagesordnung waren, schien der Grundstein gelegt zu werden zu dem künftigen deutschen Staate. Auch das Bundesreform-Projekt, das Oesterreich 1863 den deutschen Fürsten vorlegte, fand seine hoffnungsgläubigen Anhänger, bis Treitschke in einer glänzenden Rede die Illusionen wenigstens bei Vielen zerstörte. „Mich brachte,“ fügt der Verfasser hinzu, „der Vorfall auf Gedanken, die der Anfang zu einer neuen Wandlung meiner Ueberzeugungen wurden.“ Auch er war bisher „im Fahrwasser einer unklaren national-liberalen Politik, die man ‚Volkspolitik‘ nannte, mitgeschwommen“; die Zeit war nahe, wo er auch diesen Ideen entsagen und dem Manne sich zuwenden sollte, von dem schließlich das Heil kam — dem preußischen Ministerpräsidenten v. Bismarck.

Unter welchen Umständen sich diese Wandlung wirklich vollzog, darüber berichtet Busch im dritten Abschnitt: „Im schleswig-holsteinischen Kriege und unter den Augustenburgischen“. Die Leipziger Idylle endete mit dem Ausbruche des schleswig-holsteinischen Krieges, der die nationale Frage endlich in Fluß bringen und der Ausgangspunkt für das deutsche Einigungswerk werden sollte. Am 2. Februar 1864, als eben die Nachricht von dem Einmarsche der Preußen und Oesterreicher in Schleswig eingetroffen war, verließ Busch Leipzig, um sich als Kriegsberichterstatter für die „Grenzboten“ nach den Herzogthümern zu begeben. Mit dem gesammten Liberalismus erkannte er als zu erstrebendes Ziel: Losreißung der Herzogthümer von Dänemark auf Grund der Ansprüche des Augustenburgischen Hauses und Herstellung eines selbständigen Staates, der aber natürlich enge Fühlung mit Preußen suchen müsse. In den mitgetheilten Tagebuchblättern schildert er zunächst die wechselnden Eindrücke und Erlebnisse (darunter auch seine tragikomische Quasi-Kriegsgefangenschaft in der Holmer Mühle) während der ersten Kriegswoche. Wir begleiten ihn auf seiner Reise von Kiel über Eckernförde nach Schleswig und Flensburg. Bald darauf aber finden wir ihn in den Kreisen der Augustenburgischen. Im Vertrauen auf die patriotische Haltung des Herzogs Friedrich entschließt er sich, nach Niederlegung seiner Redaktion ganz in die Dienste des Prätendenten zu treten, um für dessen Sache in der Presse zu wirken. Die Mittheilungen über den nun folgenden halbjährigen Aufenthalt am Hofe zu Düsternbrook sind indeß nur mehr andeutender Natur. Busch verweist auf eine möglicherweise später stattfindende Veröffentlichung des damals geführten Tagebuchs und begnügt sich

vorläufig in der Hauptsache mit einer aus persönlichem Umgange geschöpften Charakteristik der beiden Hauptpersonen: des Herzogs und seines ersten Rathes Karl Samwer. Der viel besprochene Friedrich VIII. erscheint darnach als ein wohlmeinender, bescheiden auftretender Herr mit einer respektablen allgemeinen Bildung und einer gemäßigt liberalen Richtung, der aber dem Einfluß seiner Umgebung allzuwillig sich hingibt und sich durch diese in seinem so schon tief wurzelnden Glauben an die Unverbrüchlichkeit seines pergamentenen Erbrechts nur noch hartnäckiger bestärken läßt. Der eigentliche spiritus rector aber der Augustenburgischen Sonderpolitik war bekanntlich der Geheime Rath Samwer. Busch schildert ihn als einen geistig gewandten, scharfsinnigen, kenntnißreichen Mann, in dessen Charakter sich seltsame Widersprüche vereinigen: „fanatische Energie mit frauenhafter Schwäche, hartnäckige Konsequenz mit fieberhaftem launischen Wechsel, demokratische Neigungen mit legitimistischen Grundsätzen". Ursprünglich Advokat, übertrug er seine advokatorischen Neigungen auch auf das Gebiet des Staatslebens und der Geschäftsbehandlung. „Die schleswig-holsteinische Frage wurde von ihm in der Hauptsache als ein großer Civilproceß angesehen und behandelt." Für das Dogma des Augustenburgischen Erbrechtes kämpfte er mit allen Waffen, die sich ihm darboten, warb er unermüdlich neue Anhänger und Unterstützer. Schickte er doch sogar einen vielgenannten deutschen Lyriker nach Rußland, um am Hofe zu Petersburg für den Herzog zu wirken. Daß bei alledem auch eigener brennender Ehrgeiz eine Rolle mitspielte, liegt nahe zu glauben. Die einseitige Verfolgung dieser partikularistischen Politik hatte natürlich die Wirkung, daß der Herzog in eine schiefe Stellung zu Preußen gerieth, welches seinerseits seine Ansprüche nicht aufgeben wollte, und daß die Augustenburgische Sache allmählich bei den wirklich Nationalgesinnten in Mißkredit kam. Auch Busch gingen die Augen über die im Gange befindlichen Umtriebe auf; er nahm seine Entlassung. Aber damit bereitete sich auch bei ihm der vollständige Bruch mit seinen bisherigen Ueberzeugungen von der Richtigkeit und Ersprießlichkeit der immer doktrinärer werdenden „Volkspolitik" vor. Er erkannte, daß weder der Nationalverein, der über den preußischen Verfassungskonflikt nicht hinwegkommen konnte, noch die Nationalfeste, die man zu feiern fortfuhr, die Nation einen Schritt weiter ans Ziel bringen würden, daß hier nur Eins helfen könne, eine stramm organisirte staatliche Macht, und diese Macht sei Preußen. Am 24. Juli 1865 schreibt er in sein Tagebuch: „Das preußische Heer wird's machen und die preußische Regierung. Die deutsche Revolution wird von der Berliner Wilhelmsstraße ausgehen, nicht, wie Phantasten wähnen, von den Berliner Fortschrittsmännern und ihren guten Freunden in Mittel- und Süddeutschland. Diese Revolution wird ein Krieg sein gegen Oesterreich und gegen die Politik, die jetzt ein ‚reines Deutschland' neben diesem und Preußen anzufertigen versucht, und jener den Sieg zu wünschen, für sie nach Kräften mit thätig zu sein trotz des verletzten und gebrochnen Verfassungsrechtes, ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich Nationale sein wollen." Darin aber lag die Absage gegen die bisherigen Gesinnungsgenossen. Als im Frühjahr 1866 die einfache Alternative gegeben war, für oder gegen Bismarck, legte Busch die Redaktion der „Grenzboten", die er nach der Rückkehr aus Kiel wieder übernommen hatte, nieder und erklärte sich unumwunden für Preußen, als den Grund- und Eckstein aller nationalen Bestrebungen.

Und der Verfasser hatte die Genugthuung, in kürzester Frist die Richtigkeit seiner Anschauungen bestätigt, seine patriotischen Hoffnungen mit schönstem Erfolg gekrönt zu sehen. Der Krieg von 1866 brach aus und brachte in seinem

Gefolge die Losreißung Deutschlands von Oesterreich, die gewaltige Vergrößerung Preußens, die Gründung des norddeutschen Bundes unter preußischer Führung. Der langersehnte Tag der deutschen Einheit war endlich nahe herangekommen. Busch erlebte die große Zeit in Leipzig, und was er damals von Eindrücken und Gedanken dem Tagebuche anvertraute, das theilt er — im wesentlichen unverändert — im vierten Abschnitte seines Buches mit, der den Titel führt: „Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig." Er will, wie er selbst sagt, darin zeigen, wie die stramm Preußischen, wie die Halben und Phantastischen und wie die Gegner damals empfanden und urtheilten, nebenbei aber auch ein Bild von dem damaligen Treiben in der alten Meßstadt und ihrer Umgebung überhaupt bieten. Und in beiden Beziehungen ist seine Darstellung als ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Kriegszeit willkommen zu heißen. Das Talent des Verfassers, aus der Fülle der Ereignisse das Charakteristische und für die Beurtheilung Werthvolle herauszuheben und in treuer, ansprechender Form zu fixiren, zeigt sich hier im schönsten Lichte. Wie lebendig tritt jene drangvolle Zeit wieder vor das geistige Auge! Die Unruhe und Aufregung, die peinliche Ungewißheit, das Umherflattern der tollsten Gerüchte, der Widerstreit der Meinungen, das krampfhafte Festhalten an dogmatisch gewordenen Vorstellungen, die allmähliche Klärung verworrener Anschauungen, der dröhnende Siegesjubel der Einen, die tiefe Niedergeschlagenheit der Andern! Und dazu eine Menge kleiner Züge aus dem Volks- und Soldatenleben, unbedeutend an sich, aber sehr bezeichnend für die Stimmung und Bildung der betreffenden Kreise. Was das politische Urtheil des Verfassers anlangt, so ist es so entschieden wie möglich. Aber sein ehrliches Bekenntniß, daß er niemanden verletzen oder zu den von ihm vertretenen Ansichten bekehren wolle, wird wohl auch diejenigen entwaffnen, welche ihm damals auf seinem Wege nicht folgen konnten.

Mit dem Hinweis auf seine Uebersiedelung nach Hannover schließt Busch das vierte Kapitel und damit zugleich den ersten Theil seines Buches. Die noch folgenden drei Abschnitte, die wieder untereinander in Zusammenhang stehen, enthalten die oben erwähnten Bismarckiana, schließen sich also eng an das frühere Memoirenwerk an. Im fünften Abschnitte entwirft Busch eine Schilderung des im eminenten Sinne weltgeschichtlichen Hauses „Wilhelmsstraße Sechsundsiebzig", d. h. des Auswärtigen Amtes in Berlin, aus der Zeit, in der er selbst dort thätig war, vom 24. Februar 1870 bis 26. März 1873. Der sechste Abschnitt enthält ein vielleicht allzu detaillirtes Gemälde des Herrenhauses und der Herrschaft von „Varzin", sowie des dortigen sehr einfachen Lebens des Fürsten im Herbst 1877. Im siebenten und letzten Abschnitte geleitet uns der Verfasser zunächst in das „Stammhaus des Reichskanzlers" in dem Dorfe Schönhausen, das Haus, in welchem Bismarck geboren worden ist, und in welchem er in den Jahren 1845—1867 bald für längere, bald für kürzere Zeit seinen Aufenthalt genommen hat, und orientirt uns dann über die anderen Güter des Fürsten: Friedrichsruhe im Lauenburgischen, Kniephof und Reinfeld in Pommern. Alle drei Kapitel sind Muster exakter Schilderungen, deren Anschaulichkeit freilich unter dem didaktischen Bemühen, auch die unbedeutendsten Kleinigkeiten nicht zu übergehen, leidet, deren Reiz jedoch auf der anderen Seite dadurch erhöht wird, daß mehrfach charakteristische Aeußerungen Bismarcks in sie verwebt sind.

Für die regelmäßigen Leser d. Bl. wird das neue Buch unsres geschätzten Mitarbeiters von ganz besonderem Interesse sein. Die Verlagshandlung hat dasselbe genau in der gleichen Weise ausgestattet, wie das bekannte Bismarckbuch.

Der Zarewitsch in Berlin.

Der Großfürst-Thronfolger von Rußland hat sich entschlossen, auf der Rückkehr von Cannes nach St. Petersburg einige Tage in Berlin zu verweilen — er wird nicht kommen — er wird auch Wien besuchen — solche und ähnliche Nachrichten gingen in den letzten zehn Tagen durch die Presse und wurden vielfach kommentirt, hier von diesem, dort von jenem politischen Standpunkte, bald sanguinisch, bald pessimistisch. Inzwischen ist der Zarewitsch wirklich in der deutschen Kaiserstadt eingetroffen und zwar, nachdem er vorher in Wien gewesen. Daß dies ein Ereigniß ist, steht bei der Bedeutung, welche er als Repräsentant der zukünftigen Politik Rußlands hat, und bei einem Blick auf die Gestalt, welche unser und Oesterreichs Verhältniß zu unserm Nachbar im Osten seit Ausführung der Beschlüsse der Berliner Konferenz angenommen hatte, außer Zweifel. Die Frage ist nur, was oder wieviel es ausdrückt, und hier gibt eine Rückschau auf die Entwickelung der Angelegenheit in Verbindung mit dem, was wir über den Charakter und die Anschauungen der fürstlichen Persönlichkeit wissen, um die es sich zunächst handelt, vielleicht einen Fingerzeig.

Die Ordnung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, über die man sich in Berlin verständigt, hatte in Rußland nicht befriedigt. Die große, in weiten Kreisen den Ton angebende nationale Partei zürnte. Fürst Gortschakoffs Bedürfniß, populär zu sein, und sein Wunsch, als Stern neben einem andern Sterne der diplomatischen Welt zu gelten, hatten ihn bis zu einem gewissen Grade mit jener Partei zu gehen bewogen und waren, als sie in Berlin unerfüllt blieben, zu Verdruß und Uebelwollen geworden. Auch weiter hinauf hatte man sich gewissen Aspirationen der Nationalen zugeneigt und fand sich jetzt enttäuscht. Die Ursache des Mißlingens wurde in der Haltung Deutschlands gesucht, welches, undankbar für 1870 gewährte Förderung, Rußlands Ansprüche nicht genügend unterstützt haben sollte, während sein Kanzler in Wahrheit nur darauf bedacht gewesen war, durch Vermittelung der Gegensätze einen Weltkrieg zu verhindern, der in erster Linie nicht im Interesse Deutschlands lag, aber auch für Rußland nicht mit Sieg endigen konnte, sondern zu einer Niederlage schlimmer als die im Krimkriege, zu einer Erschütterung des Reiches und vielleicht zu einem Umsturz der bestehenden Ordnung desselben durch revolutionäre Gewalten geführt haben würde.

Diese Friedenspolitik des deutschen Reichskanzlers wurde nach Schluß der Konferenz fortgesetzt, als es die Verwirklichung der dort getroffenen Abmachungen galt. Von Petersburg kommende Wünsche nach einem anderen Verfahren nahmen, als sie nicht berücksichtigt werden konnten, die Gestalt von

Drohungen an. Die von Gortschakoff inspirirten Zeitungen polemisirten hitzig und immer hitziger gegen die deutsche Politik und stachelten die öffentliche Meinung in jeder Weise gegen uns und Oesterreich-Ungarn auf. Man bemühte sich um ein Bündniß mit Frankreich und trug dies zur Schau. Man rüstete zu einem neuen Kriege, man sammelte Truppen in der Nähe der Westgrenze, woraus zu schließen war, wem er gelten, d. h. daß in Berlin und Wien Konstantinopel erobert werden sollte. Die russisch-französische Allianz blieb vorläufig ein Wunsch des Fürsten Gortschakoff, und die Antwort auf jene Drohungen und militärischen Demonstrationen war die Reise des deutschen Reichskanzlers nach Wien und die dort erfolgte Verständigung über eine gemeinsame Vertheidigung gegen die von Osten und möglicherweise auch von Westen her drohende Gefahr. Die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren in Alexandrowo fand gegen den Wunsch des Fürsten Bismarck statt, und wenn sie die Erhaltung der freundschaftlichen Beziehungen der verwandten Monarchen hob, so vermochte sie die Gefahr, die in Rußland aufgestiegen war, nicht zu bannen, und wir glauben, daß der deutsche Reichskanzler sich darüber keiner Täuschung hingab. Versuche, das Perfektwerden jener in Wien erzielten Verständigung zu vereiteln, schlugen fehl, ihren Folgen ohne Allianzen Trotz zu bieten, wäre große Unklugheit gewesen, und so beschloß man in Petersburg gegen das Ende des vorigen Monats hin, einzulenken und sich der deutschen Politik wieder zu nähern. Der Presse wurde mehr Mäßigung empfohlen und ihr zuletzt, wie es scheint, Schweigen über die betreffenden Fragen auferlegt. Die Sistirung eines Theils der militärischen Demonstrationen folgte. Die von der nationalen Partei beherrschte öffentliche Meinung in Rußland, deren Macht man nicht direkt anerkennt, wohl aber fürchtet, wurde über dieses Einlenken zu beschwichtigen und zugleich das Prestige Rußlands vor Europa zu wahren versucht, indem man einerseits die Agence Russe erklären ließ, die über das deutsch-österreichische Einvernehmen verbreiteten Gerüchte stimmten nicht mit den Thatsachen überein, und die Aufklärung über dasselbe, die ihm seine wahren Grenzen auf dem durch den Berliner Vertrag Allen eröffneten Gebiete anweise, könne keine Macht, welche den Frieden wünsche, verletzen, und indem man andrerseits jener Partei zu Gefallen den Rücktritt des Grafen Schuwaloff von seiner bisherigen Stellung veranlaßte. Nach diesen Vorbereitungen konnte das Erscheinen des Zarewitsch in Wien und Berlin als eklatanter Ausdruck der Wiederannäherung der russischen Politik an die deutsche und österreichisch-ungarische ohne Schaden für das Ansehen Rußlands und seines Reichskanzlers vor sich gehen.

Ein Wiener Blatt will „aus diplomatischen Kreisen" allerlei Näheres über die Vorgeschichte dieses Besuchs wissen. Nach seinen Mittheilungen wäre der-

ſelbe von Berlin aus angeregt worden, indem Kaiſer Wilhelm dem ruſſiſchen Zaren in einem Schreiben die Opportunität eines Beſuchs des Großfürſten-Thronfolgers in Wien, deſſen Ausflug nach Gmunden bereits ſeit einigen Wochen beſchloſſen war, angedeutet hätte. Der Kaiſer Alexander ſei von den dafür ſprechenden Gründen überzeugt worden und habe ſeinen Sohn angewieſen, ihnen Rechnung zu tragen. Der letztere habe der Weiſung anfangs Widerſtand entgegengeſetzt und erſt einem zweiten, „etwas ſchärfer accentuirten Schreiben“ — aus dem Verblümten ins Deutliche überſetzt: einem Befehle — nachgegeben. Dann, nachdem der Beſuch in Wien geſichert geweſen, ſoll der deutſche Kaiſer den öſterreichiſch-ungariſchen Monarchen davon in Kenntniß geſetzt haben. Endlich hat das betreffende Blatt verſichern hören, daß in der Korreſpondenz, die ſich auf dieſen und einen inzwiſchen aus Livadia an den Kaiſer Franz Joſef ergangenen Brief hin zwiſchen den drei Kaiſern entſponnen, „die politiſche Situation eingehende Würdigung gefunden habe, wobei eine Annäherung Rußlands an den von Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn eingenommenen Standpunkt ſich manifeſtirt haben ſolle. Daß dieſe Annäherung durch den Beſuch, welchen der Großfürſt-Thronfolger in Wien und Berlin abzuſtatten im Begriff ſei, eine weitere Konſolidirung erfahren werde, daran werde mit Beharrlichkeit geglaubt.“

Hierin miſcht ſich offenbar Falſches mit Wahrem. Möglich, vielleicht nach Alexandrowo wahrſcheinlich iſt, daß jene erſte Anregung von Kaiſer Wilhelm ausgegangen iſt. Eine Korreſpondenz zwiſchen den drei Monarchen kann ſtattgefunden haben, und eine perſönliche Annäherung kann dabei erreicht worden ſein. Zu einer Annäherung Rußlands an den von Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn eingenommenen Standpunkt würde aber mehr erforderlich ſein. Die beiden letzteren ſind konſtitutionelle Staaten, in denen die Verantwortlichkeit bei politiſchen Unterhandlungen mit fremden Mächten vom Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten getragen wird, welcher alſo zu hören geweſen wäre, wenn von einer andern Geſtaltung der Dinge die Rede ſein ſollte. Möglich, daß dies der Fall geweſen iſt; dann aber ſollte man meinen, daß der Beſuch des Zarewitſch in Berlin auch den Fürſten Bismarck dahin führen werde, und davon verlautet bis jetzt noch nichts.

Ferner wird Kennern der Petersburger Zuſtände und Perſönlichkeiten kaum einleuchten, daß ein „ſchärfer accentuirtes Schreiben“ den Sohn des Kaiſers Alexander zum Aufgeben ſeines Widerſtandes gegen den Beſuch des Wiener Hofes und zum Erſcheinen deſſelben in Berlin beſtimmt hat. Gewiß konnte ihm der Kaiſer befehlen und Gehorſam verlangen; zu bezweifeln aber iſt, ob ſolche Energie dem gegenwärtigen Beherrſcher Rußlands noch innewohnt. Verhielte es ſich gleichwohl ſo, wie behauptet wird, ſo hätte der Beſuch nur

die Bedeutung einer Demonstration des russischen Friedensbedürfnisses *für jetzt*, für die Zukunft aber gar keine. Kommt daher eine wirkliche Annäherung zwischen Rußland und den zusammenstehenden Mächten Mitteleuropas durch den Besuch des Zarewitsch zu Stande, so müssen wir annehmen, letzterer sei sich selbst klar darüber geworden, daß dieselbe wenigstens für die Gegenwart zu wünschen ist, und es habe bei ihm nur einer einfachen Anregung zu der Reise über Wien und Berlin bedurft.

Derselbe könnte aber auch weiter gelangt sein. Die *wahren* Interessen Rußlands differiren mit denen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns nicht. Sie werden nicht durch panslawistische Phantasien und Velleitäten und nicht durch die von den Nationalen gepflegten und betonten Traditionen ausgedrückt. Sie liegen ganz wo anders als in dem Bestreben nach der Eroberung Konstantinopels und der Zertrümmerung Oesterreichs. Das wahre Interesse Rußlands berührt sich mit dem Interesse seiner nächsten westlichen Nachbarn, und zwar in Polen, in Frankreich, das einer neuen, mit dem Ziele des Nihilismus verwandten Revolution entgegengeht, in der Erhaltung des Weltfriedens und zu dem Zwecke in gutem Einvernehmen mit einer vermittelnden Macht in der Mitte Europas, welche diesen Frieden will und wollen muß. Mächte, welche einen Weltkrieg entzünden können, gibt es nur zwei: ein nach den Phantasien der Panslawisten geleitetes Rußland und — *England*, und wenn wir in Deutschland unbillige Ansprüche des ersteren nicht unterstützt haben, so sind wir darum noch keineswegs verpflichtet, künftig solchen Ansprüchen Englands zur Durchführung zu verhelfen.

Auch das *könnte* sich der zukünftige Zar durch Nachdenken klar gemacht haben, und sein Besuch könnte bestimmt sein, dies zu bekunden. Er ist eine ernste Natur und gilt für aufrichtig. Hat er die oben bezeichnete Ueberzeugung in der That gewonnen, die, wie zu glauben, schon länger die seines kaiserlichen Vaters ist, so wird man sein Erscheinen in unserer Kaiserstadt als ein glückliches Ereigniß zu betrachten haben und bereitwillig die zur Versöhnung gebotene Hand ergreifen. Dann aber würde man voraussetzen müssen, daß auch mit Oesterreich-Ungarn eine ernstliche Verständigung ohne Hintergedanken stattgefunden habe. Denn Wien wird uns fortan, so lange die jetzige Gesinnung dort lebt, wie geographisch so auch in anderen Beziehungen immer näher liegen als Petersburg.

Für die Redaktion verantwortlich: *Johannes Grunow* in Leipzig.
Verlag von F. L. *Herbig* in Leipzig. — Druck von *Hüthel & Herrmann* in Leipzig.

Der letzte Erzkanzler des alten deutschen Reichs.

Von Otto Kaemmel.

1.

Zu den verdienstlichsten Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte des napoleonischen Zeitalters, zu dessen Aufhellung jetzt so zahlreiche Forscher ihre Kräfte vereinigen, gehört ohne Zweifel auch das vor kurzem ausgegebene Buch eines Mannes, der schon durch mehrere Schriften um die Kenntniß unserer klassischen Literaturepoche sich verdient gemacht, des Freiherrn Karl v. Beaulieu-Marconnay über Dalberg.*) Vom Verleger vortrefflich ausgestattet und mit dem Bildnisse Dalbergs nach einer Medaille geziert, welche ihn als Fürsten-Primas darstellt, also aus den Jahren 1806—1810 herrührt, beruht das Werk auf einer umfassenden Benutzung vor allem archivalischer, bis jetzt nur zum kleinen Theile ausgebeuteter Quellen, zu denen Berlin, Wien, Magdeburg, Würzburg, Dresden, Weimar, Frankfurt a. M. und Heidelberg beigetragen haben; ein Dalbergsches Familienarchiv existirt leider nicht. Die vollständige Benutzung aller einschlägigen gedruckten Hilfsmittel versteht sich von selbst. Auf Grund dieses weitschichtigen Materials hat der Verfasser nicht nur eine Biographie Dalbergs geliefert, sondern von der Stelle aus, die der Held seines Buches einnimmt, zahlreiche interessante Streiflichter fallen lassen auf alle die verwickelten und verworrenen Verhältnisse, in welche Dalberg hineingezogen wurde. Strengste Objektivität bezeichnet er dabei als seinen obersten Grundsatz, er will die Mitte einhalten zwischen „der überschwänglichen Panegyrik Krämers“ und „der schneidenden Kritik Häussers“, und in der That, wenn man unter Objektivität das Bestreben versteht, alle Momente der Beurtheilung unverkürzt zur Geltung kommen zu lassen, so hat er dies Ziel völlig erreicht.

*) Karl v. Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten-Primas. Von Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau, 1879. Zwei Bände.

Auf ein Urtheil ſelbſt zu verzichten, kommt ihm allerdings dabei nicht in den Sinn, vielmehr gibt er ein ſolches bei den wichtigſten Momenten in Dalbergs Leben in ausführlicher Motivirung. Voreingenommenheit für den Mann tritt dabei in keiner Weiſe hervor, eher durchweht ein kühler, ja zuweilen ſchneidender Hauch derartige Betrachtungen. Soviel iſt gewiß: Der Menſch Dalberg, der humane Regent, der unermüdlich bis an ſein Ende wohlthätige Kirchenfürſt, der Freund und Gönner unſerer großen Dichter, tritt in Beaulieus Buche als eine gewinnende Erſcheinung dem Leſer entgegen, aber dem Staatsmanne, dem Politiker Dalberg iſt die ſcharfe Beleuchtung, in welche ſein Biograph ihn rückt, keineswegs günſtig, ja ſie iſt geeignet, das ſcharfe Urtheil Häuſſers vielfach zu bekräftigen. Wir ſehen, wie ein Mann aus altem, reichsfreiherrlichem Geſchlecht, von oberflächlicher Bildung, ohne politiſches Verſtändniß, ohne politiſchen Charakter, ohne Menſchenkenntniß, ſich berauſcht in der phantaſtiſchen Begeiſterung für eine Reichsverfaſſung, an deren Unbrauchbarkeit kein Einſichtiger mehr zweifeln konnte, wie er das Intereſſe der deutſchen Nation mit dem an der Erhaltung dieſer Verfaſſung völlig verwechſelt, ja wie ſich ihm mehr und mehr dem Begriffe der Reichsverfaſſung der ſeiner Erzkanzlerwürde unterſchiebt; wie er dann, als die alten Formen rettungslos zerbrechen, allen Halt verliert und in der Meinung, dieſe abgelebten Formen wiederherſtellen und damit Deutſchlands Wohl befördern zu können, hingeriſſen überdies von perſönlicher Bewunderung und Dankbarkeit, zum ergebenen Werkzeuge Napoleons wird, bis er endlich, als ſolches jede Spur von Selbſtgefühl und Selbſtachtung verlierend, ſeine weltliche Herrſchaft mit der Weltmacht ſeines Protektors zugleich wie ein Kartenhaus zuſammenbrechen ſieht. Zu dieſer jammervollen Rolle, die den perſönlich wackeren Mann zu einem politiſchen Apoſtaten traurigſter Art gemacht hat, iſt er gekommen weſentlich durch ſeinen freilich nur mangelhaft bekannten Bildungsgang und ſeine unklare, geiſtlich-weltliche Stellung. In beiden liegt für ſein ſpäteres Leben die Erklärung und inſofern auch etwas von Entſchuldigung.

Karl Theodor Anton Maria Freiherr v. Dalberg war am 8. Februar 1744 zu Herrnsheim bei Worms geboren, als Sohn Franz Heinrichs v. Dalberg und der Maria Sophie Anna Gräfin v. Elz-Kempenich. Von ſeinen beiden Brüdern iſt Heribert als Intendant des Mannheimer Theaters und Förderer des jungen Schiller bekannt geworden. Die Familie, ſeit Jahrhunderten ſchon im Beſitz des Gutes, war um 1330 in der direkten männlichen Linie erloſchen, dann aber Name und Beſitz auf die weibliche übergegangen, deren Stammvater Johann Gerhard, Kämmerer zu Worms, war. Dieſe alten Beziehungen zu dem Bisthume erklären es, daß Johann v. Dalberg (1445 bis 1503) neben ſeinem Amte als Kanzler der Univerſität Heidelberg, wo er

die humaniſtiſchen Studien eifrig und erfolgreich pflegte, das Bisthum Worms erhielt. Auch Karl v. Dalbergs Vater trat anfangs in kurpfälziſche Dienſte, dann aber in die eines geiſtlichen Fürſtenthums, des Kurſtaates Mainz. Solche altererbte Verhältniſſe haben dann beſtimmend auf Laufbahn und Schickſal des Sohnes eingewirkt. In früher Jugend zum geiſtlichen Stande beſtimmt, war Karl v. Dalberg ſchon mit zehn Jahren Domicellar von Würzburg und Mainz, mit vierzehn von Worms. Auf ſeine Bildung übte dieſe Beſtimmung keinen günſtigen Einfluß. Von Hauslehrern vornehmlich „in Sprachen und ſchönen Wiſſenſchaften“ unterrichtet, eignete er ſich jene weſentlich aeſthetiſirende Richtung an, die über alles und jedes mehr oder minder geiſtreiche Einfälle zu Tage zu fördern wußte, ſich für alles intereſſirte, aber dabei ſich auch einbildete, alles beurtheilen, alles leiſten zu können, und doch nichts gründlich verſtand und nichts Dauerndes leiſtete. Auch die Univerſitätsſtudien Dalbergs in Heidelberg, 1759—1761, durch die Erwerbung des juriſtiſchen Doktortitels nach zwei Jahren abgeſchloſſen, blieben oberflächliche, und er beendete ſie in einem Alter, in welchem ſie erſt mit Erfolg hätten begonnen werden müſſen. Nach dem ſchönen Brauche ſeines Standes unternahm ſodann der junge Mann ſeine große europäiſche Tour durch Italien, Frankreich, die Niederlande und einige kleinere deutſche Staaten, hielt ſich dabei namentlich in Mailand, Rom und Paris längere Zeit auf und erwarb ſich dabei das Wohlwollen des unſelbſtändigen, jeſuitenfreundlichen Papſtes Clemens XIII. Kaum zurückgekehrt, ſah er ſich i. J. 1763 in Mainz nicht etwa in einen ſubalternen Verwaltungspoſten eingeſchoben, wo er allein die nöthige Geſchäfts- und Menſchenkenntniß ſich hätte erwerben und am eheſten die Lücken ſeiner Bildung hätte ausfüllen können, ſondern ſofort zum Hilfsarbeiter des Mainziſchen Miniſteriums befördert. Als ſolcher kam er unter den Einfluß des humanen, aufgeklärten Abſolutismus, der die hervorragendſten europäiſchen Höfe des Feſtlandes — außer Frankreich — beherrſchte und unter Emmerich Joſef (1763—1774) auch im geiſtlichen Staate Mainz ſeinen Einzug hielt. Für Dalbergs ganze Denkungsweiſe als Regent iſt dieſe Richtung beſtimmend geweſen. Ueber ſeinen perſönlichen Antheil an der Verwaltung iſt freilich ſo gut wie nichts bekannt; daß er die Gunſt ſeines Herrn ſich ſehr ſchnell erwarb, bezeugt ſein raſches Aufſteigen auf der Staffel der Hierarchie: i. J. 1768 wurde er Domkapitular von Mainz, 1770 Domherr in Worms. Er ſelbſt hat jedenfalls durch ſeine bisherige Amtsthätigkeit ſich für genügend befähigt erachtet, um nach dem Tode des damaligen Statthalters von Erfurt (30. Dezember 1770) ſich bei ſeinem Kurfürſten um den erledigten Poſten zu bewerben. Er erhielt ihn durch ein ſehr gnädiges Dekret bereits am 5. April 1771, trat ihn aber aus unbekannten Gründen erſt am 2. Oktober 1772 an. Seine Grundſätze für die Amtsfüh-

rung hatte er dem Kurfürsten zuvor in einem längeren Schriftstücke mitgetheilt, das, wie allgemein es auch gehalten ist, doch den Geist eifriger Pflichttreue und größten Wohlwollens athmet.

Das Fürstenthum Erfurt war seit 1664 endgiltig dem Stifte Mainz unterworfen, obwohl die Stadt zur Hälfte, das platte Land fast ausschließlich evangelisch war. An der Spitze der landesherrlichen Verwaltung stand für die Finanzen die Kammer, für die übrigen Ressorts ein Regierungskollegium von sieben Räthen, in das erst seit 1777 einige Protestanten Aufnahme fanden; diesem waren wieder die neun ländlichen Aemter untergeben. Dem Statthalter blieb wenig mehr als eine allgemeine Oberleitung, für Dalberg unzweifelhaft das Erwünschteste. Während er nun das eigentlich Technische der Verwaltung seinen Räthen überließ und seit 1781 besonders an dem Geheimen Rathe von Belmont, früher Stadtschultheiß von Erfurt, eine feste Stütze fand, war er eifrig bemüht, die ganze Verwaltung mit dem Geiste des aufgeklärten Absolutismus zu durchdringen, den Wohlstand zu fördern, die geistige Bildung zu heben, und er hat Dankenswerthes darin geleistet. Er reorganisirte die seit 1755 bestehende Merkantildeputation, sorgte für Erleichterung oder Erlaß der Frohnden, für Beschränkung des Wildstandes und den Anbau wüster Stellen, gab eine Brandassekuranz- und Bauordnung und gründete ein Polizeihaus für Arbeitsscheue oder Arbeitslose und eine Leihanstalt. Dagegen blieb seine Bemühung, für den ganzen Kurstaat nach dem Vorgange Friedrichs des Großen und Maria Theresias die Tortur abzuschaffen, vergeblich. Mit besonderer Vorliebe widmete sich Dalberg der Aufgabe, die geistige Bildung zu fördern. Die schon 1754 gegründete, dann aber in Verfall gerathene Akademie der nützlichen Wissenschaften wurde unter seiner Leitung und thätigen Theilnahme reorganisirt; sie hat ihre Arbeiten, z. Th. Lösung von Preisaufgaben, von 1776 bis 1779 in besonderen Akten publizirt. Für die Universität, deren Blüthezeit freilich längst vorüber war, die aber 1768 von Emmerich Josef eine neue Organisation empfangen hatte, geschah ebenfalls manches, namentlich zur Förderung des medizinischen und staatswissenschaftlichen Studiums; für das letztere wurde 1797 eine besondere Prüfungskommission errichtet, für das erstere ein chemisches Laboratorium geschaffen, wo zugleich populäre Vorlesungen gehalten wurden. Die Universitätsbibliothek erhielt durch die Büchersammlung des aufgehobenen Jesuitenkollegs eine erhebliche Vermehrung. So konnte i. J. 1792 mit Hoffnungen für die Zukunft das vierhundertjährige Jubiläum der Anstalt gefeiert werden. Selbst für die Entwickelung des geselligen Lebens in Erfurt sorgte der Statthalter durch wöchentliche Assembléen, bei denen die Mitglieder der verschiedensten Stände sich zwanglos zu anregendem Verkehr vereinigten.

Der lange Aufenthalt in Erfurt brachte Dalberg auch in Verbindung mit

dem Weimariſchen Hofe und ſicherte ihm ſo eine Stelle in den Annalen der glänzendſten Epoche unſerer Literatur. Seine erſten Beziehungen zu der Herzogin-Regentin Amalie hatte er bereits nach der Rückkehr von ſeiner europäiſchen Tour bei einem Beſuche in Eiſenach geknüpft, dann nach dem Antritte ſeiner Statthalterſchaft erneuert und ſo raſch Einfluß gewonnen, daß auf ſeinen Rath Karl Auguſt mit ſeinem Erzieher Graf Görtz ſeine große Tour auch zu einem Beſuche in Paris benutzte. Er hatte dann das weſentliche Verdienſt, beim Regierungsantritt des jungen Fürſten (3. November 1775) die Entlaſſung des verdienten Miniſters v. Fritſch, welche Graf Görtz betrieb, zu verhüten und ſo auch das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn vor unerquicklichen Differenzen zu bewahren. So beſchränkte ſich die ganze Veränderung in der höheren Staatsdienerſchaft auf die Anſtellung Goethes im Juni 1776, mit deſſen Einzug in Weimar (7. November 1775) der Weimariſche Muſenhof ſeine Pforten öffnete. Mit ihm, wie mit Herder, ſeit Ende 1789 auch mit Schiller, iſt dann Dalberg in die regſte Beziehung getreten, und wohl könnte es die Gegenwart mit einem Gefühle des Neides erfüllen, zu ſehen, wie ein hoher katholiſcher Geiſtlicher dieſes Jahrhunderts der Aufklärung unbefangen verkehren konnte mit den Häuptern der neuen nationalen Bildung, die doch im weſentlichen auf proteſtantiſcher Grundlage beruhte, und wie lebhaft der ſachliche und perſönliche Antheil war, den er an dieſem aufſteigenden Leben nahm. Wie weit hat ſich unſere Zeit doch wieder von dem Ziele entfernt, das damals bereits erreicht ſchien, alle Elemente unſeres Volkes mit den gleichen edelmenſchlichen Bildungselementen zu durchdringen!

In ſehr nahe perſönliche Beziehungen iſt Dalberg namentlich zu dem nur wenige Jahre jüngeren Goethe getreten.*) Goethe rühmt oft von ihm, welch vielſeitiges Intereſſe er ſeinen Gedanken und Arbeiten entgegenbringe, wie man immer etwas Neues bei ihm treffe, wie er bei naturwiſſenſchaftlichen Gegenſtänden „durch gewiſſe gelenke Wortformeln das Angeſchaute zu vermitteln, an den Verſtand heranzubringen“ wiſſe. Bei Herder verfolgte er mit dem größten Intereſſe ſeine hiſtoriſch-philoſophiſchen Arbeiten, und wie himmelweit entfernt von ultramontaner Intoleranz und Herrſchſucht erſcheint dieſer Sohn des Zeitalters der Humanität, wenn er einmal an den Freund in Weimar ſchreibt: „Die Kirche ſehe ich nicht an als politiſchen Körper, ſondern als Kompromiß eines jeden Chriſten auf die Gefühle und Meinungen aller Chriſten, und auf dieſem Ganzen ruht nach meiner Meinung Unfehlbarkeit und Geiſt Gottes...

*) Zahlreiche Briefe von ihm müſſen in dem freilich hermetiſch verſchloſſenen Goetheſchen Familienarchiv liegen, während faſt alles, was Goethe an den Freund ſchrieb, ſpurlos verſchwunden ſcheint.

Ich habe dieſer Geſinnung Alles, Alles zu danken" (26. April 1777). Wieder anders geartet iſt ſein Verhältniß zu Schiller, der um 15 Jahre jünger war als er. Die erſten Anknüpfungen wurden durch Karoline v. Beulwitz (ſpäter Wolzogen), Schillers Schwägerin, vermittelt, die mit ihrer Freundin Karoline v. Dachröden, der Tochter des preußiſchen Kammerpräſidenten in Minden, ſeit 1774 privatiſirend in Erfurt, in lebhafter Korreſpondenz ſtand. Unterrichtet von dem Intereſſe, welches der Statthalter für ihn an den Tag gelegt, wandte ſich Schiller, ſeit Mai 1789 bekanntlich mit ſehr mäßigem Gehalte Profeſſor der Geſchichte in Jena, im November deſſelben Jahres brieflich an ihn um eine angemeſſene Anſtellung und erhielt auch günſtige Zuſicherungen für den Fall ſeiner Thronbeſteigung, die damals bei dem ſchon hohen Alter des Kurfürſten-Erzbiſchofs viel näher bevorzuſtehen ſchien, als ſie in der That war. Seit dem erſten perſönlichen Zuſammentreffen beider Männer in Jena am 4. Dezember 1789 wurden ihre Beziehungen bald ſehr lebhaft. Schiller verweilte mehrmals längere Zeit in Erfurt, ſo daß hier ſein „Carlos" eher als in Weimar zur Aufführung kam (25. Februar 1792), und wurde auch Mitglied der Erfurter Akademie. Seinen Arbeiten ſchenkte Dalberg fortwährend die regſte Theilnahme. Er ermunterte ihn, dem Drama ſtatt der Geſchichte ſeine beſte Kraft zu widmen (2. November 1791), empfing jede neue Dichtung mit freudiger Anerkennung, drängte namentlich fortwährend auf Vollendung des „Wallenſtein", ja er ſcheint einen ſeiner Geiſtlichen beauftragt zu haben, alles Erreichbare über Wallenſtein für Schiller zu ſammeln. Begeiſterte Aufnahme fand bei ihm das vollendete Werk (15. September 1800) wie ſpäter die „Braut von Meſſina" und „Tell". Weniger erfreulich war für Schiller Dalbergs aktive Theilnahme an den „Horen", für die er 1795 einen „unendlich elenden" Aufſatz „Ueber Kunſtſchulen" lieferte. Fortwährende Beſorgniß flößte dem Statthalter der leidende Geſundheitszuſtand des Dichters ein, der ſich ſeit einem heftigen Katarrhalfieber, das ſich Schiller in Erfurt im Januar 1791 zuzog, nie wieder von Grund aus beſſerte. Umſomehr hoffte Schiller auf eine angemeſſene Anſtellung durch Vermittelung ſeines Gönners, einmal auch in Würzburg (Sommer 1795). Wenn ſich aber dieſe Hoffnungen auch zerſchlugen, ſo hat der Kurerzkanzler Dalberg nach ſeiner Thronbeſteigung gehalten, was der Statthalter verſprochen hatte; in den Jahren 1803 und 1804 hat er dreimal beträchtliche Geldunterſtützungen, im ganzen über 1800 Thlr., an den Dichter abgehen laſſen, auch den Hinterbliebenen eine Penſion von 600 fl. gewährt. Der Tod Schillers traf ihn völlig unerwartet; noch am 17. Mai 1805 hatte er an ihn geſchrieben, getäuſcht durch günſtige Berichte über ſeinen Zuſtand.

Faſt um dieſelbe Zeit wie zu Schiller trat Dalberg zu Wilhelm v. Humboldt (geb. 1767) in Beziehung, der im Juni 1791 ſich mit Karoline v. Dach-

röden vermählt hatte und seitdem mehrfach in Erfurt sich aufhielt. Ihre Unterhaltungen über den Zweck des Staates veranlaßten einen Aufsatz Humboldts „Ideen über Staatsverfassung“ in der Berliner Monatsschrift v. J. 1792 und eine Erwiederung Dalbergs „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staates in Bezug auf seine Mitglieder“ (Leipzig, 1793), zwei Arbeiten, die in ihrer Tendenz einander diametral entgegengesetzt sind und zwei verschiedenen Zeitaltern anzugehören scheinen. Humboldt will die Aufgabe des Staats auf die Wahrung der äußeren und inneren Sicherheit beschränken, alles Andere den einzelnen Bürgern oder freien Vereinigungen derselben überlassen. Dalberg dagegen begründet den Staat auf eine Art von Staatsvertrag, findet seinen Zweck in der Glückseligkeit aller seiner Mitglieder und will seine Thätigkeit auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckt, nur durch das Maß der geistigen und körperlichen Kräfte beschränkt wissen. So erscheint Humboldt als ein — freilich extremer — Vertreter des dezentralisirten und auf Selbstverwaltung beruhenden modern germanischen Staates, Dalberg als der Verfechter des aufgeklärten, aber auch alles beherrschenden und bevormundenden Absolutismus, jener vorwärtsschauend in die Zukunft, dieser rückwärtsblickend auf eine Periode, die sich ihrem Ende näherte. So verschieden die politischen Anschauungen beider, so verschieden ist schließlich ihre Laufbahn gewesen, die sie bald innerlich einander entfremden mußte, wie sie beide sehr rasch äußerlich getrennt hat, als Humboldt die diplomatische Carriere einschlug.

Wie Dalberg seinen Beziehungen zu Weimar einen Namen in der deutschen Literaturgeschichte verdankt, den er sich durch seine eigne schriftstellerische Thätigkeit niemals würde erworben haben*), so hat seine Bekanntschaft mit Herzog Karl August ihn auch zum ersten Male fast wider Willen in die große deutsche Politik hineingeführt. Diese wurde damals, wie bekannt, von dem Gegensatze zwischen Oesterreich und dem Fürstenbunde beherrscht, den Friedrich der Große zunächst dem Anschlage Josephs II. auf Baiern i. J. 1785 entgegengesetzt hatte, an dessen Entstehung aber sich auch nach dem Tode des Königs mannigfache Hoffnungen auf eine politische Neugestaltung Deutschlands überhaupt geknüpft hatten. Für diesen Bund war auch Kurmainz besonders durch die Bemühungen des preußischen Bevollmächtigten Freiherrn vom Stein, des späteren allberühmten Ministers, gewonnen worden (18. Oktober 1785). Da der regierende Kurfürst Friedrich Karl Joseph v. Erthal (seit 1774) kränklich war und sein baldiges Ableben allgemein erwartet wurde, so wünschten die Staaten des Fürstenbundes, Preußen, Sachsen und Hannover voran, ihm mög-

*) Einer Aufzählung und Charakteristik seiner zahlreichen (36) und z. Th. umfänglichen Schriften, die sich so ziemlich über alle Gebiete der Wissenschaft und Literatur in dilettirender Weise verbreiten, ist ein Anhang in Beaulieus Buche gewidmet.

lichst bald einen in ihrem Sinne zuverlässigen Koadjutor zu geben und somit die von ihm eingeschlagene Richtung der Mainzer Politik auch für die Zukunft zu sichern. Als mögliche Kandidaten erschienen dabei gegenüber dem österreichisch gesinnten Domherrn Fechenbach die Domherren Dienheim und Dalberg, und ohne Zweifel hat Karl August, in Verbindung mit Stein, die Aufmerksamkeit Preußens auf den letzteren gelenkt, der ihm seit Jahren genau bekannt war. Freilich begünstigte der Kurfürst aus persönlicher Abneigung gegen den Statthalter von Erfurt Dienheim, und Dalberg selbst erleichterte in einer Art von idealistischer Auffassung seinen Parteigenossen das Spiel nicht nur nicht, sondern erschwerte es ihnen sogar, indem er sich sträubte, seine Wahl auswärtigen, nicht im Mainzer Domkapitel selbst entsprungenen Einflüssen zu verdanken. Die Sache wurde aber zur rascheren Entscheidung dadurch getrieben, daß ein von der österreichischen Partei wenigstens begünstigtes Gerücht behauptete, der Kurfürst-Erzbischof befördere die Wahl eines preußischen Prinzen, der dann übertreten solle. Diese Eventualität mußte viele bis dahin schwankende oder anti-österreichisch gesinnte Domherren unfehlbar kopfscheu machen und ins österreichische Lager treiben, weil offenbar die Unabhängigkeit des Mainzer Kapitels sehr in Frage gestellt wurde, wenn hinter einem seiner Mitglieder die norddeutsche Großmacht stand. Dies drängte denn Preußen zu raschem Vorgehen. Aber statt nun auf die Vorschläge einzugehen, welche ihm in preußischem Auftrage Herzog Karl August im März 1787 unterbreitete, statt, wie jener wünschte, zu weiterer Besprechung nach Weimar zu kommen, setzte Dalberg seine Mitkapitularen von dem ihnen bisher unbekannten Plane des Kurfürsten, den sehr unbeliebten Dienheim wählen zu lassen, in Kenntniß und drohte damit alles zu verderben. Sofort unterschrieben 14 Kapitulare von 24 eine Erklärung des Inhalts, daß sie niemals Dienheim wählen würden. Damit schien aber Fechenbachs Wahl wahrscheinlich zu werden, denn von jenen 14 waren nur 4 für Dalberg, 10 für Fechenbach. Wenn trotzdem des ersteren Wahl gelang, so verdankte dies Dalberg nicht *seinen* Bemühungen, sondern zunächst der Selbstverleugnung des Kurfürsten, der, um seine Politik nicht vom Nachfolger umwerfen zu lassen, seine Abneigung gegen Dalberg überwand und die für Dienheim gewonnenen Stimmen für den Gegenkandidaten zur Disposition stellte, dann aber auch, und sogar hauptsächlich, der Käuflichkeit seiner Mitkapitulare. Denn durch die im ganzen nicht erhebliche Summe von 180000 fl. gewann Preußen Dienheim selbst, der auf seinen Antheil 60000 fl. erhielt, und eine Reihe der andern. So erfolgte am 1. April die Ernennung Dalbergs zum Koadjutor. Da nun auch Papst Pius VI. das nöthige Breve eligibilitatis am 17. April ertheilte, weil er im Fürstenbunde ein erwünschtes Gegengewicht gegen Josephs II. Vorgehen in den österreichischen Kirchenver-

hältnissen erblickte, Dalberg selbst beruhigende Zusicherungen über sein Verhältniß zu den gegen die römischen Ansprüche gerichteten Emser Punktationen (25. August 1786) gab und auch der Kaiser seine Zustimmung ertheilte, so wurde die formelle Wahl am 5. Juni 1787 vorgenommen. Schon am nächsten Tage unterzeichnete der neue Koadjutor die Unionsakte des Fürstenbundes, auch die geheimen Artikel, und da er fast gleichzeitig auch in dem Bisthum Worms und ein Jahr später auch in Constanz dieselbe Würde erhielt (19. Juni 1787 und 18. Juni 1788), so stand ihm damit eine weite, ausgebreitete Wirksamkeit in Aussicht, die sich über vier Reichskreise erstreckte.

Freilich gewann er zunächst auf die Leitung der Geschäfte in Mainz nicht den mindesten Einfluß. Die alte Abneigung des Kurfürsten verhinderte dies in einem solchen Grade, daß Dalberg sich bewogen fand, im Mai 1789 ganz nach Erfurt zurückzukehren. Auch den größeren Höfen des Fürstenbundes galt der Koadjutor keineswegs für sicher, weshalb er es für gerathen hielt, durch einen persönlichen Besuch in Dresden und Berlin während des Herbstes 1788 das gegen ihn bestehende Mißtrauen zu entwaffnen.

In der That war dieses Mißtrauen nicht ganz ungegründet. Die weitere Aufgabe des Fürstenbundes: Deutschland mit Ausschluß Oesterreichs als weltlichen Staatenbund zu reorganisiren, hat Dalberg niemals begriffen und konnte er nicht begreifen, als Sproß eines alten reichsritterlichen Geschlechts, als geistlicher Fürst, als persönlicher Verehrer Josephs II. Mit dem Kaiser blieb er immer in Briefwechsel, und gerade in diesen Briefen tritt die Unklarheit und Verschwommenheit seiner politischen Anschauungen wahrhaft erschreckend hervor. Aus einem Gewölk reichspatriotischer Phrasen taucht ein einziger positiver Gedanke auf, und dieser Gedanke enthält einen unlöslichen Widerspruch: der Bund der Fürsten sollte nach seiner Auffassung ein Bund des Kaisers und des Reiches werden, d. h. er sollte im Reiche oder das Reich sollte in ihm aufgehen; auf jeden Fall hätte er eben aufgehört zu sein. So sehr Dalberg die ausgreifende Politik Oesterreichs, wie sie in den Plänen auf Baiern, in der ersten polnischen Theilung, in der Umgestaltung der österreichischen Bisthümer vom Gesichtspunkte der möglichsten Abschließung der Monarchie hervorgetreten war, mißbilligte und in ihr den Anlaß zum Fürstenbunde erkannte, er hatte doch mehr an der Art, wie Joseph II. die Erwerbung Baierns betrieb, auszusetzen, als daß er den Plan an sich getadelt hätte; er meinte, der ganze Gegensatz zwischen Oesterreich und dem Fürstenbunde würde verschwinden, wenn der Kaiser seinen Plan auf „gesetzmäßigem“ Wege verfolge und die Einwilligung des Reiches dazu nachsuche. Ja er erwartete von Joseph II. eine nationale Reorganisation Deutschlands durch Verbesserungen der völlig unbrauchbaren Reichsverfassung. Er hat über diese dem Kaiser sogar eine ausführliche Denk-

schrift übermittelt. So zeigt sich gleich bei dieser Gelegenheit die totale Unfähigkeit dieses Kopfes, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich waren; von dem tiefen Gegensatze zwischen Preußen und Oesterreich, von dem lächerlichen Mißverhältniß, in welchem das faktische Gewicht dieser beiden Mächte zu der Bedeutung stand, die ihnen die Reichsverfassung anwies, von der unrettbaren Verworrenheit der südwestdeutschen Verhältnisse hatte er keine Ahnung.

Freilich wurde die Sorge um den Gegensatz des Fürstenbundes und Oesterreichs bald gegenstandslos. Schon das Verfahren Preußens in dem Streite zwischen dem Fürstbischof von Lüttich und der revolutionären Partei in seiner Hauptstadt, bei welchem Preußen, mit der Exekution von Reichswegen beauftragt, um einen vernünftigen Ausgleich sich bemüht, und als der Bischof ihn hartnäckig weigerte, seine Truppen schließlich zurückgezogen hatte, war in Mainz sehr übel aufgenommen worden, und da vollends der Tod Josephs II. (20. Februar 1790) jede Gefahr für Baiern beseitigte, so entließ der Kurfürst-Erzbischof sein bisheriges Ministerium und berief den durchaus österreichisch gesinnten Freiherrn von Albini an die Spitze der Geschäfte. Damit war seine Trennung vom Fürstenbunde so gut wie entschieden, dieser selbst aber fiel mit dem Vertrage von Reichenbach (27. Juni 1790) sang- und klanglos auseinander. Nach seiner ganzen Gesinnung konnte Dalberg diese Wendung nur mit Freuden begrüßen; auch sein Verhältniß zum Kurfürsten besserte sich seitdem, ohne daß er freilich Einfluß auf die Geschäfte zu gewinnen vermocht hätte.

Doch brachten dem Koadjutor die erschütternden Ereignisse der nächsten Jahre Veranlassung zu sorgenvoller Thätigkeit genug. Nicht daß er persönlich so gewaltig davon erregt worden wäre. Er stand ihnen vielmehr eher mit einem Gleichmuth gegenüber, der vielleicht einem Philosophen, niemals aber dem Staatsmanne, dem künftigen Kurerzkanzler ziemte. Doch hat er es an pflichtmäßiger Thätigkeit nicht fehlen lassen, weniger für Mainz, als für Worms und Constanz.

Am 21. Oktober 1792 war Mainz selbst schmachvoll aufgegeben, von Cüstine ohne Schwertstreich besetzt worden, der Kurfürst nach Heiligenstadt geflüchtet. Dalberg selbst verweilte im Herbst 1792 in Constanz, um die dortigen traurigen Finanzverhältnisse einigermaßen zu ordnen, war auch vorübergehend in Würzburg, wo das Mainzer Domkapitel sich gesammelt hatte; ja in wunderlicher Verkennung der Verhältnisse erwarteten die Mainzer, er werde in ihrer — von den Franzosen besetzten — Stadt erscheinen, um den Kurfürsten beseitigen zu helfen, wegen dessen feiger Flucht große Erbitterung herrschte. Als dann Mainz am 23. Juli 1793 wieder erobert worden war, sorgte er dafür, die Erfurter zu milden Gaben für die Geschädigten aufzufordern, wobei es ihm allerdings begegnete, daß er in der überaus schwülstigen und lang-

athmigen Proklamation, einem Musterstück Dalbergischen Stils, das feige Beamten- und Priestervolk, welches im Oktober 1792 geflüchtet war, ob seiner Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland pries.

Inzwischen rückten noch drohendere Gefahren gegen die geistlichen Stifter insgesammt heran. Im Frieden von Basel war Preußen vom Kriege zurückgetreten und hatte in die eventuelle Abtretung des linken Rheinufers gegen Entschädigung auf dem rechten gewilligt, und auch für Oesterreich handelte es sich bei der Fortführung des Krieges keineswegs mehr um den Schutz der Reichsgrenzen, sondern um eine möglichst ansehnliche Entschädigung für den unabwendbaren Verlust Belgiens. Von diesen Plänen in der Wiener Hofburg hatte Dalberg keine Ahnung, ja er kannte die leitenden Persönlichkeiten so wenig, daß er Ende 1796 den Vorschlag machte, dem Erzherzog Karl die Diktatur über Süddeutschland zu übertragen und dort ein Massenaufgebot zu veranlassen! Selbst als Anfang 1797 beunruhigende Gerüchte über beabsichtigte Säkularisationen umliefen, rieth Dalberg dem Domkapitel zu Constanz, wo er durch einen längeren Aufenthalt im vergangenen Jahre seinen Einfluß vollends befestigt hatte, sich mit den übrigen geistlichen Stiftern eng an das Haus Oesterreich anzuschließen, denn die Gefahr drohe von dem protestantischen Preußen und von Frankreich (Brief vom 3. März 1797). Ja sogar zu dem Einfalle, russische Intervention zu erbitten, verführte die Angst die bedrängten geistlichen Stände, und auch Dalberg wußte keinen bessern Rath, als diesen abenteuerlichen Plan gutzuheißen (4. Juli 1797).

Freilich war von Oesterreich nichts mehr zu erwarten. Auch das Reichsoberhaupt hatte das linke Rheinufer preisgegeben, damit den Grundsatz der Entschädigung durch Säkularisationen gutgeheißen und als erster weltlicher Reichsstand, der zugriff, das reiche Erzstift Salzburg sich zusichern lassen. Und als nun vollends auf dem Kongresse von Rastatt 1798/99 die französischen Gesandten statt der „Integrität des Reiches", von der noch der Friedensvertrag von Campo Formio wie zum Hohne geredet, die Abtretung des linken Rheinufers als Ausgangspunkt der Verhandlungen proklamirten, als dann dem entsprechend die kaiserlichen Truppen die Festungen links vom Strome räumten und am 18. Dezember auch Mainz aufgaben, da mußten selbst dem Blödesten die Augen aufgehen. In wortreicher, aufrichtiger Entrüstung erging sich Dalberg gegenüber dem Kurfürsten am 25. Dezember über diese Dinge, freilich nur, um schon am nächsten Tage alles, was in diesem Briefe etwa zu heftig gewesen, zurückzunehmen, da der Kurfürst ja die Räumung seiner Hauptstadt gebilligt hatte.

Als Anfang 1799 die Gefahr der Vernichtung für die geistlichen Staaten immer näher und näher rückte, da eilte Dalberg, mehrfach dringend aufgefor-

dert, im Februar nach Wien, um dort das Letzte zur Rettung zu versuchen. Wirklich hatte er eine Audienz beim Kaiser, schlug dann nochmals schriftlich eine österreichische Diktatur über Süddeutschland vor, ja er brachte in der beliebten „größten Allgemeinheit" einen Entwurf zur Verbesserung der Reichsverfassung zu Papier, an deren Erhaltung am allerwenigsten in Wien noch jemand dachte, überreichte endlich eine Denkschrift über die Lage in Schwaben, die lebhaft gegen den ganzen Grundsatz der Entschädigung protestirte; jeder Stand sollte seinen Schaden tragen. Selbst zu Entwürfen über kirchliche Neugestaltungen in Süddeutschland fand sein beweglicher Geist Zeit und Stimmung. Doch ging ihm hier in Wien auch die Ueberzeugung auf, daß nur ein enges preußisch-österreichisches Bündniß Deutschland retten könne. Er verhandelte darüber auch mit Graf Keller, dem preußischen Gesandten. Erst die Auflösung des Kongresses von Rastatt (April 1799) und der Wiederausbruch des Krieges veranlaßte seine Abberufung von Wien.

In den nächsten Jahren war Dalberg besonders für und in Constanz thätig, dessen Bischofssitz er nach dem Tode des Vorgängers am 31. Dezember 1799 eingenommen hatte. Damals trat er auch in Verbindung mit Heinrich v. Wessenberg und machte ihn zu seinem Generalvikar. An den Mainzer Geschäften betheiligte er sich nach wie vor nicht; nur meldete er dem Kurfürsten ausführlich, was er irgend von den Zeitereignissen in Erfahrung bringen konnte.

Da enthüllte der Friede von Lüneville am 9. Februar 1801 die ganze Größe der Gefahr für die geistlichen Staaten, indem er nur den Erbfürsten Deutschlands Entschädigung für ihre linksrheinischen Gebiete zusicherte. Es war in den Wind gesprochen, wenn Dalberg in einer besondern Schrift den Grundsatz verfocht, daß die Säkularisation nur das „entbehrliche" Kirchengut treffen könne. Der große Raubzug der weltlichen Fürsten gegen die geistlichen Staaten begann.

Noch in Lüneville hatte Oesterreich, um nicht vollständig seines geistlichen Anhanges im Reiche beraubt zu werden, sich für die Erhaltung wenigstens der drei geistlichen Kurfürstenthümer verwendet, aber keinerlei Zusicherungen in Bezug auf sie erreicht. Trier war so wie so bereits verloren; auch für die Erhaltung Kölns, von dessen Gebiet wenigstens ein beträchtlicher Theil rechts vom Rheine lag, fiel der letzte Grund der Erhaltung weg, als der Kurfürst, Erzherzog Max Josef, am 27. Juli 1801 starb. Es blieb also nur Mainz, das freilich auch schon das ganze Territorium links vom Rheine mit der Hauptstadt selbst eingebüßt hatte. Nun galt es wenigstens zu retten, was zu retten war. Der Hofrath v. Cunibert ging nach Wien, nach Paris Graf Beust. Der letztere betrat denselben Weg wie die kleinen weltlichen Reichsstände, welche in Paris um Erhaltung oder Vergrößerung bettelten, den der Bestechung; er schloß mit verschiedenen personnes essentielles förmliche Verträge über die Zahlung

beträchtlicher Summen für den Fall, daß sie die rechtsrheinischen Territorien für Mainz zu retten vermöchten. Doch während so verhandelt wurde, brach das Verhängniß auch schon herein: Preußen schickte sich an, das Eichsfeld und Erfurt, Dalbergs alte Statthalterschaft, zu besetzen. Eine Note Albinis an Graf Haugwitz (28. Juni), die sich wenigstens um einen förmlichen Vertrag namentlich über die Regelung der finanziellen Verhältnisse bei der Abtretung bemühte, wurde ausweichend beantwortet. Am 12. August zog das österreichische Bataillon, das bisher in Erfurt gelegen hatte, ab, am 21. erfolgte der Einmarsch der Preußen, zwei Tage später die Verpflichtung der Beamten für den neuen Herrn.

So war der Kurstaat und mit ihm die ganze Reichsverfassung schon im Zusammenbrechen, als nach dem Tode des derzeitigen Erzbischofs am 25. Juli 1802 sein Koadjutor Dalberg den Thron bestieg. In klägliche Trümmer ging dasjenige, in dessen Verehrung er aufgewachsen, emporgekommen war. War es ein Wunder, wenn er rasch die Haltung verlor? Gewiß war die Vernichtung der geistlichen Fürstenthümer eine Nothwendigkeit, aber die sie mit unreinen Händen vollstreckten, die dachten daran nicht, sondern nur an die reiche Beute, die wehrlos vor ihnen lag. Nicht dem Reiche kam die Vollstreckung zu gute. Und wie hätte der erste geistliche Fürst des Reiches diesen Raubzug als eine Nothwendigkeit begreifen sollen! Es war das Große in diesem Reichsadel, dem er entstammte, daß er keinen einzelnen Staat als sein Vaterland anerkennen konnte, daß er nur dem ganzen Reiche angehörte. Indem dies zusammenbrach, verlor er den Boden unter den Füßen, er hatte kein Vaterland mehr. Was Wunder daß ein Sprößling dieses Adels wie ein Verzweifelter für die versinkende Reichsordnung stritt, mit der seine eigne persönliche und amtliche Position stand und fiel, und daß er endlich, als sie doch nicht mehr zu retten war, sie in neuen Formen wieder aufzurichten suchte in Anlehnung an die französische Macht, die in schreckhafter Ueberlegenheit den Welttheil beherrschte! Daß er nicht begriff, diese Macht sei dem deutschen Leben prinzipiell entgegengesetzt, daß er in dem Todfeinde unseres Volkes seinen obersten Schirmherrn zu erkennen glaubte, das war die Folge seines ganz und gar unpolitischen, gefühlsseligen, leicht bestimmbaren Wesens, und das hat er als Schuld gebüßt, ohne freilich jemals zu begreifen, was er verschuldet.

Gleich in den ersten Wochen seiner Amtsführung sollte er erkennen, daß der kaiserliche Hof keine Stütze mehr bot. Noch sein Vorgänger hatte gegen die bevorstehende preußische Occupation Erfurts protestirt und sich um Schutz nach Wien gewendet; der Nachfolger erhielt von dort die trockne Antwort, das preußische Verfahren sei zwar „ordnungs-, rechts- und verfassungswidrig", aber Oesterreich könne es auf keinen Krieg ankommen lassen und müsse sich bemühen,

„aus dem Schutte zu retten, was möglich sei“ (2. August). So sah sich Dalberg darauf angewiesen, der traurigen Reihe fürstlicher Bittsteller sich zuzugesellen und dort seine Hebel anzusetzen, wo die größte Stärke lag, in Paris. Graf Beust wurde neu instruirt, um wenigstens das Gebiet von Aschaffenburg zu retten, nach dem schon Hessen-Darmstadt lüstern die Hände ausstreckte. Die Mittel, mit denen ihm dies gelang, sind nicht zweifelhaft; noch am 18. September 1803 unterzeichnete Dalberg einen Vertrag über die allmähliche Abzahlung von ½ Million Francs an personnes essentielles.

Inzwischen war bekanntlich durch kaiserliches Dekret vom 2. August 1802 die achtgliedrige Reichsdeputation, in welcher Albini Kurmainz vertrat, in Regensburg gebildet worden. Doch nicht sie löste die Entschädigungsfrage, sondern die „vermittelnden Mächte“ Frankreich und Rußland waren es, die, schon seit Oktober 1801 im wesentlichen einig, den Reichsständen ihren Willen auferlegten. Sie wollten wenigstens den Kurstaat Mainz erhalten und seinem Fürsten 1 Million fl. Rente in Land oder anderen Einkünften garantiren, freilich unter der Voraussetzung, daß er für den ganzen Entschädigungsplan stimme. Dies erregte zunächst Dalbergs lebhafteste Mißbilligung; er nannte in einem Schreiben an Albini vom 27. August jenes Anerbieten einen „Judaslohn“ und entwarf gleichzeitig „Bemerkungen über die Pflichten und Verhältnisse des Reichskanzlers in Deutschland“, in denen er, natürlich von den alten reichsrechtlichen Anschauungen noch vollkommen beherrscht, den Reichskanzler als den custos legum, als den „Geschäftsführer der Nation“ auffaßte, ohne jede Ahnung von der schon besiegelten rettungslosen Ohnmacht seines eignen Amtes. Doch sein Widerstreben gegen die projektirte Abfindung war von kurzer Dauer. Als am 24. August die Vermittler ihren Entschädigungsplan übergaben, der den Sitz des Erzkanzlers nach Regensburg verlegte, und ihm Aschaffenburg mit so vielen Mediatstiftern, als nöthig seien, um sein Einkommen auf 1 Million fl. zu bringen, zuwies, war Dalberg ganz einverstanden; ja er schrieb in fast unbegreiflicher Verblendung an Albini in Bezug auf die Entscheidungen der Reichsdeputation: „Das Heft liegt in den Händen des Erzkanzlers“, als wenn überhaupt auf die Abstimmungen im Schooße derselben noch etwas angekommen wäre. Und doch empfahl er auf der andern Seite in einer Anwandlung von richtiger Erkenntniß den engsten Anschluß des Erzkanzlers an Frankreich. Fortan ging jetzt sein Bestreben auf ein doppeltes Ziel: auf die Sicherung dessen, was ihm der Entschädigungsentwurf zugedacht hatte, und auf die Reorganisation der Reichsverfassung, mit der ja seine eigne Stellung untrennbar verknüpft war. Im Interesse der ersteren mußte Beust in Paris durch eine Note vom 2. September die Erlaubniß fordern, sofort die Mediatstifter in den drei fränkischen Bisthümern occupiren zu dürfen, erhielt jedoch nicht einmal eine Antwort. Vorschläge in der letzteren Richtung

ſandte Dalberg an Albini, ebenfalls ohne Erfolg. Das Einzige, was der Miniſter bei der erſten Abſtimmung der Reichsdeputation am 31. Auguſt geltend machen konnte, war die Forderung, es möge der Grundſatz feſtgeſtellt werden, daß die Laſten und Pflichten der einzuziehenden Territorien auf die neuen Herren übergehen müßten, woran bis dahin noch niemand gedacht hatte. Dieſe Mainzer Zuſätze fanden denn auch am 8. September Annahme, um ſo weniger Beachtung das, was Dalberg ſonſt über Beobachtung der Reichsverfaſſung, Sicherung der Fortexiſtenz der Bisthümer, wenn auch unter fürſtlicher Landeshoheit, u. a. in Erinnerung brachte. Am 10. Oktober kam der modifizirte Plan zur Berathung, der nun auch Näheres über den Erzkanzler enthielt. Darnach ſollte der Sitz des Erzſtiftes von Mainz auf den Dom von Regensburg übertragen werden und daſſelbe „auf ewige Zeiten“ mit der Würde des Kurfürſten-Erzkanzlers und Primas von Deutſchland verbunden bleiben. Seine Metropolitangewalt ſollte ſich über die Diöceſen von Mainz, Trier, Köln und Salzburg erſtrecken, doch mit Ausnahme natürlich ihrer linksrheiniſchen Theile und auch der preußiſchen Staaten. Das Gebiet beſtand aus den bisherigen freien Reichsſtädten Regensburg und Wetzlar als Sitzen des Reichstages und des Reichskammergerichts ſowie dem altmainziſchen Fürſtenthum Aſchaffenburg, im ganzen aus etwa 26 Quadratmeilen mit 109 000 Einwohnern und 650 000 fl. Einkünften. Was an der verſprochenen Million fehlte, ſollte durch Anweiſung auf Mediatſtifter ergänzt werden. Da gegen das Ganze des modifizirten Entſchädigungsplanes manche Einwendungen erhoben wurden, ſo kam erſt am 25. November der Hauptreceß zu Stande, doch mußte Oeſterreichs Einwilligung erſt durch einen Separatvertrag mit Frankreich am 26. Dezember erkauft werden.

So zog ſich der Abſchluß noch hin. Um ſo mehr ſah ſich Dalberg zum engſten Anſchluß an Frankreich gedrängt. Denn mochte er auch Albini als „Retter des Kurſtaats“ begrüßen, überſchwänglich ſeine „unermeßlichen“ Verdienſte um Deutſchland und dieſen Kurſtaat preiſen und unaufhörlich betonen, daß Deutſchlands Wohl ſein Zweck, Gründung des Kurſtaats ſein Beſtreben ſeien, daß er deshalb auf der würdigen Ausſtattung deſſelben „beſtehen“ müſſe, „und ſollte es ihm den Kopf koſten“, der Erkenntniß konnte ſich doch auch er nicht mehr verſchließen, daß es weniger auf ſeinen Heldenmuth, auf das ewig wiederholte impavidum ferient ruinae ankomme, als auf die Gnade des erſten Konſuls. An ihn hat er ſich denn auch zum erſten Male am 2. November 1802 direkt gewandt, mit einem Schreiben, in dem neben einer enthuſiaſtiſchen Lobpreiſung der Segnungen des Friedens von Lüneville bereits die bedenkliche Phraſe vorkommt, die bald zu einem politiſchen Dogma für den Schreiber werden ſollte: le puissant génie qui influe sur les destinées du monde, désire de consolider la concorde du corps Germanique, während er am Schluſſe ſchon ver-

ſichert: l'estime de Bonaparte est ma gloire. Ein Brief ähnlichen Inhalts ging an Talleyrand ab, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Ergüſſe ſchon damals den franzöſiſchen Herrſcher darauf aufmerkſam gemacht haben, ein wie gefüges Werkzeug ſich in Dalberg gewinnen laſſe. Jedenfalls wuchs des Erzkanzlers Vertrauen auf den Gewaltherrn, je unſichrer ihm jeder andere Halt ſchien; ſchon am 3. Dezember ſchrieb er ſeinem getreuen Albini, als es ſich darum handelte, für die fehlenden 350000 fl. Rente eine ſichere Grundlage zu ſchaffen: „Einzig hoffe ich noch auf Buonaparte, der ein großer Mann iſt, und dann zähle ich auf Albini's hohen Genius, und bin auf Alles gefaßt.“ Endlich tauchte im December der Vorſchlag auf, die 350000 fl. auf die Rheinzölle anzuweiſen, wogegen Dalberg nichts einzuwenden fand, und auf dieſer Grundlage erfolgte eine neue Note der Vermittler vom 11. Februar 1803. Mit einigen Veränderungen wurde dieſe letzte Redaktion des Entſchädigungsentwurfs am 25. Februar vorgelegt, am 24. März mit Ausſchließung der zur Einziehung beſtimmten geiſtlichen Stände und Reichsſtädte vom Reichstage angenommen und am 27. April vom Kaiſer ratificirt. Das heilige römiſche Reich hatte ſein Todesurtheil mit eigner Hand unterzeichnet.

Aber ſein Erzkanzler ahnte nichts davon. Er ſchrieb am 7. April dankend an Bonaparte, er pries ſich in einem Briefe an Talleyrand am 22. April glücklich, durch deſſen Beihilfe ſo ausgeſtattet zu ſein, que son zêle et ses travaux pourront influer de plus en plus sur le bonheur de sa patrie, und empfing gerührt die Verſicherung Napoleons vom 27. April: Je n'ai pas négligé de remarquer le zêle assidu avec lequel Elle a secondé mes efforts constants pour le rétablissement de la tranquillité générale de l'Empire Germanique, und ſeine Bitte: d'être bien persuadée du plaisir que j'ai eu de lui donner cette marque de mon sincère attachement. Der Erzkanzler des deutſchen Reiches, der custos legum, der Geſchäftsführer der Nation war ſchon willig, ſich an den Triumphwagen des fremden Gewaltherrn zu ſpannen.

Blieb mit dem Reichsdeputationshauptſchluß die Reichsverfaſſung, wenn auch in verwandelten Formen, äußerlich aufrecht, ſo war dagegen ſelbſt für Dalbergs ſanguiniſche Auffaſſung der Zuſtand der deutſchen katholiſchen Kirche, den er geſchaffen, einfach troſtlos. Sie glich einer zerbröckelten Ruine. Die linksrheiniſchen Gebiete ſah er losgetrennt und nach dem franzöſiſchen Konkordat vom 29. November 1801 unter franzöſiſche Biſchöfe geſtellt oder mit franzöſiſchen Diöceſen vereinigt; von den 27 Erzbisthümern und Bisthümern waren nur noch 15 übrig, und dieſe ſammt und ſonders bis auf das von Mainz ihrer weltlichen Beſitzungen beraubt. Der Proteſt des Papſtes vom 2. Oktober 1802 war von Dalberg, an den er ſich als den Primas der deutſchen Kirche

zunächſt richtete, gar nicht an den Reichstag gebracht worden, wäre auch ſicher nutzlos geblieben.

Unter ſolchen Verhältniſſen verſuchte der Kurerzkanzler, erfüllt von der Idee einer nationalen, mit Kaiſer und Reich im engſten Zuſammenhange ſtehenden Kirche, was in ſeinen Kräften ſtand, um eine Regelung der katholiſch-deutſchen Kirchenverhältniſſe von Reichswegen herbeizuführen, Regensburg als Metropole an die Stelle von Mainz zu ſetzen und von dem Beſitzſtande der Kirche noch zu retten, was zu retten war. Vergleicht man die jammervolle Niederlage, welche nach 1815 die deutſchen Einzelſtaaten bei ihren Verſuchen, auf eigne Hand mit Rom ſich zu verſtändigen, gegenüber der feſtgeſchloſſenen, auf Jahrhunderte alter Tradition beruhenden römiſchen Kirche verdientermaßen erlitten, und die nachtheiligen Wirkungen dieſer Niederlage für das religiöſe und nationale Leben des katholiſchen Deutſchland wie für die Autorität ſtaatlicher Gewalt, ſo wird man ſehr geneigt ſein, dieſen letzten Verſuch einer nationalen Kirchenpolitik mit einer gewiſſen Sympathie zu verfolgen, ſo wenig er auch von Anfang an Ausſicht auf Erfolg gehabt haben mag.

Dalbergs Gedanken einer Regelung durch Kaiſer und Reich widerſetzten ſich das Intereſſe und der Dünkel der Landesfürſten, vor allem Baierns; beide führten zu dem Streben einer Regelung durch die landesherrliche Gewalt, und dies mußte die Errichtung territorialer Diöceſen, die Ernennung und Beſoldung der Biſchöfe von Staatswegen zur Folge haben.

Zunächſt wünſchte aber auch der Kaiſer noch den erſten Weg einzuſchlagen und forderte deshalb den Erzkanzler auf, ihm in Einvernehmen mit Rom Vorſchläge in dieſer Richtung zu machen (8. Januar 1803). Dieſer wollte die neuen Diöceſen an die alte Kreiseintheilung lehnen, wobei er freilich dem Widerſpruche Preußens und Oeſterreichs zu begegnen fürchtete, und ſandte Mitte April ſeinen Vertrauten, den geiſtlichen Geheimrath Kolborn, zu den weiteren Verhandlungen mit dem Kaiſer und dem Papſte nach Wien. Zunächſt handelte es ſich darum, wenigſtens die Verhältniſſe der Regensburger Diöceſe zu ordnen. Wirklich ernannte der Papſt Dalberg vorläufig zum Adminiſtrator von Regensburg. Doch ſelbſt hier trat der partikulariſtiſche Standpunkt Baierns ſcharf hervor. Hatte es ſich ſchon vorher prinzipiell für einen Landeserzbiſchof erklärt, ſo wahrte es jetzt ſeine „Rechte“ dadurch, daß es am 19. September den „Adminiſtrator“ „aus landesfürſtlicher Macht“ als ſolchen ausdrücklich anerkannte, gegen allen Brauch, und eben deshalb wies ein Proteſt des Regensburger Konſiſtoriums vom 17. Oktober jene „Anerkennung“ ſcharf zurück.

Gelang es nicht einmal, dieſe Einzelfrage zu einer befriedigenden Löſung zu bringen, ſo hatten die Verhandlungen mit Rom über ein geſammtdeutſches Konkordat noch viel weniger Erfolg. Die von kaiſerlicher Seite aufgeſtellten

Punktationen zu einem ſolchen wurden in Rom nicht angenommen, und auch die Wiederaufnahme der Sache in Regensburg durch Kolborn, den kaiſerlichen Bevollmächtigten Frank und den päpſtlichen Vertreter della Ganga führte zu keinem Reſultate. Stand doch den Römern kein geſchloſſener Wille, keine Macht gegenüber, ſondern wenig mehr als der Eifer eines Privatmanns. So blieben die Angelegenheiten der katholiſch-deutſchen Kirche ebenſo in der Schwebe wie die des deutſchen Reiches.

Neben dieſen unerquicklichen Dingen beſchäftigte den Erzkanzler vor allem die Aufgabe, ſeinen „Kurſtaat“ zu organiſiren, d. h. den ohne jede Rückſicht auf geographiſche Lage, Geſchichte und Stammesart zuſammengeworfenen Gebietstrümmern eine erträgliche Verwaltung zu geben. Freilich lebte dieſer Sohn des 18. Jahrhunderts ſo völlig in der mechaniſchen Staatsanſchauung des Abſolutismus, daß ihm die Willkür der Zuſammenſetzung die geringſten Bedenken machte; ſchienen doch noch in dieſer ganzen Zeit, und in ihr mehr als jemals, Menſchen und Gebiete wie weiches Wachs in den Händen der Gewaltigen dieſer Erde zu ſein. Schon am 18. Juli 1803 wurde die neue Verfaſſung des Kurſtaats publizirt, zum guten Theil gewiß aus Dalbergs Feder. Gemeinſam war den zerſtreuten Gebieten nur das Miniſterium, das Oberappellationsgericht, die Militärverfaſſung und die Univerſität (in Aſchaffenburg); ſonſt erhielt jeder der drei Theile eine abgeſonderte Verwaltung. Die ſo entſtehende große Zahl von Aemtern diente weſentlich zur Verſorgung der früheren kurmainziſchen Beamten, und ſoweit ſie nicht im aktiven Dienſte des Erzkanzlers oder anderer Fürſten unterkamen, zahlte ihnen Dalberg ihren vollen bisherigen Gehalt, wenn ſie in ſeinem Territorium blieben, zwei Drittel desſelben, wenn ſie anderswo lebten, gewiß ein Beweis perſönlicher Hochherzigkeit, der mit manchem andern in ſeinem Leben verſöhnen könnte. Die wichtigſte Aufgabe dieſer ſo geordneten Verwaltung blieb die Regelung der Finanzen; laſtete doch auf dieſem kleinen Gebiet eine Kriegsſchuld von $1\frac{1}{2}$ Millionen fl., während z. B. die Einkünfte aus den Rheinzöllen keineswegs vollſtändig und rechtzeitig eingingen. Während Preußen von ſeinen Zollſtätten pünktlich zahlte, ſogar mehr, als wozu es verpflichtet war, leiſtete Baiern von ſeinem Düſſeldorfer Büreau nichts. Trotz dieſer beſchränkten Mittel geſchah namentlich in Regensburg manches ſelbſt für ſcheinbar entfernter liegende Zwecke; nicht nur ein Waiſenhaus, ein evangeliſches und ein katholiſches Krankenhaus entſtanden hier, ſondern auch ein botaniſcher Garten und eine Zeichenſchule für Gewerbtreibende.

Auf der andern Seite erhoben ſich wieder Hoffnungen auf eine Vergrößerung des Kurſtaats, etwa durch Osnabrück, als Hannover im Juli 1803 von den Franzoſen occupirt worden war und das Gerücht ſich verbreitete, es ſolle „vertheilt“ werden. Auch Dalberg, der doch ſonſt jeden Gedanken

an eine Erwerbung auf Kosten seiner Mitstände weit von sich gewiesen, hatte jetzt gegen eine solche so wenig mehr einzuwenden, daß er seinem Gesandten Graf Beust in Paris sogar schon die Stelle des Gouverneurs von Osnabrück zugedacht hatte. Offenbar flößte ihm der Gedanke, aus der Hand Frankreichs ein Gut annehmen zu müssen, das einem Andern gehörte, keinerlei Bedenken mehr ein.

Um die Gunst des Gewaltherrn, der Frankreich regierte, sorgte er bereits ängstlicher, als einem deutschen Fürsten, als vollends dem „ersten Kurfürsten" des Reichs zukommen wollte. Er, der es so oft für seine höchste Pflicht erklärt hatte, furchtlos und aller Orten die Wahrheit zu sagen, blieb stumm, als seine erlauchten Mitfürsten im Süden einen rechtlosen Krieg gegen die Reichsritterschaft begannen, welche der Reichsdeputationshauptschluß noch verschont hatte, er schwieg, als die Wegführung des Herzogs von Enghien den Beweis lieferte, wie der erste Konsul das Völkerrecht und die Autorität des Reichs und seiner Glieder zu achten gesonnen sei. Er nahm dann keinen Anstand, seine zuvorkommende Zustimmung zu der beabsichtigten Erhebung Napoleons zum Kaiser der Franzosen in Paris anzumelden, und sah solche Willfährigkeit belohnt durch die Wiedereinsetzung seines Neffen, des Fürsten von der Leyen, in die bereits eingezogenen Besitzungen (Juni 1804). Er fand dann natürlich auch kein Bedenken, mit den andern Fürsten des südlichen und westlichen Deutschland im September unter denen zu erscheinen, welche den neuen Cäsar in der alten Kaiserstadt Mainz, in der Hauptstadt, die einst zu Dalbergs Residenz bestimmt gewesen, huldigend begrüßten. Dort hat er Napoleon zum ersten Male gesehen und sich wohl überzeugt, daß von einem Einfluß auf ihn, von dem er vielleicht geträumt, nicht die Rede sein könne. Die bekannte Erzählung, er sei von der Freude, die Napoleon gelegentlich über den Zerfall Deutschlands unverhohlen kundgegeben, so erschreckt worden, daß er dem alten Karl Friedrich von Baden weinend in die Arme gesunken sei, erscheint weder objektiv genügend beglaubigt — sie rührt von Frau v. Wolzogen her, die ihn stets vertheidigte —, noch nach dem Charakter der dabei betheiligten Personen innerlich wahrscheinlich. Wird doch vielmehr behauptet, eben in Mainz sei unter Dalbergs lebhafter Zustimmung der erste Gedanke an den Rheinbund aufgetaucht.

Wenn noch etwas gefehlt hatte, um den Erzkanzler vollständig für den Imperator zu gewinnen, so wurde das ergänzt durch die wohlberechnete Einladung zur Kaiserkrönung nach Paris (2. Dezember 1804) und durch die Fülle von Artigkeiten und Auszeichnungen, mit denen man ihn dort überhäufte. Beim Krönungsmahle speiste er an derselben Tafel mit dem Papste und dem Kaiserpaare; das Nationalinstitut ernannte ihn an Stelle Klopstocks († 14. März 1803)

zu seinem auswärtigen Mitgliede, die Pariser Zeitungen begrüßten ihn mit ausgesuchten Schmeicheleien. Nur eins mochte seine Befriedigung trüben. Seine persönlichen Bemühungen um ein Konkordat blieben auch bei Pius VII. fruchtlos; ja eben während seines Aufenthaltes in Paris lehnte das Kardinalskollegium seine Vorschläge zu einem solchen ab, weil sie die Reichsgesetze als Grundlage für die deutschen Kirchenverhältnisse festhielten (30. Dezember 1804), und nur das konnte er für einen Erfolg seiner Bemühungen rechnen, daß der Papst die kirchlichen Verfügungen des Deputationshauptschlusses, namentlich auch die über die Stellung Regensburgs formell bestätigte (1. Februar 1805). Das Alles konnte aber den Eindruck des Empfanges in Paris nicht verwischen. Erst im Februar 1805 kehrte Dalberg nach Deutschland zurück, wenige Monate vor dem Ausbruche des Krieges, der das alte Reich vollends in Trümmer schlagen sollte. Auch er war bereits in dem Netze gefangen, das die französische Politik über den Süden und Westen Deutschlands zu werfen eben im Begriffe stand.

Das Ueberhandnehmen des musikalischen Virtuosenthums.

Für jede Kunst ist es ein schlimmes Zeichen der Zeit, wenn das Virtuosenthum überwuchernd sich breit macht. Eine Periode gedeihlicher Entwickelung und gesunden Fortschritts wird in dem Virtuosen nur den guten Interpreten schätzen; dagegen sind wir heute längst dabei angekommen, den Virtuosen um seiner Virtuosität willen anzustaunen, gleichviel auf welche Weise er dieselbe bethätigt, sodaß das inhaltloseste Phrasenwerk, der jämmerlichste Firlefanz und musikalische Hokuspokus das Concertpublikum zu „frenetischem Applaus“ hinzureißen vermag. Wenn nur dem Violinspieler das etwas gewagte Experiment andauernden Flageoletspiels in schneller Bewegung glückt, ohne daß die Saite einmal versagt, oder der Pianist eine Reihe kühner Sprünge nacheinander ausführt, ohne fehlzugreifen, oder der Sänger in der glücklichen Lage ist, seinen nur zu Zeiten disponiblen höchsten Ton zu spenden und vom schmelzenden Pianissimo zum donnernden Fortissimo anzuschwellen, oder die Sängerin in Rouladen und Tiraden und der Natur der menschlichen Stimme hohnsprechenden Harpeggien mit den Akrobaten des Orchesters (den Flöten) konkurrirt: so mögen sie diese Künste an einem Werke höchsten Genies oder an der erbärmlichsten Dutzendwaare zeigen, der Erfolg wird kaum erheblich modifizirt werden. Wenn auch der bessere Theil unserer Tageskritik längst Einspruch erhoben hat gegen den

Mißbrauch, den die Virtuoſen in dieſer Richtung mit den Schwächen des Publikums treiben, ſo muß doch zugeſtanden werden, daß noch immer nur wenige größer angelegte Naturen unter ihnen von dem Vorwurf der Effekthaſcherei freizuſprechen ſind und ſtatt der brillanten eigentlichen Virtuoſenſtückchen, die doch im Grunde von ſehr geringem poſitiven Kunſtgehalt ſind, lieber Werke unſerer beſten Meiſter zum Concertvortrage wählen, welche vielleicht weniger flitterhaften Aufputz aufweiſen, ſchließlich aber an den ausführenden Künſtler noch größere Anforderungen ſtellen. Oder wäre wirklich für einen Klavierſpieler von guter Technik eine Beethovenſche oder Schubertſche Sonate ſoviel leichter zu ſpielen als eine Polka von Raff oder ein Liſztſcher Walzer? Oder bereitete wirklich dem Auditorium der Vortrag einer Henſeltſchen Etüde oder einer Jaellſchen Paraphraſe mehr Genuß als der des Schumannſchen Karneval oder eines Nokturno von Chopin? Die Periode der Concertparaphraſen iſt allerdings vorüber, ſeit die Komponiſten in größerem Maßſtabe direkt für die Virtuoſen arbeiten, oder beſſer ſeitdem die Virtuoſen alle ſelbſt komponiren und auch als Komponiſten und nicht nur als Bearbeiter angeſehen ſein wollen; auch wollen wir durch obige Gegenüberſtellungen nicht geſagt haben, daß Liſzt und Raff unter die kleineren Geiſter zu rechnen ſeien gegenüber Chopin und Schumann: es iſt aber nicht zu leugnen, daß die erſteren beiden häufig genug für die Virtuoſen geſchrieben haben (d. h. Liſzt für ſich ſelbſt), während den letzteren beiden dieſer Vorwurf nicht zu machen iſt. Liſzt und Raff gerade haben wir nur aus vielen herausgegriffen, um an ihnen zu zeigen, wie die Virtuoſen die auf den Effekt berechnete Auswahl ihrer Soloſtücke durch gut klingende Namen zu maskiren wiſſen.

Es iſt anzuerkennen, daß in dieſer Beziehung die neueſte Zeit einige Beſſerung gebracht hat, und es ſteht zu hoffen, daß unſere Virtuoſen mehr und mehr ihren Lehrberuf begreifen und nicht allein darin ihre Aufgabe ſehen werden, dem Publikum zu imponiren. Denn wenn irgend jemand auf die Geſchmacksrichtung des Publikums Einfluß hat, ſo ſind es die Virtuoſen, da ihnen die Zuhörer in hellen Haufen zulaufen und ihren Vorträgen mit Spannung und Intereſſe folgen. Man kann ſicher ſein, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der dilettirenden Zuhörer ſich am Tage nach dem Concert die Solopiecen zu verſchaffen ſucht, welche der Klavierſpieler vorgetragen hat, und unſere Muſikalienhändler wiſſen das ja auch wohl zu benutzen, indem ſie die betreffenden Stücke rechtzeitig in den Schaufenſtern auslegen. Ohne Zweifel liegt hierin eine große Macht der Virtuoſen, und es iſt gewiß der beſte Weg, einen unbekannten Komponiſten populär zu machen, wenn ſich die Virtuoſen ſeiner annehmen. Ein mittelmäßiges Stück, mit virtuoſem Raffinement geſpielt, nimmt ſich natürlich viel beſſer aus als ein gutes, wenn es von Dilettanten zu Hauſe ſtümperhaft probirt wird. Wenn die Virtuoſen von dieſer Macht den rechten Gebrauch

machen, d. h. gute, gehaltvolle Musik fadem Geklingel, süßlichem Geseufz und blendendem Brillantfeuerwerk vorziehen, so können sie viel mehr nützen, als selbst eine ehrliche Kritik es vermag. Denn schließlich ist auch die ehrlichste Kritik die Meinung eines Menschen und macht den Geschmack und das Fassungsvermögen dieses einen Menschen zur Norm, wogegen das Selbstgehörte in einer ganz andern Weise zu wirken vermag. Uebersteigt ein Werk das musikalische Fassungsvermögen des Hörers, so wird es ihm fremd bleiben, begreift er es, so wird er es liebgewinnen, oder aber es wird ihm, wenn es seinen Geist zu wenig beschäftigt, nicht interessiren, er wird es dann langweilig nichtssagend finden. Das „Schönfinden" eines Musikstücks ist keineswegs so sehr Geschmacksache, wie man oft genug aussprechen hört, es ist vielmehr ein Gradmesser für das musikalische Verständniß; die Fähigkeit, eine der complicirteren Beethovenschen Sonaten schön zu finden, ist bei weitem nicht allen Menschen eigen, aber sie kann erworben werden, während für Mozart das angeborene Musikverständniß eines halbwegs mit Gehör begabten Menschen gewöhnlich ausreicht. Wie erziehungsfähig das Ohr, d. h. wie ausbildungsfähig das Musikverständniß ist, kann man recht deutlich einsehen, wenn man ein Concertpublikum, das an die complicirtesten Schöpfungen der neuesten Zeit gewöhnt ist, mit einem vergleicht, das nur Händel, Haydn, Mozart, den jüngeren Beethoven und allenfalls Mendelssohn zu hören bekommt. Ein Publikum der ersteren Art ist z. B. das Sondershäuser. Beispiele der letzteren Art brauchen wir nicht zu suchen. Die Sondershäuser, denen Berlioz und Liszt mit ihren symphonischen Dichtungen alltägliche Bekannte sind, bedürfen nicht langer Zeit und eines vielmaligen Hörens, um den Aufbau einer Brahmsschen Symphonie zu begreifen, wie das anderwärts vorkommt. So ist die Ausbildung des Musikverständnisses nicht zum kleinsten Theile abhängig von der Wahl der aufgeführten Stücke, und eine konservativ gesinnte Concertdirektion schafft sich in der That allmählich ein ebenso konservativ gesinntes Concertpublikum, ohne daß man nöthig hätte, einen persönlichen Einfluß anzunehmen.

Wir beabsichtigen hier keineswegs, für die Auswüchse der neudeutschen Richtung Propaganda zu machen, müssen aber denen entschieden entgegentreten, welche Werke wie die Waldsymphonie von Raff für schlechte Musik halten oder die Brahmssche Rhapsodie verdammen, wenn sie sie nach einmaligem Hören nicht begriffen haben. Wohl kann man im Zweifel sein, ob nicht die Häufung complicirtester Harmonieverbindungen, welche Brahms so sehr liebt, dem musikalischen Fassungsvermögen allzuviel zumuthet; man kann sein ernsthaftes Bedenken haben, ob nicht das motivische Geschiebe ohne Rast und ohne tonale Einheit, wie es Wagners illustrirender Musik eigen ist, allzuweit wegführt von den immanenten Bildungsgesetzen der musikalischen Kunst; dagegen würde es durchaus verkehrt

und ungerecht sein, wollte man jene Meister darum herabsetzen, weil ihnen das der Fassungskraft der Menge entsprechende zu einfach und reizlos erscheint und sie so schreiben, daß ihre Werke ihnen selbst volle Geistesarbeit bieten. Wagner darf der tonalen Einheit entbehren, weil er die Einheit des Kunstwerks in der poetischen Idee sieht; seine Musik ist eben keine absolute Musik und darf nicht mit derselben Elle gemessen werden wie diese. Brahms dagegen in seinen Orchesterwerken muß allerdings diese Grundgesetze musikalischer Formgebung anerkennen, aber er darf sich weitere Grenzen stecken, als sie üblich sind; er wahrt die tonale Einheit, entfaltet aber in ihrem Banne eine Harmonie von größter Freiheit. Das Schöne schön zu finden, ist nicht Sache des Geschmacks, sondern des Verständnisses; dagegen ist es allerdings Geschmackſache, ob man lieber Kunstwerke dieser oder jener Stilgattung sehen oder hören mag. Der spätere Beethoven, Brahms, Wagner, Liszt müssen erst studirt sein, ehe man zu ihnen Stellung nehmen kann; man kann erst dann sagen, man habe keine Liebhaberei für ihre Werke, wenn man seine musikalische Hörfähigkeit soweit ausgebildet hat, daß man die Faktur derselben übersieht. Kehrt man erst, nachdem man ein lebhaftes Interesse für die verschränkten Bildungen der Neuzeit durchgemacht hat, ermüdet und abgestumpft an den stärkenden Born frisch sprudelnden musikalischen Empfindens eines Mozart zurück, so kann man sich von jedem Vorwurfe der Parteilichkeit oder Bornirtheit freisprechen. Leider ist unserm Publikum die Lust zum Lernen zumeist abhanden gekommen, und zwar darum, weil es an ernsten und thatkräftigen Lehrern fehlt. Verhältnisse wie die Sondershäuser, wo jahraus jahrein herrliche Orchesterleistungen geboten werden, ohne daß das Interesse der Hörer durch gastirende Virtuosen abgelenkt wird, sind so abnorme und seltene, daß sie fast ins Reich der Fabel zu gehören scheinen. Dort ist wirklich ein lernendes Publikum, das einen Ueberblick über die symphonische Literatur der letzten hundert Jahre hat wie kaum ein zweites, und das jedes neue Werk mit Freuden begrüßt, um es kennen zu lernen, aber nicht, um es zu kritisiren. Das ist ja der Krebsschaden unserer musikalischen Verhältnisse, daß das Publikum in unseren Concertsälen und Opernhäusern richtet, statt zu genießen! Es ist, statt einer Schaar gelehriger Schüler oder andächtiger Gläubigen an die Hoheit der Kunst, eine Versammlung kleinlicher Splitterrichter, einer Begeisterung nur noch sehr ausnahmsweise fähig, leider nicht immer zur rechten Zeit, dagegen immer bereit, kategorisch zu verurtheilen. Daß es so ist, können wir nur halb dem Verschulden des Publikums selbst beimessen, das ja aus leicht begreiflicher Eitelkeit gern die Rolle einer höchsten Jury spielt, wenn ihm dieselbe zugemuthet wird. Die Hauptschuld fällt ohne Frage auf die unglückselige Konkurrenz der Virtuosen, welche um die Gunst des Publikums buhlen und seine Kritik herausfordern.

Schöne Zeit, wo noch der Virtuose des durch ihn vorgetragenen Kunstwerkes wegen da war und das Publikum dieses hörte und nicht ihn! Heute sind die herrlichen Beethovenschen Concerte, wie es scheint, hauptsächlich dazu da, daß immer neue und wieder neue Virtuosen zeigen dürfen, wie sie dieselben zu spielen vermögen. Ist es denn nicht wahrhaft bedauernswürdig, daß ewig dieselben Werke, die Perlen unserer Concertliteratur heruntergespielt werden müssen, auf die Gefahr hin, daß wir ihrer schließlich trotz aller ihrer Schönheit überdrüssig werden? Und müssen es denn durchaus „Concerte" sein? Könnte nicht der auftretende Klavierspieler sich dem Publikum ebenso vortheilhaft vorführen mit einer Sonate oder einem andern modernen cyclischen Werke wie mit einem „Concert"? Der Einwurf, daß solche Werke in Kammermusik-Aufführungen gehören, kann doch wohl nicht im Ernste gemacht werden, da ja allerlei kleine Sächelchen: Capricen, Lieder ohne Worte, oder für die Sänger kleine Lieder ꝛc. in den großen Concerten längst gewohnte Programm-Nummern sind! In neuester Zeit ist man endlich zu der Einsicht gelangt, daß die Solo- und Duo-Sonaten lange Zeit unverantwortlich vernachlässigt und eigentlich nur noch als Unterrichtsmaterial verwendet worden sind; in Folge dessen holt man das Versäumte nach und veranstaltet große Concerte, in denen nach einander gleich eine ganze Reihe Sonaten gespielt werden. Die Einförmigkeit dieser Programme wird natürlich bald genug das Publikum langweilen, und die Sonaten werden dann wieder in die Rumpelkammer wandern. So anerkennenswerth die That Bülows war, einmal daran zu erinnern, welcher Schatz in Beethovens Klaviersonaten steckt, so verkehrt ist die Nachahmung, welche sein Beispiel findet, einen ganzen Concertabend nur mit Sonaten auszufüllen. Sehen wir von den modernen Sonatenspielern ex professo ab, so müssen wir konstatiren, daß das Auftreten eines Virtuosen beinahe ebenso aussieht wie das des andern: im ersten Theile des Programms wird ein Concert gespielt — von den Geigern gewöhnlich das Beethovensche oder Mendelssohnsche, allenfalls das Bruchsche oder eines von Spohr; von den Klavierspielern Beethovens G-Dur oder Es-Dur, Rubinsteins D-Moll oder Liszts Es-Dur, allenfalls Reineckes oder Hillers Fis-Moll — im zweiten Theile einige solistische Nichtigkeiten, Virtuosenkunststückchen, manchmal wohl auch ein paar allerliebste Nippes — so einmal, so allemal! Der Hauptunterschied ist der Name des Spielers. So ist es denn ganz natürlich, daß in den Augen des Publikums das Auftreten der Virtuosen zu einer Art Examen wird — er spielt Probe! Das Publikum sitzt zu Gericht, ob der heute auftretende Virtuose das und das Concert besser oder schlechter spielt als der, welcher es vor einer Woche gespielt hat. Wir haben wiederholt Fälle erlebt, daß dasselbe Concert in den beiden Concertinstituten Leipzigs, dem Gewandhaus und der Euterpe, in Zwischenräumen von 8 Tagen zu Gehör gebracht wurde,

und wir hören notorisch dieselben Concerte alle Jahre. Das möchte hingehen, wenn unsere Literatur eine solche beschränkte Auswahl geböte; aber wer hat die Stirn, das zu behaupten?

Die armen Virtuosen sind freilich übel daran. Sie kämpfen den Kampf ums Dasein, oft hart genug; sie sind gezwungen, um die Gunst des Publikums zu buhlen, und wo so viel Mitbewerber sind wie um diesen Preis, da bleiben die angewandten Mittel nicht immer die edelsten und der Kunst würdigsten. Es ist also am letzten Ende die Ueberproduktion an Virtuosen, was diese selbst auf Abwege treibt und damit den Geschmack des Publikums verdirbt. Rubinstein soll einmal den Ausspruch gethan haben, daß „heute keiner schlecht spielt". Er hat Recht. Auch die Zahl derer, welche „gut" spielen, ist eine große, und das Bestreben eines Jeden, sich aus der Legion derer, welche nicht schlecht spielen, soweit herauszuheben, daß ihn das Publikum zur Elite der guten Spieler rechnet oder gar mit dem Ehrenpreise der großen Virtuosen krönt, ist gewiß ein begreifliches, und da dieses Avancement nun einmal einzig vom Urtheile des großen Publikums abhängt, so ist dies Gedränge von Virtuosenproduktionen, das wir in jeder Saison gesteigert erleben, wie es scheint, nicht zu vermeiden. Man prüfe nur die Programme unserer hervorragendsten Concerte, und man wird staunen, welchen Platz sie der Virtuosität einräumen! Kaum genügt das Auftreten eines Virtuosen für ein Concert, es müssen womöglich zwei oder drei sein. Möchten doch wenigstens die Institute, welche sich für die heiligsten Tempel der Kunst halten und ein dem entsprechendes Ansehen genießen, von dem Vorwurfe rein halten, durch Begünstigung des Virtuosenthums die großen Interessen der Kunst zu schädigen! Allein, hier redet der — Geldbeutel mit. Wie die Sachen heute liegen, „zieht" der Name eines am Orte selten oder noch gar nicht gehörten Virtuosen von einigem Renommée mehr als ein bedeutendes neues Kunstwerk, und das pekuniäre Opfer, welches die Gewinnung des Virtuosen für das Concert erfordert, wird reichlich wieder aufgewogen durch den vermehrten Zudrang. Aufstrebende jüngere Kräfte dagegen, welche noch um Erfolg werben, sind billig zu haben, schätzen es sich zur Ehre und wissen den Gewinn wohl zu würdigen, den sie davon haben, daß sie in solchen besonders renommirten Concerten überhaupt auftreten dürfen, und würden daher nöthigenfalls selbst noch pekuniäre Opfer bringen. So sind die Concertdirektionen die natürlichen ersten Instanzen für die Entscheidung über die Bedeutung eines Künstlers. Diese erstinstanzlichen Urtheile sind erfahrungsmäßig nicht immer genügend motivirt, und das Concertpublikum fühlt sich gern in seiner Würde als zweite Instanz und wirft das erstinstanzliche Urtheil über den Haufen; endlich kommt die gedruckte Kritik als oberster Gerichtshof, der bekanntlich unfehlbar ist und entweder das Urtheil

erſter Inſtanz wiederherſtellt, natürlich mit umfänglicher Motivirung, oder aber das zweiter Inſtanz beſtätigt. Schade nur, daß dieſer oberſte Gerichtshof nicht in pleno ſitzt und einen einzigen gemeinſamen Spruch fällt, ſondern vielmehr jeder der Herren Richter ſein eigenes maßgebliches Urtheil publizirt. So desavouirt eine Unfehlbarkeit die andere, und damit fällt die Bedeutung der Kritik in ſich zuſammen, und das Publikum wird zur vierten Inſtanz, welche wieder über die Einzelurtheile der Kritik richtet. Kritik, Kritik und immer wieder Kritik! Iſt es zu verwundern, daß das Publikum, dem in dieſer Weiſe die Richterrolle über die Virtuoſenleiſtungen aufgezwungen wird, ſich ſo an das Kritiſiren gewöhnt, daß es auch die Aufführung einer Beethovenſchen Symphonie nicht mehr anhören kann, ohne ſich in erſter Linie immer die Frage, ob die Aufführung eine gute, eine muſtergiltige oder eine mäßige iſt, zu beantworten? An das Werk ſelbſt denkt es kaum mehr. Ein feſtes Publikum mit erblichen Sitzen wie das der Leipziger Gewandhausconcerte verwächſt zudem ſo mit dem Orcheſter, daß es bei einer wohlgelungenen Aufführung ſich mit dem Bewußtſein ſchmeichelt: Ja, ſo können nur wir es! Die Freude über das faſt verſchwindende Pianiſſimo der Streichinſtrumente, das allgewaltige Forte des Tutti, den gleichmäßigen Strich der Geiger (der übrigens hier längſt zur Mythe geworden!) beſchäftigt es hinlänglich, um darüber Beethovens großartiges Meiſterwerk ganz zu vergeſſen! Wehe den Armen, welche vor dieſer kalten Jury zu beſtehen haben; wenn ſie nicht ſchon ſehr viel gute Meinung vorfinden, ſo mögen ſie ſich Beethoven oder Mozart, Schumann oder Mendelsſohn zu Bundesgenoſſen wählen — das Werk bezwingt dieſes Publikum nicht mehr, der Virtuoſe ſelbſt muß es thun.

Und doch — wie lenkſam iſt das große Publikum trotz ſeiner anerzogenen Richterſtrenge! Wie Teig läßt es ſich kneten von ſeinen Meiſtern. Seine Meiſter aber ſind die Claque und die Reklame. Eine geſchickt vorbereitete Claque reißt das Publikum mit fort, daß es demſelben Werke rauſchenden Beifall zollt, das es ein anderes Mal kalt abgelehnt hat, vorausgeſetzt natürlich, daß nicht eingefleiſchte Vorurtheile gegen den Namen des Komponiſten von vornherein die Majorität zu geſchloſſener Oppoſition geeinigt haben. Und wie die Claque durch Ueberrumpelung, ſo wirkt die Reklame durch langſame Umſtimmung. Wie meiſterhaft verſtehen wir uns heute auch in Deutſchland auf die Reklame! Sie iſt bei uns gefährlicher als bei den Franzoſen, weil die Menge bei uns noch harmlos genug iſt, ihr zu glauben. Es iſt lehrreich, zu verfolgen, wie erſt ganz von ferne und ſcheinbar durchaus abſichtslos darauf hingearbeitet wird, den Erfolg eines Virtuoſen, einer Sängerin in einem langerhand vorbereiteten Concert ſicher zu ſtellen. Da taucht zuerſt eine ganz unverfängliche Notiz in den Lokalblättern auf, daß der oder die berühmte ſo und ſo in Be-

gleitung der und der bekannten Künſtler eine Concerttour angetreten habe; daß dieſelben auch loco zu concertiren gedenken, wird natürlich mit keiner Silbe erwähnt. Bald darauf folgen längere Mittheilungen über ſenſationelle Erfolge in anderen Städten, die ſich, bei Lichte betrachtet, als ſtark übertrieben herausſtellen würden. Später bringen die Zeitungen eine kurze Biographie des oder der Betreffenden mit pikanten Details, die für geſprächige Damen am Kaffeetiſch ein höchſt willkommener Stoff ſind. Endlich wird dem Wunſche Ausdruck gegeben, den köſtlichen Ohrenſchmaus auch einmal in nächſter Nähe haben zu können. Dann gelingt es einem ingeniöſen Unternehmer, mit bedeutenden pekuniären Opfern das Engagement für ein einmaliges Concert zu Stande zu bringen, natürlich nur im Intereſſe des lieben Publikums, und es dauert nicht lange, ſo ſind laut Zeitungsnotiz die Vorbeſtellungen auf Billets bereits in ſolcher Menge eingegangen, daß man ſich ſehr daran halten muß, wenn man ſich nicht den Genuß will entgehen laſſen. So gelingt es denn wirklich, trotz oder gerade wegen des hohen Entrées (denn was viel koſtet, muß gut ſein) den Saal zu füllen; das Publikum iſt glücklich, den Stern bewundern zu dürfen, und die Claque iſt wohldreſſirt, zur rechten Zeit den Applaus einzuleiten. Dem Ganzen wird die Krone aufgeſetzt, wenn es gelingt, auch die hohe Kritik dermaßen von der eminenten Künſtlerſchaft der Auftretenden im voraus zu überzeugen, daß der begeiſterte Hymnus des Recenſenten ſchon während oder vor dem Concerte geſetzt werden kann, um am folgenden Morgen beim Frühſtück die geſammte Einwohnerſchaft in neue Ekſtaſe zu verſetzen. Wird gar auf allgemeines Verlangen ein zweites Concert bewilligt, ſo kennt der Jubel keine Grenzen. Glücklich die Virtuoſen, die es ſo herrlich weit gebracht haben, daß ihnen Reklame, Claque und Kritik dienſtbar ſind! Wehe aber denen, welchen ein ſolches Entgegenkommen verſagt wird! ihre Leiſtungen nehmen ſich in den Zeitungsberichten recht nüchtern aus, und ſie müſſen ganz aus ſich und durch ſich jenes Fluidum erzeugen, das man gehobene Stimmung nennt, jene Empfänglichkeit, die nur des geeigneten Moments harrt, um als Applaus hervorzubrechen.

Es iſt wahr, wie die Sachen liegen, muß man Mitleid haben mit den zahlloſen Virtuoſen, welche nach Erfolg ringen. Zu helfen iſt ihnen freilich nicht, auch nicht durch ein wirklich unparteiiſches Urtheil des Publikums und der Kritik; denn wie geſagt, derer, welche gut ſpielen, ſind zu viele. Der Glanz einer glücklichen Virtuoſenlaufbahn hat leider allzuviele verlockt, die unſichere Bahn des Ruhmes einer geſicherten aber ruhmloſen und beſcheidenen Exiſtenz vorzuziehen. Es kann nicht anders ſein, es müſſen viele, ſehr viele bei dieſem Wettlauf ſtürzen und liegen bleiben, denn die Bahn iſt lang, und nur wen der bekannte geflügelte Renner trägt, der zu allen Zeiten ein ſeltner Vogel war, wird ſie ſchnell und glücklich durchmeſſen. Es wäre daher ſchon im Hinblick

auf dieſe vielen kümmerlichen Exiſtenzen geboten, dem weiteren Ueberhandnehmen des Virtuoſenthums entgegenzuarbeiten, auch wenn damit nicht ernſtliche Schädigungen der Kunſt untrennbar verbunden wären; wir haben aber ſchon darauf hingewieſen, welche Gefahr darin liegt, daß wir alle muſikaliſchen Vorträge als Geſchicklichkeitsproben mit kritiſchem Gemüthe anhören: eine Umkehr zum wirklichen muſikaliſchen Genießen iſt dringendes Bedürfniß!

Wie weit der Verfall bereits gediehen iſt, wird einem recht klar, wenn man eine Kammermuſik-Aufführung beſucht. Obgleich bei ſolchen Aufführungen der Kritik immer noch ein weites Feld offen ſteht, ſo fehlt doch das Lieblingsobjekt für ihre Bethätigung, das eigentlich virtuoſe Element. Das Gewand, in welchem hier die muſikaliſchen Kunſtwerke vor uns hintreten, iſt ein ſchlichtes, unſcheinbares; zwar verträgt es gerade darum deſto weniger Flecken und Defekte, und die exakte Ausführung eines Streichquartetts oder einer Sonate iſt keineswegs eine leichte Aufgabe auch für gute Spieler: dennoch machen wir die Erfahrung, daß Kammermuſik-Aufführungen im allgemeinen recht ſchlecht beſucht werden, wie allein ſchon daraus hervorgeht, daß dieſelben meiſt nur in kleinen Sälen abgehalten werden, ohne doch auch nur dieſe zu füllen. Der Grund des ſchlechten Beſuches iſt kein andrer, als daß der Reiz des virtuoſen Elementes fehlt; es iſt eben nicht mehr die Freude am muſikaliſch Schönen, was die Mehrzahl der Hörer in den Concertſaal lockt, ſondern die Neugierde, den auftretenden Virtuoſen kennen zu lernen, und die Sucht, Kritik zu üben.

Die Urſache der immer noch wachſenden Ueberproduktion von Virtuoſen iſt die Maſſendreſſur auf unſeren Muſikſchulen. Wer dieſe einmal in nächſter Nähe beobachtet, wer mitten darin geſtanden, ſie mit erlebt hat, der kann ſich nur wundern, daß die Zahl der Virtuoſen nicht eine noch viel größere iſt. Denn ein erſchreckender Procentſatz der dieſe Anſtalten beſuchenden Zöglinge verläßt dieſelben als Virtuoſen oder mindeſtens mit der Prätenſion, auf dem beſten Wege zur Virtuoſität zu ſein. Abgeſehen von der Kompoſitionslehre, welche doch nur bei einem kleinen Theile der Schüler zu werthvollen praktiſchen Reſultaten führen kann, iſt der ganze Zuſchnitt der meiſten Konſervatorien darauf berechnet, Soloſpieler auszubilden, und dieſe Ausbildung wird in bedenklicher Einſeitigkeit betrieben. Ein junger Mann, der vor einigen Jahren eine ſolche Anſtalt verließ und als Klaviervirtuoſe in die Oeffentlichkeit trat, hatte ein Repertoire von einem Mozartſchen, einem Beethovenſchen und dem Schumannſchen Concerte, war aber außer Stande, ein mittelmäßig ſchweres Stück erträglich abzuſpielen, das nicht auf ſeinem Repertoire ſtand, da er jene Concerte nur durch jahrelanges mühſames Einpauken hatte bewältigen lernen, während ſein übriges muſikaliſches Faſſungsvermögen keine entſprechende Fortentwickelung genommen hatte. Daß den jungen in der Ausbildung begriffenen

Virtuosen und Virtuosinnen für längere Zeit das Spielen gänzlich untersagt werden muß, weil sie sich entweder den Fingerkrampf angespielt oder das Nervensystem überreizt haben, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Dergleichen würde nicht möglich sein, wenn nicht die Musikschüler ein Uebermaß von Zeit auf das praktische Spiel verwendeten, natürlich auf Kosten aller anderweitigen Studien; solange sie auf der Anstalt sind, geben sie sich nur allzugerne dem Wahne hin, wirkliche Virtuosen werden zu können, und setzen in Folge dessen alle ihre Kraft daran, wenn sie nicht durch verständige Lehrer oder durch eine strenge Schuldisciplin dazu angehalten werden, ihre Zeit weise einzutheilen und vor allem ihre theoretische Ausbildung nicht zu versäumen. Was es mit der Disciplin der Musikschulen auf sich hat, ist bekannt genug; einem Schulmanne muß das Herz weh thun, wenn er sieht, wie absolut null und nichtig die Kontrole der Musikschüler zu sein pflegt. Der allergeringste Werth wird aber gerade auf das gelegt, was schließlich nach absolvirtem Studium für die meisten das wichtigste wird. Denn da vom Virtuosenthum nur sehr wenige leben können, so sind die meisten genöthigt, entweder Dirigenten oder Musiklehrer zu werden. Aber weder die Kunst, ein Orchester zu dirigiren, noch die des Lehrens wird auf den bekanntesten Anstalten gründlich und systematisch behandelt. Man kann einen sehr guten Lehrer gehabt und auch sein Instrument gut haben spielen lernen, ohne darum doch irgend welche Befähigung zum Lehren erworben zu haben. Der junge Lehrer muß in Folge dessen die Anfangsgründe des Lehrens, System und Methode, die recht gut gelehrt werden können, erst in der eigenen Lehrpraxis sich erwerben, natürlich auf Kosten der seiner Ausbildung anvertrauten Schüler. Obendrein wird so mancher durch die angestrebte, aber nicht erreichte Virtuosität zum guten Lehrer gründlich verdorben.

Hier liegt nach unsrer Ansicht der Herd des geschilderten Uebels, des überhandnehmenden Virtuosenthums und des untergehenden wahren Kunstsinnes im Publikum. Würde mehr darauf geachtet, gute Lehrer auszubilden, anstatt immer und immer wieder Virtuosen, so würde einmal nicht mehr die beklagenswerthe Ueberproduktion an Concertspielern, besonders Klavierspielern möglich sein, es würde auch, schon in Folge der gediegenen Lehrkräfte, welche die Konservatorien der Welt lieferten, der musikalische Sinn im großen Publikum wieder mehr auf das Wesen der Sache, von den Künstlern auf die Kunst selbst gelenkt werden. Die vortragenden Künstler würden nicht mehr immer nur Probe spielen, was sie heute faktisch thun, sondern sie würden einem dankbaren und verständnißvollen Publikum wirkliche musikalische Genüsse vermitteln. Möchte dieser unser ernstgemeinter Mahnruf nicht in den Wind gesprochen sein!

* Ψ *

Aus Louis Schneiders Memoiren:

Zur Charakteristik des Kaisers Nikolaus.

Vor einigen Monaten starb in Potsdam der Geheime Hofrath Schneider, bekannt als Lustspieldichter, Vorleser des Kaisers und vieljähriger Redakteur des „Soldatenfreundes", der früher Schauspieler gewesen und unter den Berlinern eine vielgenannte und bei Vielen beliebte Persönlichkeit war. Bald nachher erfuhr man, der alte Herr habe Aufzeichnungen über seine Erlebnisse hinterlassen, und da er zu den Leuten gehört hatte, die etwas zu erzählen haben und zu erzählen verstehen, war man begierig, seine Mittheilungen zu Gesicht zu bekommen. Diesem Verlangen hat die Buchhandlung von Mittler & Sohn jetzt zu entsprechen begonnen. Vor uns liegt der erste Band eines Buches „Aus meinem Leben" von Louis Schneider, dem in kurzem die beiden andern Bände des Werkes folgen sollen. Wir begegnen darin einer frischen, offenherzigen, anspruchslosen, vielfach thätigen und durchaus liebenswürdigen Natur, einem preußischen Patrioten von altem Schrot und Korn, und seine Denkwürdigkeiten dürfen namentlich in den Stücken, die seinen Verkehr mit dem Vater und dem russischen Schwager unseres Kaisers behandeln, dem Besten beigezählt werden, was die Memoirenliteratur des letzten Jahrzehnts zur Kunde gewisser Partien der Geschichte beigetragen hat. Bisweilen wird sein Bericht breiter als billig, ja weitschweifig, auch ist er keine eigentliche Selbstbiographie, und die häufigen Hinweise auf andere Schriften des Verfassers, durch die der Leser gebeten wird, sich die hier gebotenen Erlebnisse zu ergänzen, wirken störend. Immer aber haben wir den Eindruck der Ehrlichkeit und des Freimuthes, die Erzählung und Schilderung ist anschaulich und lebendig, und über gelegentliche Breiten hilft uns das Behagen hinweg, mit dem der Verfasser seine Erinnerungen vorträgt, und das sich unwillkürlich dem Leser selbst mittheilt.

Wie Schneider seine Kinderjahre, seine Reisen mit den Eltern, die als Schauspieler und Musiker eine Zeit lang viel umherzogen, seine Jünglingszeit, sein Arbeiten für den „Soldatenfreund", seine Beobachtungen und Bekanntschaften in London und dessen Theatern und seinen Verkehr mit König Friedrich Wilhelm III. beschreibt, mögen unsere Leser in dem Buche selbst nachsehen. Wir wollen hier nur aus verschiedenen Kapiteln die Stellen an denen er auf den verstorbenen Kaiser Nikolaus zu sprechen kommt, zu einer Ergänzung des Bildes zusammenstellen, welches dieser Fürst in der Geschichte darbietet. Die meisten derselben zeigen uns den Menschen, einige auch den Politiker. Alle sind bezeichnend, fast alle werfen ein vortheilhaftes Licht auf den Dargestellten. Doch dürfen wir dabei nicht außer Acht lassen, daß Schneider streng monarchisch denkt, und daß er, vom Zaren gern gesehen und vielfach bevorzugt, diese Gunst und Neigung erwiedert, und daß er daher mit Liebe hie und da wohl mit zuviel Liebe malt. „Ueberselig" fühlt er sich, als der Kaiser, der hier überhaupt fast nirgends als der starre Despot, der er war, wohl aber oft menschlich, gemüthlich und für komische Situationen empfänglich erscheint, ihn einmal mit dem einen Arme umfaßt, „sodaß es fast wie eine Umarmung aussah". Der Verfasser erblickt in dem gewaltigen Autokraten nicht blos „das Bild der vollendetsten Männerschönheit", sondern auch „das Ideal wahrer Fürstlichkeit".

Die erste Bekanntschaft mit Nikolaus machte Schneider 1833, als er mit andern Berliner Schauspielern dem König Friedrich Wilhelm zu der bekannten Zusammenkunft mit dessen kaiserlichem Schwiegersohne in Schwedt gefolgt war, um hier die Monarchen und deren Gefolge des Abends durch Aufführung von Lustspielen unterhalten zu helfen. „Ich war ganz zufällig vor dem Schwedter Schlosse," erzählt der Verfasser, „als der Kaiser nach langer, ängstlicher Spannung (durch schlechtes Wetter auf der Ostsee aufgehalten) ankam. Aber ich sah eben nichts weiter als einen sehr großen Mann, der es — wir kürzen etwas ab — so eilig hatte, daß er das Oeffnen des Wagenschlages nicht abwartete, sondern über ihn hinweg sprang. Erst bei der Vorstellung am Abend sah ich ihn durch den Vorhang beim Eintritt in das kleine Zimmer, wo die improvisirte Bühne aufgeschlagen war. Seine ungewöhnliche Größe, das Ebenmaß seiner Glieder, die edle Haltung, der imponirende Blick, die Gewohnheit des Befehlens, das alles vereinigte sich bei ihm zu einem Bilde der vollendetsten Männerschönheit. Sein Benehmen gegen den königlichen Schwiegervater war von einer Courtoisie, ja kindlichen Ehrfurcht, die man selbst gesehen haben muß, um sich einen deutlichen Begriff davon zu machen." — „Als Gast des Königs nahm der Kaiser keine Notiz von den Schauspielern, erschien auch nicht wie jener auf der Bühne, sondern unterhielt sich in den Zwischenakten mit den Damen des Hofes. An mich richtete er auf so kuriose Weise das Wort, daß ich nicht ahnen konnte, ich werde ihm jemals näher stehen. Bei dem Eindrucke, den seine Persönlichkeit auf mich gemacht, ergriff ich jede Gelegenheit, um in den Zwischenakten in den Zuschauerraum zu blicken, indem ich mir an der Seite des Vorhangs, hinter dem sogenannten Manteau d'Arlequin eine Stelle suchte und das leicht zusammengeheftete Zeug trennte. Bei der Enge des Raumes stand der Kaiser, ein Glas Eis in der Hand, kaum zwei Fuß von meinem Observatorium entfernt, und ich erinnere mich genau der beiden Reihen blendend weißer Zähne, die er zeigte, wenn er bei der Konversation lachte. Plötzlich heftete er seine durchdringenden Augen auf die Stelle, wo ich hindurchsah, und sagte, scherzhaft den Berliner Dialekt nachahmend, den er soeben von Beckmann in seiner Vollendung gehört: ‚Da sieht ja eine Nase durch!' Wie der Blitz fuhr ich zurück und glaubte natürlich, der Kaiser habe auch den Eigenthümer dieser Nase erkannt, denselben Mann, der einst seine militärische Biographie schreiben, und den er durch sein Vertrauen ehren sollte."

Näher bekannt wurde Schneider mit dem Zaren 1835 in Kalisch bei der von den Monarchen Preußens und Rußlands veranstalteten gemeinschaftlichen Truppenschau, welcher jener als militärischer Berichterstatter beiwohnte, während er eigentlich wieder in seiner Eigenschaft als dramatischer Künstler nach Kalisch befohlen worden war. Die erste Begegnung des Schauspielers mit dem Kaiser fand bei einer Vorstellung eines Theils des Theaterpersonals auf der Bühne statt. Nachdem Nikolaus den Andern leicht zugenickt und einen Blick auf die Dekorationen geworfen, ging er — wir lassen das Buch selbst erzählen — „gerade auf unser kleines Häuflein zu. Der (den Kaiser begleitende preußische) Oberstleutnant v. Thümen sagte, auf mich zeigend: ‚Das ist Herr Schneider, Eure Majestät.' — Sehr betroffen darüber, daß man mich allein vorstellte, wurde mir nicht ganz wohl bei der Sache, und ich mußte mich zusammennehmen, um nicht die Contenance zu verlieren. Noch ehe ich meinen ungeheuren und möglichst verlängerten Diener beendigt hatte, sagte der Kaiser schon: ‚Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich habe schon viel von Ihnen gelesen und gehört, Sie sollen ja ein halber Soldat sein.' — ‚Verzeihen Eure

Majestät, jeder Preuße ist ein ganzer Soldat.' — ‚Ah, Sie stehen beim zwanzigsten Landwehrregiment?' — ‚Zu Befehl, Eure Majestät. Ich habe die Ehre, mit Eurer Majestät bei einer Division zu stehen.' — ‚Richtig, da sind wir ja Kameraden. Würden Sie auch mitmarschiren, wenn es einmal gegen mich ginge?' — ‚Ja, Eure Majestät, wenn es der König, mein Herr, befiehlt.' — ‚Ah, eine vernünftige Antwort! Da ist es am Ende doch wohl nichts mit dem halben Soldaten. Haben Sie gestern meine Kavallerie gesehen? Ich glaube die Herren bemerkt zu haben.' — ‚Wir waren alle entzückt; denn so etwas hatten wir noch nie gesehen.' — ‚Nun, nun. Gestern ging es eben nicht zum besten. Aber wenn der König erst da ist, dann müssen Sie meine Garden sehen. Sind Sie gut einquartirt? Leiden Sie keinen Mangel?' — ‚Nein, Eure Majestät, wir sind besser daran als viele Andere bei diesem außerordentlichen Zusammenflusse von Menschen.' — ‚Ich hätte Sie freilich gar nicht fragen sollen; denn als Soldat werden Sie wohl auch mit einem schlechten Quartiere zufrieden sein. Die Damen werden mir vielleicht die Wahrheit sagen. Ah, da kommt ja eben Fräulein v. Hagn. Auf Wiedersehn, Herr Schneider.'"

Später wurde Schneider bewogen, sich dem Obersten v. Rauch, dem damaligen preußischen Militärbevollmächtigten am russischen Hofe, der dort sehr beliebt war, vorzustellen. Derselbe erzählte ihm, daß dem Kaiser Schneiders unbefangene Antworten bei jenem ersten Zusammentreffen sehr gefallen, und fragte, ob er nicht etwas hätte, was er ihm überreichen könnte; das wolle er dann selbst übernehmen und so Gelegenheit zu einer nochmaligen Vorstellung schaffen. Der Verfasser unserer Denkwürdigkeiten besann sich, daß er ein Exemplar vom ersten Jahrgange des „Soldatenfreundes" mitgebracht, um die darin enthaltenen Nachrichten über die russische Armee mit der Wirklichkeit zu vergleichen. „Vortrefflich!" sagte der Oberst, und Schneider eilte nach Hause, um das Buch zu holen. Als er zu Rauch, der im Kalischer Schlosse wohnte, zurückgekehrt und mit ihm in den Hof hinabgegangen war, stieg der Kaiser mit einem andern Herrn gerade in seinen offnen Wagen. Rauch rief, so berichtet das Buch weiter, „zu meiner Verwunderung über den ganzen Hof hinüber: ‚Hier ist Schneider, Eure Majestät', worauf der Wagen statt aus dem Thore gerade auf uns zufuhr. Ich wußte gar nicht, wie mir geschah, als der Kaiser mir aus dem Wagen mit der größten Freundlichkeit zurief: ‚Aha, Sie bringen mir wohl Ihren Soldatenfreund. Rauch hat mir schon gesagt.' — ‚Ich hätte es nicht gewagt, wenn nicht der Herr Oberst v. Rauch' — — ‚Ach was, gewagt! Ich abonnire darauf für die nächsten fünfundzwanzig Jahre. Hier neben mir sitzt auch ein Abonnent und ein großer Verehrer von Ihnen.' — Ich verbeugte mich, wußte aber damals noch nicht, daß es der Großfürst Michael war. — ‚Haben Sie mir noch etwas zu sagen, lieber Schneider?' fragte der Kaiser. — Großer Gott! was hätte ich nicht noch alles zu sagen gehabt! Aber der liebe Schneider hatte mich so perplex gemacht, daß ich mich abermals in eine endlose Verbeugung verwickelte. Als ich mich von derselben erholt hatte, rollte der Wagen schon dem Hofthore zu. Ich hörte nur noch die Worte: ‚Rauch, Sie werden mir das Buch geben.'" Dies geschah, und Schneiders Wunsch, die bevorstehenden Manöver unbehindert sehen zu können und von den russischen Oberoffizieren über alles Wissenswerthe genaue Auskunft zu bekommen, wurde durch besonderen kaiserlichen Befehl erfüllt.

Eine dritte Begegnung in Kalisch fand vor der Thür der Theatergarderobe statt. Der Kaiser hatte Fräulein v. Hagn besuchen wollen, dieselbe aber noch im Frisirmantel gefunden und war rasch wieder gegangen. „Als er sich um-

wandte," berichtet Schneider, „winkte er mich heran und sagte: ‚Siehe da, Schneider. Sie sind ja sehr schön angezogen. Wer *seind* Sie denn?' — Ich verstand die Frage nicht gleich, und so wiederholte er sie: ‚Ich meine, wer *seind* Sie im Stück?' — ‚Herr v. Zierl, Eure Majestät, der betrogene Liebhaber; das gewöhnliche Loos der Komiker. Wir werden am Ende eines Stückes nie geheirathet.' — ‚Sehr gut; vortrefflich kostümirt. Aber in Uniform sähe ich Sie doch lieber und am Liebsten hinter Ihrem Schreibtische, wenn Sie für Soldaten schreiben. Ich habe heute in Ihrem Soldatenfreunde geblättert, Rauch hat ihn mir gegeben. Die Armee Ihres Königs ist aber auch die einzige, in der eine solche Zeitschrift möglich ist. Hoffentlich werden wir von dem heutigen Einmarsche darin zu lesen bekommen?' — ‚Ich konnte leider nicht hinaus, da wir Probe hatten.' — ‚Schade! Nun dann übermorgen bei der großen Parade. Ich habe dem Könige schon gesagt, daß Sie hier sind; aber ich will Ihnen nicht sagen, was Seine Majestät von Ihnen denkt; denn sonst spielen Sie mir heut Abend schlecht.' Dabei klopfte er mir ungemein freundlich auf die Schulter und drückte mich mit dem einen Arm an sich, so daß es fast aussah wie eine Umarmung. Mir war zu Muthe, ich weiß nicht, wie, und ich kam erst wieder zu mir, als Pepi, die Schwester Charlotte v. Hagns, neben mir sagte: ‚Ach, was wird sich Ihre Frau freuen!'"

Im Mai des Jahres 1838 kam der Zar zu den Frühjahrsmanövern nach Berlin, und Schneider hatte die Freude, ihn während derselben mehrmals zu sehen, da er wegen der Berichte für den „Soldatenfreund" den Truppen den ganzen Tag folgte. Begegnete er ihm, so hatte er jedesmal für ihn ein freundliches „Bon jour, Schneider", oder er nickte ihm zu und grüßte mit der Hand, so daß die Umstehenden den bescheidenen Civilisten erstaunt ansahen und nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten. Als Nikolaus einmal Schneider das Schlagen einer Brücke beim Pichelswerder aufmerksam beobachten sah, rief er ihn zu sich und stellte ihn in Gegenwart mehrerer Fürstlichkeiten dem Könige von Würtemberg vor, der indeß nach seiner Miene keinen besondern Werth darauf zu legen schien, den Herausgeber des „Soldatenfreund" kennen zu lernen. Der Kaiser begriff das offenbar nicht, und so fügte er hinzu: „Das ist derselbe Herr Schneider, welcher gestern den französischen Soldaten*) so gut gespielt hat." — „Nun wurde," so berichtet der Verfasser weiter, „aus dem gleichgültigen zwar ein erstauntes Gesicht, aber interessanter war ich dadurch seiner Würtembergischen Majestät nicht geworden. Der ganze Präsentationsversuch machte einen komischen Eindruck, wahrscheinlich auch auf den Kaiser selbst; denn als ich nachher in die Nähe des Zeltes kam, wo die Monarchen gespeist hatten, lächelte er mir so vielsagend zu, daß ich mir daraus alles Mögliche zurechtlegen konnte."

Im Herbste desselben Jahres sah Schneider den Zar bei den Manövern wieder, die in der Nähe von Schloß Grunewald stattfanden. Nachdem dieselben vorüber waren und die Fürsten im Schlosse gespeist hatten, besuchten letztere das Bivouak, welches das 1. Garderegiment auf den Höhen im Osten in einem Gehölze bezogen hatte, und der König ließ sich eine Bank unter die Bäume setzen, um dem Treiben der Soldatenwirthschaft zuzuschauen. Der Kaiser war mit den beiden Großfürstinnen, seinen Töchtern, gleichfalls zugegen. Letztere setzten sich zu den mit Kochen beschäftigten Grenadieren, ließen sich Messer

*) Es war der Mortimer in Raupachs „Vor hundert Jahren".

geben und halfen beim Kartoffelschälen. Dadurch entstand unter den königlichen und kaiserlichen Herrschaften eine so fröhliche Stimmung, daß die preußischen Prinzen mit ihren Schwestern, Schwägerinnen und Cousinen allerlei Scherz und Kurzweil zu treiben begannen, sich mit ihnen umherjagten und ganz vergaßen, daß sie auch vom Publikum beobachtet werden konnten. Unter anderm warf der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., seine Schwester, die Kaiserin Charlotte von Rußland, beim Umherjagen so kräftig in einem Haufen Stroh, der eben angefahren worden, daß der König oder, wie man ihn damals allgemein nannte, „der alte Herr" laut ausrief: „Aber, Fritz!" Bei dieser Gelegenheit hörte unser Berichterstatter auch, daß die preußischen Prinzen ihren Schwager, den Kaiser Nikolaus, vertraulich Nix nannten, und daß er auf diesen Spitznamen hörte.

„Ich hatte," so erzählt Schneider von diesem seinen Zusammentreffen mit dem Zaren, „eine hübsche und brauchbare Karte von dem Manöverterrain zwischen Berlin und Potsdam veröffentlicht und an befreundete Offiziere vertheilt. Sie war auch auf mir unbekannte Art dem Könige zu Gesichte gekommen, der sie dem Kaiser gezeigt hatte. Während die Prinzen und Prinzessinnen so fröhlich den auf der Bank sitzenden Vater umgaben, ging der Zar an den Gewehrpyramiden entlang durch das Biwak und betrachtete sich die Tornister, die Kochfeuer und die Offizierszelte. Als er mich gewahrte, rief er mich heran, ließ mich neben sich hergehen und sprach lange mit mir." „Das Frappanteste, was er mir sagte, ist mir noch lebhaft im Gedächtnisse. Fragen nach jener Karte begannen das Gespräch. Dann folgte die Einladung, einmal nach Petersburg zu kommen, wenn die Garde bei Kraßnoje manövrirte, und daran schloß sich die Bemerkung, er sei, wenn er nach Preußen komme, schon so daran gewöhnt, mich bei allen Manövern und Paraden zu sehen, daß er ordentlich etwas vermisse, wenn ich bei einem interessanten Momente fehle. Warum ich nicht lieber zu Pferde sei, um überallhin folgen zu können. Er habe mir das schon in Kalisch empfohlen. Wenn ich nach Petersburg käme, wolle er mir schon ein recht wildes Kosakenpferd besorgen. Ich sei der einzige Mensch, der bisher in wohlwollendem Sinn über seine Armee geschrieben und sich auch um das Detail bekümmert, was Andere nicht für der Mühe werth hielten und auch wohl nicht könnten, da sie nicht, wie ich, Russisch verständen. Er wisse recht gut, daß ich mir im Lager bei Kalisch Alles ganz genau betrachtet habe, und das freue ihn; denn was er für seine Soldaten gethan und noch thue, das könne jedermann sehen, und er brauche das Urtheil nicht zu scheuen. Aber freilich dürfe man nicht nur mit preußischen Augen prüfen, man müsse auch russische Gewohnheiten kennen und gelten lassen." „Dann bemerkte er sehr charakteristisch: ‚Sehen Sie, Schneider, hier unter Soldaten und mitten in dieser Thätigkeit fühle ich mich ganz und vollkommen glücklich. Ich begreife auch durchaus, daß Sie, obgleich nicht selbst Soldat, solche Vorliebe für alles Militärische haben. Hier ist Ordnung, strenge, rücksichtslose Gesetzlichkeit, kein Besserwissen und Widersprechen, hier paßt Alles und stützt sich Alles aneinander und ineinander. Niemand befiehlt hier eher, als bis er gehorchen gelernt hat, keiner steigt ohne Berechtigung über den andern hinweg, Alles ordnet sich einem bestimmten Zwecke unter, Alles hat seine Bedeutung, und derselbe Mann, der heute nach Tempo das Gewehr vor mir präsentirt, läßt sich morgen für mich todtschießen. Hier allein giebts keine Phrasen, also auch keine Lüge, die sonst überall ist. Verstellen und Täuschen hilft hier nichts; denn jeder muß endlich der Gefahr und dem Tode gegenüber zeigen, was an ihm ist. Darum ist mir

ſo wohl unter dieſen Männern, und darum werde ich auch immer den Soldatenſtand in Ehren halten. In ihm iſt Alles Dienſt. Auch der höchſte Befehlshaber dient. Ich betrachte das ganze menſchliche Leben nur wie einen Dienſt; denn jeder dient, Viele freilich nur ihren Leidenſchaften, und dieſen darf eben der Soldat nicht dienen, kaum ſeinen Neigungen. Warum heißt es in allen Sprachen Gottesdienſt (der Kaiſer ſprach ruſſiſch und brauchte das Wort „Bogosluſchenje")? Das iſt kein Zufall, das hat tiefe Bedeutung. Denn der Menſch ſoll ganz, ohne Heuchelei und ohne Bedingung, ſeinem Gotte dienen. Thut jeder in der Welt nur den Dienſt, der ihm zukommt, dann herrſcht Ruhe und Ordnung, und wenn es nach mir ginge, ſollte es in der Welt wahrlich keine Unordnung, keine Ungeduld und keine Ueberhebung geben. Sehen Sie einmal, da marſchirt eben die Ablöſung ab, kurz vor dem Eſſen; denn das iſt ja noch nicht fertig, und die Soldaten wiſſen genau, daß ſie nun nicht eher etwas zu eſſen bekommen, als bis ſie von ihrem Poſten wieder abgelöſt ſind. Und doch kein Wort! Sie thun ihren Dienſt. Darum werde aber auch ich meinen Dienſt thun bis zu meinem Tode und für jeden braven Soldaten ſorgen.'"

Der Kaiſer hielt große Stücke auf Schneiders „Soldatenfreund" und ſchickte dem Herausgeber deſſelben jedesmal, wenn dieſer ihm einen vollendeten Jahrgang gebunden überſandt hatte, in Folge ſeines Abonnements in Kaliſch als Honorar einen koſtbaren Brillantring, ſo daß Schneider deren zuletzt nicht weniger als achtzehn beſaß. Als Nikolaus in den Jahren 1840 und 1843 Berlin beſuchte, erkundigte er ſich bei Oberſt v. Rauch angelegentlich nach ihm und fragte, weshalb er denn nicht einmal nach Petersburg zu den Manövern kommen wolle. Dies geſchah denn endlich im Juni 1847, wo Schneider von dem unterdeſſen zum General beförderten v. Rauch im Winterpalaſte dem Zaren vorgeſtellt wurde. Rauch ging als Vertrauter des Monarchen unangemeldet in deſſen Kabinet, Schneider wartete im Vorſaale. „Nach wenigen Minuten öffnete ſich," ſo berichtet der Verfaſſer unſrer Denkwürdigkeiten weiter, „die Thür, und der Kaiſer trat im Ueberrock, nur das Bändchen des St. Georgsordens im Knopfloch und ohne Epauletten heraus. ‚Seien Sie willkommen, lieber Schneider,' ſagte er. ‚Es freut mich, daß Sie endlich meine Einladung angenommen haben.' — ‚Wäre ich mein eigner Herr, Euer Majeſtät, ſo wäre ich gern ſchon früher gekommen.' — ‚Und wie lange können Sie bei uns bleiben?' — ‚Drei Wochen, Majeſtät.' — ‚Vortrefflich! Meine Garden rücken am 27. ins Lager, und dabei dürfen Sie nicht fehlen; denn Sie ſind ja ein Kenner. Ihren Soldatenfreund leſe ich immer mit Vergnügen. Wie gefällt es Ihnen in Petersburg?' — ‚So viel ich in nur einer Stunde jetzt ſehen konnte, gut. Beſonders freue ich mich aber, daß Eure Majeſtät ſo wohl ausſehen.' — ‚Freut mich, wenn Sie das finden. Ich bin aber nicht mehr das, was ich war, und fange an ein alter Krüppel zu werden. Mit meiner Bruſt iſt es nicht mehr in Ordnung. Ich muß mich manchmal mit Anſtrengung aufrecht erhalten. Die Ereigniſſe fangen an mich alt zu machen. Aber in einem Punkte werde ich nie alt werden, im Kampfe gegen die Revolution, die jetzt allen Leuten im Kopfe ſteckt. So lange ich lebe, ſoll ſie mich nicht überwältigen. Sie wollen alſo hier durchaus nicht ſpielen, wie mir Rauch geſagt hat? Schade, aber ich kann es Ihnen nicht verdenken. Mein deutſches Theater taugt nicht viel, obgleich ich kein Geld ſpare, um der Kaiſerin dieſe Erinnerung an ihre Heimath zu bewahren. Da ſoll übrigens eine Mamſell aus Berlin ſein, die das Publikum ſehr hübſch findet.*) Aber mir und meiner Frau allein werden Sie doch etwas vorſpielen?' —

*) Die Bauerhorſt, die ſpätere Frau v. Bärendorf, war gemeint.

‚Ich bin auf gar nichts vorbereitet, Majestät, und glaubte hier nur als militärischer Tourist mit einiger Aussicht auf Berichte im Soldatenfreunde‘ — — ‚Ich sehne mich aber herzlich danach, wieder einmal lachen zu können, weil mir das recht selten passirt. Ich weiß, daß Sie nur meiner Truppen wegen hergekommen sind, aber wenn Sie auch mir nicht zu Gefallen spielen wollen, meiner Frau dürfen Sie es nicht abschlagen.‘ — Ich verbeugte mich stumm, bat nun aber um die Erlaubniß, mit besonderer kaiserlicher Bewilligung alles militärisch Merkwürdige besichtigen zu dürfen, was mir denn auch zugesagt wurde. Nun sprach der Kaiser noch viel von Berlin, erkundigte sich nach militärischen Dingen, war erstaunt, mich in der russischen Militärliteratur so bewandert zu finden, und sagte dann, mich entlassend: ‚Jetzt habe ich Dienst; denn ich muß sechshundert Rekruten für die Garde aussuchen. Hoffentlich sehe ich Sie bald wieder. Sorgen Sie mir dafür, Rauch.‘“

Wie Schneider dann auch von der Kaiserin, an die ihn Prinz Albrecht empfohlen, sehr gnädig empfangen und auch von ihr gebeten wurde, vor dem Hofe als Schauspieler aufzutreten, wie er sich dazu verstand, wie dies durch die Mißgunst des kaiserlichen Intendanten beinahe hintertrieben, aber von dem resoluten Schneider mit Hilfe des Zaren selbst durchgesetzt wurde, wie unser Berichterstatter die Manöver an günstiger Stelle beobachtete, mögen unsere Leser sich wieder vom Buche selbst erzählen lassen, da wir hier nur noch Raum für einige besonders charakteristische Stellen desselben haben.

Bei einer Musterung in der Nähe von Zarskoje-Selo hatten mehrere Generale zum Empfange des Zaren nebeneinander Stellung genommen, als Nikolaus zu Wagen ankam und sein Pferd bestieg. Er ritt an der Front der Generale nur mit stummem militärischen Gruße vorbei, Rauch aber rief er zu sich, gab ihm die Hand und ließ ihn bis zu den Truppen neben sich reiten, während die russischen Generale ihnen ehrerbietig in einiger Entfernung folgten. Als der Kaiser an Schneider vorüberkam, hielt er an und sagte: „Sieht man Sie endlich wieder? Wo haben Sie denn so lange gesteckt? Wenn ich Sie sprechen will, sind Sie mir immer unter den Händen fort. Aber freilich, wenn man so viele Besuche bei Schauspielerinnen macht, sogar bei Mamsell Esther. Nun, Sonntag werden wir Sie ja sehen. Die Kaiserin freut sich sehr darauf. Heute werden Sie die Truppen kennen lernen, die eben vom Marsche kommen. Glücklicherweise regnet es nicht; denn Sie haben ein scharfes Urtheil über meine Soldatenmäntel ausgesprochen. Aber so schlimm ist es nicht. Sehen Sie es sich nur genau an. Die hellgraue Farbe ist für den Krieg besser als die dunkle Ihres preußischen Soldatenmantels. Wenn meine Soldaten drei Tage in Ackerfurchen biwakirt haben, sieht man es ihren Mänteln nicht an, die preußischen aber vertragen kein schmutziges Biwak. Bin neugierig, was Sie über meine Grenadierregimenter drucken lassen werden. Sie sehen ja Alles so scharf an, daß man sich ordentlich vor dem Herrn Kritikus fürchten muß. Ich werde aber am Sonntag auch kritisiren.“ Schneider antwortete darauf nicht blöde; denn der Kaiser lachte beim Wegreiten so laut, daß sein Gefolge sich untereinander erstaunt und noch erstaunter den Fremden, mit dem der Zar gesprochen, anblickte. Ueber die Aeußerung in Betreff der Mäntel aber berichtet unsere Schrift: „Sie konnte sich nur auf eine Frage beziehen, die ich bei der Besichtigung der Kasernen des Garde-Grenadierregiments zu Pferde gethan hatte. Die mich herumführenden Offiziere hatten mir die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldatenmantels, der aus sehr starkem gefilztem Tuche besteht, gerühmt und dabei gelegentlich Seitenhiebe auf den preußischen fallen lassen.

Man hatte hervorgehoben, daß es drei Wochen dauere, bevor ein russischer Mantel ganz durchnäßt sei. ‚Und wie viel Monate dauert es, ehe er wieder trocken wird?‘ fragte ich, worüber viel gelacht wurde; eine Antwort jedoch erfolgte nicht.“

1848 nach den Berliner Märztagen dachte Schneider an eine Auswanderung nach Rußland. In trüber Stimmung schrieb er an den Kaiser, schilderte ihm die Trostlosigkeit seiner durch die Revolution herbeigeführten Lage und fragte an, ob er ihn nicht irgendwie brauchen könnte, worauf die Antwort erfolgte, er möge nur kommen, man werde für ihn sorgen. Indeß fand Schneider bald Ursache, im Vaterlande zu bleiben. Nach einiger Zeit erhielt er von Gretsch, dem ihm befreundeten Redakteur der „Nordischen Biene“, einen Brief, worin er gebeten wurde, für das Blatt über den Fortgang der Revolution in Berlin zu berichten. „Ich that das,“ erzählt er, „und kaum waren die ersten Briefe abgeschickt, als Gretsch mir einen Jahrgehalt von 1200 Rubeln für weitere wöchentliche Berichte aus Preußen anbot. Wenn er auch nicht Alles drucken könne, was ich schriebe, bemerkte er, so möchte ich doch so ausführlich wie möglich sein; denn meine Briefe seien ihm sehr willkommen. Wer war froher als ich! Damals völlig unbekannt mit diesen Verhältnissen, war ich erstaunt, auf leichte Weise so viel Geld verdienen zu können, hatte aber keine Ahnung, daß auch hier der Kaiser Nikolaus seine Hand für mich im Spiele habe. Gretsch hatte nämlich, obgleich er meine ersten Briefe interessant gefunden, doch kaum die Hälfte davon drucken dürfen, da die Zensur damals in Rußland strenger wie je vorher gehandhabt wurde. Er hatte jedoch Abschriften meiner Correspondenzen der Kaiserin übergeben, die sie dem Kaiser mitgetheilt hatte, und darauf war er veranlaßt worden, auf Kosten der kaiserlichen Schatulle mehr davon zu schaffen. So war ich ein Korrespondent für die kaiserliche Familie geworden, ohne es zu wissen, erfuhr es auch erst nach Jahren, und zwar durch die Kaiserin selbst, als sie mir in Sanssouci für die treuen und ausführlichen Nachrichten dankte, die ich ihr und dem Kaiser hätte zugehen lassen.“

Bis zum Jahre 1851 hörte Schneider nur noch einmal, daß Nikolaus sich seiner freundlich erinnere. General v. Rauch stand von Sanssouci aus in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Zaren, und einst bekam er von letzterem einen Brief, in welchem derselbe im Hinblicke darauf, daß jetzt in Preußen Alles darunter und darüber zu gehen schien, die Aeußerung that: „Es giebt jetzt nur noch drei gute Preußen, das bin ich, Sie, lieber Rauch, und Schneider.“

1851 sah der Verfasser unserer Denkwürdigkeiten den Kaiser in Warschau wieder. Es war im Lustschlosse Skjernewice im Mittelsalon des oberen Stockwerkes. „Sagen Sie mir, Schneider,“ begann der Kaiser nach einigen für uns unbedeutenden Fragen, „wie konnte es der König über sich gewinnen, wieder in das revolutionäre Berlin zurückzukehren?“ — „Ich war,“ berichtet Schneider, „in großer Verlegenheit, wie ich diese seltsame, so ohne allen Zusammenhang gestellte Frage beantworten sollte, da sie offenbar einen Tadel für meinen königlichen Herrn enthielt, den ich doch vor einem andern Monarchen nicht zugeben konnte. Das Gefühl ließ mich richtiger antworten, als ich bei einigem Nachdenken vermocht hätte. ‚Das weiß ich nicht, Eure Majestät,‘ sagte ich, ‚denn ich habe nicht sechzehn Millionen Unterthanen. Ich selbst bin bis jetzt nicht wieder in das revolutionäre Berlin zurückgezogen und gedenke es auch nicht zu thun. Ein Monarch hat aber auch wohl noch auf anderes Rücksicht zu nehmen als auf seine Wünsche. Das wissen ja Eure kaiserliche Majestät

besser als ich, da Sie mir diese Frage in Warschau vorlegen.' — Ich hatte das Auge des Kaisers immer freundlich und wohlwollend gesehen, allerdings auch ernst und gebieterisch vor den Truppen. Nun aber lernte ich auch den wahrhaft furchtbaren Ausdruck kennen, den diese so schönen großen Augen annehmen konnten; denn der Kaiser warf mir einen Blick zu, den ich nie vergessen werde, sah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an, als fasse er gar nicht, wie ihm jemand so etwas antworten könnte, und antwortete nicht gleich, dann aber mit einer zermalmenden Bewegung der Hand: ‚Ich habe aber die Revolution in Warschau auch erdrückt.' — ‚Gewiß, Eure kaiserliche Majestät. Aber bei uns in Preußen wird mein Allergnädigster Herr auch mit ihr fertig werden. Nur wendet er ein anderes Mittel an: die Ekelkur.' — ‚Nun, wir werden ja sehen.' Damit ließ er mich stehen und ging in das Theezimmer. Mir war nicht wohl zu Muthe. Ich bereute zwar nicht, bedauerte aber, zu einer dem Kaiser so mißfälligen Antwort gezwungen gewesen zu sein, die ich ihm indeß auch heute wieder geben würde. Ich täuschte mich jedoch, wenn ich mir seinen Zorn zugezogen zu haben meinte. Im Theezimmer war er freundlich wie immer, und als ich meine ‚Erste Nacht auf Bürgerwehrwache' vorlas, schien er über dem Lachen meine Kühnheit vergessen zu haben."

Als Schneider in Skjernewice zum dritten Male zur Vorlesung befohlen worden, gerieth er abermals in eine große Verlegenheit. „In dem Scherze ‚Mes impressions à Treuenbrietzen' war wiederholt von dem bekannten, erst seit 1848 recht volksthümlich gewordenen Liede: ‚Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?' die Rede gewesen, und die Kaiserin fragte mich, ob ich es nicht auswendig wisse; sie höre so oft davon sprechen, habe es aber noch nicht ganz gehört und wünschte, daß ich es ihr vorsinge. Da stehe ein Piano, ich möchte mich nur gleich hinsetzen. Als ich zögerte und verlegen den König ansah, sagte auch dieser: ‚Singen Sie doch, Schneider; meine Schwester scheint das Lied nicht zu kennen.' — Da mußte ich denn erwidern: ‚Entschuldigen Eure Majestät, ich habe seit drei Jahren nicht mehr gesungen und weiß nicht, ob ich überhaupt noch eine Stimme habe.' — ‚Das thut nichts. Wir wollen ja nur das Lied kennen lernen.' — ‚So entschuldigen Eure Majestät mich vielleicht aus einem anderen und zwar dem eigentlichen Grunde. Die kaiserlichen Majestäten haben mich nur als komischen Schauspieler auf der Bühne gesehen und haben auch heute über meine Vorträge gelacht. Wenn mir beim Singen die Stimme versagte oder sonst etwas die feierliche und freudige Stimmung verletzte, welche dieses beste aller Nationallieder verlangt, so würde ich mir's nie vergeben können, in Gegenwart des Königs, dem es gilt, Veranlassung dazu gewesen zu sein.' — Schon hatte der Kaiser wieder die Stirn dazu gerunzelt, daß ich seiner Gemahlin einen bestimmt ausgesprochenen Wunsch verweigert, und ich wußte wirklich nicht, ob ich recht gethan, meinem Gefühle zu folgen. Als ich aber sah, daß der König beifällig nickte und sogleich ein anderes Gespräch anfing, fiel mir ein Stein vom Herzen."

1852 erfuhr Schneider, daß Nikolaus sich seine kühne Antwort in Warschau gemerkt. Es war an der Schloßtreppe in Charlottenburg. ‚Ah, da sind Sie ja, Schneider,' rief der Kaiser, als er jene heraufstieg. ‚Wissen Sie, daß Sie der erste Mensch waren, den ich bei meiner Ankunft in Potsdam zu Gesichte bekam? Sie standen vor dem Perron. Beim Aussteigen sah ich mich nach Ihnen um, Sie waren aber nicht da. Hat Ihnen der König nicht gesagt, daß ich gleich nach Ihnen fragte?' — ‚Allerdings, Eure Majestät, aber ich glaubte kaum bemerkt worden zu sein, und ich störe nicht gern und habe auch nicht

das Recht, zum Empfange selbst auf dem Bahnhofe zu sein.' — ‚Sehr gut. Jedem Range, was ihm zukommt. Heute dürfen Sie aber nicht an der Thür stehen bleiben; denn ich freue mich darauf, Sie wieder vorlesen zu hören. Ich habe mich in Skjernewice unglaublich dabei amüsirt. Apropos, unsere Unterhaltung von damals. Sie haben Recht gehabt. Ich bin heute lange in Berlin gewesen und habe keine Spur mehr von der Rebellion gesehen. Der König hat sie besiegt. Mein System ist aber doch besser.' Bei den Worten: ‚Sie haben Recht gehabt' hatte der Kaiser mir freundlich die Hand gegeben, dann aber hatte sein Gesicht wieder jenen furchtbar ernsten Ausdruck angenommen, der jede Erwiederung abschnitt. — Ich mußte an jenem Abend nur Humoristisches vorlesen, wobei der Kaiser eine merkwürdige Vertrautheit mit dem Berliner Idiom zeigte und nicht allein alles verstand, sondern auch selbst durch echt Berlinische Redensarten die Vorlesung unterbrach."

Zum letzten Male sah und sprach Schneider den Kaiser Ende September 1853 in Olmütz (also kurz vor Ausbruch des vorletzten orientalischen Krieges, wohin der Prinz von Preußen zur Inspektion des österreichischen Bundeskontingents gereist war und Schneider als Begleiter mitgenommen hatte. „‚Finden Sie nicht auch,' fragte der Kaiser, ‚daß die österreichische Armee sich in den letzten Jahren unglaublich verbessert hat? Ich bin ganz erstaunt. Gar kein Vergleich mit dem, was sie vor 1848 war.' — ‚Sie ist gegenwärtig in derselben Uebergangsperiode wie die preußische nach den napoleonischen Kriegen. Abschaffung der Stockprügel, Wirken auf das Ehrgefühl, Ehrenzeichen für den gemeinen Mann, Bücher, Zeitschriften, Lieder — so ist denn diese Wirkung erklärlich.' — ‚Das läßt sich doch nicht auf alle Armeen anwenden. Jede hat ihre nationale Eigenthümlichkeit und muß sie auch behalten, wenn sie etwas leisten soll. Wie kommt es, daß Sie den Prinzen begleiten? Ist er Ihnen ebenso gewogen wie der König? Das sollte mich freuen.' — ‚Seine Königliche Hoheit haben wohl gewünscht, genaue und vor allem schickliche Berichte in den Zeitungen über diese Inspektion zu haben, da es ihm nicht gleichgiltig sein kann, wenn von der Inspektion eines preußischen Prinzen falsche oder gar übelwollende Berichte gedruckt werden.' — ‚So so! Ein gutes Zeichen, daß Sie zugleich beim König und beim Prinzen gut angeschrieben sind. Das ist sonst selten. Uebrigens hoffe ich, daß Ihnen auch meine Armee nächstens Gelegenheit zu berichten geben wird, und zwar vom Schlachtfelde. Es sieht ganz so aus, als ob die Herren sich in Rußland wieder eine Lektion holen wollten. Lesen Sie, was Puschkin in seinem Gedichte: Den Verleumdern Rußlands sagt. Sie haben es ja selbst übersetzt. Nun Adieu! Ich habe noch Dienst.' — Damit wendete er sich der Thür zu, kehrte aber noch einmal um und sagte lächelnd: ‚Bedanke mich übrigens für den europäischen Renneboom.'"

„Das waren," bemerkt Schneider hierzu, „die letzten Worte, die ich von Kaiser Nikolaus gehört, und ich blieb verdutzt stehen, weil ich mir gar nicht zusammenreimen konnte, was der Kaiser damit gemeint. Endlich fiel mir ein, wie ich zu der Zeit, als Preußen und Oesterreich sich (vor Olmütz, 1850) feindlich gegenüber standen und ein Krieg drohte, einem Freunde in Petersburg mein Bedauern darüber ausgesprochen und mich über die Aeußerung des Kaisers gefreut: ‚Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine ich mit meiner Armee und stelle sie zwischen beide. Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht im Stande bin, eine veritable querelle allemande zu verhindern.' Ich war überzeugt gewesen, daß der Kaiser diesen Entschluß auch ausführen werde, und hatte scherzhaft geschrieben: ‚Der ganze

Streit kommt mir vor wie die Anekdote, wo der Eckensteher erzählt: Gestern Abend sind wir bei Renneboom. Da kommt Lehmann und schimpft mir Fanchon. Ich steche ihm Eine. Lehmann ist aber nicht faul und sticht mir wieder Eine. Wie wir nun im besten Stechen sind, kommt Renneboom, sticht uns alle beide Eine und schmeißt uns 'raus. Sie sehen, lieber Freund, Ihr Kaiser ist auf dem besten Wege, ein europäischer Renneboom zu werden. Er sticht uns beiden Eine. Rausschmeißen aber lassen wir uns von ihm doch nicht.' Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß dieser Scherz unter Freunden dem Kaiser zur Kenntniß kommen würde. Meine Briefe scheinen aber nun einmal das Loos gehabt zu haben, in seine Hände zu gelangen. Als ich an den etwas indiskreten Freund schrieb, und ihm die Aeußerung des Kaisers mittheilte, erfuhr ich denn auch, daß sie sich wirklich auf jenes Scherzwort bezog. Am sonderbarsten aber war wohl, daß der Kaiser mir dies in Olmütz, drei Jahre nach der Konferenz sagte, die hier jener querelle allemande ein Ende gemacht hatte."

Die Zeiten verändern sich, und wir verändern uns mit ihnen. Eine sehr charakteristische Anekdote. Aber tempi passati! Schneider schrieb dies im Juni 1864. Nach 1866 wird er sehr anders gedacht und gefühlt haben. Und jetzt würde er sich über eine Einmischung Rußlands in unsere Angelegenheiten nicht freuen. Glücklicherweise wäre sie auch unmöglich.

Literatur.

Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust. Von Walter Rogge. 2 Bände. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus, 1879.

Eine alles Wissenswerthe umfassende Geschichte des im Titel genannten Zeitraumes läßt sich, was auch der Verfasser sagen möge, selbstverständlich jetzt und auch in den nächsten Jahren nicht schreiben, weil die Diplomatie, deren Arbeiten die Vorgänge gestalten halfen, hinter einem Vorhange thätig ist, welchen die Gegenwart nur zu einem kleinen Theile zu lüften vermag. Noch größer wird die Schwierigkeit, wenn ein Parteimann sich zum Geschichtschreiben anschickt; denn dies erfordert objektive, also unparteiische Auffassung der Verhältnisse, Ereignisse und Persönlichkeiten, die in Betracht kommen. Nun ist aber der Verfasser unseres Buches ein Parteimann von sehr ausgeprägter Art, und so ergibt sich das Urtheil über sein Unternehmen von selbst. Seine Kritik der Politik Andrassys ist völlig werthlos, weil mit Unkenntniß in Betreff der Hauptfragen unternommen, und die witzelnden Ausfälle gegen den Fürsten Bismarck, denen wir in seiner Darstellung gelegentlich begegnen, können nur das Lächeln hervorrufen, das Unwissenheit mit Dreistigkeit gepaart zu erwecken pflegt. Meist gut ist die chronikartige Uebersicht über die parlamentarischen Vorgänge und andere leicht zu erkennende Ereignisse der Periode, in welcher in den durch die habsburgisch-lothringensche Dynastie verbundenen beiden Reichen der Föderalismus besiegt und der Kampf um den Ausgleich unter Umgestaltung des Dualismus ausgefochten wurde, und in dieser Beziehung läßt sich das Buch empfehlen, obschon es auch in diesen Partien mit Vorsicht zu lesen sein wird.

Der Verfall der Adelsgeschlechter statistisch nachgewiesen von Dr. H. Kleine. Ein Mahnruf an den deutschen, österreichisch-ungarischen und baltischen Adel im Interesse seiner Selbsterhaltung. 2. Auflage. Leipzig, W. Friedrichs Verlagsbuchhandlung, 1880.

Ein interessantes Thema in fleißiger, scharfsinniger Behandlung. Aus der mit Tabellen unterstützten Beweisführung geht hervor, daß die Adelsgeschlechter, denen die Ehre widerfährt, unter die Grafen aufgenommen zu werden, meist nach wenigen Generationen aussterben. Der Verfasser bemüht sich, die Ursachen hiervon zu finden und aufzuzeigen. Das gräfliche Taschenbuch verzeichnet in einem Anhange gegen 400 erloschene Grafengeschlechter, von denen 209 auf das vorige und 109 auf das jetzige Jahrhundert kommen, und nehmen wir an, daß die Geschlechter in den letzten drei Dezennien im gleichen Verhältnisse aussterben werden wie in den ersten sieben, so würde die Zahl der von 1800 bis 1900 erloschenen Geschlechter 229 betragen. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Hauptsache in dem Mißverhältnisse des Besitzes der in die hohe Aristokratie erhobenen Adelsfamilien zu den wirklichen oder vermeintlichen Pflichten der Standesrepräsentation. Die katholischen Geschlechter verfallen rascher und häufiger als die protestantischen, da das Cölibat dort mehr vorkommt als hier, was wieder seinen Grund darin hat, daß einestheils die katholische Aristokratie einen Theil ihrer Mitglieder an den Priesterstand abgibt, anderntheils der Protestantismus die moralische Kraft des Menschen straffer anspannt als der Katholizismus, sodaß der Protestant leichter den Muth findet, bei engen Verhältnissen und ungewissen Aussichten eine Familie zu gründen. Der Verfasser schließt seine Betrachtung mit folgenden Bemerkungen. Die, welchen die gräfliche Würde verliehen wird, sehen dies in der Regel als eine hohe Ehre an, und es ist ja in der That eine solche, da sowohl der Verleiher als die bisherigen Standesgenossen der Betreffenden es als eine solche auffassen, obschon es kein nennenswerthes Vorrecht verschafft, keine Gleichstellung mit dem aus den ehemaligen Ministerialen-Geschlechtern hervorgegangenen Altgrafen bringt und nur selten dem Ruhme und nie dem Alter des Geschlechts etwas hinzufügt. „Aber," so fährt der Verfasser fort, „ist diese Erhöhung nicht zu theuer erkauft, wenn sie, wie wir dargelegt haben, mit der Verleihungsurkunde zugleich einen Todtenschein, einen Schein auf das baldige Erlöschen des Geschlechts einhändigt?" Von vielen Regierungen wird die Errichtung von Fideikommissen und Majoraten gefördert, um eine reichbegüterte, unabhängige Aristokratie zu schaffen. Man beugt aber damit nur der Zersplitterung des Grundbesitzes vor, seine Vererbung in derselben Familie von Generation zu Generation wird dadurch nicht gefördert, und zu der Bildung einer reichbegüterten unabhängigen hohen Aristokratie läßt es schon der Umstand nicht kommen, daß gerade die Majorate so schnell von Familie zu Familie, von Zweig zu Zweig und von Geschlecht zu Geschlecht übergehen. „Will man durch Majorate und Fideikommisse das angestrebte Ziel erreichen (Preußen, der mächtigste Staat Deutschlands, ist übrigens zu seiner Macht gelangt, ohne daß es zu irgendeiner Zeit eine zahlreiche hohe Aristokratie besaß, vielleicht gerade, weil es früher fast gar keine solche hatte, dafür aber einen um so zahlreicheren, verhältnißmäßig wohlsituirten, lebenskräftigen Land- und Beamtenadel), dann dürfte man auch die weiteren Schritte nicht scheuen, dann sollte man auf das Reformprojekt des Freiherrn v. Stein zurückkommen und die englische Sitte, welche den Adel in der Hauptsache vom Grundbesitze und vom Amte abhängig macht, mutatis mutandis auch auf dem Kontinent einführen."

Essays von Max Müller. Erster Band. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1879.

Der bekannte Gelehrte aus der Bunsenschen Schule bietet hier in einer Anzahl mehr oder minder werthvoller Abhandlungen und Rezensionen Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft, die sich meist auf die Hauptreligionen Ostasiens beziehen. Dieselben sind ursprünglich für englische Zeitungen geschrieben, und das merkt man ihnen an. Die englische Gesellschaft ist eben in Sachen der Religion weniger duldsam als die deutsche, und der Verfasser mußte sich ihren Vorurtheilen, wenn er gehört werden und nicht Anstoß geben wollte, anbequemen, was ihm übrigens bei seiner Richtung nicht schwer geworden sein wird. Ein Uebelstand ist, daß sich in den verschiedenen Abschnitten, da sie anfangs selbständige Aufsätze waren, gewisse Ansichten und Thatsachen beinahe wörtlich wiederholen, und wir meinen, dem hätte durch Weglassung der weniger bedeutenden Stücke ohne Schaden und mit viel Nutzen für das Ganze abgeholfen werden können. Die Abschnitte über die Zendreligion z. B. (V. bis VIII.) hätten sich recht wohl in einen zusammenziehen lassen, und die folgenden fünf Kapitel, die den Buddhismus zum Gegenstand haben, gleichermaßen. Wenn der Verfasser meint, daß man „in England wahre und richtige Dinge nicht oft genug wiederholen kann", so mag das für die englische Ausgabe seines Buches zutreffen; wir Deutsche aber haben das Recht, uns das als eine Unart und Rücksichtslosigkeit zu verbitten, die sich auch bedeutendere Gelehrte als Max Müller nicht herausnehmen dürfen. Von besonderem Werthe ist der erste Abschnitt, der eine ausführliche Vorlesung über die Veden oder die heiligen Bücher der Brahmanen enthält; hier befindet sich der Verfasser in seiner eigentlichen Domäne. Gleichfalls von Interesse sind die Mittheilungen über den heutigen Zustand und die Parteien der Parsi. Endlich heben wir noch den vorletzten Aufsatz hervor, der sich sehr instruktiv über falsche Analogien in der vergleichenden Theologie verbreitet und einige ergötzliche Seitenstücke zur Geschichte der Moabitica und andere Beweise für die Nichtunfehlbarkeit unsrer Gelehrten bringt.

Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. Berlin, Wasmuth, 1879.

Mit diesem Buche ist eine lange empfundene Lücke unsrer Kunstliteratur in erfreulichster und dankenswerthester Weise ausgefüllt worden. An einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte der Berliner Malereihat es bisher vollständig gefehlt. Während man für die Münchner Malerei in zahlreichen Fällen sich in Regnet's „Münchner Künstlerbildern" (1871) Auskunft holen konnte, für die neuere Wiener Kunstentwickelung Vincenti's „Wiener Kunst-Renaissance" (1876) mancherlei Anhaltepunkte bietet, für Düsseldorf Blanckarts in seinen „Düsseldorfer Künstlernekrologen" (1877) brauchbare Beiträge gespendet hat, war man für die Kenntniß der Berliner Malerei auf den an sich ja musterhaften, aber für den angedeuteten Zweck natürlich nicht ausreichenden Katalog der Berliner Nationalgalerie und auf die mageren Partien in Rebers „Geschichte der neueren deutschen Kunst" angewiesen, wenn man nicht auf das in Zeitschriften verstreute Material rekurriren wollte. Rosenberg hat für Berlin weit mehr geleistet, als was die eben genannten, die man zunächst zum Vergleiche heranzuziehen geneigt ist, für München, Wien und Düsseldorf geleistet haben; er hat sich nicht damit begnügt, eine Anzahl Charakterköpfe aus der Berliner Künstlerwelt der letzten Jahrzehnte herauszugreifen, sondern den Versuch gewagt, eine einheitliche Darstellung zu geben und vor allem die Schulzusammenhänge in der bunten, vielköpfigen Menge,

die er uns vorführt, nachzuweisen. Hierin liegt nicht der einzige, aber einer der Hauptvorzüge seines Buches. Indem er aber innerhalb des zusammenhängenden Textes von den einzelnen Künstlern stets abgerundete Biographien und Charakteristiken gibt, die sich mit Leichtigkeit aus dem Zusammhange ablösen lassen, hat er zugleich denjenigen Lesern Genüge gethan — und deren Zahl wird nicht gering sein —, denen es mehr um Nachrichten über den einzelnen Künstler als um die Kenntniß gewisser Richtungen und Strömungen zu thun ist, und die das Buch in erster Linie als Nachschlagewerk benutzen möchten.

Von einer Berliner „Malerschule" im eigentlichen Sinne des Wortes kann ja nicht die Rede sein. Der Verfasser bekennt selbst, daß er dieses Wort nur als Nothbehelf betrachte. Er braucht es in dem freieren, äußerlicheren Sinne, in welchem es oft genug auch in der Literaturgeschichte zur Zusammenfassung größerer, geistesverwandter Gruppen unbedenklich und unbeanstandet gebraucht worden ist. Wohl aber kann man innerhalb der Entwickelungsgeschichte der Berliner Malerei von einer Reihe von Schulen im engeren Sinne sprechen, von denen sogar stets mehrere neben einander hergehen, und diese sind es denn, die dem Verfasser für die Gliederung seiner Darstellung maßgebend gewesen sind. Das Buch zerfällt in sieben Kapitel. Das erste Kapitel geht zurück bis 1819, bis zu dem Jahre, wo Karl Wach, gleichzeitig mit Wilhelm Schadow, sich dauernd in Berlin niederließ, gibt eine sorgfältige Charakteristik Wach's und führt die ziemlich große Schaar derjenigen vor, die im engeren oder weiteren Sinne zu seinen Schülern gehörten. Das zweite Kapitel behandelt Carl Begas, Wilhelm Hensel und August v. Klöber und die bis in die Gegenwart hereinreichenden Schuleinflüsse der beiden ersten. Hier ragt namentlich W. Amberg unter Begas' Schülern hervor. Im dritten Kapitel wird die, übrigens für die Berliner Malerei so gut wie einflußlose Thätigkeit von Cornelius und Kaulbach in Berlin geschildert, dann die entschiedene Einwirkung, welche die belgische Malerei in den vierziger Jahren übte, ihr gegenübergestellt, woran sich eingehende Charakteristiken von Karl Becker, Gustav Graef und Eduard Magnus anschließen, drei Künstlern, bei denen wenigstens ein vorübergehender Einfluß Kaulbachs nachweisbar ist. Das vierte Kapitel, das umfänglichste des Buches, zeigt uns die Berliner Malerei zunächst unter starkem Einflusse der Düsseldorfer Schule. Hier werden an Historienmalern namentlich Schrader, Bleibtreu und Knille, an Genremalern Hosemann, Meyer v. Bremen und Knaus ausführlich behandelt. Ihnen werden dann diejenigen angeschlossen, bei denen ebenso deutlich französische Einflüsse hervortreten, wie Otto Heyden, Gustav Richter, Henneberg, August v. Heyden, Gentz (bei dem in hervorragender Weise, mehr noch als bei Richter, die Einwirkungen des Orients hinzukommen), Plockhorst, Spangenberg, Graf Harrach, A. v. Werner u. a. Das fünfte Kapitel ist der ureigenthümlichen Erscheinung Adolf Menzels und seinen wenigen Nachahmern gewidmet, denen die spezifischen Militärmaler, wie Franz Krüger und Karl Steffeck — letzterer zugleich der Meister in der Darstellung der Thiere, namentlich des Pferdes — mit ihren zahlreichen Schülern angereiht werden. Das sechste Kapitel beschäftigt sich ausschließlich mit der neuern Genremalerei, vor allen mit den Meyerheims, mit Gussow, Michael, Thumann und der großen Schaar der jüngern Genremaler, das siebente endlich behandelt die Landschafts- und Marinemalerei (Schirmer, Blech, Biermann, Hildebrandt u. a.), die Architekturmalerei, das Thierstück und das Stillleben.

Rosenbergs Buch verdient die allgemeinste Beachtung. Eine große Menge der darin behandelten Künstler gehören zu den Tagesgrößen, über die das größere Publikum gelegentlich durch die Zeitungen, namentlich durch die illustrirten

Zeitungen etwas erfährt, wenn das eine oder andere Bild von ihnen, in Holzschnitt nachgebildet, den Lesern vorgeführt wird. Leider ist der Text, der dann zu solchen Bildern geliefert wird, in der Regel eher dazu angethan, das Urtheil des Lesers zu verwirren, als auf den richtigen Weg zu leiten. Isolirte Betrachtung, abgerissene biographische Notizen, halbschürige und schiefe Urtheile, ja selbst bloße Reklame, von guten Freunden besorgt — das ist es, was nur allzuoft in solchen Fällen dem Leser geboten wird. Und wer kann sich vollends zurechtfinden unter allen den Namen, die aus Kunstnotizen und Ausstellungsberichten uns Woche für Woche ins Ohr schwirren? Hier wird für die Berliner Künstler in Zukunft Rosenberg willkommene Anhaltepunkte bieten und vortrefflich orientiren. Der Verfasser gehört zu unsern jüngern Kunstschriftstellern, ist aber doch schon eine beträchtliche Reihe von Jahren als Kunstreferent und Kunstkritiker journalistisch thätig. Aus dieser seiner journalistischen Thätigkeit zunächst ist denn auch sein Buch herausgewachsen. Das ist kein Nachtheil, im Gegentheil, es ist ein Vorzug des Buches. Wer sonst, als der, der unausgesetzt in dieser Richtung thätig ist, soll im Stande sein, aus jener unübersehbaren Fülle die leitenden Fäden herauszufinden und uns in die Hand zu geben? Für die älteren Partien hat Rosenberg aus der gleichzeitigen Literatur, namentlich aus Zeitschriften das sachliche Material mit großem Fleiße zusammengetragen, oft auch interessante zeitgenössische Urtheile mitgetheilt. Hier tritt der tüchtige, geschulte Kunsthistoriker dem gewandten Tagesschriftsteller ergänzend an die Seite. Und diese wissenschaftliche Vertiefung ist es denn auch, die sein Urtheil über hervorragende künstlerische Erscheinungen der Gegenwart, das oft beträchtlich von dem landläufigen Urtheil der großen Masse abweicht, stets zu einem werthvollen und zuverlässigen macht. Rosenbergs Buch ist nicht, wie es z. B. die im Eingange unserer Besprechung erwähnten Bücher zum guten Theil sind, aus den Ateliers heraus geschrieben; sein Urtheil ist ein völlig unabhängiges und unbestechliches; es ist oft streng, aber immer aufrichtig. Mit Recht könnte der Verfasser das Goethesche Wort auf sich anwenden:

Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt.

Denn auch für das letztere, daß ihn „kein Dogma beschränkt", liefert das Buch verschiedene Proben an Stellen, wo der Verfasser gelegentlich zu gewissen Prinzipfragen energisch Stellung nimmt. Für die Leser unseres Blattes bedarf das Buch keiner ausdrücklichen Empfehlung; die scharfe und glänzende Feder Rosenbergs ist ihnen allen wohlbekannt.

Einen Punkt möchten wir noch hervorheben, auf den Rosenberg selbst, vielleicht weil er sich so ungesucht von selbst ergibt, nirgends ausdrücklich aufmerksam gemacht hat, der aber doch Erwähnung verdient: wir meinen die innigen Beziehungen, in denen die Berliner Malerei von jeher zum preußischen Hofe und zu seiner von der des preußischen Volkes ja unzertrennlichen Geschichte gestanden hat. Wie viele hervorragende Werke der Berliner Malerei gelten der Verherrlichung von Gliedern des preußischen Königshauses, dem Andenken glorreicher und denkwürdiger Tage der preußischen Geschichte! Wie viele Bilder von Berliner Malern sind im Besitz des Hofes, wie viele sind im Auftrage von Mitgliedern der Königsfamilie entstanden! Im Hinblick auf diesen Umstand gewinnt Rosenbergs Buch von selbst neben dem kunstgeschichtlichen ein patriotisches Interesse, das für viele ein Grund mehr sein wird, mit begieriger Hand darnach zu greifen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Eine Geschichte der Pariser Kommune von 1871.

Nach Lassalles Tode hörte man, daß der vielgenannte Agitator der Arbeiter einen Herrn Bernhard Becker testamentarisch zu seinem Nachfolger in der „Präsidentur" des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins ernannt habe, und so war es auch. Indeß legte der Genannte sein Amt bald nieder, machte in Paris und London ernste Studien und wurde, wie man zu sagen pflegt, vernünftig. Eine sehr achtbare Probe davon haben wir in der Geschichte und Theorie der Pariser revolutionären Kommune des Jahres 1871 vor uns, die er vor kurzem veröffentlicht hat (Leipzig, O. Wigand, 1879). Das Buch ist in der Form zwar mangelhaft. Der Stoff ist, da der Verfasser die Fülle seiner Belege bisweilen viele Seiten lang in seine Darstellung und sein Urtheil einschiebt, wenig übersichtlich geordnet, häufig kommen Wiederholungen vor, und die Ausdrucksweise der Entrüstung des Autors über die allerdings sehr unsauberen Gesellen, mit denen er zu thun gehabt hat, ist nicht immer die, welche die gute Gesellschaft verlangt. Dagegen haben wir in Becker einen durchaus ehrlichen, richtig empfindenden und wahrheitsliebenden Schriftsteller vor uns, der sich ernstlich um die Kenntniß der hier in Betracht kommenden Thatsachen und Persönlichkeiten bemüht, und der aus vorzüglich guten Quellen geschöpft hat. Seine Arbeit ist in Wirklichkeit ein Geschichtswerk, während alles andere, was bisher in deutscher Sprache über die Kommune von 1871 erschienen ist, ein feuilletonistisches Gepräge trägt. Das Resultat, welches diese Arbeit für den Verfasser ergeben hat, spricht er im Vorwort aus, wenn er bemerkt: „Ich bin nie ein Anhänger der Kommune-Richtung gewesen, aber ich hatte doch die Kommune für besser gehalten, als ich sie nach fleißigem und ernstem Forschen gefunden habe." Dem Leser der folgenden Auszüge, welche das Buch selbst weiter empfehlen sollen, wird es, wenn er über die Kommunarden gleichfalls bisher nicht ganz den Stab zu brechen geneigt gewesen ist, ebenso ergehen wie dem Autor.

Der vorliegende Band beschäftigt sich in einer ersten Abtheilung mit der

Vorgeſchichte der Kommune und der Entwickelung der letzteren bis zu ihrem Untergange, in einer zweiten mit der Föderationstheorie der Minorität des Kommune-Rathes, wobei Proudhons Föderationsprinzip, der anarchiſtiſche Bund zwiſchen den ſtädtiſchen und ländlichen Proletariern und die poſitiviſtiſche Theorie von der Pariſer Diktatur in Betracht gezogen werden. Ein weiterer Band, der bereits druckfertig iſt und die vollſtändige Geſchichte und Organiſation der franzöſiſchen Nationalgarde bringen ſoll, wird den Kauſalnexus der letzteren mit der Kommune, das in jener verkörperte Fortleben der revolutionären Ueberlieferung von 1789 bis 1871 erkennen laſſen. „Erſt, wenn man die Geſchichte der die Kommune gebärenden und mit den Waffen aufrecht erhaltenden Nationalgarde hinzunimmt," ſagt Becker, „erſcheint die Pariſer Kommune des Jahres 1871 nicht mehr als ein vereinzeltes Ereigniß." Herausgehoben aus ihren hiſtoriſchen Zuſammenhängen iſt jene Erhebung der Pariſer Umſturzpartei nur ein großer Putſch, der über zwei Monate dauert. Die Kommune hat nichts geſchaffen, nur verzehrt und zerſtört, und ihre Führer, faſt aus allen Geſellſchaftsklaſſen, keineswegs alſo nur aus dem Proletariat hervorgegangen, ſind lauter Leute ſehr untergeordneten Geiſtes, welche das Unglück Frankreichs benutzten, um ihre Gelüſte zu befriedigen.

Im Uebrigen wußte dieſe Führerſchaft, als Ganzes betrachtet, nicht, was ſie wollte. Die eine in ihr vertretene Partei erſtrebte in unklarer Weiſe dies, die andere, ebenſowenig klar, jenes. Ein deutlicher Beweis hierfür iſt das ſogenannte „Teſtament" der Kommune, ihr angebliches Programm, die „Erklärung an das franzöſiſche Volk", datirt vom 19. April 1871 und vom Verfaſſer unſerer Schrift auf Seite 70 bis 73 mitgetheilt. Dieſes Aktenſtück der „experimentirenden, poſitiven und wiſſenſchaftlichen Politik", welche „eine neue Aera inaugurirt", iſt die einzige Kundgebung der Kommune, die ihre Theorie zuſammenzufaſſen und darzulegen ſucht. Der Umſtand, daß nicht blos das übrige Frankreich, ſondern Paris ſelber erſt damals, drei volle Wochen nach dem Zuſammentritt der Kommune, erfuhr, worin „der Grund, die Natur und das Ziel" des revolutionären Kommune-Regimes beſtand, enthält das Eingeſtändniß, daß der Kommunerath, weit davon entfernt, der demokratiſche Ausdruck des Bewußtſeins und Willens der Bevölkerung von Paris zu ſein, despotiſch gewaltet und den Pariſern keine Rechenſchaft von ſeinem Treiben abgelegt hatte, was der „kommunalen Idee" direkt widerſprach.

Malon, der Kommunard, ſagt in ſeinem Buche „Ueber die dritte Niederlage des franzöſiſchen Proletariats" in Betreff jenes Aktenſtücks: „Ungeachtet ihres unbeſtreitbaren Mangels an Fähigkeiten und trotz ihrer zahlreichen Fehler waren die Mitglieder der Kommune aufrichtige Vertreter der kommunalen und ſozialiſtiſchen Ideen, welchen der 18. März zum augenblicklichen Triumphe

verhalf. Dieſe Kinder der großen Maſſe inſpirirten ſich fortwährend in der Maſſe. So kommt es denn, daß, wenngleich man in ihren Dekreten und Beſchlüſſen ſich widerſprechende Anſichten findet, die Erklärung an das franzöſiſche Volk ganz durch die föderative, ſozialiſtiſche Idee beherrſcht wird. Man hat dieſem Dokumente Mangel an Präziſion vorgeworfen, und das mag begründet ſein. Aber die beiden Strömungen Jakobinismus und Sozialismus, welche die Kommune und ebenſo die Arbeiterſchaft auseinander hielten, zwangen zum Aufſuchen eines Vermittelungsgebietes, und dieſes mußte der Klarheit der in dieſem Aktenſtücke ausgedrückten Ideen ſchaden."

Ins Verſtändlichere überſetzt, heißt das Folgendes. Die Bürger Proletarier, die im Rathe der Kommune ſaßen und ſich als Kinder des Pöbels von Paris fortwährend von dieſem inſpiriren ließen, zerfielen in Jakobiner und Sozialiſten. Jene, welche die Mehrheit bildeten und meiſt aus Jüngern des halbverrückten Blanqui beſtanden, waren Zentraliſten, welche die Diktatur und mit ihr die Schreckensherrſchaft wollten. Die Sozialiſten dagegen waren Föderaliſten, die auf Proudhon fußten, ihn in mancher Hinſicht noch überboten und mit ihrem Föderalismus die allgemeine Anarchie herbeizuführen ſtrebten. Die Jakobiner huldigten vorzüglich dem Grundſatze revolutionärer Brüderlichkeit und Solidarität, welcher vorſchreibt: Verhaftet und erwürgt euch unter einander. Die Sozialiſten dagegen betonten nur die Freiheit und Gleichheit, indem ſie ſagten: Paris, die größte Kommune, hat nicht mehr Macht als die kleinſte. Wir wollen keine Obrigkeit mehr. Alle einzelnen Menſchen müſſen ſich föderiren, und jeder Bürger Proletarier bildet für ſich einen freien Staat, eine gleiche Kommune und eine ſoziale Obrigkeit. Die Jakobiner hätten als die Mehrheit das Programm ganz jakobiniſch machen können, allein aus Scheu vor offnem Bekenntniß der Schreckensherrſchaft und eingedenk der revolutionären Brüderlichkeit und Solidarität verbargen ſie die Diktatur mit dem Tigerzahn, ſtellten ſich auf den Boden der Verſöhnlichkeit und ließen ihren ſüßlich ſanften ſozialiſtiſchen Gevattern, da dieſelben alle Obergewalt verſchmähten, leidlich freien Spielraum. Inſofern war das „Teſtament" eine Heuchelei von Seiten der jakobiniſchen Mehrheit. Nur an wenigen Stellen läßt der Jakobinismus die Kralle blicken. Es heißt da, wenn man zwiſchen den Zeilen ließt: Paris will nicht nur in ſeinem Innern, unbekümmert um das übrige Frankreich, ſchalten und walten können, wie ihm beliebt, ſondern es bezweckt auch die völlige Umgeſtaltung Frankreichs. Die Republik iſt ihm die einzige annehmbare Regierungsform, und wenn die übrigen Kommunen des Landes die Monarchie wollen ſollten, ſo würde für Paris kein Frankreich mehr exiſtiren. Das heißt mit andern Worten: Wollt ihr nicht, wie wir, die gegenwärtigen Vertreter des Willens von Paris, wollen, finden wir in der

Vertretung der übrigen Kommunen unſere eigene Geſinnung nicht wieder, dann mag euch der Geier holen, dann bleibt entweder Frankreich in Trümmern liegen, oder Paris muß es retten, indem es die andern Kommunen vergewaltigt.

Einen tieferen Einblick in das Treiben der Regenten der Kommune als alle über die letztere erſchienenen Geſchichtsbücher eröffnet uns die Verhandlung des kommunalen Obergerichts über die Sache des „Generals" Cluſeret, die uns von Becker Seite 296 bis 320 mitgetheilt wird.

Die Kommune hatte mit ihren Generalen kein Glück. Der erſte Obergeneral, Bürger Lullier, eigentlich Seeoffizier, wurde wiederholt verhaftet, ſeine Nachfolger Garibaldi und Sohn hatten Lunte gerochen und waren nicht erſchienen, trotzdem Menotti Garibaldi am 16. April in die Kommune gewählt worden war. Die Generale Duval und Flourens kamen bei der gegen Verſailles unternommenen Expedition um. Der General Bergeret wurde abgeſetzt und wegen Auflehnung gegen Cluſeret eingeſperrt. Der letztere wurde nach kurzem Fungiren ebenfalls verhaftet und erſt nach Verlauf von faſt vier Wochen verhört u. ſ. w. Cluſeret war Mitglied der Kommune und wurde in Folge deſſen von ihr als Obergericht, als Pairskammer in Unterſuchung gezogen und gerichtet — die Prediger der Gleichheit dem gemeinen Recht entrückt und privilegirt, gewiß eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Tollheit, die damals Paris beherrſchte. Sodann aber hatte in dieſer Zeit der Rechtsbegriff dem Polizeibegriff Platz machen müſſen. Nach jenem gilt jedermann bis zum Beweiſe ſeiner Schuld für unſchuldig, nach dieſem iſt jeder ſchuldig, bis ſeine Unſchuld dargethan iſt. Ein ſolcher Zuſtand exiſtirte unter der Herrſchaft gerade der Männer, die ſonſt immer die Allgerechtigkeit angerufen hatten. Alles, das Recht, die Finanzen, der Kultus, die Erziehung, das Militär, war unter Polizeiherrſchaft geſtellt. Die ganze Nationalgarde war Polizeigarde. Kein Einzelner war mehr ſicher „von wegen der allgemeinen Sicherheit" der Kommunarden; nur die Führer waren davon ausgenommen. Jedes Mitglied des Kommunerathes war ſakroſankt, ſo lange es nicht als „Verräther" eingeſperrt wurde, und dann unterlag es immerhin nur dem Urtheile ſeiner Kollegen, die andrerſeits freilich in permanent wüthigem Zuſtande waren.

Vergegenwärtigen wir uns nun mit Becker den Fall Cluſeret etwas näher. Die erſte Exekutivkommiſſion iſt durch eine zweite beſeitigt und dieſe wieder durch einen erſten Wohlfahrtsausſchuß verdrängt worden, der ſeinerſeits einem zweiten hat Platz machen müſſen. Alles das iſt in ungefähr ſechs Wochen geſchehen, ſo daß auf eine dieſer Regierungen etwa zehn Tage Regierungszeit kommen. Auch die Oberanführer der Truppen fallen wie Heu vor der Senſe. Weil Bergeret aus bloßer Vorſicht verhaftet worden iſt, muß auch Cluſeret nur deshalb verhaftet werden, und weil jener ſeine Freiheit wieder erlangt hat,

muß ſie auch dieſer zuletzt wieder erlangen. Cluſeret wird durch die zweite Exekutivkommiſſion arretirt, ohne daß die Mitglieder derſelben wiſſen, weshalb. Der Eine behauptet dies, der Andere das. Alle aber ſtimmen darin überein, daß Cluſeret kein Verräther geweſen, daß er aus bloßer Vorſicht geſtürzt und eingeſteckt worden iſt. Nachdem er hinter Schloß und Riegel gebracht worden, bleibt er dort wochenlang ohne Verhör. Die zweite Exekutivkommiſſion überläßt dies und alles Weitere dem erſten Wohlfahrtsausſchuß, und dieſer überläßt es ſeinen Nachfolgern. Zwar iſt am 8. Mai eine Unterſuchungskommiſſion eingeſetzt worden, aber dieſelbe überläßt die ihr aufgetragene Enquête einer andern Kommiſſion, und ſie ſelbſt kann ſich, obwohl ſie nur aus drei Mitgliedern beſteht, nicht verſammeln, weil zwiſchen der Mehrheit und der Minderheit der Kommune Zank ausgebrochen iſt, und ſo bleibt der Kriegsminiſter der revolutionären Pariſer ohne irgend welches Verhör eingeſperrt. Hinterher beſchuldigt man ihn, er habe nichts zu organiſiren verſtanden, womit man ihm nur die permanente Unordnung und Unfähigkeit der Kommune, die jedes Organiſiren unmöglich machte, in die Schuhe ſchob. Die Kommune brauchte für ihre blödſinnige Tyrannei und ihr Fiasko einen Sündenbock. Sie fördert die Anarchie und macht Cluſeret dafür verantwortlich, daß er keine Ordnung herzuſtellen vermocht. Ja manche der Herren Kollegen nehmen ihn ſogar für den angeblichen Verrath ſeines klügeren Nachfolgers Roſſel aufs Korn. Er macht ſich verdächtig, weil er in einem Kaffeehauſe frühſtückt. Er iſt dringend verdächtig, weil er die Ermordung der „Bürgerin" Darboy nicht empfiehlt. Er iſt des verrätheriſchen Verkehrs mit Verſailles im höchſten Grade verdächtig, weil Amerikaner ſich die witzige Bemerkung erlaubt haben, daß er wohl eine Million werth ſei. Aber noch viel mehr verdächtig iſt er, weil während einer Waffenruhe, die ihm nicht angezeigt worden iſt, die Truppen der Kommune aus den Schanzgräben weggelaufen ſind und die letzteren den Gegnern überlaſſen haben. Nachdem man ihn aus bloßem Verdacht verhaftet, gibt man vor, daß man ſich dazu erſt in Folge einer Depeſche entſchloſſen habe, die er im Unwillen über die herrſchende Anarchie an die zweite Exekutivkommiſſion geſchrieben. Allerdings war auch Cluſeret ein großer Thor, und ſo durfte er ſich eigentlich über das, was ihm von Thoren widerfuhr, nicht beklagen. Sich zum Kriegsminiſter der Kommune machen zu laſſen, war eine Abgeſchmacktheit, Oberbefehlshaber über Truppen ſein zu wollen, welche durch die Wahl Befehlshaber ihrer Befehlshaber waren, und einen Stab zu ſchaffen aus Leuten, die er nicht kannte, war eine noch ſchlimmere. Daß er aber ſelbſt im Gefängniſſe nicht wieder klug geworden, zeigt der Umſtand, daß er ſich nach ſeiner Freiſprechung der Kommune zu fernerer Gewogenheit empfahl.

Und nun erſt die Gerichtsſitzung, in der er endlich verhört wurde. Die

Einen halten ſie für eine einfache parlamentariſche Verſammlung, den Andern iſt ſie ein hoher Gerichtshof, wieder Andern eine Körperſchaft von lauter Staatsmännern. Keine Anklage, ſondern ein zuſammenhangsloſer Bericht, kein öffentlicher Ankläger, ſondern ein Berichterſtatter, kein regelmäßiges Verfahren, ſondern eine weitläufige Diskuſſion, eine gehäſſige Reibung zwiſchen Mehrheit und Minderheit, Enquête-Kommiſſion und Exekutiv-Kommiſſion, endlich weder Geſchworne noch Richter. Zeugenverhör gibt's nicht. Gerade der Hauptankläger Delescluze, der durch ſeine ränkevolle Beſchuldigung den, ſeinen diktatoriſchen Gelüſten im Wege ſtehenden Kriegsminiſter beſeitigt hat, iſt bei der Verhandlung gar nicht erſchienen. Obwohl die Kommune nichts von Militärſachen verſteht, maßt ſie ſich an, auch den militäriſchen Theil der Beſchuldigungen Cluſerets zu beurtheilen. Derſelbe hat ſich ſchließlich über Dinge zu verantworten, die mit ſeiner Thätigkeit als Kriegsminiſter nicht das Mindeſte zu ſchaffen haben: wegen ſeines Verhaltens in Lyon und Marſeille, wegen ſeines Verhältniſſes zu der ſeparatiſtiſchen Bewegung Savoyens und der Schweiz, wegen der Rolle, die er vor Jahren unter den amerikaniſchen Feniern geſpielt, wegen einer Klatſcherei, nach welcher er, ebenfalls Jahre vorher, eine Annäherung an die Orleans geſucht haben ſoll.

Wird die Kommune aufgefordert, ſich lediglich als politiſche Verſammlung zu benehmen, ſo ahmt ſie affenartig den alten Konvent beim Prozeſſe Ludwigs XVI. nach, und es ſchweben ihr die Worte Robespierres vor: „Ludwig iſt kein Angeklagter, ihr ſeid keine Richter. Ihr könnt nur Staatsmänner, nur die Vertreter der Nation ſein. Ihr habt keinen Richterſpruch zu fällen, ſondern nur eine Maßregel des öffentlichen Wohles zu ergreifen.“ So wollte ein Theil der Kommunarden im Prozeſſe Cluſerets gleichfalls den Staatsmann ſpielen. So bemerkt der Staatsmann Vaillant: „Die Klugheit gebietet uns, Cluſeret bis zum Ende des Krieges zu verwahren“, und die Staatsmänner Arnold und Dupont, ſowie der politiſche Schuſter Trinquet ſtimmen ihm bei, indem ſie ihr Votum dahin abgeben: „Der Bürger Cluſeret wird im Zuſtande des Verhaftetſeins erhalten bis zum Ende der gegenwärtigen militäriſchen Ereigniſſe, weil es im Intereſſe der öffentlichen Wohlfahrt liegt, ſeine Einſperrung fortbeſtehen zu laſſen.“ Der große Staatsmann Paſchal Grouſſet ſtellt die Regel auf: „In revolutionären Zeiten ſetzt man einen Kriegsminiſter nicht ab; nein, man ſteckt ihn ein — früher erſchoß man ihn.“ Der Staatsmann Leo Fränkel, ein kosmopolitiſches Jüdchen, das bei dem großen Pariſer Kuddelmuddel nicht fehlen durfte, ſchwatzt dem nach: „Aber wenn in revolutionären Zeiten ein General die ihm anvertrauten Intereſſen gefährdet, ſo muß man ihn immer arretiren.“ Nur der Arzt Raſtoul proteſtirt gegen ſolche jeſuitiſche Grundſätze. Die Andern ſind ſämmtlich überzeugt, daß man einen Menſchen

ins Gefängniß werfen und seine Haft auf unbestimmte Zeit verlängern darf, blos weil er während des Kampfes vielleicht gefährlich werden könnte. Und doch hatte Cluseret nicht das Geringste gethan, was eine böse Absicht verrathen hätte. Er hatte nicht gethan, was im September 1870 die deutschen Sozialdemokraten zu thun sich erdreistet hatten, als man sie nach Lötzen abführte. „Zufolge der Theorie der Kommune," sagt Becker mit Recht, „hatten sich diese Herren über ihre Einsperrung durchaus nicht zu beklagen, sich vielmehr zu gratuliren, daß sie nicht wegen Landesverraths erschossen wurden."

Der Staatsmann Leo Meillet stimmte in einer schriftlichen Erklärung über Cluseret folgendermaßen ab: „Weil man ihn (hört! hört!) nicht schon erschossen hat, ist es unnütz, ihn im Gefängnisse zu behalten; denn das Gefängniß hat nur eine Vorsichtsmaßregel sein können." In der That, diese Heuchler, denen beständig die Allgerechtigkeit auf den Lippen saß, spielten mit dem Leben und der Freiheit der Menschen so schlimm wie der abscheulichste Despot, und doch preisen noch heute deutsche Sozialdemokraten die Kommune von 1871 als das größte Ereigniß des Jahrhunderts. Sie war es nur, wenn man die größte Häufung von ungeheuerlichen Narrheiten, Schandthaten und Monstreverbrechen mit einem solchen Ausdrucke bezeichnen darf, ohne als Verherrlicher blutigen Wahnsinns betrachtet zu werden.

Ob Cluseret, nachdem er fast einen Monat ohne vernünftigen Grund eingekerkert gewesen und zwischen Tod und Leben geschwebt, nach seiner Freilassung den Kollegen gegrollt? Delescluze und das Centralcomité scheinen das nicht angenommen zu haben; denn sie vertrauten ihm, als die Regierungstruppen schon in die Stadt eingedrungen waren, als echte Thoren die Vertheidigung des wichtigen und fast uneinnehmbaren Montmartre an. Dieser Schlüssel von Paris im Barrikadenkampfe wurde von den Versaillern überraschend schnell genommen.

Eine bunte Reihe anderer Bilder aus dieser verkehrten Welt, diesem Narretanien vom Frühjahr 1871 wolle man in dem Buche selbst aufsuchen. Sie würden ergötzlich sein, wenn sie nicht zugleich gräßlich und ekelhaft wären. Wir heben nur noch zwei Hauptpunkte aus unserer Schrift heraus: den Beweis, daß die Ermordung der Geiseln und die Mordbrennereien der Kommune nichts weniger als Fabeln sind, und die Aufklärung, die der Verfasser über das Verhältniß der Internationale zur Kommune gibt. Ueber das erstere Thema sagt er: „Ich glaube, daß ich in dieser Beziehung keinen Raum für irgend einen Zweifel lasse, da ich das Zeugniß der offiziellen Protokolle und das Eingeständniß der Kommunarden selbst beibringe." Hinsichtlich des zweiten erfahren wir, was Vielen neu sein wird, daß „die Internationale, die so oft als Popanz vorgeschoben wird, auf die Kommune keinen Einfluß gehabt hat". Man ver-

gleiche dazu die Seiten 337 bis 354, und man wird die Behauptungen Beckers bestätigt finden. Von einzelnen sozialistischen Redensarten darf man sich ebensowenig täuschen lassen wie von den Versicherungen glühender Vaterlandsliebe. „Dagegen müssen Eitelkeit, Genußsucht, Blasirtheit, Faulheit, verkehrte Erziehung und die revolutionäre Hanswursterei unter den Motiven in Rechnung gebracht werden."

Was die Ermordung der Geiseln anlangt, so zeigt Becker, daß sie von langer Hand her vorbereitet war, bevor sie in der letzten Woche vor dem Untergange der Kommune ausgeführt wurde. Die Zeitungen der letzteren hatten sie wiederholt verlangt, und sie war in den Sitzungen des Kommunerathes mehrmals beantragt und endlich beschlossen worden. Die Mitglieder jenes Rathes ließen sich, wie wir sahen, von der Masse, dem Pöbel inspiriren, und dieser forderte das Blut der Geiseln. Am 11. Mai hielt die Chapelle-Sektion des „Revolutionsklubs" im 18. Arrondissement eine von etwa 3000 Personen besuchte Versammlung ab, bei welcher nach sechs andern Punkten auch „die Hinrichtung eines vornehmen Geisels alle vierundzwanzig Stunden, bis der in die Kommune gewählte Bürger Blanqui freigelassen und in Paris angekommen ist", beschlossen wurde, und andere Klubs faßten ähnliche Beschlüsse. Ferner erzählt das Kommunemitglied Lissagaray*) in seiner Schrift „Acht Maitage hinter den Barrikaden" nach dem Berichte dessen, der die Geiseln erschießen ließ, daß derselbe „mit den nöthigen Vollmachten versehen" in die Roquette gegangen ist und dort den Gardisten gesagt hat: „Sechs Geiseln sollen erschossen werden", worauf dies geschehen. Hier haben wir das offene Eingeständniß, daß diese Mordthaten von der Kommune verfügt sind, und der edle Bürger Lissagaray erzählt die Sache mit einer gewissen Genugthuung.

Hinsichtlich der Brandstiftungen liefert Becker zunächst aus den Kommunepapieren, die von den Regierungstruppen in den Mairien vorgefunden wurden, schlagende Belege, daß Petroleumbomben und andere Brandmittel bereits vor dem Einrücken der Versailler angewendet worden sind. Diese Brandmittel waren bei der Kommunearmee etwas Gewöhnliches, Selbstverständliches, und die Anfertigung derselben gehörte zum Ressort des Kriegsministeriums und geschah ohne Unterbrechung. Dauban hat die Feuersbrünste auf die Rechnung der fremdländischen Genossen der Kommune setzen wollen. Die nicht zu leugnenden Drohungen der Kommunarden, Paris werde sich eher vernichten als ergeben, sind nach ihm bloße komödiantenhafte Rotomontaden. Das verdient kaum eine Widerlegung, aber wir wollen sie mit Beckers Worten folgen lassen. Der General Cluseret, der lange vor dem Auftreten der Kommune verkündet

*) Ein Schwiegersohn des Papstes der Internationale, Karl Marx in London.

hatte: „Paris wird entweder uns gehören oder nicht mehr existiren", war ein Pariser Kind. Delescluze, der schuldigste unter allen den Bösewichtern der Kommune, und die Leute des Wohlfahrtsausschusses, welche die Mordbrennerei vorbereiteten und im rechten Augenblicke befahlen, waren keine Ausländer. Dasselbe gilt vom Centralcomité der Nationalgarde. Ferner haben bei allen Pariser Revolutionen von 1789 bis 1848 die Feuersbrünste ihre Rolle gespielt. Im gallischen Volke liegt nicht blos das Schauspielerhafte, sondern schon im Mittelalter, ja bereits in der Druidenzeit das Bestialische. Oberst Stoffel, dieser aufgeklärte Franzose, der von 1866 bis 1870 Militärattaché in Berlin war, sagt in einem an Garnier Frères gerichteten, vom 31. Mai 1871 datirten Briefe: „Die Regierung läßt im Journal officiel schreiben, daß der Pariser Aufstand nicht einzig und allein französisch gewesen, sondern wegen der großen Anzahl Ausländer, die daran theilgenommen, einen wirklich kosmopolitischen Charakter gehabt. Lüge! Die Akten beweisen, daß kaum ein Fremder auf hundert Aufständische kommt. Die Bewegung war also wesentlich französisch. Aber unsere Regierungsleute, deren Feigheit sich eines schönen Morgens die Hauptstadt entreißen ließ, wollen sich jetzt das Verdienst beilegen, die europäische Gesellschaft gerettet zu haben. Wohlan, ich erkläre, obwohl mir dies wegen meiner Liebe zu Frankreich sauer wird: wir sind bei allem unsern Esprit das einfältigste, eitelste, maulaffenhafteste und dümmste unter allen Völkern."

Rossel, der vorletzte General der Kommune, ein Sachkenner und guter Beobachter, sagt in seinen nachgelassenen Papieren: „Am 24. Mai zeigte der Brand des Stadthauses die Absichten der Revolutionäre an. Hierauf bemerkte man andere Flammenherde westlich vom ersten. Man erfuhr, daß die Polizeipräfektur und die Tuilerien unter der Protektion der Föderirten brannten. Mit Recht kann die Mehrheit der Kommune dieser Verbrechen angeklagt werden. Felix Pyat und die Blanquisten sind die Anstifter derselben."

Und diese verwilderten Revolutionäre haben sich selbst dazu bekannt und predigen noch heute Mord und Brand, indem sie verkünden, daß „die alte Gesellschaft" mit allen Mitteln der Gewalt, List und Niedertracht bekämpft werden müsse. Sie betrachten die Sozialisten, welche die Kommune von ihren Verbrechen rein waschen möchten, als unzuverlässige schwächliche Freunde, die schlimmer als offne Feinde sind. In einer Schrift, die fast von lauter Leuten der Kommunemehrheit unterzeichnet ist, erklären sie von jenen Sozialisten: „Sie verleugnen die Akte dieser von ihnen nicht begriffenen Revolution, weil sie ohne Zweifel die Nerven einer Bourgeoisie, deren Leben und Interessen sie so hübsch zu schonen wissen, nicht unzart berühren wollen. Indem sie vergessen, daß eine Gesellschaft erst dann untergeht, wenn sie ebenso in ihren Denkmälern und Symbolen wie in ihren Einrichtungen und Vertheidigern

vernichtet wird, wollen sie die Kommune von der Verantwortlichkeit für die Hinrichtung der Geiseln und für die Feuersbrünste entlasten. Sie wissen nicht oder stellen sich so, als ob sie nicht wüßten, daß gerade erst auf Geheiß der bis zum letzten Augenblicke mit dem Volke vereint gebliebenen Kommune die Geiseln, Priester, Gensdarmen und Bourgeois hingemordet und die Feuersbrünste angezündet worden sind. Was uns betrifft, so beanspruchen wir unsern Antheil an der Verantwortlichkeit für diese Strafgerichtshandlungen, die an den Feinden des Volkes vollzogen worden sind, von Clement Thomas und Lecomte an bis zu den Dominikanern von Arcueil, von Bonjean bis zu den Gensdarmen der Haxostraße, von Darboy bis auf Chaudey. Wir fordern unsern Theil an der Verantwortlichkeit für die Feuersbrünste, durch welche die Werkzeuge der monarchischen und Bourgeois-Zwingherrschaft zerstört und die Kämpfer geschützt wurden."

So zu lesen S. 10 bis 12 jener in London im Juni 1874 unter dem Titel: Aux Communeux erschienenen Schrift, die u. a. von den Kommunemitgliedern Clement, Cournet, Eudes, Vaillant, Varlet und Viart, von Gouillé, dem Instruktionsrichter, und Sachs und Dacosta, den Polizeisekretären der Kommune, unterzeichnet ist. Man sieht, diese Leute der Mehrheit der Kommune gestehen ihre Verbrechen nicht blos ein, sondern rühmen sich auch derselben. „Niemand," sagt Becker, „kann mehr daran zweifeln, daß sie von der Kommune verübt worden sind. Aber darum ist auch hinfort zu den Verbrechern zu zählen, wer die Kommune noch in Schutz nimmt und sie als die glücklich entdeckte Form, unter der allein das Proletariat seine Emanzipation vollziehen könne, allgemein einzuführen sucht."

Das Bemerkte gilt von der Majorität der Kommune. Von der Minorität hat der zu ihr gehörige Bürger Lefrançais sich mit Stolz zur Niederbrennung der Tuilerien und des großen Getreidespeichers bekannt. Diese Minorität ist also von jenen Schandthaten ebenfalls nicht freizusprechen. Sie feierte ferner die sämmtlichen Orgien von Anbeginn der Kommune mit, und sie ordnete sich nach dem 15. Mai wider ihr besseres Wissen und Gewissen der jakobinischen Majorität unter und half den scheußlichen Kampf der letzten Woche befeuern.

Da die Mitglieder der Minorität der Kommune meist zum Pariser Zweige der Internationale gehörten, so theilt der Verfasser einiges Interessante über die letzteren und ihr Verhältniß zur Pariser Kommune mit, wovon wir das Folgende hier wiedergeben. Die Macht der Internationale ist ungeheuer überschätzt worden, weil die ihr Fernstehenden den Humbug glaubten, den der Londoner Generalrath in die Welt gehen ließen. Nach diesem blauen Dunst zählte der große Arbeiterbund mindestens zwei Millionen Mitglieder und selbst im fernen Ostasien starke und stramm organisirte Kontingente. „Nichts ist

lächerlicher," bemerkt dazu Becker, „nichts eitler und vergänglicher als solcher Zahlenschwindel." „In England hatte die Internationale fast gar keine Mitglieder, obwohl in ernsthaften, aber leichtgläubigen englischen Zeitschriften die Zahl der dort zu ihr gehörigen Arbeiter auf mehr als hunderttausend angegeben wurde. In Deutschland und Oesterreich zusammen betrug die Mitgliederzahl ungefähr sechshundert. Noch schlimmer stand es in Italien; denn kaum hatte sich hier ein wenig bedeutender Zweig gebildet, als er schon wieder einging. Größer als anderwärts war die Mitgliederzahl in Spanien; aber hier entzog man sich ganz und gar der Autorität des Londoner Generalrathes und betrieb eine partikularistische Bewegung." „Auch in Frankreich, wo die Anhängerschaar der Herren Marx & Comp. im Jahre 1870 marktschreierisch auf dreimalhunderttausend angegeben wurde, war die Zahl derselben sehr gering. In Paris betrug sie um die Osterzeit des ebengenannten Jahres höchstens anderthalbtausend, und man fügte sich der Londoner Zentralstelle keineswegs ohne Weiteres." Die Internationalisten in den Ländern romanischer Zunge waren fast ausnahmslos Anhänger Proudhons, während die deutschen sich von Marx und seinem Zentralrathe leiten ließen. Proudhon war anarchischer Föderalist, Marx eifriger Zentralist. Die Franzosen fanden seine Schriften schwerfällig, trocken, unpräzis und verzweifelt arm an Ideen. „Zwar war der Bürger Marx ziemlich französirt, innerlich zersetzt und stets zum Verneinen geneigt bis zum negativen Kommunismus, den er ins Positive umschlagen lassen wollte; ja er verstand die Weltgeschichte nicht mehr wie der Autodidakt Proudhon, aber letzterer, ebenfalls ein zersetzender Geist, hatte den unermeßlichen Vortheil, daß das Aetzende und Verneinende in seiner Anarchielehre sich bei ihm zum System gestaltete, wogegen der Bürger Marx so rein destruktiv blieb, daß er zuletzt — nach dem Fall der Kommune — Proudhons anarchistische Kommunen-Föderation adoptiren mußte. Die Internationalisten Frankreichs, Spaniens und Belgiens hielten sich zu Proudhon, weil derselbe seine Anarchie in ein leicht verständliches System gebracht, ihnen eine Formel geliefert, ein Rezept verschrieben hatte."

In der Pariser Kommune hatte der Pariser Zweig der Internationale kein Gewicht, und noch viel weniger galt der Londoner Generalrath dort etwas. Als am 18. März der Sieg den Revolutionären zugefallen war, suchten die Pariser Internationalisten allerdings Einfluß auf die Bewegung zu gewinnen, indem sie den Bürger Varlin in das Centralcomité der Nationalgarde abordneten, aber hier herrschten bis zuletzt die Blanquisten. Und so wenig wie auf jenes Comité gewann der Pariser Zweig der Internationale auf die Kommune irgend welchen nennenswerthen Einfluß. „Am 3. Mai erst entsandte der Föderalrath jenes Zweigs fünf seiner Mitglieder ins Stadthaus, um dort als

Kommiſſion zu tagen und zwiſchen ihm und der Kommune eine Vermittelung anzubahnen. Er berief die früher zu gleichem Zwecke gebildeten Kommiſſionen ab, da ſie nichts hatten ausrichten können. Der neuen aber ging es ebenſo. Die Majorität der Kommune, aus Blanquiſten beſtehend, wollte von dieſen nicht echt gefärbten Revolutionären nichts wiſſen. Doch wollte es der Föderalrath nicht zu völligem Bruche kommen laſſen, und ſo forderte er die aus dem Rathe der Kommune ausgetretenen, zur Minorität derſelben gehörenden Anhänger Proudhons, die zugleich zum Pariſer Zweige der Internationale gehörten, in ſeiner Sitzung vom 20. Mai, alſo am Tage vor dem Einrücken der Regierungstruppen in Paris, zur Rückkehr in den Schooß der Kommune auf."

Daß die Internationale keinen Einfluß auf die Revolution der Kommune hatte, bezeugt auch Roſſel, wenn er ſagt: „Die Internationale iſt nie ernſtlich in die Pariſer Revolution eingetreten. Man ſagt, ſie habe Geld geſchickt, aber ſie hatte offenbar in der Pariſer Regierung eine ganz verſchwindende Minorität." Gewiß, und was das Geldſchicken betrifft, ſo hätte eher der Londoner Generalrath von der Kommune, als dieſe von jenem Geld erhalten können; denn die Kaſſe der Londoner Herren war gewöhnlich leer, beſonders im Frühjahr 1871. Mit vollem Rechte bemerkt Becker: „Der Arbeiterbewegung iſt es eigenthümlich, daß ſie viel Spektakel machen muß. Ohne viel Lärm würden die flugſandartigen, ſtets rollenden Elemente nicht durch die Bewegung geneigt bleiben können. Wegen des Lärms ſieht ſie immer großartiger aus als ſie wirklich iſt."

Wir ſchließen mit einigen Bemerkungen aus dem Rückblicke und dem Geſammturtheile, mit dem der Verfaſſer dieſen Theil ſeines Werkes beendigt. Die Pariſer Kommune hat nichts Rechtes geſchaffen, ſondern nur zerſtört, weshalb auch Marx in ſeiner (beiläufig recht abgeſchmackten) Schrift über den franzöſiſchen Bürgerkrieg ſich zu dem ſonderbaren Bekenntniſſe gezwungen ſieht: „Die große ſoziale Maßregel der Kommune war ihre Exiſtenz ſelber." Ihre Maßregeln und Beſchlüſſe ſind faſt nichts als kunterbunte und ſtümperhafte Nachahmungen von Akten früherer Revolutionen. Mit Fieberhaſt jagten die unreifen, ſich oft gegenſeitig widerſprechenden Dekrete und Anordnungen hinter einander her. Nur bei der Umreißung der Vendome-Säule, bei der Erſchießung der Geiſeln und bei den Feuersbrünſten handelten die Kommunarden mit Ueberlegung.

Nehmen wir die Kommune, wie ſie ſich in ihren offiziellen Akten zeigt, ſo haben wir ein Programm mit folgenden Punkten vor uns: „Einführung der unpaſſenden republikaniſchen Zeitrechnung vom Jahre 1792, ungeordnete Volksvertretung ohne feſtes Wahlgeſetz und ohne Wahlturnus, Ausſchluß der Oeffentlichkeit von den Verhandlungen der Volksvertreter, Einführung von Aus-

nahmegerichten, Vertheuerung und Verschlechterung der Verwaltung, fortwährender Wechsel der Beamten, willkürliche Einsetzung derselben und Häufung der Stellen in einer Hand. Ferner begegnen wir da einer Bekleidung der einzelnen Kommune mit der Souveränetät des Staates, der Zerrüttung aller Staats- und Gemeindeordnung, der Permanenz der Revolution und Anarchie, der willkürlichen Verhaftung, dem Nichtverhör der Verhafteten, der allgemeinen Unsicherheit wie der Person so auch des Eigenthums, der Unterordnung aller Verwaltungszweige unter eine unkontrolirte Polizei, der Zerstörung der Familie und der Verallgemeinerung der Prostitution, der Freigebung und Anstellung von Dieben und sonstigen gemeinen Verbrechern, der Besoldung der Hefe des Volkes im Dienste der Kommune-Regenten und der Entwöhnung Aller von Arbeit und gemeinnütziger Beschäftigung. Weitere schöne Gaben der Revolutionäre von 1871 waren: gehässige Intoleranz gegenüber Andersdenkenden, Knebelung der Presse, Beschränkung der Rede- und Versammlungsfreiheit, Zertrümmerung des einheitlich-staatlichen Stimmrechts vermittelst der Wahlen nach ungleichen Gemeindegebieten und Gleichstellung des kleinsten von den letzteren mit dem größten, folglich Verneinung des Grundsatzes, daß, rechtlich genommen, alle Menschen gleich sind, mit dem falschen Satze: alle Kommunegebiete sind gleich; sodann: Zurücknahme der Rechtspflege, des Militärwesens und der Polizei an die einzelne Gemeinde und Zerstückelung des staatlichen und internationalen Verbandes in abgeschlossene, auf sich allein beschränkte Kommunen; ferner: Aufhebung der schützenden Formen im Gerichtswesen, systematische Täuschung des Volkes mit groben Lügen, Einpressung aller Männer bis zum vierzigsten Lebensjahre in das Söldnerheer der örtlichen Nationalgarde und Nöthigung derselben zu mörderischem Kampfe mit Landsleuten, Anverwandten und Gesinnungsgenossen, endlich: Zulassung der Frauen in den Heeresdienst, Aufstellung von aus liederlichen Dirnen bestehenden besoldeten Amazonenkorps, Wiedereinführung der Vermögenskonfiskationen, Vertilgung der Gegner und ihrer Habe, Zerstörung der Monumente und Symbole der Vergangenheit, Verwilderung und Entsittlichung des Volkes und Schöpfung eines neuen sehr großen Söldnerheeres. Man sieht, viel Thorheiten in wenigen Wochen, und überall dieselbe verkehrte Welt.

Dauban, dem Becker hier beistimmt, faßt die Kommune als allgemeine Franzosenseuche auf. Er sagt: „Wir beschreiben eine soziale Krankheit, zu welcher die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in verschiedenen Verhältnissen beigetragen haben, und für welche eine jede derselben die Verantwortlichkeit in fast gleichem Maße trifft.“ Noch schärfer hörten wir oben Stoffel sich äußern. Unser Verfasser endlich bemerkt: „Die Erhebung der Kommune war, sofern die Pariser Proletarier in Betracht kommen, kein prinzipieller Aufstand, aber

ſie gewährt ein recht anſchauliches Bild franzöſiſcher Sitte. Hier ſehen wir die Pariſer Arbeiter, welche ſonſt den Anſpruch erheben, Frankreich zu beherrſchen und ſogar die ganze Welt zu verjüngen und umzuwandeln, als prahleriſche Trunkenbolde, der geſchlechtlichen Ausſchweifung ergeben, eine unwiſſende, leichtgläubige, wetterwendiſche Maſſe, die ſich heute für den ewigen Frieden und morgen ſchon um der dreißig Kupferlinge willen für das Gegentheil verwenden läßt, indem ſie erſt gegen den Krieg, dann gegen den äußeren Feind und zuletzt gegen ihre eigenen Landsleute, bald für, bald gegen ihr Vaterland auftritt."

Die neueſten Ausgrabungen auf Cypern.*)

Wie das leichte Boot jede Bewegung des voraneilenden Schiffes mitmacht, in deſſen Kielwaſſer es ſchwimmt, ſo ſind die Geſchicke Cyperns von jeher an die der leitenden Seemächte gekettet geweſen: wer die Herrſchaft über das Mittelmeer errungen, dem fiel der Beſitz dieſer ſchönen Inſel gleichſam von ſelbſt zu. Zu den Zeiten, als noch der venezianiſche Doge alljährlich auf dem Bucentoro in prächtigem Zuge hinausfuhr, um durch den Ring, den er in die Fluthen verſenkte, ſeine Republik dem Meere zu vermählen, gehorchte Cypern dem Löwen von S. Marco. Als ſpäter die Küſten des Mittelmeeres vor den Flotten der Ungläubigen zitterten, ward die Inſel türkiſch. Jetzt hat England Cypern beſetzt zum Zeichen, daß es ſeine Meeresherrſchaft auch über das Mittelmeer auszudehnen Willens iſt, um, geſtützt auf Gibraltar, Malta, Suez und Cypern, auch den neuen Seeweg nach Indien zu beherrſchen. Die Beſitzergreifung rief deshalb faſt bei allen Mittelmeervölkern, beſonders aber bei den Italienern, eine tiefgehende Entrüſtung hervor, weil allzudeutlich an den Tag kam, daß ſie nicht mehr Herren ſind im eigenen Hauſe.

Schon im Alterthume war das Schickſal der Inſel ein ähnliches wie heutzutage. Cypern war ein Zankapfel zwiſchen den großen Monarchien Aſiens, Phönicien und Aegypten. Die Aegypter ſind zwar niemals ein eigentliches Seevolk geweſen; aber da das Meer die Völker nicht trennt, ſondern vielmehr verbindet, und da ein thatkräftiger Nebenbuhler noch fehlte, ſo reichten die

---

*) Cypern, ſeine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über 10jährige Forſchungen und Ausgrabungen auf der Inſel von Louis Palma di Cesnola. Autoriſirte deutſche Ueberſetzung von L. Stern mit einleitendem Vorwort von G. Ebers. Mit mehr als 500 in den Text und auf 96 Tafeln gedruckten Holzſchnitt-Illuſtrationen, 12 lithographirten Schrifttafeln und 2 Karten. Jena, Coſtenoble, 1879.

Nilflotten hin für die kurze Ueberfahrt und die Eroberung der Insel. Als sich dann in Asien Monarchien bildeten, von denen eine der anderen folgte, zahlte Cypern seinen Tribut an den Hof des Großkönigs, obwohl die Meder wie die Perser immer wesentlich eine Landmacht geblieben sind. Die Herrschaft des Meeres gehört selbst in jenen Zeiten den Phöniciern, wo sie oft durch die unglückliche Lage ihres Heimatlandes, das bald den Aegyptern, bald den Asiaten gehorchte, gezwungen waren, diese Herrschaft unter fremder Flagge auszuüben. Die Nachfolger der Phönicier in der Thalassokratie waren die Hellenen, die allerdings schon viel früher auf Cypern ansässig waren.

Es war vorauszusetzen, daß alle diese Kulturvölker Spuren ihrer Herrschaft auf der Insel zurückgelassen haben. Was aber die frühere Zeit nur vermuthen durfte, das kann die unsere jetzt mit Händen greifen, seitdem systematische Nachgrabungen uns mit einer Fülle neuen Materials versehen und uns gezeigt haben, daß Cypern in der That ein Mikrokosmus der alten Welt genannt werden kann. In früheren Zeiten, als die reale Seite des Alterthums nur wenig Interesse fand, hat man Ausgrabungen in größerem Maßstabe überhaupt nicht versucht. Seit aber schon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Ausgrabung von Pompeji gezeigt hat, wie viel von dieser Seite noch zu erwarten steht, hat man einsehen gelernt, daß unsere Kenntniß des Alterthums dadurch nicht nur auf eine viel breitere, sondern auch auf eine viel solidere Basis gestellt wird, und in unserem Jahrhundert der Ausgrabungen sind bereits die meisten berühmten Orte der verschiedensten Völker und Zeiten durchforscht, meist mit gutem, oft mit einem über alle Erwartung reichen Erfolge. Wir sehen dabei gänzlich ab von den kolossalen Funden in Niniveh, in Aegypten, kurz auf barbarischem Boden, und beschränken uns blos auf die Wohnstätten der beiden klassischen Völker. Die Ausgrabungen von Troja, Halicarnaß und Ephesus haben ein ganz neues Licht verbreitet über das reiche Leben an den kleinasiatischen Küsten; Mykenae und Olympia haben für die heroische und die eigentlich klassische Zeit Griechenlands eine fundamentale Bedeutung erhalten; die Funde in Delphi und in Dodona lassen uns einen Blick thun in das bunte, vielgestaltige Leben der griechischen Orakel; in Etrurien, Latium und Unteritalien haben tausende von Gräbern der verschiedensten Epochen ihre Kunstgegenstände zurückgeben müssen, durch welche ganze Disciplinen der Alterthumswissenschaft, wie die Vasenkunde, erst möglich wurden. Ja selbst am cimmerischen Bosporus haben die russischen Nachgrabungen höchst interessante Reste zu Tage gefördert, die für uns in Bezug auf das Leben der Hellenen unter den Barbaren, bez. für die Wechselwirkung beider, von der größten Bedeutung geworden sind. Ueber die schönen Erfolge endlich der neuesten

deutſchen Expedition nach Pergamum dürfen wir ſchon in der nächſten Zeit ausführlichen Berichten entgegenſehen.

Alle dieſe Orte hatte man nicht ausgewählt, weil man hoffen durfte, hier eine Reihe ſchöner Statuen zu finden — denn in dieſem Falle hätte der Erfolg ſehr bald von weiteren Verſuchen abſchrecken müſſen —, ſondern man hatte ſich diejenigen Lokalitäten ausgeſucht, wo man hoffen durfte, dem Niederſchlag des Lebens und der Zuſtände der verſchiedenen Völker zu begegnen. Kaum auf irgend einem Boden der klaſſiſchen Welt berühren ſich aber ſo viele verſchiedene Völker wie gerade auf Cypern; hier wirren ſich die Fäden zu einem Knoten zuſammen, der auf den erſten Blick unlösbar zu ſein ſcheint. Mit der Schwierigkeit der Aufgabe ſteigt aber auch der Reiz der Löſung. Man muß es daher entſchieden als einen glücklichen Griff bezeichnen, daß Cesnola gerade auf Cypern Ausgrabungen anſtellte, die er zehn Jahre hindurch mit großer Ausdauer und mit großem Erfolge fortgeſetzt hat, unterſtützt durch eine Reihe von günſtigen Umſtänden. Als amerikaniſcher Generalkonſul nach Cypern geſchickt, konnte er nicht nur die Energie und den praktiſchen Sinn des Privatmanns, ſondern auch die volle Autorität ſeiner amtlichen Stellung einſetzen, und dieſer verdankt er in letzter Inſtanz ſeine Erfolge. Bei ſeinem Auftreten gegen die Eingebornen und die türkiſchen Behörden verband er das Selbſtbewußtſein des auf ſeine überlegene Kultur ſtolzen Europäers mit der ganzen Rückſichtsloſigkeit des Amerikaners, der ſelbſt vor offenbaren Uebergriffen nicht zurückſchreckte und nun dies Alles wie etwas Selbſtverſtändliches den Leſern erzählt. Cesnola liebt es, ſeine Ausgrabungsberichte durch Mittheilungen über ſeine kleinen perſönlichen Erlebniſſe zu beleben, die er ſehr hübſch und anſchaulich zu erzählen weiß, ſo daß wir uns nicht nur im allgemeinen ein Bild von Land und Leuten machen, ſondern auch über mancherlei uns ſelbſt ein Urtheil bilden können, das, wenn wir einen europäiſchen Maßſtab anlegen, nicht immer ſo günſtig ausfallen kann wie das des amerikaniſchen Generalkonſuls. So erzählt Cesnola z. B. (I, S. 205), wie ſeine Leute auf privatem Grund und Boden, ohne den Eigenthümer zu fragen, ein Zelt aufſchlagen; als dieſer ſein Hausrecht wahren will, entſpinnt ſich ein Kampf, in dem ſogar der Friede des Harems geſtört wird. Trotz alledem ſtellt Cesnola ſich bei ſeiner Ankunft ſofort auf Seite ſeiner Leute und zwingt den Gouverneur, den Beſitzer mit ſeinen Frauen ins Gefängniß zu werfen, aus dem er erſt befreit wird, nachdem er ſeinerſeits für den ganzen Auftritt um Entſchuldigung gebeten. Und das alles erzählt Cesnola mit einer behaglichen Breite, als ob es gar nicht anders hätte ſein können. In anderen Fällen war allerdings ein energiſches Auftreten und manchmal auch diplomatiſche Schlauheit nothwendig,

um die Ausgrabungen weiterführen und ſchließlich die gefundenen Schätze einſchiffen zu können.

Cesnola erinnert in mancher Beziehung an Schliemann. Beide ſind Dilettanten, die der Wiſſenſchaft einen großen Dienſt erwieſen haben durch ihre Anſtrengungen, welche über das Maß des Privatmanns weit hinausgehen; beide geben das Gefundene als Rohmaterial in einer Art von Tagebuch, da ſie nicht im Stande ſind, den Stoff ſyſtematiſch zu bearbeiten. Aber die Betrachtungen, die Cesnola an ſeine Funde anknüpft, ſtehen doch bedeutend höher als die unmethodiſchen Phantaſtereien Schliemanns, und damit hängt zugleich ein weiterer Unterſchied zwiſchen beiden zuſammen: bei Schliemann iſt es allenthalben der ſelbſtloſe Enthuſiasmus, namentlich für Homer, der auch dem Leſer eine wohlthuende Wärme mittheilt; bei Cesnola glaubt man zuweilen, daß er mit demſelben Eifer auch in Mexiko oder Indien hätte graben können, wenn die Vereinigten Staaten ihn zufällig dorthin geſchickt hätten.

Die cypriſchen Funde Cesnolas ſind beſonders wichtig für die gottesdienſtlichen und privaten Alterthümer der Inſel; doch auch unſere Kenntniß der Schriftdenkmale erhielt durch ſeine Ausgrabungen eine ſehr erwünſchte Bereicherung. Schon früher ſind auf Cypern eine Reihe von Inſchriften in ganz fremdartigen Charakteren gefunden worden, denen man noch in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts völlig rathlos gegenüber ſtand, und die man deshalb mit irgend welchen Ureinwohnern der Inſel in Verbindung zu ſetzen geneigt war. Die Löſung des Räthſels, die außer Anderen im weſentlichen dem hochverdienten Brandis verdankt wird, war einfacher, als man gedacht hatte: es ſtellte ſich heraus, daß dieſe wunderbaren Inſchriften*) in einem griechiſchen Dialekt abgefaßt waren und nur die Schriftzüge auf Abwege geleitet hatten. Die Schrift, welche aus der aſſyriſchen Keilſchrift abgeleitet zu ſein ſcheint, iſt nämlich noch nicht einmal bis zur reinen Buchſtabenſchrift durchgedrungen, ſo daß überhaupt nicht von einem cypriſchen Alphabet, ſondern nur von einem Syllabar die Rede ſein kann. Um zu zeigen, wie wenig dieſe unbeholfene Schrift für die feinen Laute der griechiſchen Sprache paßt, wählen wir die Inſchrift von ein paar goldenen über zwei Pfund ſchweren Armbändern des Königs Eteander (S. 265).

e - te - va - do - ro to pa - po ba - si - le - vo - s

d. h. Etea(n)drou ton Paphon basileos.

*) Außer den cypriſchen wurden auch griechiſche Inſchriften zu Tage gefördert, die freilich von dem deutſchen Herausgeber in ſehr unpaſſenden ſtilwidrigen Typen abgedruckt worden ſind, indem inſchriftliche und handſchriftliche, vor- und nachchriſtliche Formen mit einander vertauſcht wurden; die phöniciſchen Inſchriften ſollen dagegen von Cesnola ſelbſt in höchſt ungenügender Weiſe publizirt ſein.

Wichtiger sind aber die gefundenen Kunstgegenstände. Zunächst sind es Reste von Tempeln und Statuen von Heroen und Menschen, die Cesnola gefunden; daneben massenhafte Gräber. Da aber das Grab bei den verschiedensten Völkern als das Haus des Todten aufgefaßt und ausgeschmückt wird, so fand Cesnola, außer Urnen und Sarkophagen, zur Bezeichnung des nothwendigsten Hausrats auch Vasen der mannigfaltigsten Formen, Lampen, Schalen, Statuetten

Cyprischer Goldschmuck und geschnittene Steine.

und Idole, ferner Waffen, die die Verstorbenen gebraucht hatten, Metallscheiben mit figürlichen Darstellungen z. B. der Belagerung einer Festung, ferner Bronzegeräthe, Reliefs ꝛc. Endlich hatte Cesnola das Glück, im Süden der Insel den „Schatz von Curium“ zu finden: die goldenen Armbänder des Königs Eteander, goldene Schalen, Siegelringe mit drehbaren Steinen, Gemmen, Halsbänder, Ohrringe von vorzüglicher Arbeit und Erhaltung, so daß keine unserer Damen sich zu schämen brauchte, diesen Schmuck wieder anzulegen.

Alle dieſe Funde zeigen die verſchiedenſten Stile; denn alle diejenigen Völker, welche ſeit älteſter Zeit um den Beſitz Cyperns gerungen, und welche ihn zeitweiſe errungen haben, ſind hier vertreten. Wir finden die ſcharf ausgeprägten Stile der Aegypter und der Aſſyrer; auch rein griechiſche Arbeit fehlt nicht, namentlich aus der jüngeren Zeit. Doch haben gerade dieſe cypriſchen Funde für uns ein geringeres Intereſſe, weil wir die nationalen Stilarten in ihrem heimatlichen Boden beſſer und mannigfaltiger ſich entwickeln

Cypriſche Vaſen mit geometriſchen Ornamenten.

ſehen als auf Cypern. Von viel größerer Wichtigkeit ſind Proben eines vierten Stiles, auf den man überhaupt erſt in den letzten Jahrzehnten aufmerkſam geworden iſt, ſeit man den ſogenannten prähiſtoriſchen Reſten an den Küſten des Mittelmeeres Beachtung zu ſchenken angefangen hat. Namentlich ſind es einige Vaſen der älteſten Zeit, welche geometriſche Ornamente zeigen, d. h. ſolche, deren Elemente aus mathematiſchen Figuren beſtehen; ſie zeigen beſonders gerade Linien, die ſich unter rechtem oder ſchiefem Winkel

ſchneiden, Zickzacklinien, Kreuze, Schachbrett- oder Rautenmuſter und parallele Streifen, welche die Rundung des Gefäßes entweder in horizontaler oder in vertikaler Weiſe gliedern. Zur Füllung dienen häufig Gruppen concentriſcher Kreiſe, die ſich ſpäter zu Spiralen vereinigen. Urſprünglich hatten die einzelnen Gruppen oder Spiralen keine Verbindung unter einander; ſpäter werden ſie durch Tangenten mit einander verbunden; und wenn die Tangente unvermerkt in die Spirale übergeht, ſo entſteht dadurch der bei den Griechen ſo beliebte gewundene und ſpäter der eckige Mäander: Nur aus dieſen einfachſten Elementen ſetzt ſich jener Stil zuſammen; Thiere oder gar menſchliche Geſtalten kommen erſt in ſpäterer Zeit hinzu. Dieſe geometriſchen Ornamente führen an die Anfänge der Kunſt; ſie ſind die erſten Verſuche eines Volkes, Flächen zu gliedern und zu verzieren, und es iſt begreiflich, daß dieſe erſten Verſuche noch ziemlich unbeholfen ausgefallen ſind. Das Grundprincip dieſer Flächenmuſter iſt einfach der horror vacui; wo die Ornamente oder Figuren irgend einen freien Platz laſſen, wird er ausgefüllt durch Reihen von dicken Punkten, Sterne, Roſetten, Kreuze. Namentlich das Hakenkreuz 卐 oder auch 卍 wird beſonders häufig ornamental verwendet, ohne daß man irgend einen tiefen Sinn darin ſuchen dürfte, wie es z. B. Schliemann gethan hat, der es Svaſtica nennt und als Symbol des heiligen Feuers der Inder auffaſſen möchte.

Die äußere Form der ſo dekorirten Gefäße iſt oft noch fremdartiger als ihre Ornamentik. Häufig werden Menſchen oder Thiergeſtalten nachgebildet und einfach mit einem Henkel zum Anfaſſen verſehen, ſo z. B. Fiſche, Rinder, Hühner, Enten u. ſ. w. Es ſind das dieſelben Formen, welche wir bereits durch Schliemanns Vaſen aus Mykenae und Troja kennen gelernt haben. Wir brauchen uns alſo nicht zu wundern, auch eine Eule in dieſer reichhaltigen Menagerie zu finden, brauchen aber noch weniger mit Schliemann dieſe Monſtra mit der Glaukopis Athene in Verbindung zu bringen. In manchen Fällen muß man den Gedanken an eine Eule aber überhaupt von der Hand weiſen; die Art, wie Bruſt und Nabel gebildet ſind, zeigt deutlich, daß vielmehr eine menſchliche Geſtalt nachzubilden die Abſicht war. — Die Metalltechnik dieſes Stiles iſt ſehr einfach. Entweder werden die Ornamente einfach eingeritzt oder gravirt, oder ſie werden von unten herausgepocht, namentlich bei dem dünnen Goldblech, das in ſo reichlichem Maße angewendet wurde, um der Beſtattung ein prächtiges Aeußere zu verleihen, mit dem man Alles, manchmal ſogar das Geſicht des Todten zu überziehen pflegte.

Wie bereits angedeutet, finden ſich die Proben dieſes uralten Stiles nicht nur auf Cypern, ſondern auch anderwärts: im Innern Aſiens, in Troja und Mykenae; auch auf Santorin, Rhodos, Melos und anderen Inſeln des Archipels

hat man ganz ähnliche Vasen in den ältesten Gräbern gefunden. In Athen haben neuere Nachgrabungen Prachtstücke (wenn das Wort erlaubt ist) dieses geometrischen Stiles zu Tage gefördert, die bereits einen bedeutenden Fortschritt der Technik zeigen. Der Töpfer hatte schon Vasen herzustellen gelernt, denen nicht viel an Manneshöhe fehlt; die Fortschritte des Malers freilich lassen sich mehr in Bezug auf das Wollen als das Können nachweisen. Die Grundlage der Ornamentik ist noch genau ebenso wie die oben geschilderte, aber hier wechseln bereits Streifen von Ornamenten mit figürlichen Darstellungen, die allerdings in scheuslicher Zeichnung mehr angedeutet als ausgeführt sind. Auf einer athenischen Vase z. B., die Professor Hirschfeld publizirt hat, sehen wir in der Mitte auf hohem Paradebette den Verstorbenen, beklagt von seiner Familie. Davor hält der vierrädrige, mit zwei Pferden bespannte Leichenwagen. Auf der linken Seite hat sich der Chor der Klageweiber versammelt, rechts der Chor der Männer, die kleine Speere in den Händen tragen. Auf einem tieferen Streifen sieht man die Wagenlenker mit ihren Streitwagen, zur Andeutung der Leichenspiele, die zu Ehren des Verstorbenen gehalten wurden. Auf einer anderen in Athen gefundenen Vase ist eine Seeschlacht dargestellt: die Schiffe mit ihren zwei Steuerrudern und dem sogenannten lateinischen Segel zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung mit einer Darstellung auf Cesnolas Vasen, gerade so, wie auch die Streitwagen und die eigenthümlich angeschirrten und aufgeputzten Pferde an beiden Orten vollständig übereinstimmen. Auch an andern Orten Griechenlands, in Argos, Mykenae und Spata hat man deutliche Spuren dieses primitiven Stiles gefunden. Selbst in Ober- und Mittelitalien haben die Ausgrabungen, besonders in den ältesten etruskischen Nekropolen, z. B. Tarquinii (Corneto), Caere ꝛc., eine Menge von Bronze- und Thongefäßen ans Licht gefördert, die unverkennbar demselben Stile angehören. Ja die Elemente dieser Ornamentik finden sich in noch viel weiteren Kreisen. Wer zum ersten Male in Kopenhagen das schöne Museum für nordische Alterthümer betritt, wird überrascht, auch hier denselben Geschmack, dieselben geometrischen Ornamente wieder zu finden, so daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß zwischen den Völkern des Nordens und denen des Mittelmeeres in künstlerischer Beziehung irgend ein Zusammenhang existirt haben müsse. Denn wenn man auch zugeben wollte, daß dieses oder jenes primitive Dekorationsmotiv einmal im Süden und einmal im Norden selbständig erfunden sein könnte, so bleibt doch so Vieles und so Eigenartiges übrig, daß diese Erklärung nicht ausreicht.

Diesen Zusammhang kann man sich in verschiedener Art vorstellen: entweder durch Annahme einer gemeinsamen Quelle oder direkter einseitiger Entlehnung; beide Erklärungsversuche haben ihre Vertreter gefunden. Das einzige

gemeinsame Band, das die verschiedenen Völker des Mittelmeeres mit denen des hohen Nordens verbindet, war, wie es schien, daß beide indogermanischen Stammes sind; es lag also der Schluß nahe, daß die Indogermanen bereits aus ihrer asiatischen Heimat einen Schatz von Formen und Ornamenten mitgebracht hatten, die bei verschiedenen Völkern nach der Trennung eine besondere Ausbildung erhielten. Man suchte demnach zunächst einen gemeinsamen Namen für die auf griechisch-römischem Boden gefundenen Kunstgegenstände und nannte dieselben pelasgisch. Der Name war nicht gut gewählt. Pelasgisch ist ein Wort, das man ohne große Noth überhaupt nicht in den Mund nehmen sollte, denn es gibt wenig Worte, die wegen ihrer Unklarheit so viel Unheil in alter und neuer Zeit angerichtet haben. Jedenfalls aber sollte man sich hüten, dieses vieldeutige und viel mißbrauchte Wort auf einen neuen Gegenstand anzuwenden, ehe man mit Sicherheit sagen kann, was eigentlich das Wort bei den Alten bedeuten soll. Dazu kommt aber, daß wir nicht das mindeste Recht haben, an allen jenen weit entlegenen Fundorten gerade Pelasger vorauszusetzen, und daß wir noch weniger berechtigt sind, vorauszusetzen, daß die Indogermanen auf ihrer Wanderung bereits einen nationalen Kunststil besaßen. Was die neueren Untersuchungen der Linguisten und Historiker über die älteste und dunkelste Periode der arischen Völker ermittelt haben, spricht vielmehr dafür, daß wir uns den Kulturzustand unserer Vorfahren in dieser Epoche viel zu weit fortgeschritten vorgestellt haben. Victor Hehn hat zuerst den Gedanken ausgesprochen, den Helbig kürzlich näher ausführte, daß die Pfahlbauer, deren Reste wir an verschiedenen Punkten Mitteleuropas, besonders aber in der Po-Ebene finden, Indogermanen gewesen seien, die also hiernach selbst am Ende ihrer Wanderung noch nicht den entsprechenden Grad der Kultur erreicht hatten. Wenn auch diese Hypothese allerdings noch nicht erwiesen ist, so muß man doch einräumen, daß sie durch Helbigs Ausführungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten hat. Soviel steht fest, daß jene Völker bei ihrer Einwanderung in Italien den Gebrauch der Drehscheibe nicht kannten, welche nicht nur für die Technik aller jener Vasen vorausgesetzt wird, sondern auch als Grundlage einer Ornamentik angesehen werden muß, in der die concentrischen Kreise eine ebenso große Rolle spielen wie die parallelen, in sich zurücklaufenden Streifen, welche den Bauch der Vasen gliedern. Helbig hat nachdrücklich hervorgehoben, daß die Pfahlbauer der ältesten Periode ihre Gefäße aus freier Hand geformt haben; nur die jüngeren Funde zeigen Anklänge an jene oben geschilderten geometrischen Ornamente.

Es bleibt also nur die andere Annahme, daß jener Stil an einem Orte erfunden und durch den Einfluß bez. die Handelsverbindungen eines Volkes sich nach allen Seiten verbreitet habe. Dieses Volk, das mit Vorliebe Schiffe,

Seevögel und Fiſche malte, muß an der See gewohnt und, da wir ſeine Spuren auf Cypern, Italien und vielen Inſeln des Archipels ꝛc. wiederfinden, einen ausgebreiteten Seehandel getrieben haben, der nach den Verhältniſſen der älteſten Zeit wiederum nicht möglich iſt ohne eine wirkliche Seeherrſchaft. Alle dieſe Umſtände treffen zuſammen bei den Phöniciern, die für die Hellenen gefährliche Concurrenten auf Cypern waren, deren Spuren man daher von vornherein auf dieſer Inſel zu finden erwarten mußte. Schon früher hatten Brunn und Helbig die Anſicht verfochten, daß die geometriſchen Ornamente phöniciſch ſeien; durch die Ausgrabungen auf Cypern hat dieſe Hypotheſe eine wichtige Beſtätigung gefunden. Cesnola hat zwei Vaſen gefunden (Taf. 5,2 u. 43,2), die geometriſche Ornamente und phöniciſche Inſchriften verbinden; die eine von beiden iſt aus Thon und die Inſchrift nicht etwa von einem ſpäteren Beſitzer eingeritzt, ſondern — was beſonders wichtig iſt — vom Töpfer vor dem Brennen eingedrückt worden; dagegen hat ſich bis jetzt noch keine griechiſche Inſchrift auf dieſen Vaſen älteſten Stiles entdecken laſſen. — Die Griechen der ſpäteren Zeit erinnerten ſich noch deutlich einer Periode, die vor ihrer eigenen Entwickelung lag, in der die Phönicier nicht das herrſchende, ſondern das einzige Seevolk des Mittelmeeres waren, bis die Hellenen und Etrusker ſich ſoweit entwickelt hatten, daß ſie ihnen ſowohl den Weſten als auch den Oſten ſtreitig machen konnten. Bis dahin bedeckten phöniciſche Schiffe das Mittelmeer, ihre Faktoreien die Küſten und Inſeln; denn wo ſich ihnen Platz bot, günſtig zum Landen oder für die Fiſcherei und den Fang der Purpurſchnecke, da ſiedelten ſich die Phönicier dauernd an. Kurz, es gab eine Zeit, in der man mit einem gewiſſen Rechte das Mittelmeer einen phöniciſchen Binnenſee nennen konnte, und ſelbſt im Inneren des Landes hatten die Phönicier feſte Niederlaſſungen. Es iſt von denen, welche die griechiſche Kultur rein aus ſich ſelbſt ableiten möchten, lange beſtritten worden, daß das „ſiebenthorige“ Theben eine phöniciſche Kolonie ſei; ſeit aber Brandis den Nachweis geführt hat, daß ſelbſt dieſe Binnenſtadt von den Phöniciern gegründet wurde, muß man einräumen, daß dieſe ganze Hypotheſe gerade an ihrer ſchwächſten Stelle bedeutend an Feſtigkeit gewonnen hat. Die Periode phöniciſcher Herrſchaft lag allerdings in einer Zeit vor der Entwickelung helleniſchen Geiſtes, reicht aber dennoch wenigſtens theilweiſe in dieſe hinein. Alles, was Homer als beſonders prächtig und kunſtreich ſchildern will, iſt bei ihm das Werk ſidoniſcher Männer, deren Metallarbeiten und Webereien er nicht müde wird zu preiſen.

Daß wir alſo bei den engen Beziehungen zwiſchen Phönicien und Cypern und bei der geographiſchen Lage der Inſel hier zahlreiche Spuren der Phöni-

cier finden würden, ließ sich von vornherein erwarten; selbst wenn man darauf verzichten müßte, die rein ägyptischen und assyrischen Kunstwerke mit phönicischem Handel und phönicischer Industrie in Verbindung zu bringen, bleibt immer noch eine Menge von Erzeugnissen übrig, die den Stempel der Imitation an der Stirne tragen. Der deutsche Uebersetzer von Cesnolas Werk hat als Aegyptologe oft genug darauf hinweisen müssen, daß die betreffenden ägyptischen Charaktere nur das äußere Aussehen von Hieroglyphen haben, und Mr. King, der die Gemmen und Siegelringe für Cesnola bearbeitet hat, macht zu wiederholten Malen darauf aufmerksam, wie täuschend die Phönicier nicht nicht nur den ägyptischen, sondern auch den assyrischen Stil imitirt haben. Je schlechter die Nachahmung, desto nothwendiger war es, das kaufende Publikum durch die ausländische Schrift zu täuschen, welche wirklich zu verstehen nur wenige im Stande waren; mit einem Worte: das kaufende Publikum wollte im Alterthum ebenso getäuscht sein wie wir heutzutage, wenn wir chinesische oder orientalische Kunstsachen kaufen, auf die Autorität einiger Schriftzüge hin, deren Stil uns im allgemeinen nicht ganz fremd ist, während wir vom Sinne auch nicht ein Wort verstehen. Auf phönicische Imitation führt uns auch die wunderbare, in ihrer Art ganz einzige Vermengung assyrischer und ägyptischer Stil-Elemente, wie sie uns z. B. auf Tafel 51, 56, 79, 80 ꝛc. entgegenstarrt. Es gibt kaum irgend eine nationale Kunst, die so unerbittlich streng stilisirt hat wie die assyrische und ägyptische; beide waren so ausschließlich national, daß sie die Formensprache anderer Völker prinzipiell verschmähten. Eine Vermischung der Formen Assyriens und Aegyptens konnte daher nur auf dem zwischen beiden gelegenen neutralen Boden entstehen, wo der Mangel an Stilgefühl bei den Fabrikanten groß genug war, das Unmögliche möglich zu machen. Ueberhaupt entwickelte sich die phönicische Kunst, soweit wir jetzt die Sachlage übersehen können, unter den ungünstigsten Verhältnissen. Da Phönicien fast immer fremden Völkern gehorchte, so war die monumentale Kunst, soweit sie vom Staate anerkannt wurde, immer eine ausländische, und auch bei der Kleinkunst ließen sich die Fabrikanten oft genug durch die festen Formen der Assyrer, Aegypter und später der Griechen imponiren und produzirten in dem Geschmack, der gerade Mode war. Das ist der Grund, weshalb wir dort alle möglichen Stile friedlich neben einander finden.

Im Einzelnen bleibt in dieser Frage allerdings noch viel zu thun durch genauere Untersuchung des Landes, wie sie von den Franzosen, besonders durch Renan, begonnen worden ist. Aber selbst wenn durch Ausgrabungen auf phönicischem Boden keine Vasen geometrischen Stiles entdeckt werden sollten, so würde das nichts weiter beweisen, als daß nach den Gebräuchen des Landes derartige Vasen bei der Bestattungsfeierlichkeit keine Verwendung fanden. Auch

die unzweifelhaft griechiſchen Vaſen ſind in Etrurien, Unteritalien, Südrußland allenthalben zahlreicher gefunden worden als in Athen und Korinth, wo ſie fabrizirt ſind.

Wenden wir dieſe Reſultate auf die oben geſchilderten Vaſen mit geometriſchen Muſtern an, die keine Aehnlichkeit mit ägyptiſcher, aſſyriſcher und griechiſcher Kunſt zeigen, ſo ergibt ſich aus dem oben Ausgeführten, daß wir in ihnen Proben einer alten national-phöniciſchen Kunſt erkennen dürfen, die gänzlich auf die Kreiſe des Privatlebens beſchränkt war. Die phöniciſchen Fabrikate hatten in älteſter Zeit im Auslande ein bedeutendes Abſatzgebiet gefunden, und es war im Intereſſe der Fabrikanten, in demſelben Stile weiterarbeiten zu laſſen, denn je tiefer ein Volk ſteht in Bezug auf ſeinen Bildungszuſtand, deſto eigenſinniger beſteht es auf den einmal bekannten Muſtern. Daß die Phönicier aber nicht nur mit den Inſeln des Oſtens, ſondern auch mit den Stämmen Italiens in einem ſehr regen Handelsverkehr geſtanden haben, iſt eine anerkannte Thatſache, die faſt täglich durch Ausgrabungen an den älteſten Kulturſtätten Italiens neue Beſtätigung erhält. Noch kürzlich wurde z. B. unweit von Praeneſte eine koſtbare Schale gefunden von rein ägyptiſcher Ornamentik mit einer Inſchrift in phöniciſchen Charakteren, die alſo nur von phöniciſchen Kaufleuten nach Italien gebracht worden ſein kann. Auch Reſte von Straußeneiern, die man in altitaliſchen Gräbern ebenſo wie in Mykenae gefunden hat, laſſen auf uralte Handelsbeziehungen zum Süden ſchließen, die wenigſtens für die älteſte Zeit ſicher durch die Phönicier vermittelt wurden. Die Handelsunternehmungen der Phönicier beſchränkten ſich übrigens keineswegs auf das Becken des Mittelmeeres; ihre Kauffahrer drangen durch die „Säulen des Herakles“ bis nach den Zinninſeln; ihre Händler kannten den Landweg mitten durch das Herz von Europa nach der Bernſteinküſte; dadurch verliert das Vorkommen des geometriſchen Stiles im Norden alles Befremdende. Von den Gegenſtänden, die wir heute im Kopenhagener Muſeum ſehen, braucht kein einziger in Phönicien fabrizirt zu ſein, und doch können ſie alle in phöniciſchem Stile gearbeitet ſein. Eine verzierte Bronzeſcheibe oder Metallſpange, eine gemalte Scherbe, welche die Gefahren des weiten Transports glücklich überſtanden, reichte hin, um der Phantaſie des nordiſchen Handwerkers nicht nur im allgemeinen die Richtung, ſondern auch ein Vorbild zu geben, das mit dem einfachſten Handwerkszeug ohne Schwierigkeit nachgeahmt werden konnte.

Faſſen wir zum Schluſſe unſer Urtheil über das vorliegende Buch kurz zuſammen, ſo gebührt Cesnola das Lob, durch ſeine Energie und ſeinen Eifer der Wiſſenſchaft werthvolles Material überliefert zu haben, um deſſen wiſſenſchaftliche Verarbeitung beſonders Murray und Stern ſich große Verdienſte erworben haben, der Erſtere durch den feinen, umſichtigen Aufſatz, in dem er

die cypriſchen Thongefäße klaſſificirt, der Zweite durch ſeine ägyptologiſchen Anmerkungen, die den Text Cesnolas berichtigen oder erklären. Die Sternſche Ueberſetzung iſt lesbar und, ſoweit wir geſehen, auch treu. Die Ausſtattung iſt, wie Profeſſor Ebers ſagt, der das Ganze befür- und bevorwortet hat, nicht nur würdig, ſondern geradezu glänzend.

Leipzig. V. Gardthauſen.

Die Hauptſtrömungen in der bildenden Kunſt der Gegenwart.

1.

Die Pariſer Weltausſtellung einerſeits und die internationale Münchener Kunſtausſtellung andrerſeits haben eine ſo gewaltige Menge der auserleſenſten Kunſtſchöpfungen aus allen europäiſchen Kulturländern zuſammengeführt, daß das Wagniß, auf Grund dieſes umfangreichen Materials ein Bild von den Hauptſtrömungen, von den bewegenden Faktoren der modernen Kunſtentwickelung in Europa zu entwerfen, nicht allzukühn erſcheinen dürfte. Es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß ſowohl in Paris wie in München die Quinteſſenz deſſen vereinigt war, was die bildenden Künſte in den einzelnen Ländern während der letzten fünfzehn Jahre geleiſtet haben. Was wenigſtens Frankreich, Belgien, Oeſterreich und Italien anlangt, ſo kann der Schreiber dieſer Zeilen nach ſeinen Studien an Ort und Stelle eine gewiſſe Garantie dafür übernehmen. Für Deutſchland, welches in Paris numeriſch nur ſchwach, in München numeriſch deſto ſtärker, aber qualitativ bei weitem nicht der wahren Sachlage entſprechend vertreten war, bieten die akademiſchen Kunſtausſtellungen in Berlin den nöthigen Stoff, um ein ſicheres Urtheil über den gegenwärtigen Stand ſeiner Kunſt zu gewinnen.

Dies Urtheil wird ſich nun freilich etwas anders geſtalten, als es der franzöſiſche Akademiker Charles Blanc in ſeinem Buche über „Die ſchönen Künſte auf der Weltausſtellung von 1878“ gefällt hat. Der bekannte Kunſtſchriftſteller, der ſich in ſeinem Vaterlande einer wahrhaft beneidenswerthen Infallibilität erfreut, kann von dem Verdachte, auf dem Gebiete der Kunſtkritik Revanche für Sedan nehmen zu wollen, nicht ganz freigeſprochen werden. Er iſt nicht unwiſſend genug, um nicht gewußt zu haben, daß der Saal voll

Genrebilder und Landſchaften, die in aller Eile nach den willkürlichen Neigungen einiger Künſtler zuſammengerafft waren, die deutſche Kunſt in ihrer Totalität nicht repräſentiren konnte. Trotzdem faßt er ſein Urtheil über die außerfranzöſiſche Kunſt in folgende Sätze zuſammen: „Was dieſe gemeinſame Konkurrenz unſern Augen offenbart, iſt folgendes: Die Kunſt erwacht in Griechenland und Italien, ſie geht in Spanien einer Umwandlung entgegen, und in Portugal ſchläft ſie ein; England verleiht ihr in merkwürdiger Weiſe einen eigenthümlichen Privatcharakter, Belgien kultivirt ſie mit Erfolg und Liebe, und Deutſchland hält ihre Ehre aufrecht; in Holland wird ſie grämlich, in Dänemark vegetirt ſie, in Schweden führt ſie ein beſchränktes Daſein, und in Rußland feiert ſie. Die Schweiz beſitzt nur eine fragmentariſche Kunſt. Oeſterreich-Ungarn ſcheint allein die edle, ehrgeizige Abſicht zu haben, eines Tages, wenigſtens in der Malerei, vorneanzuſtehen.“

In dieſen Sätzen iſt Wahres mit Falſchem gemiſcht. Die Abſicht, Oeſterreich auf Koſten Deutſchlands ein Kompliment zu machen, iſt unverkennbar. Aber Deutſchland darf von dieſem Komplimente einen guten Theil für ſich in Anſpruch nehmen. Die Kunſt Oeſterreichs, insbeſondere die Malerei, iſt von der Deutſchlands nicht zu trennen. Männer wie Makart, Gabriel Max, Defregger, Kurzbauer, Benczur ſind Sprößlinge der Münchener Schule, Munkacſy und H. v. Angeli haben ihre künſtleriſche Reife in Düſſeldorf erhalten, und nur die Gruppe der Slawen, Matejko, Brozik, Czermak, ſteht außerhalb der deutſchen Kunſtbewegung. Freilich präſentirt ſich die Kunſt Oeſterreichs in ihrer Geſammtheit ungleich glänzender als die Deutſchlands. Das iſt aber nicht ſo ſehr der höheren künſtleriſchen Bedeutung und Begabung ihrer einzelnen Vertreter zu danken als vielmehr der aufmerkſamen und verſtändnißvollen Pflege der öſterreichiſchen Regierung, ſpeziell des Kaiſers Franz Joſeph, welcher in der ſchwerſten Periode ſeiner Regierung den Plan zu einer hochherzigen Förderung der Künſte in großem Stile faßte. Seiner Initiative iſt der mächtige Aufſchwung zu danken, welchen zunächſt die Architektur und in ihrem Gefolge die geſammte Kunſtinduſtrie genommen hat. Plaſtik und Malerei blieben nicht zurück, und beſonders die erſtere hat unter Kaiſer Franz Joſeph eine Höhe erreicht, die ſie unter keinem ſeiner Vorgänger eingenommen. So war die großartige Huldigung, welche Kunſt und Gewerbe dem öſterreichiſchen Kaiſerpaare am Tage ſeiner ſilbernen Hochzeit darbrachten, keine inhaltsleere Schmeichelei, ſondern ein verdienter Zoll wohlbegründeter Dankbarkeit.

Die politiſche Geſtaltung Deutſchlands macht eine gleiche Einwirkung vom Throne herab unmöglich. Die Pflege der Kunſt bleibt nach wie vor den Einzelſtaaten überlaſſen: Das Reich als ſolches hat für die Förderung der zeitgenöſſiſchen Kunſt noch ſo gut wie nichts gethan. Die einzige Unternehmung

in großem Maßstabe, deren Kosten das Reich getragen, sind die Olympia-Ausgrabungen, und ihren Nutzen für die Kunst unserer Zeit nachzuweisen, mag einem Scharfsinne und einer Beredtsamkeit überlassen bleiben, die größer sind als die meinigen. Es muß jedoch anerkannt werden, daß speziell in Preußen, seitdem die Sorge um Sicherung des erworbenen Besitzes und der neugewonnenen Machtstellung einigermaßen in den Hintergrund getreten ist, die Kunstinteressen mit ungleich größerem Ernste und größerem Nachdrucke gewahrt werden, als es vor dem französischen Kriege geschah. Zunächst ist freilich die Pflege, welche man neuerdings der Kunst zugewandt hat, noch eine einseitige. Man bevorzugt die alte Kunst zu sehr zum Nachtheile der modernen. Noch haben die Archäologen in den Kreisen unserer Kunstverwaltung die Oberhand, und es ist daher begreiflich, sogar verzeihlich, daß hier persönliche Neigungen den Ausschlag geben, wenn mit der Herrschaft dieser Neigungen nur nicht eine offenbare Geringschätzung der modernen Kunst Hand in Hand ginge! Die Klagen unserer Künstler hierüber sind nur zu berechtigt. Trotz des großen Abstandes zwischen heute und früher entspricht das Budget unserer Kunstverwaltung noch bei weitem nicht der Würde Preußens. Die Vergleiche mit Frankreich würden hier so beschämend für uns ausfallen, daß wir ihnen lieber aus dem Wege gehen. Nur soviel sei zum Verständniß des folgenden hervorgehoben, daß beispielsweise im französischen Kunstbudget für 1878 500000 Frcs. für Ankäufe von Werken lebender Künstler von dem jährlichen „Salon" ausgeworfen waren. Wenn man sich dabei erinnert, daß die Regierung bei ihren Erwerbungen in erster Linie die Malerei großen Stils bevorzugt, so hat man die Erklärung der hohen Blüthe, deren sich gerade die Historienmalerei in Frankreich erfreut. Freilich darf dabei nicht verschwiegen werden, daß dieselbe auch an und für sich in Frankreich einen günstigeren Boden findet als in Deutschland. Die Gründe dafür sind in der Natur des romanischen Volkscharakters zu suchen.

Während in Deutschland die Romantik kaum ein halbes Jahrhundert lang die Geister beherrscht hat, ist sie in dem fast ausschließlich katholischen Frankreich noch heute so mächtig wie zur Zeit des legitimistischen Königthums. So sehr die Stimmführer der dritten Republik auch mit ihrem Voltairianismus kokettiren, das Volk in seiner großen Masse sowohl wie die Crême der vornehmen Gesellschaft ist davon so gut wie ganz freigeblieben und huldigt nach wie vor dem naivsten Kinderglauben, welcher die wunderbarsten Ereignisse der Religion, der Sage und der Geschichte mit derselben Unerschütterlichkeit aufnimmt. Die kritische Geschichtsforschung, im Grunde selbst ein Kind der Romantik, ist in Deutschland zugleich ihr rücksichtslosester Gegner gewesen. Vor ihrem kalten Lichte zerstoben die magischen Nebel der Romantik in ein

weſenloſes Nichts, und der Hiſtorienmalerei in dem Sinne, wie ſie die Düſſeldorfer kultivirten, wurde der Boden entzogen. Alle die ſchönen hiſtoriſchen Anekdoten, welche die Düſſeldorfer ſo herzbeweglich zu ſchildern wußten, die großen weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, die in der Begegnung zweier Monarchen oder in einer andern ebenſo feierlichen Staatsaktion gipfelten, die geflügelten Worte der Weltgeſchichte: l'état c'est moi und ähnliches, die in dramatiſchen Szenen darzuſtellen die Düſſeldorfer ſich ebenfalls nicht verdrießen ließen — alle dieſe beliebten Paradepferde der Hiſtorienmalerei wurden von der Geſchichtsforſchung erbarmungslos ihrer Glorie entkleidet und in die Rumpelkammer geworfen. Damit war der Düſſeldorfiſchen Richtung der Garaus gemacht. Sie ſtarb zugleich mit ihren Begründern aus, und ich glaube, daß ihr heutzutage niemand eine Thräne nachweint. Die dritte Generation der Düſſeldorfiſchen Maler nach W. v. Schadow hatte übrigens ihren Schwerpunkt bereits anderswo geſucht und gefunden, im Genrebilde und in der Landſchaft, und auf beiden Hauptgebieten der modernen Malerei Erfolge erzielt, welche mit den Jahren zu wachſen ſcheinen.

Aehnlich iſt es mit der religiöſen Malerei gegangen, die, ſoweit ſie nicht das Andachtsbild im engeren Sinne kultivirt, eigentlich von der Hiſtorienmalerei nicht zu trennen iſt. Die kritiſchen Unterſuchungen der Tübinger Schule und ihre Populariſirung durch Strauß, der im Gegenſatze zu ſeinem franzöſiſchen Rivalen Renan keinen Schimmer von Romantik an ſich hat, erſchütterten ebenſoſehr den Glauben an die Realität der heiligen Geſchichte, wie die Forſchungen der Hiſtoriker die Betrachtung der Profangeſchichte in andere Bahnen gelenkt hatten. Cornelius und Overbeck hatten ohnehin niemals feſte Wurzeln im Volke zu faſſen gewußt. Sie und die übrigen Nazarener und ſelbſt diejenigen Hiſtorienmaler der neudeutſchen Kunſt, welche gewiſſe Conceſſionen an die immer mächtiger anſchwellende, realiſtiſche Zeitſtrömung machten, wie Rethel und Schnorr von Carolsfeld, vermochten immer nur eine kleine Gemeinde um ſich zu verſammeln, deren glühender Enthuſiasmus und deren eifrige, literariſche Propaganda den aufmerkſamen Beobachter nicht darüber hinweg zu täuſchen vermag, daß das Volk dieſer ganzen Bewegung kalt und theilnahmlos gegenüberſtand. Selbſt Kaulbach, der witzige Rechner, der ſo geſchickt die Schwächen und Neigungen des tonangebenden „gebildeten“ Publikums zu benutzen wußte, hat trotz ſeiner Klugheit nicht lange das Terrain zu behaupten gewußt. Am Ende platzte doch die innere Leere aus allen Nähten ſeiner aufgedunſenen Gliedergruppen heraus.

Im Volke behielt der Realismus der Düſſeldorfer den Idealiſten gegenüber den Sieg, ſo ſcheel auch die letzteren auf die rheiniſchen Farbenkünſtler hinüberblicken mußten. Aber wie haben ſich ſeitdem die Begriffe geändert! Was

man damals Realismus nannte, erscheint uns heute im Lichte des Idealismus und obenein noch in dem eines falschen Idealismus. Für uns haben sich die Gegensätze von damals fast schon verwischt. Was die Nazarener von den älteren Düsseldorfer Historienmalern unterscheidet, ist wenig mehr als die Farbe und ein tieferer geistiger Gehalt auf jener Seite, ein philosophisches Gedankenspiel, welches der Kunst eher schädlich als nützlich ist.

In den vierziger Jahren erfolgte dann jene Revolution durch die Wanderung der beiden großen Historienbilder der Belgier Gallait und de Biève, „Die Abdankung Karls V." und „Der Kompromiß des niederländischen Adels (1566)", durch die Hauptstadt Europas, jene Revolution, welche den Sieg des Farbenrealismus vollständig machte. In Berlin erlitt Cornelius persönlich durch die belgischen Bilder eine Niederlage, von der er sich in den Augen der Berliner niemals wieder erholt hat. Aber auch die belgische Historienmalerei, welche wie ein glänzendes Meteor am Kunsthimmel Europas aufstieg, hat nur ein verhältnißmäßig ephemeres Dasein gefristet. Man wird zu tiefem, schmerzlichem Nachdenken angeregt, wenn man bei der Betrachtung einer in der Weltgeschichte so winzigen Spanne Zeit, wie die eines halben Jahrhunderts ist, gewahr wird, mit welcher fabelhaften Schnelligkeit sich die scheinbar eisenfestesten Kräfte, die produktivsten Genies aufreiben und in Atome zerstäuben. Nicht viele besitzen die Elastizität des Geistes wie Altmeister Karl Lessing, der in den letzten Jahrzehnten die Landschaftsmalerei in durchaus modernem Geiste mit demselben großen Erfolge kultivirt wie vor einem Vierteljahrhundert die Geschichtsmalerei im Sinne der älteren Düsseldorfer.

Heute nehmen die belgischen Maler eine stark prononcirte Stellung ein. Von der ritterlichen Romantik eines Gallait und de Biève, die zwar beide noch unter den Lebenden weilen, aber gänzlich in den Hintergrund des künstlerischen Schaffens ihrer Nation getreten sind, ist heute gar nichts mehr übrig geblieben. Unter den sich kreuzenden Einflüssen der französischen Malerei und der heimischen, auf van Eyck und seinen Nachfolgern fußenden Tradition hat sich ein kühner, häufig auch krasser Realismus und Naturalismus herausgebildet, der in seiner frischen, fast übermüthigen Keckheit mit dem zahmen Idealismus der voraufgegangenen Epoche keine Berührungspunkte aufzuweisen hat.

Auch in Deutschland war inzwischen unter der Einwirkung der Belgier eine neue Schule von Historienmalern erstanden, welche sich mit Glück der Realität der modernen Geschichtsauffassung zu accomodiren suchte. Ihr Haupt ist Piloty und ihr letzter glänzendster Sproß Hans Makart. Diplomatische Treue nicht blos in der Darstellung der historischen Vorgänge, sondern auch in der Wiedergabe der äußeren Details, der Lokalitäten, Kostüme und Waffen, war das Hauptbestreben dieser Schule, in der sich die koloristischen Tendenzen der Düssel-

dorfer, Belgier und Franzoſen zu einer neuen glänzenden Einheit verſchmolzen. Was jedoch Cornelius und Kaulbach zuviel beſaßen, beſaß Piloty zu wenig. Aeußere Handfertigkeit und geiſtige Vertiefung hielten ſich bei ihm nicht die Wage. Er war in erſter Linie Maler, und ſeine brillanten maleriſchen Qualitäten überwucherten bald alle übrigen Seiten ſeines künſtleriſchen Schaffens in dem Grade, daß über der glänzenden Schale der geiſtige Kern anfangs vernachläſſigt, ſpäter ganz vergeſſen wurde. Dieſer Kultus der Aeußerlichkeiten hat die Hiſtorienmalerei in München allmählich zu einer Theatermalerei degradirt, die ſich ſelbſt Genüge gethan zu haben glaubt, wenn ſie den Effekt des lebenden Bildes erreicht hat. So iſt aus der unwahren Romantik der Düſſeldorfer die bunte Karnevalsparade der Münchener geworden, welche das wahre Weſen der Hiſtorienmalerei ebenſowenig erſchöpft.

Iſt dieſes aber überhaupt zu erſchöpfen, iſt es überhaupt zu begründen und zu definiren? Steckt wirklich das Weſen der Hiſtorienmalerei darin, daß man große Schatten der Vergangenheit auf die Leinwand beſchwört? Und wo hört das Hiſtorienbild auf, wo fängt das hiſtoriſche Genre an? Friedrich der Große, der mit ſeinen berühmten Freunden zu Sansſouci die Freuden der Tafel genießt — iſt das ein Vorwurf für ein Hiſtoriengemälde, oder gehört das bereits dem hiſtoriſchen Genre an? Iſt der Inhalt oder der Maßſtab das Kriterium, welches uns dieſe Grenzen finden hilft? Iſt es der Maßſtab, dann wäre Defreggers „Todesgang Andreas Hofers“ große Hiſtorie und das „Letzte Aufgebot der Tiroler gegen Napoleon“ nur ein Genrebild. Soll aber der Inhalt maßgebend ſein, dann würde das Reſultat unſerer Klaſſificirung ein umgekehrtes ſein müſſen. Kann man ſich ein Hiſtorienbild von großartigerem Inhalt denken als die Schlacht bei Sedan oder die Proklamation des deutſchen Kaiſers in Verſailles? Und doch ſoll die moderne Schlachtenmalerei und die Zeitgeſchichte nach den Forderungen der ſtrengſten Schuläſthetiker von der Hiſtorienmalerei ausgeſchloſſen ſein, die erſtere, weil ſie unäſthetiſch ſei, weil ſie nach der Ausbildung der modernen Taktik nicht mit der Wahrheit konkurriren könne, die andere, weil ſie zur Tendenzmalerei reize. Nach dieſen Grundſätzen, die ſich merkwürdigerweiſe am nachdrücklichſten in der extrem-fortſchrittlichen Preſſe vertreten finden, müßten wir Deutſche alſo auf die künſtleriſche Verherrlichung unſerer größten Thaten verzichten, weil wir das Unglück gehabt, dieſe Thaten erſt in der jüngſten Vergangenheit vollführt zu haben. Daß die Tendenzmalerei jedoch ebenſoſehr in der Schilderung uralter hiſtoriſcher Vorgänge zum Ausdruck oder zum Ausbruch gelangen kann, beweiſt am beſten die Hiſtorienmalerei der polniſchen Künſtler, insbeſondere eines Joſef Brandt und eines Jan Matejko. Brandt iſt noch der objektivere von beiden, der ſich auf die Glorifikation polniſcher Tapferkeit beſchränkt. Motejko kehrt jedoch die Pfeile ſeiner Tendenz gegen andere

Nationen, auf ſeinem letzten Wanderbilde, „Die Schlacht bei Tannenberg“, in welcher die Blüthe des deutſchen Ritterordens dem vereinten Anſturme der Polen und Lithauer erlag, gegen Preußen, den Hort des Germanenthums, welches als ſolcher der gefürchtetſte Gegner jenes Panſlawismus iſt, der erſt kürzlich bei dem Jubiläum des polniſchen Romanſchriftſtellers Kraszewski die lächerlichſten Demonſtrationen verübt hat. Auch der polniſche Hiſtorienmaler Siemiradzki betheiligte ſich dabei, der bei dieſer Gelegenheit ſein kraſſes Spektakelſtück „Die lebenden Fackeln des Nero“ losgeworden iſt und noch obenein die Gloriole des opferwilligen Patrioten eingeheimſt hat.

Hier hat man die verpönte Tendenzmalerei zu ſuchen, hier und im Lager der ultramontanen belgiſchen Maler, die ihrem Deutſchenhaß dadurch Luft machen, daß ſie die dunkelſten Momente der deutſchen Geſchichte, Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung, aufſuchen, in lebensgroßen Figuren mit ſchadenfrohem Realismus verſinnlichen und ſo ihren Groll, der an dem feſtgegründeten Bollwerk der Humanität, Geiſtesfreiheit und Geſittung im Herzen Europas ohnmächtig abprallt, gleichſam durch die Blume ausfauchen. Selbſt ein franzöſiſcher Kriegsmaler von ultra-chauviniſtiſcher Richtung, der in den Franctireurs der Loire und den Pariſer Mobilgarden lauter Leonidaſſe ſieht, iſt nicht ſo verblendet, wie dieſe ultramontan-ſlawiſchen Farbenpolitiker, die nicht müde werden, ſich den Gang nach Canoſſa mit ausführlichſter Behaglichkeit auszumalen. Wir müſſen im Gegentheil der Unparteilichkeit der franzöſiſchen Militärmaler, welche Szenen aus dem letzten Kriege geſchildert haben, unſere vollſte Anerkennung zollen. Mit demſelben Fleiße, mit demſelben Reſpekt wie ihre eigenen Landsleute wird faſt durchweg von ihnen der deutſche Krieger behandelt. Im Augenblick, wo letzterer ihnen zum Gegenſtande künſtleriſcher Darſtellung wird, gewinnt der den Franzoſen eigenthümliche künſtleriſche Ernſt die Oberhand über nationale Sympathien und Antipathien. In Frankreich fällt es keinem Menſchen ein, die Kriegsmaler des Chauvinismus zu zeihen oder ihre Schöpfungen gar als unkünſtleriſch oder unäſthetiſch zu verdammen, weil in Frankreich Jedermann eine viel zu hohe Achtung vor der geiſtigen und bildneriſchen Thätigkeit eines Künſtlers hat, um ſelbige durch engbrüſtige Paragraphen und Definitionen in ihrem Elan niederzuhalten. Der Romane ſieht nach ſeinem Naturell und nach ſeiner geiſtigen Erziehung in erſter Linie auf die Erſcheinungsform, nicht auf den Ideenkeim, welcher die Form ſo und nicht anders geſtaltet. Der Germane fragt als unverbeſſerlicher Idealiſt nicht nach dem Wie? ſondern immer zuerſt nach dem Was? nach der innewohnenden Idee. Es iſt wahrlich tragikomiſch, zu ſehen, wie die deutſche Malerei einen Entwickelungsgang genommen hat, der den tiefſinnigen Spekulationen unſerer Aeſthetiker ſchnurſtraks widerſpricht. Die philoſophiſche Gedankenmalerei der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre hat

ſich allmählich bis zur nichtsſagenden Phraſe verflüchtigt. Faſt vor jedem deutſchen Hiſtorienbilde der neueren Zeit kehrt die Klage der Gebildeten wieder, daß das Gemälde ſo ganz und gar nichts zu ihnen „ſagt“. Und ſo ſehr dieſe Klage auf Thatſachen beruht, ſo wenig iſt ſie berechtigt. Die allegoriſchen Schildereien unſerer Symboliker mit ihren kleinlichen Geheimnißkrämereien haben die moderne Malerei in die Oppoſition getrieben und den geiſtigen Bankerott, an welchem der größte Theil unſerer zeitgenöſſiſchen Hiſtorienmalerei krankt, mitverſchuldet. Das iſt nur eine Konſequenz, die jeder unbefangene Beobachter als eine hiſtoriſche Nothwendigkeit begreifen wird.

Innerhalb der deutſchen Plaſtik hat ſich eine faſt entgegengeſetzte Bewegung vollzogen. Der ſtramme Realismus eines Rauch, der mit nichts hinter dem Berge hielt, der in ſeiner reglementsmäßigen Nüchternheit das rechte Abbild des preußiſchen Gamaſchenthums iſt, ließ wenigſtens in der preußiſchen Hauptſtadt nichts neben ſich aufkommen. Das mehr weiblich veranlagte, ungemein poeſievolle Talent eines Tieck zog ſich vor den rauhen Tritten der Soldatenſtiefeln beſcheiden in den Hintergrund zurück, und Rauch wurde ſo zum Vater einer Bildhauerſchule, welche Berlin mit Monumenten von tadelloſer Formenbehandlung, voll ſchärfſter Charakteriſtik und frappanter Naturwahrheit, aber ohne Schwung und Phantaſie bevölkert hat. Erſt Rietſchel, der ſich von Rauch frühzeitig abzweigte, hat wenigſtens in die Genreplaſtik einen romantiſch-phantaſtiſchen Zug wieder eingeführt, und ſein Schüler Johannes Schilling, der Schöpfer des Nationaldenkmals auf dem Niederwald, hat dieſen Zug mit großem Glück auch auf die monumentale Kunſt ausgedehnt. In Berlin kämpfen gegenwärtig die letzten Vertreter der Rauchſchen Richtung einen harten Kampf mit derjenigen Strömung, welche durch die machtvolle Künſtlererſcheinung von Reinhold Begas in Fluß gebracht worden iſt. Hier verſucht man, durch eine naturaliſtiſche Formenſprache die intimſten Regungen der Seele und das Pathos höchſter Affekte auszudrücken.

Die Franzoſen kennen den Begriff der Hiſtorienmalerei in unſerem Sinne nicht. Sie unterſcheiden die Erzeugniſſe der Malerei in grande peinture, Portrait und Genre und begreifen unter die erſte Rubrik alles, was ſich durch ſeinen Maßſtab und durch den Fleiß und die Detaillirung der Ausführung innerhalb dieſes Maßſtabes als ernſt und würdevoll ausweiſt. Ein Schlachtenbild mit lebensgroßen Figuren gehört in das Gebiet der grande peinture und ein ſolches mit ſpannenlangen Figürchen unter das Genre, ſelbſt wenn es die Schlachten bei Jena und Auſterlitz darſtellte.

Nachdem ſich bei uns in Deutſchland die naive Hiſtorienmalerei im Stile der Düſſeldorfer vollkommen ausgelebt und die Münchener vergebliche Verſuche gemacht hat, ſie zu erſetzen, wäre es an der Zeit, in der kunſtgeſchichtlichen und

künſtleriſchen Betrachtung einen Begriff aufzugeben, welcher nur noch die Rolle eines leeren Schubfachs ſpielt. Ebenſo bedenklich iſt es, wenn man an den Wechſel der philoſophiſchen Begriffsdefinitionen denkt, in der modernen Kunſt eine idealiſtiſche, realiſtiſche und naturaliſtiſche Strömung unterſcheiden zu wollen, etwa wie man im Reichstage von Konſervativen, Nationalliberalen und Fortſchrittsleuten ſpricht. Der ſicherſte Leitſtern innerhalb des Labyrinths der modernen Kunſt iſt nicht der Ideengehalt, der ſich mit dem Zeitbewußtſein wandelt, ſondern die Form. Indem wir alles, was ſich unter dieſen völlig äußerlichen Begriff ſubſumiren läßt, Zeichnung, Kolorit, Modellirung, als charakteriſtiſches Merkmal für die Erſcheinungen der Künſtlerwelt auffaſſen, werden wir um ſo ſeltener ſtraucheln, als der Geſichtsſinn, der durch das Auge fungirt, immer noch der relativ verläßlichſte unter allen fünfen iſt. In zweiter Linie wird dann nach der techniſchen die Arbeit des Geiſtes in Betracht kommen, die ſich zunächſt in der „Auffaſſung“ kundgibt. Wenn wir dann von einer romantiſchen und einer realiſtiſchen Auffaſſung, von einer idealiſtiſchen und einer naturaliſtiſchen Formenbehandlung ſprechen, werden wir zu weit wenigeren Mißverſtändniſſen Veranlaſſung geben als mit Beibehaltung der veralteten, unbequemen Schulbegriffe, die von der Feſtſtellung des geiſtigen Gehaltes ausgehen.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Lieder eines fahrenden Geſellen.

Mit Wehmuth kann es einen erfüllen, wenn man bedenkt, welch eine Menge lyriſcher Singvögel Jahr um Jahr im deutſchen Dichterwalde ihre Stimmen unbeachtet erſchallen laſſen. Die meiſten von ihnen möchten mit Heinrich Schreiber klagen:

Was nützt in dem wilden Walde
Kleiner Vögelein Geſang
Und ihr Tönen mannichfalde,
Wer ſagt ihrem Singen Dank?

Und die wenigen, die ſich wirklich vorübergehend Beachtung erringen, wie bald ſind ſie vergeſſen! Schlagt unſre Literaturgeſchichten des 19. Jahrhunderts, unſre lyriſchen Anthologien auf — da ſtehen ſie hinter Glas und Rahmen ſauber in Reih und Glied, die bunten, ausgeſtopften Vogelleichen, aber wer fragt noch nach all ihrem Singſang? Verhallt, verweht — nur ihr Name iſt noch übrig, und oft kaum der Name mehr. Freilich, die ſtrenge tabula votiva, die Schiller den Dichterlingen ſeiner Zeit widmete:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

sie ist in Erz gegraben für alle Zeiten, und so manchem auch aus unsern Tagen kann sie als vernichtender Gorgoschild entgegengehalten werden. Aber wie mancher schöne, echte Dichterklang geht doch auch ungehört vorüber! Unsere Zeit ist wenig lyrisch gesinnt, und es gehört Muth dazu, heutzutage noch mit einem Bändchen lyrischer Gedichte vor die Welt zu treten.

Der Letzte unseres Wissens, der etwas größere Beachtung gefunden, war Eduard Grisebach mit seinem „Neuen Tanhäuser". Leider war das Interesse, das seinen süßen, einschmeichelnden Versen entgegengebracht wurde, kein ganz reines; viele hat sicher nur das erotische Parfüm zu seinen Dichtungen hingelockt. Erfreulicher, weil ohne jeden verdächtigen Beigeschmack, ist der Erfolg, den Rudolf Baumbach vor zwei Jahren um die Weihnachtszeit mit seinen „Liedern eines fahrenden Gesellen" errang. Diese frischen, lustigen und dabei so schmuck und sauber herausgeputzten Lieder gehören zu dem Besten, was die deutsche Lyrik der letzten Jahre hervorgebracht hat. Sie sind denn auch vor kurzem — bei lyrischen Gedichten heutzutage gewiß eine große Seltenheit — in einer zweiten, um einen köstlichen kleinen epischen Cyclus: „Junker Leichtsinn" vermehrten Auflage erschienen, und gleichzeitig hat uns der Dichter mit einem Bändchen Neuer Lieder eines fahrenden Gesellen beschenkt. (Leipzig, Liebeskind, 1880.)

Baumbach ist ein ausgesprochenes dichterisches Talent. Die deutsche Lyrik ist nicht allzureich an Dichtungen, in denen kunstmäßige Poesie und volksthümliche Klänge in so glücklicher Weise mit einander verschmolzen sind wie in seinen Liedern. Bald heimeln sie uns an wie Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert, bald meinen wir gar einem alten Minnesinger zu lauschen, und doch ist nirgends eine Spur von jener manierirten Alterthümelei darin, die sich jetzt aller Orten in der „kulturgeschichtlichen" Poesie — Roman, Novelle und Erzählung in Versen — in so geschmackloser Weise breit macht. Die Anklänge an das Volkslied sind nicht äußerlich hinangebracht. Sie liegen nicht in den paar Spuren alten Volksglaubens und alter Volksgebräuche, denen wir hie und da begegnen, nicht in den oder jenen alterthümlichen, in der heutigen Schriftsprache nicht mehr gebräuchlichen Worten und Wortformen. Die Art vielmehr, wie der Dichter der Natur gegenübersteht, wie er mit hellen Augen in Thier- und Pflanzenwelt Dinge sieht, die hunderte nicht sehen, dazu sein „holder Leichtsinn", sein kecker Humor, der keinen Tropfen von Empfindsamkeit in seinem Blute duldet, die Ursprünglichkeit seines Gefühls und seines Ausdrucks dafür, die knappe, runde Form seiner Lieder, das ist es, was uns auf Schritt und Tritt an die Volkspoesie gemahnt. Den kunstmäßigen Poeten aber verräth das sichere Schönheits-

gefühl, das aus den Liedern uns anſpricht, und das auch da, wo der Uebermuth mit dem Dichter durchgehen möchte, die Zügel ſtraff hält. Wie leichtſinnig hingeſchrieben klingen dieſe formvollendeten Strophen, und wieviel Fleiß, Urtheil, Geſchmack iſt ohne Zweifel dabei thätig geweſen!

Wenn ein homo novus heutzutage mit einer poetiſchen Leiſtung einen Erfolg errungen hat und nach Jahr und Tag ein neues Bändchen bringt, ſo hat man ſich nachgerade daran gewöhnt, die zweite Leiſtung mit einigem Mißtrauen hinzunehmen. In den meiſten Fällen hält ſie nicht, was die erſte verſprach. Sollen wir Beiſpiele nennen? Es iſt wohl überflüſſig, ſie ſind ja allenthalben mit Händen zu greifen. Unſre ſchöne Literatur hat jetzt weit mehr bergabgehende als aufſteigende Größen aufzuweiſen. Bei Baumbach iſt es einmal umgekehrt. Seine „Neuen Lieder" führen uns in jeder Hinſicht eine Stufe höher. Nicht deshalb, weil in dem erſten Bändchen das Trinklied dominirte, im zweiten das Liebeslied überwiegt — das wäre ja Geſchmackſache. Im zweiten herrſcht aber überhaupt ein größerer Reichthum, eine buntere Mannichfaltigkeit, und während im erſten der Ton, um ein Goethiſches Wort zu brauchen, mitunter etwas „aufgeknöpft und ſtudentenhaft" war, wohl auch gelegentlich einmal ans Leichtfertige ſtreifte, waltet im zweiten faſt durchweg Feinheit, Adel und Grazie. Auch die Form, die ſich früher bei aller Abrundung doch einzelne Freiheiten geſtattete, iſt noch ſtrenger geworden.

Proben aus dieſen Liedern auszuwählen iſt ſchwer; wir könnten das halbe Bändchen abſchreiben. Entzückende Einfälle hat Baumbach namentlich in ſeinen Liebesliedern; eines davon wenigſtens wollen wir mittheilen, den „Liebesbrief":

Wie lieb du mir, wie gut ich dir,
Ich möcht' es gern dir ſchreiben,
Doch eh' ich ſchreibe auf Papier,
Viel lieber laſſ' ich's bleiben.

Da geh' ich in mein Gartenland
Und muſtre Beet um Beet.
Bei Tulipan und Amaranth
Die weiße Lilie ſteht.
„Frau Lilie, deine Blätter gieb!"
„Für wen?" — „Ei, für mein trautes Lieb."
Die Lilie thut ſich neigen,
Die Blättlein ſind mein eigen.

Du hältſt mein Herz in enger Haft,
Ich möcht' es gern dir ſchreiben,
Doch nicht mit ſchwarzem Tintenſaft,
Viel lieber laſſ' ich's bleiben.

Da ſchau' ich, wo auf naſſem Feld
Der Regenbogen ruht,
Und hab' ich ihn, ſo wird geſtellt
Darunter flugs der Hut.
„Von deinen Sonnenfarben gieb!"
„Für wen?" — „Ei, für mein trautes Lieb."
Da träufelt ohne Ende
Die bunte Farbenſpende.

Ich denke dein, mein Herzgeſpiel,
Und möcht' es gern dir ſchreiben,
Doch nicht mit ſchnödem Gänſekiel,
Viel lieber laſſ' ich's bleiben.

Da geh' ich an das Himmelsthor —
Der Weg iſt freilich weit —
Und lange mir ein Englein vor,
Ob's zappelt auch und ſchreit.
„Ach Englein, eine Feder gieb!"
„Für wen?" — „Ei, für mein trautes Lieb."
Da hört es auf zu hupfen
Und läßt ſich willig rupfen.

Von der übermüthigen Laune des verliebten Sängers mag „Angeführt" eine Probe geben:

Daß ſie mich betrogen
Und mir vorgezogen
Einen Andern, iſt nichts neues mehr.
Hätt's vergeben können,
Sie dem Andern gönnen,
Wenn's nur nicht ein ſolcher Trottel wär'.

Meinen Wanderſtecken
Hol' ich aus der Ecken,
Und mein Riemenſchuh iſt bald geſchnürt.
Leichtes Bündel trag' ich,
Aus dem Sinn mir ſchlag' ich,
Die mich an der Naſe hat geführt.

Klageweib vor'm Spittel
Saß im grauen Kittel.
Einen Heller ich der Alten gab.
„Treulos ward die Meine;
Klage du und weine,
Weil ich ſelbſt nicht Luſt zu weinen hab'."

Mehrfach hat Baumbach — ähnlich wie Leſſing aus alten Fabeln neue machte, indem er ihnen an einer beſtimmten Stelle eine unerwartete Wendung gab — zu alten Geſchichten gegriffen und ihnen dreiſt eine neue, überraſchende Pointe gegeben, ſo in „Frau Weisheit und Frau Minne" (Herkules am Scheidewege), im „Jungbrunnen", im „Adepten" (Fauſt) u. a. Allbekannt iſt die Fabel, welche die Thiere des Waldes in der Stufenleiter ihrer Macht vorführt, ſie alle aber ſchließlich in ihrer Prahlerei verſtummen läßt, ſowie der Menſch ſich im Walde zeigt. Auch dies Geſchichtchen übertrumpft Baumbach: nicht der Jäger, ſondern ſein flachshaariges Mädel iſt die Erſte im Walde. Von dieſer Gattung theilen wir noch den „Adepten" mit, der zugleich zeigen mag, wie ungenirt Baumbach auch ſonſt Anleihen macht, ohne daß man ihm deshalb gram ſein könnte:

Doctor Fauſtus, der Adept,
Monden ſaß und Wochen,
Um nach Theophraſts Recept
Gelbes Gold zu kochen.
Auch ſtudirt' er Nacht und Tag
Salomonis Siegel.
Wie die Zeit gekommen, lag
Ruß ſtatt Gold im Tiegel.

Als er mit betrübtem Sinn
Durch das Fenſter ſtarrte,
Sprach zu ihm die Nachbarin,
Die verſtänd'ge Marthe:
„Wie die Eule in der Kluft
Hockt Ihr in der Klauſe.
Kommt und ſchöpft im Garten Luft
Hinter meinem Hauſe."

Sein Barett der Doctor nahm,
Thät's vom Staube fegen.
An der Gartenthüre kam
Marthe ihm entgegen.
Ihr zur Seite aber ſchritt
Wie der Mond, der lichte,
Wenn er aus den Wolken tritt,
Gretchen, ihre Nichte.

Weil begoſſen mußte ſein
Das gebleichte Leinen,
Ließ die Nachbarin allein
Fauſt mit ihrer Kleinen.
„Fräulein", ſprach er dienſtbereit,
Darf ich's etwa wagen
Meinen Arm Euch und Geleit
Höflich anzutragen?"

Margarethe ſprach nicht nein,
Senkte tief das Köpfchen.
Golden lag der Sonnenſchein
Auf den blonden Zöpfchen.
Goldumfloſſen ſtand ſie da
Zwiſchen Blumenbeetchen. —
Doctor Fauſt rief „heureka!"
Und umſchlang ſein Gretchen.

„Solomonis Siegel" ſind, wohl dem Reim zu liebe, aus „Salomonis Schlüſſel" geworden, mit dem der Goethiſche Fauſt die Höllenbrut beſchwört. Im übrigen erinnert die Behandlung an Scheffels Doktor Fauſt in der „Maulbronner Fuge": wie dort der blaſſe Nekromant in „des Eilfingers Wonnen" das lange vergebens geſuchte echte Gold findet, ſo hier der Adept in Gretchens goldumfloſſenen Zöpfchen.

Der Verleger weiß, was er an dem Dichter hat. Das zeigt das feine Kleid, das er dem Büchlein gegeben, und das die Baumbachſchen Lieder auch äußerlich von dem Gros unſrer Dutzendlyrik in vortheilhafter Weiſe abhebt. Der Einband wird jedes Auge durch ſeine außergewöhnlich ſtilvolle Schönheit überraſchen.

Der däniſche Beſuch am deutſchen Kaiſerhofe.

Auf den ruſſiſchen Beſuch am Berliner Hofe iſt der däniſche gefolgt, und wie jener offenbar ein Symbol ſchon erreichter oder doch erſtrebter Wiederannäherung ſein ſollte, ſo ſcheint auch dieſer ähnliche Bedeutung zu haben. Daß er mehr iſt als ein gewöhnliches Zuſammentreffen zweier Nachbarfürſten, ergibt ſich bei einem Blick auf die Vergangenheit und wird wohl auch dadurch noch betont, daß der deutſche Kronprinz aus Italien herbeigeeilt war, um an der Begrüßung des Königs Chriſtian theilzunehmen. Daß es dagegen nicht auf

eigentliche Verhandlungen und Abmachungen abgesehen sein konnte, ist selbstverständlich und wird überdies durch den Umstand konstatirt, daß der Fürst Bismarck zu der Entrevue nicht erschien. Gleichwohl wird dieselbe ihre Bedeutung behalten, und man wird nicht irregehen, wenn man sie entweder als Anfangs- oder als Endglied einer Kette von diplomatischen Ereignissen der letzten Zeit auffaßt, die noch mit Dunkel bedeckt sind, aber immerhin errathen lassen, daß sie zu den Erfolgen der stillen Arbeit gehören, mit der unser Reichskanzler den europäischen Frieden zu sichern bemüht ist, und die in dem Resultate seiner letzten Reise nach Wien bis zu einem gewissen Grade an den Tag trat.

Dänemark ist ein kleiner Staat, aber wir haben gesehen, was es dem noch nicht geeinten Deutschland jahrelang mit Hilfe uns ungünstiger Großmächte bieten und abtrotzen konnte. Von den Töchtern des dänischen Königs ist die eine mit dem russischen, die andere mit dem englischen Thronfolger, eine dritte mit dem welfischen Prätendenten, dem starrsten Gegner der neuen Ordnung in Deutschland, vermählt; und wenn auch fürstliche Familienbande in unsern Tagen nicht mehr die Wichtigkeit für die Politik der betreffenden Staaten haben, die sie einst hatten, so sind sie deshalb noch keineswegs der Beachtung unwerth. Wissen wir doch zur Genüge, daß noch in der jüngsten Vergangenheit Kaiserinnen, Königinnen und Prinzessinnen sehr merklichen Einfluß auf die Entwickelung der politischen Angelegenheiten besaßen und sich dessen theils in einer uns vortheilhaften, theils, und zwar in den meisten Fällen, in einer uns ungünstigen Weise bedienten.

Blicken wir zurück auf die Stationen, die unser Verhältniß zu Dänemark in den letzten beiden Jahrzehnten durchlaufen hat. Gedrängt von den Kopenhagener Nationalliberalen verband König Christian Schleswig näher mit Dänemark, als es die Verträge gestatteten. Die Folge war ein Krieg, der mit dem Verluste des gesammten Herzogthums endigte. Darüber tiefster Groll unter den Dänen, dem nur ein schwacher Trost zur Seite trat, als in den Prager Frieden, der Schleswig mit Holstein an Preußen fallen ließ, auf Betreiben Frankreichs in Artikel V eine Klausel hineinkam, nach welcher durch Abstimmung der Nordschleswiger entschieden werden sollte, ob sie Preußen angehören oder zu Dänemark zurückkehren wollten. Dieser Trost war ein schwacher, obwohl auch russischerseits wiederholt und noch 1870 an die Erfüllung dieser unklaren Verbindlichkeit gemahnt wurde. Als der Nordschleswiger Kryger am 18. März 1867 im norddeutschen Reichstage an sie erinnerte, wurde ihm vom Bundeskanzler die Antwort zu Theil, nicht den Nordschleswigern, sondern nur dem Kaiser von Oesterreich stehe das Recht zu, eine Abstimmung zu verlangen. Ob einige dänisch redende Schleswiger zu Preußen gehörten oder nicht, daran liege wenig. Wo aber die Grenzen gesteckt werden sollten, werde Preußen nach seinem

Intereſſe beſtimmen. Keinenfalls werde es ſo weit zurückgehen, um ſpäter Düppel noch einmal erſtürmen zu müſſen. Ferner heiße es im Vertrage nicht „der nördliche Diſtrikt“, ſondern „die nördlichen Diſtrikte“, und dieſe könne man ſich groß oder klein denken, wie man wolle; ſo groß jedoch, wie man ſie ſich in Kopenhagen vorſtelle, würden ſie wohl nicht ausfallen. Ueber den Zeitpunkt der Abſtimmung ſei im Friedensvertrage nichts feſtgeſetzt, Preußen habe daher hierin eine gewiſſe Freiheit. Jedenfalls müßten vorher Verhandlungen mit dem däniſchen Kabinet ſtattfinden, um einerſeits Schutz für die in den betreffenden Gegenden wohnenden Deutſchen zu ſchaffen, andrerſeits den Antheil an den Staatsſchulden Schleswig-Holſteins zu beſtimmen, welchen Dänemark bei einer Abtretung jener Diſtrikte zu übernehmen hätte.

Dabei blieb es. Oeſterreich konnte aus guten Gründen ein Plebiszit nicht befürworten. Verhandlungen zwiſchen Berlin und Kopenhagen über die ſoeben erwähnten beiden Vorfragen wurden zwar preußiſcherſeits eröffnet, verhießen aber von vornherein wenig Erfolg. Die Einmiſchung franzöſiſcher Deputirter und Journaliſten in die Angelegenheit zeigte nur die Anmaßung des damaligen Frankreichs, konnte aber die Sache der Dänen ſelbſtverſtändlich nicht fördern. Das Drängen und Schmähen der däniſchen Preſſe, die die ſchleswigſchen Deutſchen als „Unkraut“ bezeichnete, das „auszurotten“ ſei, mußte in Berlin nur als Warnung vor irgend welchen Zugeſtändniſſen wirken. Von einer Linie Flensburg-Tondern, die dort verlangt wurde, konnte nicht die Rede ſein. Düppel und Alſen mußten, gleichviel, ob dort Dänen oder Deutſche wohnten, aus ſtrategiſchen Gründen bei Preußen verbleiben. Aber auch die Abtretung einiger weiter nördlich gelegenen Kreiſe war nur möglich, wenn hinſichtlich der hier angeſiedelten Deutſchen ſolche Beſtimmungen getroffen wurden, daß dieſelben vor der Beeinträchtigung ihrer nationalen Rechte einen Rückhalt an Preußen hatten. Die däniſche Regierung erklärte, auf ſolche Bürgſchaften nicht eingehen zu können, ſie ſeien überflüſſig, ja bedenklich. Preußen beharrte bei ſeinem Verlangen nach Garantien, indem es erklärte, nicht dazu habe es ſich im Prager Frieden verpflichtet, daß es deutſche Gemeinden wieder deren Willen und mit Verluſt jedes Anrechts auf ihre nationalen Eigenthümlichkeiten an ein fremdes Land abtrete und ſie Gefahren preisgebe, deren Vorhandenſein ſie im Rückblick auf die Vergangenheit lebhaft befürchteten. Die däniſche Regierung möge ſich alſo erklären, was für Bürgſchaften ſie mit Rückſicht hierauf in individueller, lokaler und kommunaler Beziehung zu geben bereit ſei. Von der Beantwortung dieſer Frage „hänge der Umfang der beabſichtigten Abſtimmung oder Abtretung ab“. In Kopenhagen ging man auf dieſes Verlangen nicht ein, ſondern erſuchte zunächſt um nähere Erklärung in Betreff der preußiſchen Bedingungen.

Man ſchien die Sache hinausziehen und abwarten zu wollen, was Frank-

reich ausrichten würde, das beinahe gleichzeitig mit der däniſchen Antwort in Berlin eine Depeſche übergeben ließ, in welcher Mouſtier ein Recht der Einmiſchung daher ableiten wollte, daß der Artikel V des Prager Vertrags nicht durch Oeſterreichs, ſondern durch Frankreichs Einwirkung entſtanden ſei, und die Bemerkung folgen ließ, daß Dänemark die geforderten Garantien nicht geben könne, da ſie der Keim ewigen Streites zwiſchen ihm und Preußen ſein würden, weil letzteres dadurch Gelegenheit bekäme, ſich fortwährend in die innern Angelegenheiten Dänemarks zu miſchen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß der Bundeskanzler dem preußiſchen Botſchafter in Paris den Auftrag ertheilte, dieſe Vorſtellungen in entſchiedener Weiſe abzulehnen, und da das franzöſiſche Kabinet daraus keine Kriegsfrage zu machen gewillt war, ſo mußte es ſich und zugleich die erregte öffentliche Meinung beruhigen. Letzteres geſchah durch eine Mittheilung im kleinen Moniteur, in der es hieß: „Es iſt dem Berliner Kabinet keine Note übergeben worden, weder in der ſchleswigſchen Angelegenheit noch in Bezug auf eine andere Frage.“ Das war nur der Schein der Wahrheit; denn es handelte ſich zwar nicht um eine Note, ſondern um eine Depeſche, und dieſelbe war zwar nicht übergeben, aber vorgeleſen worden.

Hierbei blieb es zunächſt; denn von den weiteren Hetzereien der Pariſer Preſſe und dem „Verbrüderungsfeſte zwiſchen Frankreich und Dänemark“, das am 12. Auguſt 1867 in Kopenhagen von Journaliſten beider Länder mit Flaggenſchmuck, Kanonendonner und hochtrabenden Reden gefeiert wurde, galt das Wort: „Viel Geſchrei und wenig Wolle.“ Man ſah dabei nur, daß die Regierungen, welche ſolche Demonſtrationen duldeten, die Frage warm zu erhalten bemüht waren.

Auch im Jahre 1868 kam es über den Artikel V zwiſchen den Kabinetten von Berlin und Kopenhagen zu keiner Verſtändigung. Preußen hatte zwölf Garantiepunkte aufgeſtellt, die ſich namentlich auf die Regelung der Kirchen- und Schulſprache, ſowie auf das Recht der deutſchen Bevölkerung in den etwa abzutretenden Diſtrikten bezogen, ihre Klagen in Berlin geltend zu machen, wenn man ihre Nationalität däniſcherſeits bedränge. Dänemark hatte daran allerlei auszuſetzen, auch verlangte es von Preußen eine offne Erklärung hinſichtlich der Ausdehnung der Abtretungen ſüdlich von der jütiſchen Grenze. Profeſſor Larſen, der als techniſcher Beirath des däniſchen Geſandten v. Quaade mit dem preußiſchen Bevollmächtigten Lothar Bucher über die Angelegenheit verhandelt hatte, brachte darauf zwei Depeſchen nach Kopenhagen, in welchen Graf v. Bismarck ſeine Anſicht über jene Garantiepunkte deutlich präziſirte und für den Fall einer Einigung die Abtretung des Amtes Hadersleben bis zu der nördlich von Apenrade gelegenen Gjenner Bucht in Ausſicht ſtellte. Am

9. März erwiederte das Kopenhagener Kabinet, dieſe Grenzlinie ſei unannehmbar, dagegen werde man die Garantiepunkte annehmen, wenn Preußen die Linie gewähre, welche durch freie Abſtimmung der Nordſchleswiger als Wunſch der Bevölkerung bezeichnet werden würde. Hierdurch hoffte man das Herzogthum Schleswig bis Flensburg und damit die Inſel Alſen und das Sundewitt wieder zu gewinnen. Darauf konnte ſich Preußen aus militäriſchen Gründen nicht einlaſſen; denn dieſe Punkte waren bisher das Ausfallsthor der Dänen geweſen und würden immer wieder als ſolches benutzt worden ſein, und ſo wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Am 9. Oktober ſagte die Thronrede bei Eröffnung des däniſchen Reichstags, dieſelben ſeien reſultatlos geblieben; denn die Anſicht der Regierung über die von der Gerechtigkeit und dem Intereſſe des Landes geforderte Löſung habe ſich nicht geändert. Wenn daran die Bemerkung geknüpft wurde: „Wir ſind überzeugt, daß Preußen dieſe Erwägungen billigt, und wir glauben, daß die Löſung der die Theilung Schleswigs betreffenden Frage gelingen wird", ſo war dieſe Ueberzeugung Täuſchung, und der Glaube ruhte vermuthlich auf der Hoffnung auf franzöſiſche Protektion, auf welche wiederholte Reiſen Raaslöfs, des däniſchen Kriegsminiſters, eines grimmen Gegners der Deutſchen, nach Paris hinwieſen. Die dortige Preſſe gerieth durch jenen Paſſus in der däniſchen Thronrede wieder in Aerger, Zorn und heftiges Gekläff. Die Kreuzzeitung aber antwortete ihr und den Kopenhagener Schreiern: „Nie und nimmer wird und kann Preußen freiwillig auf die Poſition Düppel-Alſen, alſo auch auf Flensburg nicht, verzichten. Niemals iſt unſrerſeits an einen ſolchen Vergleich gedacht worden, niemals, hoffen wir, wird derſelbe ernſtlich von der däniſchen Regierung verlangt werden. Sollte er aber doch gefordert werden, nun denn, ſo wird es ſich um einen Kampf handeln auf Leben und Tod."

Dabei hatte es ſein Bewenden oder, wenn man will, vielmehr nicht. Wir haben inzwiſchen die Stellung Düppel-Alſen in eine ſtarke Feſtung umgeſtaltet, wir haben uns eine Kriegsflotte geſchaffen, die der däniſchen bei weitem überlegen iſt, wir haben alle Stämme Deutſchlands unter einer Fahne geeinigt, und wir haben zu gleicher Zeit gezeigt, daß wir die Protektoren der Dänen in Paris nicht zu ſcheuen haben. Der Artikel V des Prager Friedensvertrags endlich exiſtirt nicht mehr, denn der öſterreichiſch-deutſche Vertrag vom 11. Oktober 1878 hat ihn für immer beſeitigt. Noch einmal loderte der Unmuth der Dänen bei dieſer Gelegenheit in den Kopenhagener Zeitungen auf, die Regierung Dänemarks aber wird gewußt haben, daß keine Hoffnung mehr war, und daß man ſich mit Würde in den Gang der Dinge zu finden habe. Die Beziehungen des Hofes zu dem preußiſchen hatten ſchon vorher eine freundlichere Geſtaltung angenommen, ſo daß der deutſche Kronprinz, von ſeinem Beſuch in

Stockholm kommend, in Kopenhagen vorſprechen konnte und gute Aufnahme fand. Gewiſſe Schichten des Volkes, gewiſſe Parteien grollen uns noch, hoffen aber ſchwerlich gleich den Franzoſen auf Revanche.

Die Miniſter müſſen ſich in Folge deſſen in der Oeffentlichkeit hinſichtlich Deutſchlands zweideutig oder vorſichtig ausdrücken. So ſollte am 11. November d. J. der Kriegsminiſter Kaufmann im Folkething geſagt haben, bei dem Plane der Marine-Reorganiſation ſei auf Deutſchland als den gefährlichſten Feind Dänemarks beſondere Rückſicht genommen. Er will aber geſagt haben: „Will man ein Programm aus dem Vertheidigungsplane herausleſen — ich ſage ausdrücklich, daß keins hineingelegt iſt —, ſo wäre es das folgende: Unſer ſüdlicher Nachbar iſt unſer überlegener Feind zu Lande und zur See. Er iſt zugleich unſer gefährlichſter Feind; denn er kann ſchnell zu uns kommen und uns überraſchen. Ziehen wir aber in Betracht, daß niemand für uns ein ſo werthvoller Verbündeter ſein kann wie Deutſchland, ſo ſpricht alles dafür, daß wir endlich ſuchen müſſen, ein freundſchaftliches Verhältniß mit dieſem unſern ſüdlichen Nachbar anzuknüpfen.“

Das wäre, dünkt uns, ein recht vernünftiges Programm, und — mit Verlaub, Excellenz — am Ende läge ſo 'was doch in dem Plane.

Literatur.

Regiſtrande der geographiſch-ſtatiſtiſchen Abtheilung des Großen Generalſtabs. Neunter Jahrgang. Berlin, Mittler & Sohn, 1879.

Gleich den früheren Jahrgängen enthält auch dieſer auf ſeinen 574 Seiten ein außerordentlich reichhaltiges Material von Quellennachweiſen, Auszügen und Beſprechungen neuer Bücher und Berichte auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, der Kartographie und Statiſtik. Von beſonderem Intereſſe ſind die Mittheilungen über die gegenwärtigen Verhältniſſe der verſchiedenen Armeen, und da hierunter jetzt die der ruſſiſchen die erſte Stelle einnehmen, ſo geben wir als Probe für jene Reichhaltigkeit Einiges von dem, was die Regiſtrande hierüber auf den Seiten 534 bis 553 bringt. Zu Anfang des November 1876, vor Eintritt der Mobilmachung, zählte das Heer Rußlands 27 688 Offiziere, 829 688 Mann und 126 426 Pferde; am 1. Januar 1877 war dieſe Stärke auf 32 312 Offiziere, 1 159 366 Mann und 229 343 Pferde geſtiegen, wovon 2 529 Offiziere, 87 765 Mann und 50 837 Pferde auf die irregulären entfielen. Dies war das Ergebniß der erſten, nur theilweiſe erfolgten Mobilmachung. Nun

wurden aber im Verlaufe des Jahres 1877 weiter mobil: 16 Infanterie- und 4 Kavallerie-Diviſionen, 1 Schützenbrigade und 2 Sappeurbrigaden, ferner 67 Reſervebataillons, 48 Marſcheſcadrons, 15 Reſervebatterien und 2 Reſerve-Sappeurbataillons, endlich 3 Feſtungsregimenter und 3 Bataillons Feſtungsartillerie, ſowie von Lokaltruppen im engeren Sinne: 2 Regimenter, 45 Bataillons und 11 Kompagnien. Dadurch erhob ſich der Stand der regulären Armee bis zum Ende des letzterwähnten Jahres auf 36 371 Offiziere und 1 478 495 Mann mit 221 872 Pferden, während die Irregulären unter theilweiſe bewirkter Einziehung des zweiten Aufgebots bis zu 3 167 Offizieren und 120 362 Mann mit 110 069 Pferden gebracht worden waren. Das ergibt einen Geſammtverpflegsſtand von 39 538 Offizieren, 1 598 857 Mann und 331 941 Pferden. Davon kamen 554 462 Mann auf die Operationsarmee in den Donau- und Balkanländern und 112 648 Mann auf die an der kaukaſiſchen Grenze und in Türkiſch-Armenien. Jene zählte 357, dieſe 78 Bataillons, jene 1 346, dieſe 276 Geſchütze, doch ſtanden im kaukaſiſchen Militärbezirke an Lokaltruppen, Milizen und Irregulären noch 202 428 Mann unter den Waffen, ſo daß man dort ſchlimmſten Falls über eine Streitmacht von etwa 315 000 Mann verfügen konnte. Damit noch nicht genug, wurden in der erſten Hälfte des folgenden Jahres noch 14 Reſervediviſionen mit ebenſovielen Reſerve-Artilleriebrigaden im europäiſchen Rußland, 39 Bataillons im Kaukaſus und 8 Bataillons in Turkeſtan aufgeſtellt und an Irregulären 17 Regimenter Koſaken, davon 10 am Don und 7 in der Gegend von Orenburg, aufgeboten. Die kaukaſiſchen Milizen aber lieferten zu den früheren Formationen 7 Regimenter Kavallerie und 4 Druſchinen Infanterie. Durch dieſe Kraftanſtrengungen hatte die ruſſiſche Armee am 1. Juli des letztverfloſſenen Jahres mit Inbegriff von ungefähr 144 000 Irregulären eine Stärke von 42 940 Offizieren, 1 788 795 Mann und 383 498 Pferden erreicht. Hierbei befanden ſich, auf Friedensfuß geſtellt, 12 Infanterie- und 6 Kavalleriediviſionen, 3 Brigaden Schützen und 1 Brigade Sappeurs, welche Truppen, auf den Kriegsfuß gebracht, die Armee noch um etwa 200 000 Mann vergrößert hätten. Auch gebot Rußland noch über einige Lokaltruppen, über die geſammte Reichswehr (die zwar zu einem Achtel in die Reſervetruppen aufgegangen, aber durch die Aushebung des Jahres 1877 wieder ergänzt worden war) und die Milizen. Wir meinen, das gibt zu denken. Doch iſt dabei nicht außer Acht zu laſſen, daß dieſe ungeheure Truppenmacht auch über ein ungeheures Terrain vertheilt und daß Rußland durch Aufgebot derſelben dem Bankerott nahe gebracht war.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Rückblicke auf die Berliner Generalsynode.

1.

Die erste ordentliche Generalsynode der altpreußischen Landeskirche, die Vertreterin von zwölf Millionen evangelischer Christen, hat ihre Arbeiten vollendet und mit angestrengtester Thätigkeit in kaum vier Wochen vier große Gesetzesentwürfe von durchschlagender Bedeutung, mehrere kleinere Vorlagen des Kirchenregiments und viele Anträge, die aus der Mitte der Versammlung ihr entgegengebracht wurden, erledigt. Die Beurtheilung ihrer Leistungen durch die öffentliche Meinung ist, wie begreiflich, eine sehr entgegengesetzte. Auf der einen Seite mit lebhaftestem Beifall begrüßt oder doch mit Rücksicht auf die Schwierigkeit der Aufgaben gerecht gewürdigt, werden sie auf der andern einer vernichtenden Kritik unterzogen.

Diejenigen, welche Vorwürfe erhoben haben, sind zum größten Theile Männer, die dem kirchlichen Leben mehr oder weniger fremd und kühl gegenüberstehen. Sie halten sich vom Gottesdienste der Kirche fern, ziehen sich von den Arbeiten, die im Interesse der Kirche stattfinden, zurück und beschränken sich darauf, eine ätzende Kritik an der Selbsterbauung der Kirche auszuüben. Auf diese Angriffe geben wir eine zwiefache Antwort. Einmal: Die Herrschaft in der Kirche gebührt nicht denen, die draußen, sondern nur denen, die drinnen stehen; nicht der nörgelnden Kritik, sondern der dienenden Liebe. Sind die Herren mit den Beschlüssen der Generalsynode unzufrieden, wohlan, mögen sie kirchlich werden, dann wird ihnen ihren Antheil an der Herrschaft in der Kirche niemand verkümmern. Ob sie dann aber in der That das Kirchenschiff nach einer wesentlich andern Richtung hin lenken würden, ist uns fraglich. Wer von Herzen der Kirche zugethan ist, Zeit und Kraft auf eine ihr gewidmete Thätigkeit verwendet, wird auch kein Bedenken tragen, die Ordnungen aufzurichten, deren die Kirche zu ihrem Schutz und zu ihrer Sicherheit bedarf. Wir sehen in den Angriffen von dieser Seite her nur einen Beweis, daß die

Generalſynode nicht ein Schlag ins Waſſer geweſen iſt, ſondern eine That, die auch von ihren Gegnern als ſolche empfunden wird. Schon das eine, daß ein ſo großer Kirchenkörper, deſſen Glieder eine ſehr verſchiedene geſchichtliche Entwickelung durchlaufen haben und in Sitte und Geſammtanſchauung mannichfach von einander abweichen, und in dem Parteigegenſätze ihre trennende und verſtimmende Macht ausüben, dennoch in friedlichem und verſöhnlichem Geiſte zuſammengewirkt, durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen eine Einigung herbeigeführt hat, iſt ein Ereigniß von der weittragendſten Bedeutung, welches uns hoffnungsvoll in die Zukunft der evangeliſchen Kirche blicken läßt.

Wir ſprechen dies anerkennende Urtheil aus, obwohl wir uns ſehr wohl bewußt ſind, daß daſſelbe einiger Beſchränkungen bedarf. Indem wir über die Arbeiten Bericht erſtatten, die von der Synode erledigt worden ſind, werden wir Gelegenheit haben, die Punkte zu berühren, wo auch wir die Beſchlüſſe der Synode nicht zu billigen vermögen.

Blicken wir vor allem auf die Parteien der Synode und an erſter Stelle auf die Partei, die für die konſtituirende, außerordentliche Generalſynode maßgebend geweſen war, die ſogenannte Mittelpartei, die jetzt den Namen „Evangeliſche Vereinigung“ angenommen hatte. Sie war diesmal in namhaft geringerer Stärke in der Synode vertreten, ſie bildete noch nicht den dritten Theil der Verſammlung. Wir verzichten darauf, die Gründe dieſes Rückgangs darzulegen, um nicht Leidenſchaften von neuem zu wecken, die gerade im Laufe der Synode beſchwichtigt worden ſind, und um nicht das Band zu lockern, das hier geknüpft wurde. Der „Evangeliſchen Vereinigung“ gereichte ihre geringere Zahl nur zum Gewinn. Der Zuſammenhang ihrer Genoſſen war ein feſterer, die Einheit eine kräftigere und poſitivere, als dies auf der vorigen Generalſynode, wo die ſammelnde Fahne weſentlich die Verfaſſung geweſen war, hatte ſein können. Auch dies gab ihr eine beſtimmtere Färbung, daß ſich im Unterſchied von ihr eine, freilich nur aus acht Gliedern beſtehende, Linke gebildet hatte. Der Vorwurf, daß ſie nur einen Uebergang zum Proteſtantenverein bilde, war damit thatſächlich widerlegt. Die „Evangeliſche Vereinigung“ ſtellte ſich auf den Boden der heiligen Schrift, der in der Landeskirche giltigen reformatoriſchen Bekenntniſſe und der Union, und erklärte zugleich, treu und unverändert die Grundſätze aufrecht erhalten zu wollen, welche bei Feſtſtellung der Generalſynodal-Ordnung maßgebend geweſen waren.

Am ſchärfſten ſtand der „Evangeliſchen Vereinigung“ die konfeſſionell-lutheriſche Partei gegenüber. Die letzte Tendenz derſelben, die auf Sprengung der Union und Wiederherſtellung der lutheriſchen Kirche als einer beſonderen empiriſchen Kirche gerichtet iſt, kam freilich nicht zur vollen Geltung; die Loſung der Auguſt-Konferenz wurde auf der Synode nicht ausgeſprochen. Man

beſchränkte ſich darauf, eine Deklaration des Begriffs „Evangeliſches Bekenntniß“ im Sinne des hiſtoriſchen Bekenntnißſtandes, alſo eine Erläuterung der §§ 5 und 18 der Generalſynodal-Ordnung durch § 1 derſelben zu beantragen, und man entſchloß ſich ſogar, für eine motivirte Tagesordnung zu ſtimmen, durch welche dieſer Antrag, der den Namen des Grafen Rothkirch trug, abgelehnt wurde. Dieſe motivirte Tagesordnung lautete: „In Erwägung, daß mit der Union auch der Bekenntnißſtand der evangeliſchen Landeskirche hinſichtlich der in ihr zu Recht beſtehenden reformatoriſchen Bekenntniſſe durch § 1 der Generalſynodal-Ordnung gewährleiſtet iſt und dieſe Gewährleiſtung die Vorausſetzung der Beſtimmungen in § 5 und 18 iſt, geht die Synode über dieſen Antrag zur Tagesordnung über.“ Das konfeſſionelle Element in ſeiner beſtimmten Geſtalt trat alſo kaum hervor, nur eine eigenthümliche, allgemeiner gerichtete kirchenpolitiſche Tendenz kennzeichnete die Partei. Dieſelbe zeigte ſich als ſtarke Betonung des autoritativen Prinzips, als das Beſtreben, die Abhängigkeit der einzelnen Gemeinden ſowie der einzelnen Geiſtlichen von den höheren Inſtanzen, Kreis- oder Provinzial-Synodalvorſtänden und Konſiſtorien zu ſteigern und die freie Selbſtbewegung der Geiſtlichen wie der einzelnen Gemeinden zu beſchränken. Müſſen wir auch zugeben, daß durch dieſe Tendenz die konfeſſionelle Partei mit einem weſentlichen Prinzip der Verfaſſung in Kolliſion kommt, ſo kann dies doch für uns kein Grund ſein, ſie deshalb zu verurtheilen. Das Autoritäts- und Individualitäts-Prinzip ſchließen ſich keineswegs aus, ſondern dienen einander zur gegenſeitigen Korrektur. So könnten wir uns wohl denken, daß ſich zwiſchen der „Evangeliſchen Vereinigung“ und der konfeſſionellen Partei ein freundliches Verhältniß bildete. Die eine wie die andere vertritt eine Wahrheit. Was wir der konfeſſionellen Partei aber zur ſchweren Schuld anrechnen müſſen, das iſt ihr Verhalten bei den Wahlen zum Synodalvorſtand. Sie hat ſich nicht entſchließen können, Mitgliedern der „Evangeliſchen Vereinigung“ ihre Stimme zu geben. Sie hat kleinliche Parteipolitik, aber nicht Kirchenpolitik getrieben. Sie hat in der Hoffnung auf momentanen Erfolg, die ſich übrigens nicht verwirklichte, die Bedingungen mißachtet, an welche der Beſtand der evangeliſchen Kirche geknüpft iſt, die Anerkennung aller Parteien, die auf dem poſitiven Boden des evangeliſchen Bekenntniſſes ſtehen. Nichtsdeſtoweniger hoffen wir, daß allmählich auch dieſe Partei lernen wird, die Intereſſen der Kirche von einem höheren Standorte aus zu betrachten. So lange freilich Herr v. Kleiſt-Retzow Stimmführer der Partei iſt, verzichten wir auf die Erfüllung dieſer Hoffnung. Aber es gibt in derſelben auch beſonnenere, maßvollere und friedlichere Elemente; wir nennen hier vor allem den Grafen Rothkirch-Trach. Gelingt es dieſen, die Führung zu erlangen, ſo dürfen wir eine Verſtändigung in ſichere Ausſicht nehmen.

Wir wenden uns zu der dritten, größten und deshalb maßgebenden Partei, die sich um die Fahne der „positiven Union" gesammelt hatte. Der Charakter derselben war ein vermittelnder; schloß sie Elemente in sich, die der konfessionellen Partei zuneigten, so auch wieder andere, die ebensowohl in der „Evangelischen Vereinigung" hätten ihren Platz nehmen können. Und so kam es denn, daß die Partei der positiven Union bald mit den Konfessionellen gegen die „Evangelische Vereinigung", bald mit dieser gegen die Konfessionellen stimmte. Mit der „Evangelischen Vereinigung" war sie durch die Vertretung der Union verbunden und eben dadurch von den Konfessionellen getrennt. Was sie mit diesen einte und von jener schied, war dieselbe autoritative Tendenz, die wir bei den Konfessionellen wahrgenommen und in ihrem relativen Werthe gewürdigt haben. Wir finden sie auch hier, aber frei von der Abneigung gegen die Union und eben deshalb gemäßigt und gemildert. Objektiv betrachtet, besteht zwischen der „Evangelischen Vereinigung" und der Partei der positiven Union kein prinzipieller Gegensatz; es ist wesentlich Sache des Temperaments, der Stimmung, die darüber entscheiden wird, ob die Wahl nach dieser oder jener Seite ausschlägt. Optimisten, die auch bei einem größeren Maße freier Bewegung das Heil der Kirche gewahrt glauben, werden sich hierhin, Pessimisten, die als Voraussetzung desselben enger gezogene Schranken ansehen, sich dorthin wenden. Für die nahe Verwandtschaft beider Gruppen war nichts charakteristischer, als daß rheinländische Synodalen aus taktischem Interesse bei gleicher kirchenpolitischer Stellung die einen hier, die andern dort sich anschlossen.

Es ist als ein besonders günstiges Ergebniß der Generalsynode anzusehen, daß diese beiden Gruppen sich näher getreten sind, und wir glauben wohl keinen Widerspruch erwarten zu dürfen, wenn wir behaupten, daß die Wahlen zum Präsidium und in den Synodalvorstand für die „Evangelische Vereinigung" ein günstigeres Resultat gehabt hätten, wenn das freundliche Verhältniß, das zwischen beiden Gruppen am Schluß der Synode sich gebildet hatte, schon bei Beginn derselben vorhanden gewesen wäre. In Folge der Verstimmungen aber, die vorher zwischen ihnen Platz gegriffen hatten, ließ sich für die „Evangelische Vereinigung" nur ein bescheidener Gewinn retten, der zu den Ansprüchen, die sie vermöge ihrer Stärke erheben durfte, nicht im Verhältniß stand. Die Marschroute der positiven Union war durch Verpflichtungen, die sie gegenüber der konfessionellen Partei eingegangen war, schon vorgezeichnet.

Noch eine Bemerkung sei uns gestattet, bevor wir uns zu den Arbeiten der Synode selbst wenden. Wir bedauern es, daß bei den Wahlen die Linke völlig ignorirt worden ist. Im Synodalvorstand einen Platz einzunehmen, konnte sie ja in Folge ihrer numerischen Schwäche nicht beanspruchen; und wir gestehen auch, daß wir einer Partei, deren Stellung zum evangelischen

Bekenntniß eine so lose und unbestimmte ist, wie wir dies von der Linken in der Synode behaupten müssen, einen Platz im Kirchenregiment nicht zu bewilligen vermöchten; dagegen hätte eine Vertretung im Synodalrath ihr nicht versagt werden sollen. Wir halten es nicht für gerathen, eine Partei, die thatsächlich unter den Angehörigen der evangelischen Landeskirche eine weite Verbreitung hat, von der Theilnahme an der Vertretung derselben völlig auszuschließen. Wir halten es nicht für gerathen, denn es verbittert; wir halten es aber auch nicht für billig. Die „Evangelische Vereinigung" trägt übrigens an dieser Ausschließung der Linken keine Schuld, sie hat in privaten Verhandlungen sich dagegen ausgesprochen, aber ohne Erfolg.

Wir wenden uns nun zu den Arbeiten der Synode. Diejenige Vorlage des evangelischen Oberkirchenraths, welche am frühesten erledigt wurde, und welcher eine allgemeine Sympathie entgegengebracht wurde, war der Gesetzentwurf, betreffend den Ruhegehalt der emeritirten Geistlichen. Derselbe ist im wesentlichen unverändert geblieben. Die wenigen Modifikationen, welche von der Kommission vorgeschlagen und von der Synode angenommen wurden, hatten die Tendenz, die finanzielle Lage des geistlichen Standes noch günstiger zu stellen. Wir sind überzeugt, daß durch diesen Gesetzentwurf das Kirchenregiment und die Synode sich einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der evangelischen Geistlichkeit unsrer Landeskirche erworben haben. Es wird durch denselben einem allgemein peinlich empfundenen unwürdigen Zustande ein Ende gemacht, welcher den Inhaber der Pfründe von dem Tode seines Vorgängers eine Mehrung seiner Einkünfte erwarten ließ und den letzteren veranlassen mußte, sich als eine Hemmung für das irdische Wohl seines Nachfolgers zu betrachten. Die neue Ordnung ist allerdings vorläufig nur für die östlichen Provinzen bestimmt, die Entscheidung des Rheinlands und Westfalens steht noch aus. Ob hier überhaupt der Anschluß an die neue Ordnung erfolgen wird, ist fraglich, oder vielmehr kaum noch fraglich. Die dort bestehenden gesetzlichen Bestimmungen sichern den Geistlichen bei ihrer Emeritirung eine günstigere Lage, als die neue Ordnung ihnen zu gewähren vermag. Der emeritirte Pfarrer erhält wenigstens die Hälfte seines bisherigen Diensteinkommens, und die Gemeinde sorgt dafür, daß der Nachfolger bis zum Tode des emeritirten Pfarrers anständig besoldet wird. Für die östlichen Provinzen aber bezeichnet der neue Gesetzentwurf jedenfalls einen wesentlichen Fortschritt.*)

*) Die wichtigsten Bestimmungen des Gesetzentwurfs sind folgende: § 4. Das Ruhegehalt beträgt, wenn die Versetzung in den Ruhestand vor vollendetem elften Dienstjahre eintritt, $^{20}/_{80}$ und steigt von da ab mit jedem weiter zurückgelegten Dienstjahre um $^{1}/_{80}$ bis zum Höchstbetrage von $^{60}/_{80}$ des anrechnungsfähigen Diensteinkommens. Das Ruhegehalt soll in diesen Fällen nicht über 5000 Mark und nicht unter 900 Mark betragen. § 12. Von

Die zweite Vorlage betraf die Trauordnung. Einer besondern Trauordnung bedarf die Kirche dann nicht, wenn die Eheschließung des Staats denselben Prinzipien folgt, welche sich der Kirche aus ihrem biblisch normirten sittlichen Bewußtsein ergeben. Wo dies der Fall ist, wird bürgerliche Eheschließung und kirchliche Trauung in einen Akt zusammenfallen; hört diese Uebereinstimmung auf, so ist die nothwendige Konsequenz auf der einen Seite eine besondere staatliche Regelung der Eheschließung, auf der andern Seite eine kirchliche Trauordnung. Daß daher eine solche von der ersten ordentlichen Generalsynode berathen wurde, entsprach einem lebhaft und allseitig empfundenen Bedürfniß. Die Vorlage derselben ist auch keineswegs als eine Aenderung in den Anschauungen des Oberkirchenraths anzusehen, sie ist vielmehr in ihren ersten Anfängen eine Hinterlassenschaft des Präsidenten Herrmann.

Die Grundgedanken des vorgelegten Entwurfs wurden von der Synode gebilligt; eine wesentliche Modifikation desselben, die von der Kommission empfohlen und von der Synode in erster Lesung angenommen war, fiel in der zweiten Lesung. Es ist das Verdienst des Antrags, der die Namen v. Goßler und Graf Rothkirch-Trach trägt, daß diese prinzipielle Abweichung von der Vorlage wieder beseitigt wurde. Die Frage, die hier in Betracht kam, betraf die Instanz, welche entscheiden sollte, ob eine Eheschließung Geschiedener nach gemeiner Auslegung des göttlichen Worts in der evangelischen Kirche als sündhaft zu bezeichnen und daher die Trauung in einem solchen Falle zu versagen sei. Hier hatte die Kommission und die Synode in erster Lesung den Geistlichen als erste Instanz völlig beseitigt und an dessen Stelle den Kreis-Synodalvorstand gesetzt, der nach Anhörung des Gemeinde-Kirchenraths entscheiden sollte. Nur in denjenigen Fällen war der Geistliche als erste Instanz zugelassen, wo die Ehescheidung wegen Ehebruchs oder böslicher Verlassung erfolgt oder die Ehe zwar aus anderen Gründen getrennt, der andere Theil aber bereits verstorben oder wieder verheirathet sei. Diese Bestimmung schloß ein unbegründetes Mißtrauensvotum gegen den Geistlichen in sich, und wir sind sehr befriedigt, daß in der zweiten Lesung auf die Bahn der Vorlage zurückgelenkt und das erwähnte Amendement angenommen wurde, nach welchem in den genannten Fällen die Entscheidung des Kreis-Synodalvorstandes nach

---

jedem, Rechte auf Ruhegehalt gewährenden geistlichen Amte ist nach Höhe des Diensteinkommens ein jährlicher Beitrag zu dem Pensionsfonds zu leisten. Derselbe wird, wenn das Einkommen unter 4000 Mark beträgt, auf 1 Proc., wenn es höher ist, aber unter 6000 Mark bleibt, auf 1½ Proc. und bei noch höherem Einkommen auf 2 Proc. des durch 100 Mark theilbaren Gesammtbetrages berechnet. § 14. Vom Tage der Emeritirung eines Geistlichen ab hat dessen letzte Stelle acht Jahre lang ein Viertel ihres gesammten Pfründen- oder etatsmäßigen Einkommens in einem nach Mark abgerundeten Betrage an den Pensionsfonds abzugeben.

Anhörung des Gemeinde-Kirchenraths nur dann eintreten soll, wenn der Geistliche die Trauung ablehnt.*)

Was das Trauformular betrifft, so kann der Gesammteindruck dieser liturgischen Leistung nur ein günstiger sein. Die Formeln lauten voll und kräftig, und doch schlicht und einfach. Mit Recht sind Parallelformulare zu gleichberechtigtem Gebrauch sowohl für die Traufragen wie für die Vollziehung der Trauung dargeboten worden. Die Traufragen haben zu ihrem Inhalt das eine Mal — wir beschränken uns hier auf die entscheidenden Worte —, ob das Brautpaar einander aus Gottes Hand hinnehmen, das andere Mal, ob es einander nach Gottes Wort und Willen haben und halten will. Die eine Formel für die Trauungsvollziehung spricht in den heiligen christlichen Ehestand zusammen, die andere segnet den ehelichen Bund. Die zweite Traufrage und die zweite Trauvollziehungsformel werden besonders da sich eignen, wo das eheliche Leben schon vor der Trauung begonnen hat; die andern da, wo die Trauung den Anfang des ehelichen Lebens vermittelt. Doch, wie gesagt, hier und dort sind die Formeln zu gleichberechtigtem Gebrauch gegeben, die Gewissen sollen geschont werden. Was wir bedauern, ist nur, daß die zusammensprechende Formel nicht zugleich eine Segnung in sich schließt — denn die Segnung ist doch die eigenste Funktion der Kirche —, und daß da, wo der Begriff der Segnung statthat, diese sich nicht in einem segnenden Votum darstellt. Daß die Braut da, wo sie das elterliche Haus noch nicht verlassen hat, auch in das eheliche Leben noch nicht eingetreten ist, in der Regel als Jungfrau und mit dem Geburtsnamen zu bezeichnen ist, hat nach dem Vorgange Hannovers das Formular mit gutem Grund ebenfalls angenommen.

Die dritte große Vorlage des Kirchenregiments betraf die Disciplinar-Ordnung bei Verletzung kirchlicher Pflichten in Bezug auf Taufe, Konfirmation und Trauung. Daß auch diese Vorlage einem dringenden Bedürfniß entgegenkommt, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Das Zivilstandsgesetz hat die staatsgesetzliche Verpflichtung der einzelnen Glieder der Kirche zu den genannten

*) Die wichtigsten übrigen Bestimmungen der Trauordnung sind folgende: § 12. Die Trauung findet statt bei allen nach dem bürgerlichen Recht zulässigen Ehen, jedoch sind ausgenommen: 1.) Ehen zwischen Christen und Nichtchristen; 2.) Ehen Geschiedener, wenn deren Schließung von den zuständigen Organen auf dem Grunde des Wortes Gottes nach gemeiner Auslegung der evangelischen Kirchen als sündhaft erklärt wird; 3.) Ehen solcher Personen, welchen als Verächtern des christlichen Glaubens oder wegen lasterhaften Wandels oder wegen verschuldeter Scheidung der früheren Ehe oder wegen ihres Verhaltens bezüglich der Eingehung der Ehe der Segen der Trauung ohne Aergerniß nicht ertheilt werden kann; 4.) gemischte Ehen, vor deren Eingehung der evangelische Theil die Erziehung sämmtlicher Kinder in der römisch-katholischen oder in einer anderen nicht evangelischen Religionsgesellschaft zugesagt hat.

Handlungen aufgehoben, es tritt daher nun an die Kirche die Frage heran, wie sie sich zu verhalten habe, falls ihre Glieder jene von ihr geforderten Handlungen unterlassen. Ein zwiefaches muß hier selbstverständlich sein, einmal, daß ein disciplinarisches Einschreiten der Kirche nicht als das erste, sondern als das letzte, äußerste Mittel angewandt wird, nachdem die Seelsorge vergeblich ihr Werk gethan hat; denn aber auch, daß ein disciplinarisches Verfahren stattfinden muß, wenn die Wege der Seelsorge nicht zum Ziele geführt haben; die Kirche ist sich dies selbst schuldig, ihrer Selbstachtung schuldig, es ist ein Akt der Selbstvertheidigung, zu dem sie genöthigt wird. Eine Kirche, welche prinzipiell auf Kirchenzucht verzichtet, verfällt unweigerlich der Mißachtung und verliert die Autorität, deren sie zur Lösung ihrer Aufgaben bedarf. Auch darüber wird kein großer Dissensus sein, daß hier feste Normen bestehen müssen, wenn nicht eine verhängnißvolle Verwirrung Platz greifen soll. Es darf nicht hier der kirchlichen Disciplin verfallen, wer dort frei ausgeht. Das Subjekt, welches die Kirchenzucht ausübt, ist in erster Linie die Kirche; die Gemeinde ist nur das vollziehende Organ. Man könnte daher nur darüber verschiedener Meinung sein, ob die von der Synode beschlossene Disciplinar-Ordnung das Rechte getroffen hat. Daß dies im wesentlichen geschehen ist, dürfte schon die Thatsache wahrscheinlich machen, daß das Gesetz im Plenum von allen Gruppen, abgesehen von den acht Vertretern der Linken, en bloc einstimmig angenommen wurde. Wir gestehen zu, es findet sich in dem Gesetz eine Bestimmung, die Bedenken erwecken kann, und deren Ersatz durch die ursprüngliche Fassung der kirchenregimentlichen Vorlage wir vorgezogen hätten; aber diese Bestimmung ist auch die einzige, die allzugroßer Schärfe geziehen werden kann. Es ist dies § 12, welcher die Ausschließung vom Abendmahle zum Gegenstande hat. Die Vorlage hatte dieselbe davon abhängig gemacht, ob die der Disciplin verfallenen Glieder als unfähig anzusehen seien, die Gnadengabe im Segen und ohne Aergerniß der Gemeinde zu empfangen. Die Fassung der Kommission, die von der Synode angenommen wurde, fügt dem hinzu, daß eine solche Gemüthsverfassung anzunehmen sei bei beharrlicher Verabsäumung der Taufe, im übrigen namentlich dann, wenn die Unterlassung der kirchlichen Pflicht sich durch öffentliche Reden oder Handlungen als Verachtung des Wortes Gottes kennzeichne. Doch schwinden die Bedenken, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der Begriff des „Annehmens" ein hypothetischer, subjektiver ist, daß daher die Ausschließung vom Abendmahle da nicht zulässig sein kann, wo bestimmte Thatsachen vorliegen, die einer solchen Annahme widerstreiten. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß die Instanzen, durch welche diese Disciplin geübt werden wird, die Organe der Gemeinde, der Gemeindekirchen-

rath und der Kreis-Synodalvorstand bilden, die schwerlich zu einer herben, verletzenden und verbitternden Auslegung des Gesetzes die Hand bieten werden.*)

Der vierte größere Gesetzentwurf, der aus den Arbeiten der Synode hervorgegangen ist, bezieht sich auf die Pfarrwahl-Ordnung. Die Synode hatte hier die Initiative ergriffen; im Anschluß an eine Vorlage des Kirchenregiments, betreffend das Dienstalter der Geistlichen, wonach auch die akademische Thätigkeit, der Dienst in evangelischen Vereinen oder Anstalten für innere Mission oder für sonstige Zwecke christlicher Liebesthätigkeit, sowie die Verwaltung eines geistlichen Amts in evangelischen Gemeinden außerhalb Deutschlands angerechnet werden sollten, letztere bis zum doppelten Betrage, wenn die Thätigkeit der Geistlichen eine besonders anstrengende oder die Gesundheit gefährdende gewesen sei, wurde eine allgemeine Regelung der Pfarrwahl entworfen. Betrachten wir diesen Entwurf, wie er gegenwärtig vorliegt, so bietet er zu wenigen Bedenken Anlaß. Die Fassung der ersten Lesung freilich hätten wir nicht

---

*) Die wichtigsten übrigen Bestimmungen dieses Gesetzes sind folgende: § 4. Kirchenglieder, welche die Taufe eines unter ihrer Gewalt stehenden Kindes verweigern oder beharrlich versäumen, sollen der Fähigkeit, ein kirchliches Amt zu bekleiden, des kirchlichen Wahlrechts, sowie des Rechts der Taufpathenschaft verlustig erklärt werden. Die Einsegnung der Wöchnerinnen unterbleibt, so lange durch Schuld der Eltern die Taufe nicht begehrt wird. — — §. 5 Der Verlust der in § 4 genannten Rechte trifft auch solche Kirchenglieder, welche in Verachtung der kirchlichen Ordnung entweder ein evangelisches, unter ihrer Gewalt stehendes Kind beharrlich der Vorbereitung für die Konfirmation entziehen, beziehungsweise in die Konfirmation desselben nicht einwilligen, oder welche verweigern, für ein von ihnen geschlossenes Ehebündniß die Trauung nachzusuchen. Doch kann in einzelnen, für eine mildere Beurtheilung geeigneten Fällen dieser Art die Entziehung kirchlicher Rechte ausnahmsweise zunächst auf den Verlust der Wählbarkeit und der Fähigkeit, ein kirchliches Amt zu bekleiden, beschränkt werden. § 6. Ein Kirchenglied, welches sich verpflichtet, seine sämmtlichen Kinder der religiösen Erziehung in einer nichtevangelischen Religionsgesellschaft zu überlassen, ist der Fähigkeit, ein kirchliches Amt zu bekleiden, sowie des kirchlichen Wahlrechts, in schweren Fällen auch des Rechts der Taufpathenschaft verlustig zu erklären. Inwieweit die Entziehung dieser Rechte auch da einzutreten hat, wo die gedachte Pflichtverletzung ohne vorangegangenes Versprechen thatsächlich vorliegt, bleibt dem Ermessen der zuständigen Organe überlassen. § 7. Ein Kirchenglied, welches eine Ehe schließt, der die Trauung aus kirchlichen Gründen nach Maßgabe der Vorschriften der Trauungsordnung versagt werden muß, ist der kirchlichen Wählbarkeit und in schweren Fällen auch des Wahlrechts, sowie des Rechts der Taufpathenschaft verlustig zu erklären. § 8. Die nachträgliche Entziehung kirchlicher Rechte ist nicht zulässig, wenn die Erfüllung der genannten kirchlichen Pflichten thatsächlich nicht mehr möglich ist. § 9. Wird die versäumte kirchliche Pflicht nachträglich erfüllt, so sind die entzogenen Rechte dem Betroffenen auf seinen Antrag wieder beizulegen. § 14. Evangelischen Eltern soll für solche Kinder, welche im kirchlich unmündigen Alter ungetauft gestorben sind, die Bestattung auf dem kirchlichen Friedhof nicht versagt werden. Jedoch können die geistliche Begleitung und die kirchlichen Ehren bei der Beerdigung solcher Kinder, welche durch Schuld der Eltern ungetauft geblieben sind, seitens der Angehörigen nicht beansprucht werden. § 15. Die Unterlassung der Trauung seitens der Eltern ist kein Grund, den Kindern die Taufe zu versagen.

zu billigen vermocht. Hier hatte die Abneigung gegen die freie Wahl der Gemeinden einen entschiedenen Sieg errungen. § 11 bestimmte: „Im Falle der Nichtbestätigung des Gewählten hat das Konsistorium dieselbe näher zu begründen.“ Damit war thatsächlich die Wahl der Gemeinden aufgehoben, war es wesentlich in die Hand des Konsistoriums, in seine freie Entscheidung gelegt, ob die Wahl der Gemeinde giltig sein solle oder nicht. Diese Fassung ist in der zweiten Lesung beseitigt und gemäß dem Antrag Schrader-Königsberg, Köstlin, v. Kennowski in Einklang mit der Verordnung von 1874 durch folgende Bestimmung ersetzt worden: „Die Berufung darf, abgesehen von dem aus der Gemeinde erhobenen berechtigten Einspruch, nur versagt werden: 1.) wegen Gesetzwidrigkeit des Wahlverfahrens; 2.) wegen Mangels der gesetzlichen Wählbarkeit des Gewählten; 3.) wegen Verletzung der Vorschriften des § 3 dieses Gesetzes*); 4.) wegen geistiger oder körperlicher Unfähigkeit des Erwählten, das Amt zu verwalten.

Zur Erläuterung dieser ganzen Angelegenheit bemerken wir Folgendes: In der evangelischen Landeskirche Altpreußens herrschen und herrschten seit langer Zeit die mannichfaltigsten Besetzungsweisen, Ernennungen durch die Konsistorien als Vertreter des landesherrlichen Patronats, Ernennungen durch Privatpatronate auf der einen Seite, Wahl durch die Gemeinde auf der andern Seite. In letzterem Falle sind bald alle selbständigen Gemeindeglieder betheiligt, bald nur die vertretenden Organe. In Folge der Synodal-Ordnung vom 10. September 1873, die in § 32,2 festsetzt: „Pfarrstellen, welche bisher auf Grund des fiskalischen Patronats, spezieller Statuten oder aus anderen Gründen der freien kirchenregimentlichen Verleihung unterlegen haben, werden dergestalt besetzt, daß die Kirchenbehörde in dem einen Erledigungsfalle *mit*, in dem anderen *ohne* Konkurrenz einer Gemeindewahl den Pfarrer beruft“, sind nun die königlichen Verordnungen vom 2. Dezember 1874 und vom 25. Juli 1876 ergangen, welche die Ausführung jener Synodal-Bestimmung regeln. Das Gebiet der freien Pfarrwahlen ist dadurch um ein erhebliches erweitert. Fragt man, ob wir diese Erweiterung für wünschenswerth erachten, so gestehen wir offen, daß unsere Stimmung eine getheilte ist. Die Art und Weise, wie sich die Gemeinden in den östlichen Provinzen bei freien Pfarrwahlen verhalten, ist oft wenig mustergiltig. Darüber, daß die Gemeinden sich etwa geneigt zeigten, ausschließlich einer liberalen Richtung angehörige Geistliche zu wählen,

*) § 3 beschränkt die Pfarrwahl insofern, als in Pfarrstellen, deren Jahreseinkommen, ausschließlich der Dienstwohnungsnutzung, 3600 Mark übersteigt, nur Geistliche von mindestens zehn Dienstjahren, in Pfarrstellen, deren Jahreseinkommen, ausschließlich der Dienstwohnungsnutzung, 5400 Mark übersteigt, nur solche von mindestens fünfzehn Dienstjahren gewählt werden dürfen.

haben wir nicht zu klagen. Bei uns in Oſtpreußen wenigſtens ſind die Gemeinden ſo verſtändig, in erſter Linie nicht nach der theologiſchen Richtung der Kandidaten, ſondern nach dem Geſammteindruck ihrer Perſönlichkeit, ihrer homiletiſchen Begabung und Leiſtung zu fragen. Daß ihnen dabei Mißgriffe begegnen, wollen wir nicht beſonders rügen. Auch Konſiſtorien ſind nicht unfehlbar. Was aber ſehr peinlich berührt, das ſind die Parteigegenſätze, welche ſolche Wahlen hervorbringen, die Agitationen widerlichſter Art, die ſich mit ihnen verbinden und ſelbſt zur Zeitungsreklame greifen. Indeſſen in den Fällen, welche die Pfarrwahl-Ordnung regeln will, handelt es ſich um Wahlen, bei denen nicht die Gemeinde unmittelbar, ſondern durch ihre geſetzmäßigen Vertretungen thätig iſt, bei denen ſich alſo zu den gerügten Agitationen weniger Spielraum bietet, bei denen ferner durch den oben zitirten § 3 für die Bewerbung gewiſſe Schranken gezogen ſind. Mag es hie und da auch in dieſen Fällen an bedauerlichen Vorkommniſſen nicht gefehlt haben, ſo reicht das vorliegende Material doch nicht aus, um die Entziehung eines eben erſt verliehenen Rechtes zu begründen. Es läßt ſich hoffen, daß die Gemeinden es lernen werden, in würdiger Weiſe ſich deſſelben zu bedienen. Was in den weſtlichen Provinzen, was in der Provinz Poſen erreicht iſt, kann kein unerreichbares Ideal für die übrigen Provinzen bilden. Auch wäre es wenig angebracht geweſen, in dem Augenblick, in welchem den Gemeinden kirchliche Steuern auferlegt werden ſollen, ihnen ein ſo werthvolles Recht wieder zu entziehen.

Nur wenige Worte fügen wir noch über einige andere Beſtimmungen der Pfarrwahl-Ordnung hinzu. Als ein fünfter Grund für das Konſiſtorium, die Beſtätigung zu verſagen, iſt durch Beſchluß der Synode, gemäß einem Antrag des Konſiſtorial-Präſidenten Hegel, der Fall bezeichnet worden, daß der Gewählte durch perſönliches Werben um Stimmen in einer oder der anderen Weiſe mit unwürdigen Mitteln auf ſeine Wahl einzuwirken verſucht habe. Die Minorität, welche gegen dieſen Antrag ſtimmte, ließ ſich dabei von den, wie uns ſcheint, wohlbegründeten Gedanken leiten, daß ein ſolcher Paſſus nicht in das Geſetz gehöre, und vor allem, daß er die Würde des geiſtlichen Standes ſchädige. Sie handelte in Uebereinſtimmung mit dem Präſidenten des Oberkirchenraths, der die gewiß zutreffende Erklärung abgab, daß weder die Gemeinden ſo roh, noch die Geiſtlichen ſo depravirt ſeien, um eine ſolche Beſtimmung zu rechtfertigen. Sie ſei überflüſſig, weil das Nöthige ſchon im allgemeinen Landrecht vorgeſehen ſei, und bedenklich, weil ſie einen Makel auf die Geiſtlichen werfe. Eine andere von der Synode beſchloſſene Neuregelung betrifft die Probepredigt des Gewählten. Die Verordnung vom 2. Dezember 1874 hatte eine ſolche nur dann als nothwendig bezeichnet, wenn die Gemeinde-Organe vor der Wahl ſie forderten; die Synode hat jetzt, nach dem Vorſchlag

der Kommission festgesetzt, daß, falls der Gewählte nicht bereits vor der Wahl eine Gastpredigt gehalten habe, er auch sonst der Gemeinde nicht schon hinlänglich bekannt sei, eine Probepredigt und Katechisation stattfinden solle. Wir können diese Bestimmung nur billigen. Die Wahl, um die es sich in der ganzen Pfarrwahl-Ordnung handelt, wird von den Gemeinde-Organen vollzogen. Diese wählen vielleicht eine Persönlichkeit, die der Gemeinde völlig unbekannt ist. Das ist ein Mißstand, der die Rechte der Gemeinde beeinträchtigt, und es ist gut, daß er beseitigt ist. Wenn die Verordnung vom 2. Dezember 1874 jedem Gemeindegliede gestattet, gegen Lehre, Gaben und Wandel des Gewählten Einspruch zu erheben, dann muß ihm auch die Möglichkeit dazu nicht beschränkt werden. Wir halten daher diese Bestimmung der Synode für durchaus korrekt. Ihr entspricht es, daß nun auch die Frist des Einspruchsrechts beziehungsweise von der Probepredigt an gerechnet wird. Einen letzten wichtigen Punkt, der unsre Beachtung beansprucht, bildet § 14, welcher für den Fall, daß auch eine zweite Pfarrwahl die Bestätigung des Kirchenregiments nicht erlangt hat, diesem die Befugniß gibt, ohne Konkurrenz einer weiteren Gemeindewahl die Stelle zu besetzen. Diese Bestimmung entspricht allerdings nicht der Richtung, welche das evangelische Kirchenrecht auf diesem Gebiete eingeschlagen hat. Dasselbe weiß nichts von einem Devolutionsrecht in Bezug auf Gemeindewahlen. Allein es bleibt kein anderer Ausweg übrig als der hier von der Synode betretene. Die Bedürfnisse der Gemeinde dürfen nicht dauernd unter der Differenz zwischen den Gemeinde-Vertretungen und dem Kirchenregiment leiden. Und daß diese Bestimmung dazu dienen wird, die ersteren zu nöthigen, bei der Pfarrwahl die Interessen auch der Minorität zu berücksichtigen und nicht Persönlichkeiten zu designiren, die zu Protesten derselben Anlaß geben, können wir nur als einen Gewinn ansehen. Uebrigens entspricht diese Anordnung auch der Mai-Gesetzgebung, insofern die letztere auf die möglichste Beschränkung der Zeitfristen für Pfarrvacanzen Bedacht nimmt. Schließlich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die neue Pfarrwahl-Ordnung in den entscheidenden Bestimmungen — Wahl durch die gesetzlichen Vertretungen und Regulirung der Bewerbungen mit Rücksicht auf das Dienstalter der Bewerber und die Einkünfte der Stellen — durch die synodalen Organe auf alle Gemeinden, denen das Recht der Pfarrwahl zusteht, übertragen werden möchte.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Der letzte Erzkanzler des alten deutschen Reichs.*)

Von Otto Kaemmel.

2.

Von dem Beginne des Krieges war Dalberg völlig überrascht. Auch sein Gebiet wurde zum Theil von der französischen Invasion betroffen, doch verstand er, gemäß dem Deputationshauptschluß, die Neutralität von Regensburg und Wetzlar durchzusetzen, während er auf der anderen Seite keinen Anstand nahm, im Fürstenthum Aschaffenburg auf jede Befreiung der landesfürstlichen Gebäude von den Lasten der Einquartierung zu verzichten, und zugleich alle sonst etwa geltenden Exemtionen in dieser Beziehung aufhob (4. November). Zugleich brachte er fast in demselben Momente zum letzten Male seine Erzkanzlerwürde zur Geltung. Nach der Ulmer Katastrophe (17. Oktober), nach dem Uebertritt Baierns, Würtembergs und Badens zu Frankreich, in dem Augenblicke, als Napoleons Heersäulen widerstandslos auf Wien vorgingen, der Kaiser selbst sein Hauptquartier bereits in Linz aufgeschlagen hatte, ließ er am 8. November dem Reichstage durch Albini eine sogenannte Diktatur zugehen, welche zunächst — in lauter Fragesätzen — die jammervolle Lage Deutschlands der hohen Versammlung zu Gemüthe führte, dann die Frage aufwarf: „Sollte der Name Deutschland, der Name deutscher Nation, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte? der durch Treue, Muth, Arbeitsamkeit und nützliche Erfindungen sich um das Wohl der Menschheit verdient machte?“ und zum Schlusse Vorschläge machte, wie ein solches Unglück vermieden werde „1.) durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten, 2.) durch Vereinigung der Gemüther, in Befolgung der Reichsgesetze, 3.) durch einstimmige Verwendung aller und jeder Deutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken.“ Gewiß waren das die richtigen Mittel, nur hätte Dalberg auch angeben sollen, wie sie unter den obwaltenden Umständen in Wirksamkeit zu setzen seien, doch er hatte immer Neigung gehabt, nach dem Motto dixi et salvavi animam zu handeln, und unzweifelhaft hat er auch damals dies Aktenstück als eine kühne Mannesthat betrachtet. Die Genugthuung wenigstens hatte er, den Zorn des Imperators zu reizen. Von Schönbrunn aus schrieb dieser am 24. Dezember an den Erzkanzler: J'ai vu avec peine les démarches qu'a faites Votre Altesse pour réveiller l'esprit germanique, surtout lorsqu'Elle n'avait point jugé à propos d'en faire au moment où la Bavière avait été occupée par l'Autriche et le territoire

*) Karl v. Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten-Primas. Von Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau, 879. Zwei Bände.

germanique envahi par les barbares du Nord. Zum Schluſſe citirte er ihn nach München, wo er Anfang Januar einzutreffen gedachte. Dort ſoll es nun zu einer heftigen Scene zwiſchen beiden gekommen ſein, wobei der Erzkanzler tapfer ſeinen deutſchen Standpunkt behauptet haben will; und in der That iſt es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß Napoleon, welcher auch ſonſt durch theatraliſche Polterſcenen zu ſchrecken liebte — comediante nannte ihn nach einer ſolchen Pius VII. —, durch ein ähnliches Mittel auf Dalberg zu wirken wußte, um ihm für die Zukunft jeden Widerſpruch gründlich zu verleiden. Jedenfalls hat der Zwiſchenfall den Primas von Deutſchland nicht gehindert, am 14. Januar 1806 in der Hauptſtadt des neuen Königreichs Baiern, das der Friede von Preßburg aus dem Reichsverbande bereits gelöſt hatte, die Trauung der Prinzeſſin Auguſte von Baiern mit Eugen Beauharnais, dem Vicekönig von Italien, in Gegenwart des franzöſiſchen Kaiſerpaares in eigener Perſon zu vollziehen. Er konnte dort auch mit eigenen Augen ſehen, mit welchem Jubel ſich das bairiſche Land von tauſendjährigen Verbindungen losſagte, um als ein ſouveränes „Reich“ ſich zu konſtituiren. In Würtemberg und Baden war es kaum anders geweſen. Wie lange mochten da die ſinkenden Trümmer der alten Verfaſſung noch aufrecht bleiben?

Dieſe Betrachtung in Verbindung mit der Sorge um den Fortbeſtand des Kurſtaates, welche ſich nothwendig daraus ergab, mag Dalberg auf einen Gedanken geführt haben, der zum erſten Male offen die Grundidee des Rheinbundes formulirte. Von irgend einem Zwange alſo zu dieſem Bunde iſt bei ihm am allerwenigſten die Rede. Am 19. April richtete der Erzkanzler, natürlich wie immer in „reiner Abſicht“, jene Note an den franzöſiſchen Geſandten in Regensburg, worin er ausführte: Deutſchland ſei in Anarchie und bedürfe der Wiedergeburt; es werde dieſe finden durch die Wiederaufrichtung des abendländiſchen Kaiſerthums unter Napoleon als Nachfolger Karls des Großen. Gleichzeitig ſchlug er in einem Schreiben an Napoleon ſelbſt die Erhebung des Herzogs von Cleve-Berg (Murat) zum Kurfürſten und die Ernennung des Kardinals Feſch zu ſeinem Coadjutor vor; auch hier „bezeugte“ ihm „ſein Herz die volle Reinheit ſeiner Abſichten“. In der That erreichte er ſeinen nächſten Zweck. Schon am 6. Mai kam ein Vertrag zwiſchen ihm und Frankreich zu Stande, der dem Kurfürſten-Erzkanzler „die Integrität ſeiner Staaten“ gewährleiſtete und ihn verpflichtete, die Ernennung des Coadjutors zu vollziehen. Am 24. Mai bereits ging auch die Anzeige dieſer Ernennung an Franz II., wobei ſeine Einwilligung keineswegs eingeholt, ſondern nur vorausgeſetzt wurde; am 27. erfolgte die offizielle Mittheilung an den Rumpf des Regensburger Reichstags, am nächſten Tage ging dieſelbe freudige Botſchaft an den Kardinal Feſch. Während nun der Kaiſer in ſeiner Antwort vom 18. Juni dem Erzkanzler ſehr deutlich das Unpaſſende,

ja Ungeſetzliche ſeines Benehmens zum Bewußtſein brachte, hätte die lange Zögerung des Ernannten und die Art, wie er ſeine Ernennung aufnahm, jeden anderen als dieſen Phantaſten mit „den reinen Abſichten“ über die unglaubliche Thorheit ſeines Planes belehren müſſen. Feſch, der Stiefonkel Napoleons, „die komiſche Figur des Hauſes Bonaparte“, ein Mann, deſſen Intereſſen durchaus in Rom und Frankreich lagen, der Deutſchland nie betreten hatte, von ſeinen Einrichtungen, ſeiner Literatur, ſeiner Sprache nicht das Mindeſte wußte, ſollte jetzt des deutſchen Erzkanzlers Coadjutor und ſpäter ſelbſt Erzkanzler werden! Nicht minder thöricht erſcheint der Gedanke in Bezug auf die Hoffnungen Dalbergs für die Neugeſtaltung der katholiſch-deutſchen Kirche, denn Feſch war römiſch geſinnt und alſo für Ideen, wie ſie der Erzkanzler hegte, ganz unzugänglich. Jedenfalls ſah der Kardinal beſſer, als er, die Thorheit des ganzen Planes ein, denn nur ein direkter Befehl des Kaiſers veranlaßte ihn, die ihm höchſt unwillkommene Stellung anzunehmen, wobei er ſich ausdrücklich ausbedang, Erzbiſchof von Lyon bleiben zu dürfen. Seinen Entſchluß zeigte er Dalberg in einem ſehr charakteriſtiſchen Briefe vom 29. Juni an, aus dem wir folgende Stellen ausheben: Quellesque soient les raisons, beginnt er, qui vous ont décidé à jeter les yeux sur moi pour être votre Coadjuteur, elles me sont absolument étrangères; et si je ne répondais point par mes talents à Ses vues, le Primat des Gaules pourrait dire au Primat d'Allemagne: pourquoi vous êtes vous érigé en arbitre souverain, en me mettant dans la nécessité d'accepter des dignités auxquelles je n'étais point appelé? ... Je me plaisais à méditer l'éternelle verité que V. A. m'a souvent répétée: Quaerite primum regnum Dei. En effet le champ que le Père de famille m'avait confié, n'était pas assez fécond pour produire en abondance des fruits dignes du Royaume de Dieu?

Dies Alles ſcheint auf Dalberg keinen weiteren Eindruck gemacht zu haben. Er ſchwelgte in dem Gefühle eines „Meiſterſtreichs“, wie ſein getreuer Graf Beuſt in Paris den Einfall nannte, und betrieb eifrig die erforderliche päpſtliche Beſtätigung für den Kardinal. Doch die Angelegenheit zog ſich wie üblich in die Länge und iſt auch niemals zu dem urſprünglich beabſichtigten Abſchluß gebracht worden. Die Ereigniſſe warfen auch die Coadjutorie des Kardinals mitſammt der Kur- und Erzkanzlerwürde zu den Todten.

Um ſo raſchere Erfüllung war den Hoffnungen beſchieden, welche Dalberg über die Wiederaufrichtung des occidentaliſchen Reiches ausgeſprochen hatte. Die Zuſtände, wie ſie ſeit dem Preßburger Frieden (26. Dezember 1805) in Deutſchland beſtanden, waren allerdings unhaltbar. Schon ſeit dem April 1806 wurde deshalb in Paris mit Baiern, Würtemberg und Baden über die Grundlagen des Rheinbundes verhandelt. Wie für dieſe Staaten erhebliche Ver-

größerungen aus reichsritterschaftlichen und reichsstädtischen Gebieten in Aussicht genommen waren, so sollte auch der Kurstaat durch Frankfurt a. M. erweitert werden, und dagegen hatte Dalberg nichts einzuwenden, obwohl er erst kurz zuvor versichert hatte, er würde für sich nichts annehmen. Von dem Bündnißplane selbst erhielt Graf Beust erst am 3. Juli eine beiläufige und allgemein gehaltene Mittheilung durch Talleyrand, den Minister des Auswärtigen, aus der aber doch bereits der Plan, alle süd- und westdeutschen Staaten vom Reiche loszulösen und unter französisches Protektorat zu stellen, völlig erkennbar war Ueber die Art, wie der Rheinbund damals zu Stande gebracht und die ganze Sache wenigstens den Gesandten der Kleinstaaten sozusagen über den Kopf weggenommen wurde, haben schon die Berichte Hans von Gagerns u. a. genügendes Licht verbreitet; doch enthalten die Relationen des Grafen Beust, welche von Beaulieu in extenso mitgetheilt werden, noch Manches zur Vervollständigung des unerfreulichen Bildes. Graf Beust hatte auf die Auseinandersetzung des französischen Ministers zuerst erklärt, die geforderte Unterschrift könne er seinerseits, da der Vertrag die ganze „alte Verfassung vollständig ändere und neugestalte", nicht eher geben, als bis er um neue Instruktionen bei seinem Herrn eingekommen sei, was er sofort thun wolle; der Franzose jedoch erwiederte einfach, „daß der Kaiser verlange, es solle Alles ohne den geringsten Aufschub und unter dem größten Geheimniß fertig gemacht und unterzeichnet werden, daß in einem solchen dringenden Falle der Gesandte bereit sein müsse, die Sache auf sich zu nehmen". Diesem Drängen wagte der Gesandte nicht zu widerstehen, er berieth sich also mit dem soeben ernannten Coadjutor Kardinal Fesch, und beide fanden, daß, da die größeren süddeutschen Staaten mit Frankreich offenbar schon einig und Napoleons Stellung seit dem Presburger Frieden eine ganz übermächtige geworden sei, jeder Widerstand unmöglich, ja vielleicht verderblich werde, zumal da ja an die Aufrechterhaltung der alten Verfassung ohnehin nicht mehr gedacht werden könne. Demnach erklärte sich der Gesandte am nächsten Tage bereit, vorbehältlich der Genehmigung seines Herrn, den Vertrag zu unterzeichnen. Dabei wurde das Geheimniß dieser kläglichen Verhandlungen so vollständig gewahrt, daß der preußische Gesandte Luccheſini eben damals seiner Regierung melden konnte, man beschäftige sich in Paris gar nicht mit den deutschen Angelegenheiten.

Dalberg selbst kann die Depesche seines Gesandten kaum vor dem 10. Juli erhalten haben, mußte also annehmen, daß derselbe inzwischen den Vertrag unterzeichnet haben werde. Brach nun etwa der „erste Kurfürst des Reichs" in Entrüstung über die bevorstehende Trennung vom deutschen Reiche oder auch nur in Klagen aus? In seiner Erwiederung vom 22. Juli findet sich nichts von alledem. Er erklärte vielmehr ausdrücklich, ein Gesandter könne in einem

dringenden Falle, unter Vorbehaltung der Ratifikation einen Vertrag unterschreiben, den er für seinen Staat als nützlich betrachte. „Ich werde fortwährend alles, was in meinen Kräften steht, thun, daß der große Mann, der mich mit seinem Vertrauen beehrt, mich seiner wohlwollenden Achtung würdig finde, und daß mein Eifer für das Wohl Deutschlands sich stets gleich bleibe.“ Fast zur selben Zeit, am 18. Juli, bemerkte er zu einem Schreiben Albinis vom 17.: „Ich bin in tiefem Vertrauen in die göttliche Vorsehung auf Alles gefaßt; wenn die charta magna kommt, so wird sie zu prüfen sein, mit dem festen Vorsatz der Pflicht und des nulla pallescere culpa; können wir die deutsche alte Verfassung retten, so sind Herr Staatsminister gewiß mit Mir einverstanden, daß wir alle Kräfte aufbieten müssen. Stürzt aber das alte ehrwürdige Gebäude unaufhaltsam zusammen, impavidos ferient ruinae, und der Dekan des Kurfürstlichen Kollegiums muß sich in solchem Augenblick in Beziehung auf seine Kollegen mit Offenheit, Würde und ruhiger Standhaftigkeit betragen.“ Also nur die hundertmal wiederholten Redensarten, hinter denen weder Einsicht noch Entschlossenheit stand.

Die Ausfertigung der Rheinbundsakte verzögerte sich über Erwarten. Erst am 11. und 12. Juli berief Talleyrand die Gesandten einzeln zu sich, las ihnen das Aktenstück vor und forderte die Gesandten auf zu unterzeichnen. Dies geschah jedoch erst am 17. Juli, dem Datum, welches denn auch die verhängnißvolle Urkunde trägt. Am 18. meldete Beust das Geschehene. Seine Depesche kann den Erzkanzler frühestens am 23. erreicht haben; die Ratifikation war dann pünktlich, wie stipulirt, am 25. in München. Damit fällt auch die Behauptung, zu der sich Dalberg gegenüber dem österreichischen Gesandten in Regensburg, v. Fahnenberg, am 11. August herabließ, er sei über die Akte heftig erschrocken und habe erst an Resignation gedacht und sich davon nur durch die Vorstellungen einiger Mitstände abbringen lassen, in nichts zusammen. Oder, beruht sie insofern auf Wahrheit, als er wirklich von einzelnen Bestimmungen der Rheinbundsakte erschreckt wurde, und daß er einen Moment zögerte, sie zu ratifiziren, so würde das wenig anderes als Gedankenlosigkeit und Kurzsichtigkeit gewesen sein. Denn er sah nichts weiter vor sich als die Ausführung dessen, was er kurz vorher selbst als wünschenswerth bezeichnet hatte, und über alle Hauptsachen, vor allem über die bevorstehende Trennung vom Reiche und das Protektorat Napoleons, hatte ihn bereits Beusts erste Depesche unterrichtet. Wie dem auch sei, Dalberg hat, wie die andern auch, den Vertrag, der das alte tausendjährige Reich vollends in Trümmer schlug, ratifizirt und am 1. August mit seinen fürstlichen Genossen am Reichstage seinen Austritt aus dem bisherigen Verbande erklärt. Am Tage vorher hatte er sich bereits durch Anzeige

dieſes Schritts gegenüber dem Kaiſer Franz „tief gerührt“ ſeiner letzten Pflicht als Kurfürſt und Reichserzkanzler entledigt.

Mit Recht hebt Beaulieu in der zuſammenfaſſenden Kritik dieſes ganzen Verfahrens hervor, wie das allgemeine Urtheil über Dalbergs Betheiligung am Rheinbunde immer härter gelautet habe und härter habe lauten müſſen als über die weltlichen Fürſten, da der Erzkanzler keine Dynaſtie zu ſichern und nicht für angeſtammte Lande zu ſorgen hatte. Wahrhaft patriotiſch hätte er gehandelt, wenn er damals mit einem energiſchen Proteſt ſeine Würde niedergelegt und ſich auf ſein geiſtliches Amt zurückgezogen hätte. Warum hat er es nicht gethan, warum iſt er zum Verräther an derſelben Reichsverfaſſung geworden, für die mannhaft einzutreten er ſo oft als ſeine oberſte Pflicht bezeichnet hatte? Die Erklärung liegt unzweifelhaft darin, daß er wirklich an die Möglichkeit einer Reorganiſation Deutſchlands im Anſchluß an Napoleons Protektorat glaubte. Eben deshalb hoffte er, ganz Deutſchland, aber außer Preußen und Oeſterreich, im Rheinbunde dereinſt vereinigt zu ſehen. Denn niemals hat er begriffen, daß die politiſche Stärke der Nation ganz wo anders liege als in dieſen zerfahrenen Territorien des Südens und Weſtens, die ſoeben die Willkür der Kabinetspolitik zu neuen Staatenbildungen zuſammenzuſchweißen ſich bemühte.

Jene Hoffnung verurtheilte denn nun den früheren Reichskanzler dazu, Jahre hindurch den Stein des Siſyphus zu wälzen, indem er ſich abmühte, dem neuen Staatenkonglomerat eine „Verfaſſung“ zu verſchaffen, und vielleicht hat darin die einzige Vergeltung gelegen, die er empfand, daß ihm dies mißlang, wie es mißlingen mußte. Denn dazu hatte doch Napoleon dieſe Lande nicht vom Reiche losgeriſſen, um ſie nun wieder zu einem in ſich eng verbundenen Staatskörper zu vereinigen; Truppen ſollten ſie ihm liefern, nichts weiter. Und dazu hatten dieſe Fürſten nicht ſich ſouverän gemacht, um nun die Feſſeln einer neuen Bundesverfaſſung ſich anzulegen. So hatte Dalberg keinen Beiſtand von dem einen oder den anderen zu erwarten; ſeine Beſtrebungen blieben die eines Privatmannes, und es gehörte ſeine ganze faſt naive Unkenntniß der Dinge und der Perſonen dazu, daß er ſich darüber täuſchte. Nach § 15 der Rheinbundsakte war er allerdings als Fürſt-Primas, als Vorſitzender des königlichen Kollegiums verpflichtet, den Entwurf eines Grundgeſetzes vorzulegen, und ſo eifrig ging er auf die neuen Verhältniſſe ein, daß er ſchon am 4. Auguſt dem hohen Protektor einen Entwurf überſandte, den dieſer auch — in dem Augenblicke, wo er ſich rüſtete, über Preußen herzufallen! — ſorgfältig zu prüfen verſprach (13. Auguſt). Dalberg wollte zunächſt die Errichtung eines Bundesgerichts für die Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Staaten und Wiederbelebung derjenigen Reichsgeſetze, welche noch auf den neuen Zuſtand anwendbar ſeien, wie des Religionsfriedens, der Landfriedens- und Exekutionsordnung u. a., er

dachte ſich alſo den neuen Bund als eine Umbildung des alten Reichs. Etwas anders faßte der Protektor die Sache auf, obwohl er ſich hütete, dieſem naiven Bewunderer ſeiner Größe ſeine geheimſten Gedanken zu verrathen. Als die ruchloſe Ermordung Palms (26. Auguſt) die neue Souveränetät der Rheinbundsfürſten blendend illuſtrirt hatte und die allgemeine Entrüſtung doch zu deutlich hervortrat, da erklärte Napoleon in einem an den Fürſten Primas gerichteten Circular vom 11. September, er wolle nur Protektor, nicht Oberlehnsherr (suzerain) der Bundesfürſten ſein, ſich alſo in die inneren Angelegenheiten derſelben keineswegs miſchen und nur ſie bei ihrer Souveränetät ſchützen. Das ganze Verhältniß habe eben nichts Neues geſchaffen, ſondern nur dasjenige geſetzlich fixirt, was ſchon ſeit Jahrhunderten thatſächlich beſtanden. Eben darum betonte er auch in einem Briefe an Talleyrand (22. Auguſt), das zu vereinbarende Grundgeſetz müſſe die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten ſo wenig wie möglich verletzen; als Grundlage müſſe vor allem die Unverletzlichkeit des Bundesgebiets feſtgehalten, demzufolge auch keinen fremden Truppen (die franzöſiſchen galten natürlich nicht als fremde) der Durchmarſch verſtattet werden. Darauf hin lud Dalberg vermittelſt Circulars vom 13. September die Bundesregierungen ein, ihre Geſandten zur Berathung des Grundgeſetzes nach Frankfurt zu ſchicken, und legte ihnen zugleich die Anſchauungen des hohen Protektors vor. Wirklich trafen nun mehrere Geſandte ein, aber der Ausbruch des Krieges mit Preußen (25. September) verhinderte die beabſichtigte Berathung im Beginn; Baiern und Würtemberg riefen ihre Vertreter ab.

Dieſer erſte Verſuch, den Bundestag zu bilden, iſt auch der letzte geblieben. Umſonſt ſchickte der Fürſt-Primas den Grafen Beuſt, den Bruder ſeines Geſandten in Paris, im Dezember 1806 mit neuen Vorſchlägen dem Kaiſer nach Berlin, ſchließlich auch nach Warſchau nach, umſonſt wies er darauf hin, daß vielfach ſchon (z. B. in Würtemberg) die Souveränetät mit willkürlicher Gewalt verwechſelt werde; der furchtbare Winterfeldzug in Oſtpreußen beſchäftigte den Schutzherrn begreiflicherweiſe mehr als die Verfaſſungspläne ſeines Getreuen; er ließ ſie zunächſt ganz unbeantwortet. Erſt als er nach dem Frieden von Tilſit den Primas in Frankfurt beſuchte (24. Juli), lud er ihn nach Paris ein, um über den Rheinbund und die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche in Deutſchland (d. h. im Rheinbunde) mit ihm weiter zu verhandeln.

Während eines mehr als halbjährigen Aufenthalts in der franzöſiſchen Hauptſtadt vom Auguſt 1807 bis zum März 1808 hatte Dalberg mehrere perſönliche Unterredungen mit Napoleon über ſeine Verfaſſungspläne. Da die beiden von ihm vorgeſchlagenen „Reichstribunale“ nicht die Billigung des Protektors fanden, ſo wollte er dem Bundestage die Entſcheidung etwaiger Strei-

tigkeiten übertragen und diesem dazu sechs bis acht „Reichsreferendarien“ zur Vorberathung für das Plenum beigegeben wissen. Diese sollten der Natur der Sache nach festangestellte Beamte sein, dagegen der Bundestag nur zwei Monate lang jährlich versammelt bleiben. Aber auch so gelangte der Primas zu keinem Abschluß; der Protektor fand die deutschen Angelegenheiten verwickelter, als er gedacht hatte, und begnügte sich schließlich mit einem Abkommen, das die Rangordnung der Staaten im Bundestage nach der Stärke der von ihnen gestellten Kontingente festsetzte, sehr bezeichnend für den Gesichtspunkt, von dem aus er den Werth der Konföderirten beurtheilte. Seine Abreise nach Italien am 16. November rückte vollends den Abschluß dieser Verhandlungen in unbestimmte Ferne. Denn auch der sorgfältige Entwurf, den Dalbergs Staatsrath v. Eberstein zu einem Grundgesetz des rheinischen Bundes ausarbeitete und mit dem Divisionschef de la Besnardière Punkt für Punkt durchsprach, blieb schließlich eine Privatarbeit. Il n'en est pas encore le temps, bemerkte darüber trocken der Schirmherr, und diese Zeit kam nie.

Ebensowenig erfüllte sich damals Dalbergs Hoffnung, ein Korkordat für den Rheinbund zu Stande zu bringen. In wunderlicher Unkenntniß der traditionellen Politik der Kurie, ja sogar der eben damals zwischen ihr und Frankreich obwaltenden Spannung entwarf er einen Plan zu einer einheitlichen, gewissermaßen nationalen Kirchenverfassung für den Rheinbund unter seinem Primat, als ob sich eine solche hätte erreichen lassen ohne den entschlossensten einheitlichen Willen der Genossenschaft, für die sie bestimmt war. Und wo war ein solcher Wille vorhanden? Zwar kam im November 1807 der Kardinal Bayanne mit della Genga nach Paris, und Champagny legte ihm nicht blos den Entwurf eines Vertrages mit Frankreich vor, sondern betonte auch die Nothwendigkeit eines rheinbündischen Konkordats, aber Dalberg hatte eine einzige Unterredung mit beiden, und bald widerrief Pius VII., gereizt durch die französische Occupation mehrerer Theile des Kirchenstaats, die seinen Vertretern ertheilte Vollmacht, um endlich nach der Besetzung Roms am 2. Februar 1808 jene ganz abzuberufen.

So kehrte Dalberg im März 1808 nach Frankfurt zurück, ohne nur eines seiner Ziele erreicht zu haben oder auch nur ihnen näher gekommen zu sein. Wohl mag ihn damals gelegentlich die Ahnung beschlichen haben, es sei doch Alles vergebene Mühe. Der sächsische Gesandte wenigstens berichtete nach Hause, die Laune des Fürsten Primas sei nicht mehr so heiter wie früher; alle Welt mache diese Bemerkung.

Aber eine klare Erkenntniß von den Ursachen seiner Mißerfolge ging ihm auch damals nicht auf. Wenigstens seine Verehrung für Napoleon litt nicht darunter. Er folgte ihm im Oktober 1808 nach Erfurt, um den Troß fürst-

licher Bewunderer zu vergrößern, nach demſelben Erfurt, als deſſen Statthalter er früher die glücklichſten Jahre ſeines Lebens verbracht hatte. Die Zeichen herzlicher Verehrung, die ihm die Bevölkerung vielfach darbrachte, mußten ihn eher wehmüthig als freudig ſtimmen; er hat dem auch gegenüber Karoline von Wolzogen, die er in Weimar beſuchte, Ausdruck gegeben. Aber das Entwürdigende, das in der Behandlung der Rheinbundsfürſten durch Napoleon zu Erfurt lag, hat er ſchwerlich gefühlt. Er war ſtolz auf „die Ehre, als Primas das Organ dieſer Konföderation zu ſein", und wagte als ſolcher auch nicht, die von ihm nach der Aechtung Steins (16. Dezember 1808) erbetene Verwendung für die confiſcirten Güter deſſelben am Rhein eintreten zu laſſen, Steins, mit dem er früher Jahre lang in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, ja deſſen Berichten er ſeine Erhebung zum Coadjutor größtentheils zu verdanken hatte. Als dann der Krieg von 1809 ausbrach, Oeſterreich die Waffen erhob für die Befreiung Europas und Baiern abermals wie 1805 von ſeinen Heeresmaſſen überſchwemmt wurde, während der glorreiche Aufſtand der Tiroler bei allen Deutſchgeſinnten Begeiſterung und Hoffnung erregte, da hielt es der Fürſt-Primas für angezeigt, in einer Proklamation vom 22. April Zeugniß abzulegen dafür, „daß die Könige und Souveräne, deren Vereinigung den rheiniſchen Bund bildet, lebhaft empfinden, daß die Unverletzlichkeit ihres Gebiets, die Sicherheit ihrer Beſitzungen, die Erhaltung des Friedens, dieſer Quelle des öffentlichen Wohls, die weſentlichen Beweggründe ihrer Vereinigung waren, daß ihre wechſelſeitige Eintracht und das Zutrauen in ihren Schirmer und Beſchützer, Se. Maj. den Kaiſer Napoleon, die Grundfeſte ihrer Sicherheit ausmachen, daß keine Anſtrengung ihnen unmöglich ſcheint, wenn es darauf ankommt, die politiſche Exiſtenz ihrer Staaten, die von dem allgemeinen Wohl unzertrennlich iſt, zu erhalten", während er zugleich ſich gedrungen fühlte, gegen die Auffaſſung zu proteſtiren, „daß die Souveräne, welche ſich beeiferten, in die rheiniſche Konföderation einzutreten, wider ihren Willen in eine Verbindung eingetreten ſeien, welche doch ihre Sicherheit ausmacht, welche ſie in den Stand ſetzt, für ihr und ihrer Unterthanen Wohl alle von der ſouveränen Unabhängigkeit unzertrennlichen Vortheile zu entwickeln".

Vielleicht kann man darin wenigſtens eine Art von beſſerer Erkenntniß erblicken, daß Dalberg in dieſer Proklamation nicht mehr von „deutſchen" Intereſſen redete, ſondern einfach die Behauptung der einzelſtaatlichen Exiſtenz und Souveränetät als Zweck dieſes Bundes hinſtellte.

(Schluß folgt.)

Die Funde von Pergamon im Berliner Museum.

Die Kunde von den großartigen Entdeckungen auf der Akropolis des alten Pergamon, ist mit Blitzesschnelle durch die gebildete Welt geeilt: im deutschen Vaterlande überall mit Jubel begrüßt, mit Enthusiasmus weitergetragen, im Auslande mit demselben verbissenen Groll aufgenommen, der seit einem Jahrzehnt alle glücklichen Unternehmungen Deutschlands und Preußens begleitet. England zumal, das sich seit einem Jahrhundert als den unumschränkten Herrn des Orients wähnt, als den privilegirten Schatzgräber auf den Ruinenstätten der alten Kultur, hat bei dieser Kunde seinen Ingrimm und seine Scheelsucht nicht verbergen können. Was England seit dreißig Jahren in Kleinasien zusammengeraubt oder durch große Opfer erworben, wird mit einem Male durch die deutschen Entdeckungen in Pergamon in den Schatten gestellt. Noch mehr, die edelsten Schätze des britischen Museums, die von Lord Elgin geraubten Bildwerke des Parthenon, haben in den pergamenischen Skulpturen Rivalen erhalten, die jene um das Renommée alleiniger Priorität zu bringen drohen. Die Skulpturen von Pergamon sind ebenso grandios, ebenso einzig in ihrer Art wie die Elgin marbles.

Der Verdruß, daß England mühelos und ohne Opfer an Blut und anderen edlen Gütern Schätze und Länder einheimst, ist allgemach in unserem Volke größer und größer geworden. Gleichmäßig beherrscht diese Stimmung alle Kreise, und darum kann es Niemanden Wunder nehmen, daß sich in den vollen Accord des Jubels auch ein Ton der Schadenfreude mischt, daß England zusehen mußte, wie deutsche Männer unter dem Schutze legal erworbener Rechte unerhörte Schätze dem klassischen Boden enthoben, daß ein Engländer es war, welcher zuerst der gebildeten Welt die Kunde von dem friedlichen Siege Deutschlands bei Pergamon bringen mußte. Wir haben den Spott des Auslands über den deutschen Idealismus, über unsere Uneigennützigkeit bei den Ausgrabungen in Olympia geduldig ertragen müssen, weil er nur zu sehr gerechtfertigt war. Jetzt hat der „ehrliche Makler" gleichsam seine Provision erhalten, und Hohn und Spott sind verstummt. Vielleicht hat gerade die uneigennützige Haltung Deutschlands in der Orientpolitik dazu beigetragen, daß es dem Geschick unseres diplomatischen Vertreters in Konstantinopel, des Grafen Hatzfeldt, am Ende gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden und den Ferman des Sultans zu erwirken, der uns die Ausfuhr dieser kostbaren Schätze gestattete.

Bereits ſind ſie zum größten Theile in den Räumen des Berliner Muſeums geborgen. Zweihundert Kiſten ſind noch unterwegs: wenn Poſeidon uns günſtig iſt, deſſen Torſo ſich bereits unter den im Muſeum geborgenen Stücken befindet, wird auch der Reſt glücklich in den Hafen einlaufen. Es ſcheint jedoch, daß das letzte Wort von deutſcher Seite noch nicht auf der Akropolis von Pergamon geſprochen worden iſt. Der Direktor der Berliner Antikenſammlung, Profeſſor Conze, hat bis vor kurzem noch dort geweilt — er iſt jetzt auf der Heimreiſe begriffen —, um näheres über die Geſtalt des Baudenkmals zu ermitteln, zu welchem die gefundenen Skulpturenreſte gehört haben. Da die Genehmigung der türkiſchen Regierung, in Pergamon Nachgrabungen zu veranſtalten, vom Auguſt 1878 datirt und auf ein Jahr bemeſſen iſt, ſo ſteht zu hoffen, daß man nicht einen Stein ununterſucht gelaſſen haben, daß man vielleicht noch manches andere koſtbare Gut gefunden haben wird, über welchem der Schleier des Geheimniſſes heute ebenſo dicht ruht, wie noch vor wenigen Wochen über dem Gigantenfries.

Bevor wir auf die Geſchichte dieſer merkwürdigen Entdeckung und auf ihre kunſtgeſchichtliche Würdigung eingehen, bedarf es eines hiſtoriſchen Rückblicks auf die Zeit, aus welcher die gewaltige Schöpfung hervorgegangen iſt.

Lyſimachos, der Beherrſcher Vorderaſiens, der „Schatzmeiſter", wie er von ſeinen Feinden ſpöttiſch genannt wurde, hatte den Eunuchen Philetäros zum Hüter ſeiner Schätze beſtellt. Auf der befeſtigten Burg von Pergamon in Myſien, gegenüber der Inſel Lesbos, bewachte dieſer neuntauſend Talente, aber nicht lange im Intereſſe ſeines Herrn. Als Seleukos Nikator immer größere Fortſchritte nach Weſten machte und die Schwäche und Thatenloſigkeit des Lyſimachos immer mehr zunahm, benutzte der ſchlaue Eunuch den günſtigen Augenblick und wandte ſich dem neuaufgehenden Sterne zu. Aber der Glanz deſſelben leuchtete nicht lange über Kleinaſien. Zwar nahm er in einer Schlacht am Hellespont dem Lyſimachos Reich und Leben, aber kurz darauf, im Anfange des Jahres 280, wurde er ſelbſt von Ptolemäos Keraunos ermordet. Jetzt ſah ſich Philetäros frei. Mit Hilfe ſeiner Schätze warb er Söldner, und ſeine Schlauheit half ihm, inmitten der allgemeinen Kämpfe und Verwirrungen ſeine Unabhängigkeit zu erringen und bis zu ſeinem Tode zu behaupten. Sein Neffe Eumenes I. (263—241) begann ſeine Regierung mit einem Sieg über Antiochos Soter und verſtand es, das Erworbene gegen die räuberiſchen Horden der Kelten, welche ſich in Galatien angeſiedelt hatten und als Söldner in den Dienſt bald dieſes, bald jenes Machthabers traten, mit Erfolg zu vertheidigen. Unter ſeinem Nachfolger Attalos I. (241—197) wuchs der galliſche Schrecken wieder in unerträglichem Maße. Plündernd und verheerend drangen die Galater in Myſien ein und legten den Städten unerſchwingliche Tribute auf. Da

that endlich Attalos ihren Beutezügen Einhalt. Er zog ihnen mit seinem Heere, welches er zuvor durch glückliche Zeichen ermuthigt hatte, entgegen und vernichtete sie in einer furchtbaren Entscheidungsschlacht in der Nähe seiner Hauptstadt. Als der Sieger auf seine Akropolis heimkehrte, legte er das Diadem um seine Stirn und nahm den Königstitel an. Nach der allgemeinen Annahme fällt dieser Gallersieg, der den Barbaren wenigstens für ein Menschenalter einen heilsamen Schrecken einjagte, in das Jahr 238.

Der Ruf von der glänzenden Waffenthat des Attalos drang bald nach Hellas hinüber, und der neue König, ein Mann, der nach dem Ausspruch des Livius auch durch Geistesgröße des königlichen Namens würdig war, glaubte seinen Sieg nicht besser verherrlichen zu können als durch Weihgeschenke an die Götter, die er durch Künstlerhand ausführen ließ. Plinius erzählt, daß es vorzugsweise Isigonos, Phyromachos, Stratonikos und Antigonos waren, die seine und des Eumenes Siege über die Gallier darstellten. Wir wissen ferner, daß es nicht blos Statuen waren, sondern auch Gemälde, von denen uns Pausanias ausdrücklich berichtet. Von einem dieser Weihgeschenke, dem auf der Burg zu Athen, macht uns derselbe Pausanias eine ausführliche Mittheilung. An der Südseite der Akropolis, dicht an der Mauer, sah Pausanias vier Kämpfergruppen, bestehend aus Figuren von zwei Ellen Höhe, welche König Attalos dorthin gestiftet hatte: den Kampf der Götter mit den Giganten, den Kampf der Athener gegen die Amazonen, die Schlacht bei Marathon und den Sieg der Pergamener über die Galater. In allen vier Gruppen war also der Sieg der Civilisation und der Gesittung über die Personifikationen finsterer Naturgewalten und die Vertreter der barbarischen Welt symbolisirt, und speziell die Gigantenschlacht der Götter war das Prototyp für den Kampf des Attalos, den er zugleich im Namen der hellenischen Bildung gegen kulturfeindliche Elemente ausgefochten. Böttticher hat bei seinen Untersuchungen auf der Akropolis zu Athen die Basen entdeckt, auf welchen die Statuengruppen aufgestellt waren, während Brunn mit großem Scharfsinn in Venedig, Rom und Neapel acht Marmorfiguren ausfindig gemacht hat, welche unzweifelhaft Bestandtheile des Attalischen Weihgeschenkes bildeten. Es sind fünf Gallier, theils in Kämpferstellung, theils verwundet zusammengesunken, ein sterbender Perser, eine todt dahingestreckte Amazone und ein Phrygier aus dem pergamenischen Heere, der auf einem Schilde knieend den Gegner abwehrt. Ob eine neunte Figur, ein in Paris befindlicher Gigant, ebenfalls zu diesen Gruppen gehört, ist noch nicht hinlänglich erwiesen, aber wahrscheinlich. So naturalistisch durchgebildet diese Figuren auch sind, und so sehr sie auch den realistischen Charakter der nachlysippischen Kunst an sich tragen, was sich nicht blos an der Markirung der Wunden, sondern ganz besonders auch an der scharfen und natur-

wahren Charakteriſtik der ethnographiſchen Eigenthümlichkeiten der Perſer und Gallier zeigt, ſo ſehr unterſcheiden ſie ſich, namentlich in der Gewand- und Körperbehandlung, von den Skulpturen des neugefundenen Gigantenfrieſes. Im Vergleich zu dem gewaltigen Pathos, das die Gruppen deſſelben erfüllt, im Vergleich zu der kühnen Formenſprache, welche ſelbſt den raffinirten Naturalismus der Laokoongruppe übertrifft, iſt der Realismus der atheniſchen Figuren unverhältnißmäßig zahm. Wenn ſich die Notiz Claracs, daß einige dieſer Statuen aus penteliſchem Marmor beſtehen, bewahrheiten ſollte, werden wir uns zu der Annahme bequemen müſſen, daß die atheniſchen Weihgeſchenke des Attalos nicht aus der pergameniſchen Schule hervorgegangen, ſondern an Ort und Stelle von atheniſchen Bildhauern angefertigt worden ſind. Als Attalos im Jahre 198 Athen beſuchte, mögen ſie vielleicht ihre Aufſtellung auf der Akropolis erhalten haben. Wann ſie von dort entführt worden ſind, wiſſen wir nicht.

Auch die Reſte eines zweiten dieſer Weihgeſchenke glaubt man in zwei Statuen des Kapitols und der Villa Ludoviſi in Rom entdeckt zu haben. Die eine, unter dem Namen des „ſterbenden Fechters“ weltberühmt, iſt längſt als ein ſterbender Gallier erkannt worden. Die andere ging früher unter der romantiſchen Bezeichnung „Arria und Pätus“; wir wiſſen jetzt, daß auch ſie einen Gallier darſtellt, welcher ſein Weib tödtet, um es vor Schmach und Gefangenſchaft zu retten. Ueber den Zuſammenhang dieſer beiden Werke mit einem größeren ergeht man ſich nur in Vermuthungen. Vielleicht gehörten ſie zu der Gruppe eines Tempelgiebels, und der „ſterbende Fechter“ würde dann nach der Analogie der Aegineten den Endpunkt der Kompoſition gebildet haben.

Alle dieſe Reſte werden völlig in den Schatten geſtellt durch die neueſten Funde der preußiſchen Schatzgräber, auf die wir nunmehr eingehen wollen, indem wir zuerſt die Geſchichte ihrer Entdeckung in kurzen Zügen ſchildern. Noch liegen die offiziellen Fundberichte nicht vor, und wir ſind deshalb auf die Mittheilungen beſchränkt, welche ein Augenzeuge, Ernſt Boretius, in der National-Zeitung gemacht hat.

Ein weſtfäliſcher Ingenieur, Karl Humann, baute im Jahre 1865 im Auftrage der türkiſchen Regierung eine Landſtraße zwiſchen der kleinaſiatiſchen Stadt Bergama, die ſich auf der Stätte des alten Pergamon erhebt, und dem drei bis vier Meilen entfernten Hafenplatze Dikeli und beobachtete bei dieſer Gelegenheit, daß Türken, Armenier und Griechen ihren Bedarf an Marmor für Treppen, Grabſteine u. dgl. von der nördlich von Bergama 156 Meter über dem Meere gelegenen Akropolis des alten Pergamon bezogen. Ebenſo ſpeiſten auch Kalkbrennereien ihre Oefen mit dem dort lagernden Material. Humann ſtellte ebenfalls Nachforſchungen an, und er war bald ſo glücklich,

einige Fragmente von Hochreliefs zu finden, mehr als zehn Centner im Gewicht, die er im Jahre 1872 dem Berliner Museum zum Geschenk machte. Es waren drei Platten, die zusammen einen Umfang von fünf Quadratmetern haben. Dieser Fund beschäftigte natürlich unsere Gelehrten in hohem Grade, und der jetzige Direktor der Berliner Antikensammlung, Professor Conze, fand bei seinen Nachforschungen eine Stelle in einem römischen Memorabilienschreiber des 3. Jahrhunderts n. Chr. (Ampelius), an welcher von einem an vierzig Fuß hohen Altar in Pergamon die Rede ist, der mit bildlichen Darstellungen einer Gigantomachie geschmückt sei. Daraufhin stellte Conze einen Antrag beim Ministerium, welches die Mittel zu Ausgrabungen bewilligte, und nachdem die Genehmigung der türkischen Regierung, Dank der diplomatischen Gewandtheit des deutschen Botschafters Graf Hatzfeldt, im Monat August 1878 erlangt war, begann der Ingenieur Humann am 9. September seine Arbeit.

Der Burgberg ist mit zahlreichen Befestigungen aus byzantinischer und späterer türkischer Zeit versehen, von denen besonders eine fünf Meter dicke byzantinische Mauer wegen ihres Reichthums an Marmorresten die Aufmerksamkeit des Herrn Humann erregt hatte. In ihr hatte er auch die Fragmente gefunden, die er dem Berliner Museum geschickt. Wenn der Altar des Ampelius keine bloße Fiktion war, mußte er in der Nähe dieser Mauer zu suchen sein, die augenscheinlich zum Theil aus seinen Resten erbaut worden war. Nördlich von dieser Mauer entdeckte er auch eine Bodenerhebung, die ihm nicht natürlich zu sein, sondern von Trümmern herzurühren schien. Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht: in der That war dies die Stelle, auf welcher sich einst der Altar erhob. Die Bildwerke waren aber durch rohe Barbarenhände von ihrem hohen Aufstellungsorte herabgestürzt und in die byzantinische Mauer mit Mörtel so fest eingefügt worden, daß die Arbeiter Humanns jeden einzelnen Stein mit Hacken, Hämmern und Hebestangen herausbrechen mußten. Am 12. September waren bereits 11 große Bilder, 30 Bruchstücke und die Substruktionen des Altars gefunden worden. Wir entnehmen dem Ausgrabungsberichte noch, daß der Gigantenfries sich nach der Berechnung des Herrn Humann in einer Länge von 130 Metern um den Altar herumzog. Da die Reliefs 2,30 Meter hoch sind, bedeckten sie eine Fläche von ca. 300 Quadratmetern. Die Zahl der theils in der ganzen Höhe, theils in großen Bruchstücken gefundenen Platten beträgt nach dem Berichte der Museumsverwaltung mehr als neunzig; dazu kommen noch ca. 1500 Fragmente. Das würde zusammen eine Bildfläche von 150 Quadratmeter ergeben, so daß uns also die Hälfte des Frieses erhalten wäre. Der Rest scheint unwiederbringlich verloren zu sein. Er ist augenscheinlich von den Byzantinern zu Kalk verbrannt worden, und zwar berechnet man nach der Ausdehnung der Mauer die Masse des

Marmors, welche auf dieſe Weiſe zu Grunde gegangen iſt, auf 20—30000 Ctr. Dieſe Summe gibt zugleich einen Anhaltspunkt für die ungeheuren Schwierigkeiten, welche der Transport der erhaltenen Skulpturen nach Berlin verurſacht hat. Man ſchätzt die Koſten deſſelben auf 30000 Mark. Sie kommen aber gar nicht in Betracht gegen die in der Geſchichte der Antiquitätenankäufe um ihrer Geringfügigkeit willen einzig daſtehende Geſammtſumme, welche zur legalen Erwerbung, Ausgrabung und Bergung dieſer Schätze erforderlich geweſen iſt, und welche ſich nur auf 130000 Frcs. beläuft.

Was Ampelius nur ſummariſch als eine ara, einen „Altar" bezeichnet hat, hat ſich durch die Ausgrabungen als eine tempelartige Anlage erwieſen, die in ihrem Aufbau mit dem Mauſſoleum von Halicarnaß oder noch näher mit dem Nereidenmonument von Xanthos verwandt iſt, welches juſt vor dreißig Jahren von einem Engländer entdeckt und nach dem britiſchen Muſeum übergeführt wurde. Auf einem rechteckigen Unterbau, deſſen eine Längsſeite von einer großen Freitreppe eingenommen war, erhob ſich eine Säulenhalle von ziemlich gleicher Höhe, deren Kern eine Tempelcella gebildet zu haben ſcheint, in welcher vermuthlich dem Stammheros der Attalen, dem Herakliden Telephos, göttliche Verehrung erzeigt wurde. Denn innerhalb des Schutthaufens wurden noch die Bruchſtücke eines zweiten Frieſes vorgefunden, deſſen Höhe nur 1,57 Meter beträgt, und deſſen Relieferhebung bei weitem nicht ſo hoch iſt wie die des Gigantenfrieſes. Obwohl die Reſte deſſelben noch in Kiſten verpackt liegen und deshalb zur Zeit noch nicht genügend unterſucht werden können, ſteht doch ſchon ſoviel feſt, daß dieſer zweite Fries den Mythos des Telephos behandelte. Telephos war der Sohn des Herakles und der tegeatiſchen Athenapriesterin Auge, welche das Kind aus Furcht vor dem Zorne ihres Vaters, des Königs Kepheus, im Heiligthume ihrer keuſchen Göttin verbarg. Als dieſe, ergrimmt über den Frevel, eine Peſt über das Land ſchickte, wurde Telephos in das der Artemis geweihte Jungfrauengebirge getragen, wo er von der heiligen Hirſchkuh der Göttin geſäugt wurde. Dieſe Scene iſt noch deutlich auf einer der Relieftafeln zu erkennen. Neben der Hirſchkuh ſteht merkwürdigerweiſe Herakles ſelbſt, mit der Achſel des linken Arms auf ſeine Keule geſtützt, genau in der Stellung des berühmten Herkules Farneſe, der bekanntlich auf ein Original des Lyſippos zurückgeht. Dieſe Thatſache iſt für uns inſofern äußerſt werthvoll, als durch ſie der Zuſammenhang der pergameniſchen Bildhauerſchule mit dem großen Meiſter nachgewieſen iſt, der die realiſtiſche Epoche der griechiſchen Plaſtik eröffnet. Nach dem Tode Alexanders des Großen zerſtreuten ſich die Künſtler, die an ſeinem Hofe lohnende Aufgaben gefunden hatten, in alle vier Winde und trugen die Art des Lyſippos, der ſich keiner von ihnen hatte entziehen können, an die Höfe der Diadochen und kleineren Dynaſten, die ſich in

das Reich Alexanders des Großen getheilt hatten. Von dem Wirken der meisten von ihnen ist durch die unaufhörlichen Kämpfe und Revolutionen, welche noch fast ein Jahrhundert lang das Weltreich Alexanders durchtobten, jede Spur verloren gegangen. Nur die Schulen von Rhodos und Pergamon, welche derselbe Geist beseelte, tauchen aus dem allgemeinen Wirrwarr empor.

Wo der Telephosfries angebracht war, kann bis jetzt noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Vielleicht hatte der Tempel die Gestalt eines Peripteros, und dann bildete der Fries vielleicht in ähnlicher Weise den Schmuck der Cella wie der berühmte Parthenonfries. Vielleicht schmückte er auch die Brustwehr, welche das Innere des Heiligthums von dem äußeren Säulenumgange trennte. In den Interkolumnien des letzteren waren, gerade wie bei dem Nereidenmonument, Statuen aufgestellt, von denen gleichfalls noch einige Reste aufgefunden worden sind. Der Telephosfries ist nicht ganz vollendet worden. Nach der gewöhnlichen Praxis der antiken Bildhauer waren die Bilder auf den einzelnen Reliefplatten nur im Rohen angelegt und dann an Ort und Stelle versetzt worden, um nachträglich von den Marmorarbeitern weiter durchgeführt und beendigt zu werden. Das ist mit einigen Platten nicht geschehen. Es scheint also, als wäre Attalos vor Vollendung seines gewaltigen Werkes gestorben, und als hätte sein kriegerischer Nachfolger Eumenes II. nicht das Interesse oder die Muße gehabt, das Vermächtniß seines Vaters zu Ende zu führen.

Denn ein gewaltiges Werk, welches schier übermenschliche Kräfte erforderte, muß dieser Altar gewesen sein. Die Messungen haben ergeben, daß die Bodenfläche, welche derselbe bedeckte, von Süd nach Nord 37,60 Meter und von West nach Ost 34,40 Meter mißt. Die Höhe des Bauwerks hat Ampelius auf 40 Fuß angegeben; die Hälfte davon kommt auf den Unterbau, und unterhalb des Kranzgesimses dieses Unterbaues zog sich der Gigantenfries hin.

Obwohl nur die Hälfte desselben erhalten ist und bis jetzt kaum drei oder vier Gruppen so zusammengesetzt worden sind, daß man ihre Komposition übersehen kann, läßt sich schon soviel mit Sicherheit behaupten, daß diese Darstellung des Gigantenkampfes nicht blos die ausführlichste und reichhaltigste ist, welche aus dem griechischen Alterthum auf uns gekommen ist, sondern daß das Werk an sich durch Ausdehnung und Umfang von keinem der uns erhaltenen Werke griechisch-römischer Kunst, auch nicht durch den Parthenonfries, übertroffen wird. Zu der edlen Einfachheit und hoheitsvollen Ruhe des letzteren bildet der Gigantenfries in seiner leidenschaftlichen Erregung freilich den denkbar schroffsten Gegensatz. Die barbarische Kampfeswuth der Gallier ist von dem genialen Künstler, welchem wir den beispiellos kühnen Wurf der Komposition verdanken, auf den Kampf der Götter mit den Giganten, den Perso-

nifikationen finſterer Naturmächte, übertragen worden. Ja, die Götter begeben ſich ſelbſt ihrer Hoheit und ihrer Würde und ſtürzen ſich mit derſelben Leidenſchaft, mit derſelben, faſt beſtialiſchen Wuth in den Kampf wie die Söhne der Gäa, welche mit halbem Leibe aus der Erde emportaucht und wehklagend über die mörderiſche Vernichtung ihrer Söhne die Arme zu Zeus emporhebt, der eben mit ſeinem Blitze Typhoeus, den mächtigſten der Giganten, zu Boden ſchmettert. Mit der Linken hält er ihm die geflügelte Aegis entgegen. Ihm zur Seite ſteht Athena, welche einen Giganten bei den Haaren faßt, während ihre Schlange den Erdenſohn umringelt. Nike ſchwebt heran und bringt ihr den Kranz. Dieſe augenſcheinlich zuſammengehörige Kompoſition füllt acht Platten; ſie bildeten vermuthlich das Centrum des Frieſes und waren an der Frontſeite des Unterbaues angebracht. Auf anderen Platten laſſen ſich noch mit Sicherheit Apollon, Artemis, Dionyſos, Poſeidon, Hephaiſtos, Boreas, Helios und Eos erkennen. Der Sonnengott taucht auf einem Viergeſpann aus der Tiefe empor, und die Göttin der Morgenröthe reitet auf einem prächtigen Roſſe. Im Gefolge der Götter kämpfen ihre Begleiter: die Nymphen der Artemis ſind an ihren phrygiſchen Jagdſtiefeln kenntlich und die Seekentauren des Poſeidon an ihren Floſſen und ihren Schwänzen, die mit mächtigen Krebsſchalen gepanzert ſind. Hinter Dionyſos ſchreitet, damit der furchtbaren Tragödie nicht das Satyrſpiel fehle, ein kleiner Faun, kenntlich an den Ziegenzäpfchen am Halſe, einher, welcher in komiſchem Eifer genau die Bewegungen ſeines ſpeerſchwingenden Herrn kopirt. Mit den Göttern kämpfen aber auch ihre Thiere, und dadurch hat der Künſtler in ſeine Kompoſition einen Moment von geradezu furchtbarer, dramatiſcher Gewalt hineingebracht.

Die Giganten ſind als wilde Barbaren mit ſtruppigem Bart und Haar, mit menſchlichen Oberkörpern und gewaltiger Muskulatur, aber zum Theil geflügelt und mit Schlangenfüßen dargeſtellt, welche in Schlangenköpfe auslaufen. Dieſe Schlangen nehmen an dem Kampfe einen bedeutenden Antheil. Während die Giganten mit Lanzen und Baumſtämmen ihre Gegner angreifen, umwinden die Schlangen ihnen Beine und Arme mit einer Kraft, daß man zu ſehen glaubt, wie die Schenkelknochen unter ihrem Drucke zuſammenbrechen, und in das Fleiſch ſchlagen ſie ihre Zähne ein. Gegen ſie wenden ſich mit gewaltigem Anſturm der Moloſſerhund der Artemis, der Panther des Bakchos und der Adler des Zeus, der ſeine Krallen erhebt und mit mächtigem Hiebe einer gegen ihn emporzüngelnden Schlange den Unterkiefer herabſchlägt.

Mit der Ueberlieferung der griechiſchen Sage hat ſich hier aſiatiſche Phantaſtik aufs innigſte verſchwiſtert. Dionyſos trägt ein langes aſiatiſches Gewand, und die Kleider der Frauen, die Stiefel, die Schilde und Schwerter ſind mit reichen Ornamenten aſiatiſchen Charakters verſehen. In der Bildung der

Köpfe offenbart ſich aber noch das reine Formengefühl, der Adel echt helleniſcher Kunſt, die hier, auf einſamem Poſten inmitten barbariſcher Völkerſchaften, eine ſo herrliche Nachblüthe erlebt hat. Zeigt ſich auch an der bewunderungswürdigen Mormorarbeit, die vor dem kühnſten Wagniß nicht zurückſchreckt, die Thätigkeit mehrerer Hände von verſchiedener Kunſtfertigkeit, ſo wurden doch alle dieſe Hände von demſelben Geiſte geleitet, der ſelbſt da eine liebevolle, bis ins Kleinſte vollendete Ausführung verlangte, wo bei dem hohen Aufſtellungsort keines Menſchen Auge hingelangen konnte. So bilden die pergameniſchen Skulpturen, deren Gleichen die Welt noch nicht geſehen hat, auch in rein techniſcher Hinſicht einen wohlthuenden Gegenſatz zu den Giebelgruppen des olympiſchen Zeustempels, die von lieb- und verſtändnißloſen Steinmetzen mit ungeübter Hand kaum aus dem Rohen herausgehauen worden ſind.

Heute, wo das gewaltige Ereigniß noch mit voller Macht auf unſere Phantaſie einſtürmt, iſt eine ruhige und unbefangene Würdigung der pergameniſchen Funde noch nicht möglich. Wenn erſt das ganze Material beiſammen und überſichtlich geordnet ſein wird, dann wird auch die ruhige kritiſche Erwägung an die Stelle des Enthuſiasmus treten und die wiſſenſchaftlichen Reſultate zu Tage fördern. Tauſend Fragmente müſſen geſichtet, die gefundenen Inſchriften, unter denen ſich auch die Weih-Inſchrift des Attalos befindet, müſſen entziffert und die beſſer erhaltenen Relieftafeln müſſen von dem Mörtel gereinigt werden, welcher die Figuren noch zum Theil den Blicken verhüllt. Dann wird es an der Zeit ſein, die Bedeutung dieſes außerordentlichen Fundes für die griechiſche Kunſtgeſchichte ausführlicher zu erörtern, als es hier nach den erſten überwältigenden Eindrücken geſchehen konnte.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Die letzten Herbſtwahlen in den Vereinigten Staaten.

Die hochgeſpannten Hoffnungen der demokratiſchen Partei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine arge Täuſchung erfahren, inſofern die Wahlen, welche in verſchiedenen Einzelſtaaten der Union im September, Oktober und November d. J. ſtattfanden, der großen Mehrzahl nach günſtig für die Partei der Republikaner ausgefallen ſind.

Es iſt bekannt, daß unter der achtjährigen Adminiſtration des von den Republikanern zweimal zum Präſidenten gewählten Generals Grant die Demo-

kraten einen Wahlsieg nach dem andern erfochten, so daß sie schließlich nicht nur den ganzen Süden für sich hatten, sondern auch in verschiedenen nördlichen Unionsstaaten die Majorität erlangten und selbst in beiden Häusern des Kongresses in der Mehrheit waren. Ebenso bekannt ist es, daß der gegenwärtige Präsident Hayes nach langen Streitigkeiten, die oft einen sehr ernsten Charakter anzunehmen drohten, nur durch ein von der Bundesgesetzgebung, unter Beistimmung der Demokraten, niedergesetztes Schiedsrichter-Kollegium sein Amt im Jahre 1877 antreten konnte. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn die Demokraten mit einer gewissen Siegesgewißheit den jüngsten Herbstwahlen entgegengingen, obschon ihr eigener Hochmuth und die gemäßigte Reformpolitik des Präsidenten Hayes vielfach die öffentliche Meinung der Sache der republikanischen Partei wieder günstiger gestimmt hatte. Die entscheidenden Fragen bei den letzten Wahlen waren die Finanzfrage und die Aufrechterhaltung der Autorität der Nationalregierung gegenüber der von den Demokraten vertheidigten Souveränetät der Einzelstaaten. Manche der hervorragendsten Führer der demokratischen Partei, die früher für die Wiederaufnahme der Baarzahlung, sowie für ehrliche Abtragung der Nationalschuld und gegen die unendliche Vermehrung des uneinlösbaren Papiergeldes waren, änderten aus politischen Beweggründen ihre Ansichten und wurden Papiergeld-Männer (soft-money men). In erster Linie ist hier Thurman, Bundessenator von Ohio, zu nennen, der nicht geringe Aussichten hatte, von den Demokraten im nächsten Jahre als Präsidentschaftskandidat nominirt zu werden. Eine Zeit lang schien es auch, als wenn diese Taktik von Erfolg begleitet wäre, denn nicht nur im ganzen Süden, sondern auch im Norden, namentlich in manchen nordwestlichen Staaten, zählten die Papiergeld-Leute oder Greenbacklers auf einen großen Anhang. Dazu kam, daß im Jahre 1876 Samuel Jonas Tilden in den Staaten New-York, New-Jersey, Connecticut und Indiana als Präsidentschaftskandidat die Stimmenmehrheit über Hayes davontrug, sodaß die Demokraten hoffen konnten, auch Ohio, Pennsylvanien und Illinois für sich zu gewinnen. Alle diese Aussichten sind nun zu Wasser geworden. Die seit dem 1. Januar 1879 ins Leben getretene Wiederaufnahme der Baarzahlung, sowie andere vom Finanzminister John Sherman und der Hayes-Administration getroffene Maßregeln haben auf den Handel, die Industrie und das Geschäftsleben in den Vereinigten Staaten überhaupt so günstig eingewirkt, daß die Mehrheit des amerikanischen Volkes von einer Aenderung in der Finanzpolitik nichts wissen wollte und die Papiergeld-Partei bedeutend an Boden verlor. Schon vor etwa drei Monaten zeigte sich dieser Umschwung bei den Wahlen in Californien und Colorado, aus denen die Republikaner in der Hauptsache als Sieger hervorgingen, noch deutlicher aber trat er bei den darauf folgenden Staatswahlen hervor. Die

Republikaner siegten mehr oder weniger glänzend in den Staaten Maine, Massachusetts, Pennsylvanien, Wisconsin, Nebraska, Minnesota, Connecticut, Iowa, Ohio und New-York, in New-Jersey gewannen sie die Mehrzahl der Vertreter in der dortigen Gesetzgebung, in Maryland verringerten sie die Stimmenzahl der Demokraten, und nur in dem südlichen Staate Mississippi blieben die letzteren in ihrer alten Stärke. Es zeigte sich deutlich, daß, mit Ausnahme von Maryland und Mississippi, in jedem Staate, wo größere Wahlen stattfanden, das Volk der Papiergeld-Politik und der partikularistischen Staatenrechtslehre der Demokraten abgeneigt war.

Von ganz besonderer Bedeutung sind die Wahlen von Ohio und New-York. Schon lange, bevor die Zeit der Wahl in Ohio herangekommen war, schwebte in der ganzen Union die Frage, wie es dort mit der Machtstellung der einzelnen Parteien stehe, auf Aller Lippen; die Politiker und die Tagesblätter beschäftigten sich mit derselben in Nord und Süd, in Ost und West aufs lebhafteste. Zwar sind der Staat Ohio und seine Wahlen schon seit mehreren Jahren in der gesammten Union als äußerst wichtig anerkannt worden, allein zwei Umstände trugen diesmal wesentlich dazu bei, die Blicke des amerikanischen Volkes nach Ohio zu lenken. Erstens zog dieser Staat gerade in diesem Jahre die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, weil es der Staat des Präsidenten Hayes ist, und weil zwei hervorragende Präsidentschaftskandidaten der entgegengesetzten Parteien, der republikanische Finanzminister John Sherman und der demokratische Bundessenator Thurman, zu seinen Bürgern zählen. Auch handelte es sich um die interessante Frage, wieder republikanische Gouverneuramts-Kandidat Foster, ein intimer Freund der Hayes-Administration, der von der Grant-Clique und den radikalen Republikanern oder „Bourbonen" so angefeindet wurde, daß man fürchtete, diese würden seine Niederlage nicht ungern sehen, seinem demokratischen Gegner, dem Papiergeld-Mann General Ewing, gegenüber fahren würde. Es handelte sich ferner darum, ob Shermans Anstrengungen in der Wahlkampagne von mehr oder weniger Erfolg begleitet sein würden, oder ob der Staat den Demokraten erhalten bleiben und damit der Bundessenator Thurman der bestimmte Bannerträger dieser Partei im nächsten Jahre sein würde. Zweitens ist Ohio seit Jahren, was seine politische Parteistellung betrifft, ein unsicherer Staat gewesen, der heute für, morgen gegen die Republikaner stimmte, je nachdem ihm die Kandidaten gefielen. Da es sich aber diesmal um einen Ausschlag in zwei wichtigen, die ganze Nation betreffenden Fragen handelte, nämlich um die Herrschaft des Südens, der die nationale Autorität zu erschüttern suchte, und um die Finanzfrage, und da der demokratische Gouverneuramts-Kandidat Ewing, so weit dessen Persönlichkeit ins Spiel kam, ein Mann war, der die volle Sympathie des Volkes besaß, so mußte die Entscheidung der diesjährigen

Wahl zeigen, ob persönliche Sympathien mächtiger seien als große nationale Fragen. Wenn die Antwort gegen jene und für diese ausfiel, dann erschien auch das Resultat der Wahlen in Ohio für das nächste Jahr unter einem guten republikanischen Präsidentschaftskandidaten ziemlich sicher, und damit war eine große Gefahr abgewendet; denn ein diesmaliger Sieg der Demokraten in Ohio hätte bei der großen Bedeutung des Staates als Centralstaat und bei der großen Zahl seiner Präsidentenwähler die republikanische Partei in dem nächstjährigen Präsidentenwahlkampfe in eine ganz verzweifelte Lage gebracht.

Es kann indeß noch immer geschehen, daß das in diesem Jahre von den Republikanern erzielte günstige Resultat wieder aufs Spiel gesetzt wird, und zwar dadurch, daß sich die im Jahre 1880 zusammentretende Nationalkonvention der Republikaner bei der Ernennung des Präsidentschaftskandidaten durch die Intriguen der Grant-Anhänger bestimmen läßt, dem amerikanischen Volke einen dritten Amtstermin des Herrn Grant, d. h. des Mannes aufzuzwängen, der gerade die größte Schuld daran trägt, daß der sonst für die republikanische Partei so sichere Staat Ohio unsicher geworden ist. Noch im Jahre 1872 gab Ohio eine Mehrheit von 37 502 Stimmen für Grant, aber schon zwei Jahre später war diese Mehrheit geschwunden. Eine demokratische Legislatur schickte einen Demokraten in den Bundessenat. Im Jahre 1875 blieb dem republikanischen Gouverneuramts-Kandidaten nur noch eine Mehrheit von 2 951 Stimmen. Im wichtigen Jahre 1876 erhielt Hayes, der eigene Sohn des Staates, als Präsidentschaftskandidat nur eine absolute Mehrheit von 2 747 Stimmen, obschon er als Gouverneur sich des allgemeinsten Vertrauens zu erfreuen hatte. So hatte der korrupte Grantismus die Reihen der republikanischen Partei gelichtet. Im Jahre 1877 endlich brauste ein solcher demokratischer Sturm über Ohio dahin, daß auch der letzte Republikaner als Vertreter dieses Staates aus dem Bundessenate scheiden mußte, um einem Demokraten Platz zu machen, während auch die Vertretung von Ohio im Repräsentantenhause des Kongresses der Mehrzahl nach aus Demokraten bestand.

So standen die Dinge im Herbste dieses Jahres. Die ganze Staatsverwaltung ruhte in demokratischen Händen, und die Vertreter in der Bundeslegislatur gehörten der Mehrzahl nach der demokratischen Partei an. Da kam die Staatswahl vom 14. Oktober d. J. und gab der ganzen Sachlage ein anderes Aussehen. Mit einer Mehrheit von 15—20 000 Stimmen siegten die Republikaner über die Demokraten und erwählten nicht nur den Gouverneur und den Vicegouverneur, sondern errangen auch die Mehrheit in der Gesetzgebung des Staates. Die Republikaner haben nämlich im Repräsentantenhause von Ohio 69, die Demokraten nur 45 Mitglieder; im Senate aber befinden sich neben 22 Republikanern 15 Demokraten. Bei der gemeinsamen Sitzung

beider Häuſer, in welcher die Bundesſenatoren gewählt werden, haben mithin die Republikaner eine Mehrheit von 31 Stimmen, woraus folgt, daß Thurmans Stern nicht nur als Bundesſenator, ſondern auch als Präſidentſchaftskandidat ſtark im Sinken begriffen iſt.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz ſo glänzend, wie in Ohio, ſiegten die Republikaner am 4. November im Staate New-York. Der Hauptführer der republikaniſchen Partei war hier der langjährige Bundesſenator Roscoe Conkling. Dieſer ebenſo ehrgeizige und talentvolle, wie intrigante und korrupte Politiker gehört zu den einflußreichſten und mächtigſten Mitgliedern der Grant-Clique; er will von einer Verſöhnung des Nordens mit dem Süden nichts wiſſen, ſtand ſtets mit der Reformregierung des Präſidenten Hayes auf ſehr geſpanntem Fuße und iſt der entſchiedenſte Gegner von Karl Schurz, mit dem er unter der Grant-Adminiſtration im Bundesſenate die gewaltigſten Redekämpfe beſtand, obſchon beide ein und derſelben, d. h. der republikaniſchen Partei angehörten. Dieſem Herrn Conkling nun gelang es, eine ſeiner Kreaturen, einen gewiſſen Cornell, der republikaniſchen Partei als Gouverneuramts-Kandidaten aufzuzwingen. Bei der immenſen Wichtigkeit, welche der Staat New-York, der bevölkertſte der ganzen Union, in Bezug auf die Präſidentſchaft beſitzt, ſtrengte nun auch die demokratiſche Partei unter Führung von Samuel J. Tilden alle ihre Kräfte an, den Republikanern den Sieg zu entreißen; und es wäre ihr dies, da Cornell bei den unabhängigen Reformrepublikanern durchaus nicht beliebt war, auch ſehr wahrſcheinlich gelungen, wenn nicht die berüchtigte Tommanyhall-Partei, welche in der Regel für die demokratiſchen Kandidaten ſtimmt, unter John Kelly's Führung diesmal gegen Tilden und deſſen Gouverneuramts-Kandidaten Lucius Robinſon in die Schranken getreten wäre. So geſchah es denn, daß der republikaniſche Kandidat Cornell ſeinen demokratiſchen Gegner aus dem Felde ſchlug, allerdings mit Hilfe zweier Miniſter, des Staatsſekretärs Evarts und des Finanzminiſters John Sherman, die beide im Cooper-Inſtitut zu New-York öffentlich auftraten und in längeren, mit großem Beifall aufgenommenen Reden Cornell den Wählern empfahlen. Die beiden Hauptpunkte, über welche Evarts und Sherman ſprachen, waren die Finanzfrage und die herrſchſüchtige, partikulariſtiſche Politik der Demokraten, namentlich der ſüdlichen Demokratie. Da die Finanzfrage auch für Europa, namentlich für Deutſchland, von Wichtigkeit iſt, ſo laſſen wir hier einen darauf bezüglichen intereſſanten Paſſus aus der Rede Shermans folgen. Der amerikaniſche Finanzminiſter ſagte:

„Es iſt ſehr viel über den Silberdollar geſprochen und geſchrieben worden, und die Silberfrage hat der nationalen Geſetzgebung zu der Zeit, als ſie die Wiederaufnahme der Baarzahlung berieth, ſehr viel zu ſchaffen gemacht. Ich für mein Theil bin mit Alexander Hamilton und Thomas Jefferſon der Anſicht, daß die freie Prägung (free coinage) von Gold ſowohl wie Silber die richtige Finanzpolitik der Regierung iſt; aber die nothwendige Vorbedingung einer ſolchen freien Prägung beſteht darin, daß der Werthgehalt (coin ratio) der Münzen möglichſt gleich dem Marktwerthe der beiden genannten Metalle zur Zeit der Prägung ſei. Dieſen Grundſatz nahmen unſere Väter bei der Gründung der Union an, indem 15 Unzen Silber mit 1 Unze Gold in gleichem Werthverhältniſſe ſtanden. Als ſpäter der Marktpreis des Silbers etwas fiel, nahm man bei der Prägung das Verhältniß von 16 Unzen Silber zu 1 Unze Gold an. Wenn nun ein ſolches Werthverhältniß auch jetzt noch beſtände, ſo würde der freien Silberprägung kaum ein Hinderniß entgegenſtehen; allein eine ganze Reihe von Ereigniſſen, deren Aufzählung hier nicht nöthig iſt, hat be-

wirkt, daß 412½ Grän (grains) von Standard Silber erst 88 Cents in Gold gleich kommen. Aus diesem Grunde würde eine freie, unbegrenzte Silberprägung jetzt nothwendig Gold demonetisiren und uns zum Silber-Standard allein zurückführen. Hiergegen aber muß ich entschieden Einspruch erheben. Nach meiner Ansicht verlangt eine gesunde Finanzpolitik folgendes:

1.) Das gegenwärtige Werthverhältniß zwischen Gold und Silber macht es nothwendig, daß die Ausprägung von Silber beschränkt werde, und zwar so weit, wie der nöthige Gebrauch es erheischt, so daß das ausgeprägte Silbergeld seinen vollen Werth dem Golde gegenüber behält ohne Rücksicht auf seinen (des Silbers) Marktwerth. 2.) Durch gegenseitiges Uebereinkommen der handeltreibenden Nationen mag ein Werthverhältniß zwischen den beiden Metallen festgesetzt werden, nach welchem alle Nationen Gold und Silber annehmen und prägen wollen. 3.) Der Silberdollar muß so viel Silber enthalten, daß er dem Golddollar gleichwerthig ist.

Der Golddollar von 25⅘ Grän ist seit vierzig Jahren die Standard-Münze der Vereinigten Staaten gewesen, und es würde eine unverantwortliche Thorheit sein, diesen Standardstand jetzt zu ändern, weil demagogische Umtriebe es für den Augenblick so verlangen. Obgleich Frankreich das Silberprägen suspendirt hat, so befindet es sich gegenwärtig doch in Verlegenheit, weil es in den Gewölben der Bank von Frankreich mehr als die Hälfte seines geprägten Geldes in Silbergeld liegen hat; darum sollten wir Amerikaner nicht so thöricht sein und uns in eine ähnliche Verlegenheit stürzen. Wir sollten keinen einzigen Dollar ausprägen, der nicht dem Gold-Standard gleich käme, oder wenn wir es thun, so müßte solches Geld auf Verlangen in Gold sofort umgetauscht werden können. Vor allen Dingen verlangt es das Wohl der arbeitenden Klassen, daß wir einen festen Werthmesser (a fixed standard of value) haben für Arme und Reiche, daß wir nur vollwerthiges Geld in Circulation haben, daß wir nicht verschiedenwerthiges Geld besitzen, sondern nur solches, welches gleiche Kaufkraft hat. Nach den jetzt bestehenden Gesetzen prägen wir monatlich 2 Millionen Dollars in Silber. Solche Silberdollars sind jetzt im Betrage von 11765000 Dollars in Circulation, und 32052750 befinden sich im Nationalschatze. Es liegt auf der Hand, daß wir schon den Höhepunkt erreicht haben, wo dem Ausprägen von Silberdollars Einhalt gethan werden muß. Der gesunde Sinn des amerikanischen Volkes wird dies begreifen, und ich hege das feste Vertrauen, daß die Gefahr, welche uns noch vor einem Jahre durch die Silber- und Papiergeld-Leute bedrohte, durch die befriedigenden Resultate der Wiederaufnahme der Baarzahlung entfernt worden ist."

Diese und ähnliche Ausführungen sind beachtenswerth, sie haben auch bei der Wahl in New-York ihre Wirkung nicht verfehlt. In gleich klarer und durchschlagender Weise sprach Sherman über die Rechte und Befugnisse der Nationalgewalt (national Supremacy) gegenüber der verderblichen Lehre von den sogenannten „Staatenrechten" (doctrine of State rights), die nur zur Auflösung der Union führt, wie dies die Erfahrung beim Rebellionskriege gezeigt hat. Die freie Selbstregierung hat nichts mit der partikularistischen Staatenrechts-Doktrin gemein und kann sehr wohl ohne diese bestehen. Treffend und für den Hochmuth des demokratischen Südens wahrhaft beschämend war, was der Minister über den Zustand des Schulwesens in den Südstaaten vorbrachte und mit offiziellen Zahlennachweisen belegte. Er sagte in dieser Beziehung u. a.: „In folgenden Südstaaten wird pro Kopf der Bevölkerung an Schulsteuer (school-tax) erhoben: in Arkansas 62¾ Cents, in Nord-Carolina 68 Cents,

in Alabama 1 Dollar 2 Cents, in Georgien 1 Dollar 10 Cents, in Tenneſſee 1 Dollar 58 Cents, in Virginien 1 Dollar 98 Cents und in Kentucky 2 Dollars. Sie werden dieſe Zahlen richtig beurtheilen, wenn ich Ihnen ſage, daß der Staat Michigan, welcher mit Nord-Carolina ungefähr die gleiche Bevölkerung hat, ein halb Mal ſo viel zur Erhaltung der Schulen bezahlt als der ganze Süden. Jowa allein zahlt nahezu ſo viel wie alle Südſtaaten zuſammen. Der Staat New-York bezahlt für Schulzwecke eine halbe Million mehr als alle Staaten, die ſich von der Union im Rebellionskriege losreißen wollten, Maryland, Weſt-Virginien und Miſſouri noch dazu gezählt. Kanſas zahlt zwölfmal mehr als Arkanſas für die öffentlichen Schulen. Der Staat Arkanſas hatte im letzten Jahre weniger Schulen als 1872, wo die demokratiſche Partei dort ans Ruder gelangte. Es ſcheint zur Politik dieſer Partei zu gehören, die Unwiſſenheit unter der Maſſe des Volkes aufrecht zu erhalten; aber trotzdem erhalten jetzt in Folge der Fürſorge der republikaniſchen Bundesregierung gegen 600 000 Negerkinder Schulunterricht. Dies iſt ein erfreulicher Umſtand, denn Kenntniſſe, durch Liebe zur Freiheit gewonnen, werden ſich zur rechten Zeit in ſegensreicher Weiſe bemerkbar machen."

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſo hat die letzte Wahl im Staate New-York das Schickſal Tildens für die Zukunft entſchieden; er iſt als Präſidentſchaftskandidat in New-York ebenſo unmöglich gemacht wie Thurman in Ohio. Man hört denn auch bereits, daß die Führer der demokratiſchen Partei ſich für das Jahr 1880 nach anderen Präſidentſchaftskandidaten umſehen, und als ſolche werden vorzugsweiſe der General Hancock und der Bundesſenator James A. Bayard genannt. Von republikaniſcher Seite iſt in dieſer Beziehung in erſter Linie John Sherman zu nennen, doch iſt die Kandidatur des Ex-Präſidenten Grant noch immer nicht ausſichtslos, auch werden Conkling von New-York und Blaine von Maine ſich in den Vordergrund zu drängen ſuchen. Die Mehrzahl der Deutſch-Amerikaner wird, wie es den Anſchein hat, ſich für Sherman entſcheiden. —

Zum Schluß einige kurze Bemerkungen über die Einwanderung. In den erſten neun Monaten d. J. landeten in Amerika 24218 Deutſche, 16 658 Irländer, 14213 Engländer, 9947 Schweden, 4300 Schotten, 4188 Norweger, 3708 Schweizer, 1866 Walliſer und 1664 Franzoſen. Rußland iſt in dieſem Jahre ſtärker als gewöhnlich unter der Einwanderung vertreten, nämlich mit 2138 Perſonen. Die jüngſten Einwanderer ſollen ganz beſonders den wohlhabenderen Klaſſen der europäiſchen Bevölkerung angehören. Allein zwanzig ruſſiſche Familien mit einem Perſonalbeſtand von nicht mehr als 100 Köpfen haben ein Kapital von 85 000 Dollars mit hinübergebracht. R. D.

Für den Weihnachtstiſch.

Eine Wochenſchrift wie die unſrige, die das ganze Jahr über ihren Leſern von den hervorragendſten neuen literariſchen Erſcheinungen Kunde gibt, bald in ausführlicheren Eſſays, bald in kürzeren Beſprechungen, die dabei jederzeit nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen Kritik übt, zudringlicher buchhändleriſcher Reklame grundſätzlich nie die geringſten Conceſſionen macht, im Gegentheil an dreiſt ſich

vordrängenden werthlosen Machwerken gelegentlich einmal zur Abschreckung ein Exempel statuirt, kurz auch in dieser Hinsicht als kritische Revue über das geistige Leben unsrer Zeit ihre Schuldigkeit thut, sollte sich billig von der leidigen Mode dispensiren dürfen, kurz vor Jahresschluß ihren Lesern auch noch einen besonderen „Weihnachtsbüchertisch“ aufzubauen. Wenn wir uns dennoch dazu entschließen, so bedingen wir uns selbstverständlich aus, daß der Leser die eben ausgesprochenen Grundsätze auch für die nachfolgende Uebersicht stillschweigend voraussetze und nicht einen jener „Weihnachtsbüchertische“ erwarte, wie sie in diesen Tagen aller Orten in der Tagespresse, in manchen illustrirten Familienblättern u. s. w. dem Publikum vorgesetzt werden. Zeitungsredakteure werden ja in der Woche vor Weihnachten förmlich überschüttet mit Bücherpacketen. Beim Eröffnen derselben fällt all jener bunte und goldschillernde Büchertand heraus, der Jahr für Jahr als spezielle „Geschenksliteratur“ fabrizirt und in der Regel denn auch vier bis sechs Wochen vor Weihnachten „rechtzeitig“ fertig wird. Ein guter Theil dieser Waare ist von ebenfalls fix und fertig gemachten gedruckten Empfehlungen begleitet, die wörtlich so, wie sie zugeschickt worden sind, in die Druckerei wandern und in der Zeitung abgedruckt werden können. Der Redakteur ist natürlich kein Unmensch. Er ist vielleicht Familienvater, er hat Freunde und Verwandte, die wiederum mit Kindern gesegnet sind — was kann ihm willkommener sein als dieser Büchersegen, der sich gerade jetzt auf seinem Redaktionstische staut? Freilich ist in der ganzen Redaktion vielleicht nicht eine Menschenseele zu finden, die fähig wäre, über irgend eines dieser Bücher ein Urtheil abzugeben; es hätte auch niemand Zeit dazu. Aber wozu auch? Man schreibt die Büchertitel ab, thut einen Blick in die Vorreden, in denen ja das „Was wir wollen“ stets mit schönen Worten dargelegt ist, nimmt den Willen für die That, setzt sich hin und servirt mit Hilfe von Prospekten und Reklamen, Kleister und Scheere, wenig Witz und viel Behagen seinen Lesern den unvermeidlichen „Weihnachtsbüchertisch“; in ein paar Eingangsphrasen bläst man die Backen tüchtig auf, nimmt den Mund gehörig voll und thut, als ob es das Beste, Herrlichste und Auserlesenste des ganzen verflossenen Jahres wäre, was man den Lesern vorzusetzen habe. Das Bild ist wahrlich nicht zu schwarz gezeichnet. Wer Bücherkenntniß hat, erschrickt oft geradezu über die — soll man sagen Arglosigkeit oder Unverfrorenheit, mit der in den gewöhnlichen „Weihnachtsbüchertischen“ der nichtigste Tand dem Publikum angepriesen wird. Im günstigsten Falle repräsentiren jene „Büchertische“ ein kleines, durch den Zufall zusammengewürfeltes Sortiment empfehlenswerther literarischer Festgeschenke, nun und nimmermehr aber, was sie doch sein sollten, eine mit Sachkenntniß, Takt und Geschmack auswählende Uebersicht über diejenigen Novitäten des verflossenen Jahres, die sich zu Geschenken eignen. Mit solchen „Weihnachtsbüchertischen“ also bitten wir freundlichst die nachfolgende kurze Uebersicht nicht verwechseln zu wollen. Wenn sich die „Grenzboten“ auf ihrem Redaktionstische nach Weihnachtspacketen umsehen wollten, so würden sie einem absoluten Tohuwabohu begegnen — für unsere Zeitschrift jedenfalls ein ehrenvolles Zeugniß, zu dem sie sich gratuliren darf, für unsere Leser aber die sicherste Bürgschaft, daß wir sie mit obligaten „Festgeschenken“ verschonen werden.

Aber nicht nur weil wir uns selbst wiederholen müssen, würden wir am liebsten dieser Bücherschau ganz enthoben sein, sondern auch deshalb, weil es ja ein literarisches Hilfsmittel gibt, das schon seit Jahren eigentlich alle „Weihnachtsbüchertische“ sammt und sonders überflüssig macht, und das wir denn auch vor allem andern unsern Lesern als einen vortrefflichen Führer bei der Aus-

wahl von Büchergeschenken empfehlen wollen: Seemann's Illustrirter Weihnachtskatalog (Leipzig, E. A. Seemann). Der Hauptwerth dieses Unternehmens, das vor wenigen Tagen seinen neunten Jahrgang gebracht hat, beruht in dem „Literarischen Jahresbericht" und dem „Systematischen Verzeichniß" empfehlenswerther Bücher, welches dem reichen, zum Theil illustrirten Inseratentheil desselben vorangeht. Das „Systematische Verzeichniß" ist nicht, wie die von Buchhändlern gewöhnlich zusammengestellten Kataloge, alphabetisch geordnet — wobei es vorkommen kann, daß ein Kochbuch zwischen eine Lessingbiographie und eine Aesthetik der Tonkunst geräth —, sondern streng nach Fächern abgetheilt, innerhalb deren das Verwandte stets beisammen steht; es ist überhaupt nicht von Buchhändlern, sondern von Männern der Wissenschaft aufgestellt; es ist nicht zum Preisnachschlagen für den Sortimentsbuchhändler, sondern vor allem zur Auswahl für das Publikum bestimmt — lauter beachtenswerthe Vorzüge. Der „Jahresbericht" aber enthält einen zusammenhängenden catalogue raisonné über alle im Laufe des Jahres neu erschienenen bedeutenderen Werke populärwissenschaftlichen und belletristischen Inhalts, eine fleißige und gewissenhafte Arbeit aus der Feder von sachkundigen Fachmännern. Der Seemann'sche Katalog hat, worüber man sich nicht zu wundern braucht, neuerdings die Konkurrenz herbeigelockt. In den letzten Jahren ist ihm von anderer Seite ein Weihnachtskatalog gegenübergestellt worden, der ihn in der typographischen Ausstattung der Inserate und in — der Güte des Papiers (!) zu überbieten sucht, dabei nur leider weder einen Jahresbericht noch ein systematisches Verzeichniß aufzuweisen hat. Die Inserate sind ja auch im Seemann'schen Kataloge von großer Wichtigkeit, aber es sind doch eben nur Inserate, in denen jeder nach Möglichkeit seine Waare anpreist. Man blättert eine Viertelstunde darin herum, dann wird einem so wirblig im Kopfe, als stünde man mitten unter einem Chor von Reklametrompetern und Ausschreiern, die durch ihr: „Hierher! Zu mir her! Ich habe die schönsten, die besten, die billigsten Bücher! Ich habe Prachtwerke ersten Ranges, illustrirt von ‚ersten' Künstlern!" einander alle zu überschreien suchen. Flüchtet man sich dann zum Jahresberichte, so verstummt der Lärm, und eine einzelne freundliche Menschenstimme kommt zu Worte, die uns ruhig und verständig von den guten Büchern des letzten Jahres erzählt. Der Begriff „Geschenksliteratur" ist natürlich ein sehr dehnbarer; jedes Buch kann sich schließlich zu einem Geschenke eignen, es kommt nur auf den Empfänger an. Der Jahresbericht des Seemann'schen Katalogs faßt denn auch den Begriff möglichst weit; gerade aus diesem Grunde aber und wegen seines systematischen Verzeichnisses behält der Katalog seinen Werth auch über die Festzeit hinaus als ein nützliches Hilfs- und Nachschlagemittel. Eine Berliner Firma, die heuer auch mit einem „Weihnachtsalbum" hervorgetreten ist, hat — nach amerikanischem Muster — ihre Inserate mit belletristischem Unterhaltungsstoff versetzt. Das erinnert lebhaft an die „Stühle mit Musik"; einen Zweck hat's weiter nicht. Den „Jahresbericht" des Seemann'schen Katalogs wird so leicht niemand nachmachen.

In der nachfolgenden Uebersicht können wir, wie gesagt, nichts anderes thun, als nochmals kurz zusammenstellen, was wir von wichtigern Novitäten im Laufe des letzten Jahres unsern Lesern bereits empfohlen haben und als Ergänzung eine Anzahl noch in der letzten Zeit erschienener Werke beizugeben, deren eingehendere Besprechung wir uns übrigens damit keineswegs erlassen haben wollen; auf einzelne derselben werden wir in den nächsten Wochen bereits ausführlicher zurückkommen. Da gedenken wir denn, indem wir mit der Geschichte beginnen,

vor allem des ersten Bandes von H. v. Treitschke's Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert (Leipzig, Hirzel), ferner des hochinteressanten Charakterbildes, das K. Wittich in seinem Struensee gezeichnet hat (Leipzig, Veit & Co.). Von kulturgeschichtlichen Werken nennen wir vor allem den ersten Band des vor kurzem erst erschienenen Werkes von A. Schultz: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger (Leipzig, Hirzel), das zum ersten Male, gestützt auf ein umfassendes Studium der Literaturwerke und der Denkmäler der Profankunst aus der Zeit von 1150—1300 ein erschöpfendes Bild von dem höfischen Leben jener Zeit in Deutschland und Frankreich entwirft. Im Vorübergehen möge ferner das interessante kulturgeschichtliche Werk, das Th. Flathe in seiner Geschichte der berühmten Meißner Fürstenschule St. Afra (Leipzig, Tauchnitz) geliefert hat, nochmals genannt sein. Recht artig zu Geschenken geeignet sind die bei Spemann erschienenen Kulturhistorischen Stammbücher, Anthologien, in denen die Geschichte verschiedener Berufsklassen, so wie sie in der Weltliteratur sich wiederspiegelt, in einer Fülle von Citaten, die mit lobenswerthem Spürsinn zusammengebracht sind, vorgeführt wird. Erschienen sind bis jetzt das „Stammbuch" des Pfarrers, des Juristen, des Arztes, des Lehrers und des Studenten. Die Adressen der Empfänger sind damit von selbst angegeben. Die deutsche Literaturgeschichte hat von neuen zusammenfassenden Arbeiten dies Jahr nichts nennenswerthes aufzuweisen. Das interessante Illustrationswerk zur Geschichte des Buches und der Buchausstattung, welches der Verlag von Velhagen & Klasing unter dem Titel „Deutsche Literaturgeschichte von R. König" gebracht hat, scheint großen Anklang gefunden zu haben; es liegt bereits in sechster Auflage vor. Von wichtigen Specialbeiträgen zur deutschen Literaturgeschichte erinnern wir vor allem an die von G. v. Löper herausgegebenen Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano (Berlin, Hertz) und an die von E. Palleske veröffentlichten Gedenkblätter von Charlotte von Kalb (Stuttgart, Krabbe). Auch zur ausländischen Kultur- und Literaturgeschichte sind einige werthvolle Beiträge zu verzeichnen: vor allem die mit dem zweiten Bande jetzt vollendet vorliegende deutsche Ausgabe von H. Taine's Geschichte der englischen Literatur (Leipzig, Günther), dann eine soeben erschienene deutsche Uebertragung des originellen, in England binnen wenigen Jahren ungemein populär gewordenen Buches von E. Dowden: Shakspere, sein Entwickelungsgang in seinen Werken (Heilbronn, Gebr. Henninger), ferner die neubearbeitete dritte Auflage von F. X. Wegele's vortrefflichem Buche über Dante's Leben und Werke (Jena, Fischer), endlich die geistvollen, nach den verschiedensten Seiten hin Licht verbreitenden Beiträge zur Geschichte der italienischen Kunst und Kultur im Zeitalter der Renaissance, die H. Hettner in seinen Italienischen Studien (Braunschweig, Vieweg) gespendet hat.

Eine ziemlich reiche Ernte hat die Kunstgeschichte dies Jahr geliefert. Erfreuliche Fortschritte hat vor allem das große Sammelwerk von R. Dohme: Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit gemacht (Leipzig, Seemann). Nachdem vorm Jahre der dritte Band Springers Raffael und Michelangelo gebracht hatte, liegt heuer auch der vierte, der die gesammte übrige italienische Kunst umfaßt, bis auf wenige noch außenstehende Hefte vollendet vor. Von A. Woltmann's auf drei Bände berechneter, reich und mustergiltig illustrirter Geschichte der Malerei ist der erste Band, von der Malerei des alten Orientes bis zu den Ausläufern der Schule Giotto's reichend, dies Jahr vollständig geworden (Seemann). W. Lübke's Geschichte der italienischen

Malerei hat gleichfalls vor kurzem mit dem zweiten Bande ihren Abschluß gefunden (Stuttgart, Ebner & Seubert). Der großartige, seiner Zeit zuerst von Kugler unter dem Titel Denkmäler der Kunst herausgegebene Atlas zur Kunstgeschichte (nebst erklärendem Textband) ist nach jahrelangen Mühen heuer in seiner dritten, durch W. Lübke und C. v. Lützow besorgten, vielfach verbesserten und bis auf die Gegenwart fortgeführten Bearbeitung abgeschlossen worden (Ebner & Seubert). Die wohlfeilere, gleiche Zwecke wie das ebenerwähnte kostbare Stahlstich- und Farbendruckwerk verfolgende Holzschnittsammlung: Seemann's Kunsthistorische Bilderbogen, die sich im Laufe der letzten Jahre rasch eine große Popularität errungen hat, hat ihren ursprünglichen Plan, der nur bis an den Schluß des 18. Jahrhunderts reichte, nachträglich durch Supplemente erweitert, deren erste Lieferung, die französische Malerei des 19. Jahrhunderts umfassend, soeben erschienen ist (Seemann). Von dem geist- und gehaltvollen Textbüchlein zu diesen Bilderbogen liegen bis jetzt drei Hefte vor, die das Alterthum, das Mittelalter und die Renaissance in Italien behandeln (Ebda.). Von Einzeldarstellungen gedenken wir vor allem der neuen, fünften, mehrfach erweiterten Auflage von H. Grimm's Leben Michelangelo's (Hannover, Rümpler). Daneben darf die kürzlich erschienene und von uns sofort angelegentlichst empfohlene Monographie von A. Dürr über Adam Friedrich Oeser, den Freund Winckelmanns, den Lehrer des jungen Goethe, auch in diesem Zusammenhange nicht übergangen werden (Leipzig, A. Dürr). Ferner machen wir nochmals auf A. Rosenbergs verdienstvolle Arbeit zur neueren deutschen Kunstgeschichte aufmerksam: Die Berliner Malerschule 1819—1879 (Berlin, Wasmuth) und gedenken endlich auch noch der soeben von H. Bulthaupt herausgegebenen Biographie eines Musikers: des im Mai dieses Jahres verstorbenen liebenswürdigen Künstlers Franz v. Holstein, des Komponisten der bekannten Oper „Der Haideschacht"; das mit feinfühliger Hand gezeichnete Charakterbild Holsteins ist zugleich von einer Sammlung seiner Gedichte begleitet (Breitkopf & Härtel).

Wenn irgendwo mit gutem Grunde, so beschränken wir uns selbstverständlich in der schönen Literatur darauf, nur das Hervorragendste in Kürze namhaft zu machen. In der Romanliteratur gilt es vor allem der neuen, leider erst bis zum zweiten Bande vorgerückten Bearbeitung von G. Kellers viel zu wenig bekanntem Roman Der grüne Heinrich zu gedenken (Stuttgart, Göschen). Keller hat im Laufe der letzten Jahre durch seine ureigenthümlichen Novellen, namentlich durch seine „Leute von Seldwyla" allmählich eine größere Gemeinde von Verehrern um sich gesammelt, und so ist zu hoffen, daß nun auch diese seine ganz eigenartige Romandichtung, die bereits vor 25 Jahren erschienen ist, es aber seitdem zu keiner neuen Auflage hat bringen können, in weiteren Kreisen sich Bahn brechen wird. Von bedeutenderen neuen Romanen brauchen wir nur zu erinnern an Th. Fontane's Vor dem Sturm (Berlin, Hertz), F. Spielhagens Platt Land (Leipzig, Staackmann), an W. Jensens Nach Sonnenuntergang (Berlin, Frey), endlich, wiewohl es kaum in diesem Zusammenhange genannt werden sollte, an Th. Vischers, des bekannten Aesthetikers, tiefsinniges und geistvolles Werk: Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft (Stuttgart, Hallberger); von gehaltvolleren Novellensammlungen an H. Hopfens Geschichten des Majors (Berlin, Schneider), P. Heyse's Das Ding an sich und andre Novellen (Berlin, Hertz) und L. Anzengrubers Dorfgänge, kraft- und markvolle, psychologisch fesselnde Geschichten aus dem Bauernleben (Wien, Rosner).

Auf dem Gebiete der dramatiſchen Poeſie iſt nichts von Belang zu verzeichnen, auf dem der lyriſchen wenigſtens einige Gaben, die über die große Maſſe der gewöhnlichen Goldſchnitt-Lyrik hervorragen; es ſind dies die neu erſchienene Sammlung von P. Heyſe: Verſe aus Italien (Berlin, Hertz), die Gedichte von H. Leuthold, dem kürzlich verſtorbenen, bisher faſt nur als geſchmackvoller Ueberſetzer bekannten Freunde Geibels (Frauenfeld, Huber), die friſchen Hochlandlieder von K. Stieler, die uns lieber ſind als die zahlreichen in den letzten Jahren von ihm veröffentlichten dialektiſchen Sächelchen (Stuttgart, Meyer & Zeller), endlich die erſt in letzter Nummer von uns mit aufrichtiger Freude begrüßten Neuen Lieder eines fahrenden Geſellen von R. Baumbach (Leipzig, Liebeskind). Beſondere Beachtung verdient eine neue, dreibändige Ausgabe von Alfred Meißners Gedichten, und zwar um ihrer hervorragenden künſtleriſchen Ausſtattung willen (Leipzig, Grunow), die es verdient, daß wir ihr ſpeziell einige Worte widmen. Die Verlagshandlung hat eine ſogenannte Liebhaberausgabe hergeſtellt, deren ſpezifiſcher Reiz in der typographiſchen Verzierung liegt. Solche Liebhaberausgaben haben in Deutſchland vorläufig noch ein kleines Publikum. Die erfreulichen Fortſchritte, welche die deutſche Bücherausſtattung im Laufe der letzten fünf, ſechs Jahre gemacht hat, würden noch viel bedeutendere, der Geſchmack an einem ſchön gedruckten Buche ein viel verbreiteterer ſein, wenn nicht der Illuſtrationseifer der letzten Zeit, der ja einzelnes Schöne, daneben aber doch auch eine Maſſe ordinärer Marktwaare gebracht hat — man denke an die eine Zeit lang förmlich fabrikmäßig hergeſtellten „illuſtrirten Klaſſikerausgaben“ — nicht die Regungen eines beſſeren Geſchmacks darniedergehalten hätte. Die vereinzelten Verſuche, die neben der überwiegenden Buchilluſtration in der Buchornamentation, d. h. in der Ausſchmückung des Druckes mit Initialen, Kopf- und Randleiſten, Schlußſtücken, Vignetten u. dergl. gemacht worden ſind, waren leider faſt durchweg verfehlte und mußten nicht blos ein künſtleriſch gebildetes, ſondern ſelbſt ein Laienauge eher abſtoßen als anziehen. Der Fehler, der gemacht worden iſt, war namentlich ein doppelter: entweder kopirte man altdeutſche Bücherornamente aus dem 16. Jahrhundert und verpflanzte ſie friſchweg in die Bücher von heute, oder aber, man raffte planlos alle erreichbaren Clichés von Bücherornamenten zuſammen und machte die Bücher zu wahren Muſterkarten aller Sorten von Stil und Technik. Beſonders von der letzteren Art iſt vieles von dem, was im Laufe der letzten Jahre von „ornamentirten“ Drucken erſchienen iſt. Niemals paſſen die Initialen zu der Schriftgattung, mit der das Buch gedruckt iſt, die Zierleiſten ebenſowenig zu den Initialen wie zu einander, kurz von künſtleriſcher Einheit und Harmonie iſt nirgends die Rede. Kein Wunder, daß das Publikum ſolchen verfehlten Verſuchen keinen rechten Geſchmack abgewinnen konnte. Die vorliegende Ausgabe von Meißners Gedichten — drei Bände, von denen der erſte den Ziska bringt, die beiden andern die lyriſchen Dichtungen Meißners enthalten — verſchmäht es durchaus, ſich mit den üblichen Wanderclichés zu behelfen; die ſämmtlichen Ornamente des Buches, ein vollſtändiges überaus reizvolles Initialen-Alphabet, deſſen einzelne Buchſtaben genau der zu dem Buche gewählten Schriftgattung angepaßt und von graziöſen Putti umſpielt ſind, eine ſtattliche Anzahl breiterer und ſchmälerer Zierleiſten und Schlußſtücke, die umfänglichſten davon in ihren figürlichen Elementen mit Bezug auf den Inhalt der Dichtungen entworfen, bilden ein ſchönes, einheitliches Ganze. Dabei iſt in der Menge das richtige Maß eingehalten. Der Druck iſt keineswegs überladen mit Ornamenten, und

doch durchziehen sie das Buch in hinreichender Fülle, um einen reichen und behaglichen Eindruck hervorzubringen. Wir behaupten nicht, daß diese Ausgabe das Vollendetste sei, was in Bücherornamentirung geleistet werden könne; dazu hätte der Künstler, von dessen Hand die Ornamente herrühren — Architekt A. Schill in Stuttgart — auf eine noch strengere Einheit des Stiles hinarbeiten müssen; jedenfalls bildet aber diese Ausgabe eine ungewöhnliche Augenweide, der innerhalb unserer gegenwärtigen Bücherausstattung wenig an die Seite zu setzen sein dürfte. Man müßte ganz am Geschmacke unseres Volkes verzweifeln, wenn nicht auch in Deutschland, sobald derartige Ausgaben sich erst mehren, eine etwas größere Schaar von „Liebhabern" sich zusammenfinden sollte!

In der eigentlichen Prachtwerks-Literatur scheint neuerdings die Ungunst der Zeiten auf die Produktionslust des Buchhandels etwas lähmend einzuwirken. Auch mag der Umstand an der allmählich eintretenden Ebbe schuld sein, daß für zwei Haupttypen des modernen Prachtwerks, die „Galerien", als deren Vorbild die Kaulbachsche „Goethe-Galerie" zu betrachten ist, und die ethnographischen Prachtwerke, die mit Stielers „Aus deutschen Bergen" begannen, das Feld so ziemlich erschöpft ist. Die Galeriewerke fangen an, nachdem die Heroen der deutschen Dichtung abgethan sind, bedenklich zu den dii minorum gentium herabzusteigen, und das ethnographische Prachtwerk verliert sich, nachdem alle Herrlichkeit des deutschen Landes, der Schweiz und Italiens geschildert, auch die Aegyptologie salonfähig gemacht worden ist, neuerdings gar in die Wunderlande des Orients. Das neueste in diesem Genre ist die erste Lieferung eines Prachtwerkes über Indien — übers Jahr rückt wahrscheinlich einer mit China an. Die Sache fängt entschieden an komisch zu werden. Die beiden glänzendsten Erzeugnisse der letzten Gattung sind ohne Zweifel das vor zwei Jahren erschienene Prachtwerk über Italien, welches der Verlag von Engelhorn in Stuttgart gebracht hat, und das in diesem Jahre mit dem zweiten Bande fertig gewordene Aegypten von G. Ebers (Stuttgart, Hallberger). Durchaus würdig aber wird sich dem Engelhornschen „Italien" in seiner Vollendung an die Seite stellen das von Herman Schmid herausgegebene Werk Die deutschen Alpen (Stuttgart, Gebr. Kröner). Dasselbe bildet den ersten Theil einer unter dem Titel Unser Vaterland geplanten Prachtwerksserie, deren Herstellung allerdings eine ziemliche Reihe von Jahren in Anspruch nehmen dürfte. Von der zunächst erscheinenden Abtheilung liegen bis jetzt 44 Lieferungen vor. Emsig gefördert worden ist auch das vorm Jahre um die Weihnachtszeit begonnene kulturgeschichtliche Prachtwerk des Spemannschen Verlags: Hellas und Rom von Jakob v. Falke, welches bestimmt ist, ein Seitenstück zu Scherrs „Germania" zu bilden; es ist bis jetzt bis zur 15. Lieferung vorgerückt. Von den illustrirten Klassikerausgaben ist wohl das Imposanteste, was bisher geleistet worden ist, die große Ausgabe von Schillers Werken aus dem Hallbergerschen Verlage, die vor kurzem mit den letzten Lieferungen des vierten Bandes ihren Abschluß erreicht hat. In der Fülle und Mannichfaltigkeit der künstlerischen Beigaben hat diese Ausgabe nirgends ihresgleichen. Freilich kann man sich nicht verhehlen, daß sie des Guten darin doch etwas zu viel gethan. Auch der Reichthum der Ausstattung hat seine Grenzen, wenn er nicht zur Buntheit und Disharmonie führen soll, und von diesem Eindrucke sind namentlich die ersten beiden Bände der schönen Ausgabe nicht frei. Heuer scheint von Illustrationswerken die Ausgabe von Chamissos Frauen-Liebe und -Leben, deren Haupt-

ſchmuck in neun nach Tuſchzeichnungen Thumanns hergeſtellten Lichtdrucken beſteht, ſich in erſter Linie die Gunſt des Publikums erringen zu wollen (Leipzig, Titze); unſre illuſtrirten Zeitſchriften haben wenigſtens mit einander gewetteifert, Proben der Thumannſchen Bilder in Holzſchnitt-Nachbildungen ihren Leſern vorzulegen. Thumann zählt jetzt zu den ausgeſprochenen Lieblingen des Publikums, und was ihn dazu gemacht hat, das feine Maß ſeines künſtleriſchen Vortrags, die einſchmeichelnde Anmuth ſeiner Formgebung, das zeigt ſich auch in dieſem Werke wieder von der liebenswürdigſten Seite. Trotzdem können wir die Wahl des Gegenſtandes, für die der Künſtler übrigens wohl nur inſofern verantwortlich zu machen iſt, als er ſie acceptirt hat, keine glückliche nennen. Dieſe Gedichte laſſen ſich ſchlechterdings nicht „illuſtriren“. Das, was das eigenthümlichſte an ihnen iſt, ihr tiefer, unendlich tiefer Empfindungsgehalt — in den Bildern iſt er wie weggeblaſen. In dem Maße, wie die Muſik im Stande iſt, ſolchen Empfindungsgehalt zu ſteigern, und wie ihn Robert Schumann in ſeinen über Alles herrlichen Kompoſitionen thatſächlich geſteigert hat, in demſelben Maße mußte die bildende Kunſt dahinter zurückbleiben. Wie heißt es doch in der Goethiſchen Elegie?

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: Ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund, lebe für dich nur allein!

Das hätte Thumann nicht vergeſſen ſollen. Zwiſchen Kunſt und Kunſt ſind und bleiben nun einmal Grenzen aufgerichtet, die niemand ungeſtraft zu überſpringen verſucht. Im Vorbeigehen gedenken wir noch der beiden neubegonnenen prachtvollen Lichtdruckwerke des Neff'ſchen Verlages, der Franzöſiſchen Maler des 18. Jahrhunderts und der Goldnen Bibel, ebenſo des trefflichen Holzſchnittalbums, welches der Verlag von J. J. Weber unter dem Titel Meiſterwerke der Holzſchneidekunſt herausgegeben hat. Alle drei Erſcheinungen haben wir ſchon in ihren Anfängen mit Freuden begrüßt. Das Weberſche „Album“ nimmt ſich, nun zwölf Lieferungen davon vorliegen, welche den erſten Band bilden, noch reicher und ſtattlicher aus, als wir gehofft hatten. Die Blätter ſind freilich künſtleriſch und techniſch, wie vorauszuſehen war, von ungleichem Werthe. Doch überwiegt das Gute und Vorzügliche in dem Grade, daß man den ſchmucken Band als ein treffliches Bilderbuch für Haus und Familie, für Groß und Klein warm empfehlen kann, vor allen Dingen da, wo es gilt, mit beſcheidneren Mitteln zu rechnen.

Eine empfindliche Lücke würde unſere Ueberſicht haben, wenn wir nicht zum Schluſſe wenigſtens noch ein oder das andere neue Buch für das „kleine Volk“ empfehlen wollten. Glücklicherweiſe ſind wir in der Lage, einiges Gute namhaft machen zu können. Die um ihres trefflichen Jugendſchriften-Verlages willen allſeitig geſchätzte Buchhandlung von Jul. Hoffmann in Stuttgart gibt ſeit einiger Zeit unter dem Titel Das neue Buch der Welt ein periodiſches Unternehmen heraus, das in Monatsheften erſcheint. Wir geſtehen offen, daß wir der Jugend gegenüber möglichſt vorſichtig ſein würden mit allem, was nach Zeitſchrift ausſieht und die Gefahr birgt, ihr Intereſſe zu zerſplittern anſtatt zu concentriren. Bei dem vorliegenden Werke, deſſen erſter Jahrgang in einem verlockenden, farbenprächtigen Einband vollendet vorliegt, glauben wir, daß dieſe Gefahr auf ein Minimum reducirt iſt, inſofern ein einheitliches Intereſſe, nämlich das naturwiſſenſchaftliche, in dem Buche vorwiegt, in zweiter Linie das hiſtoriſche zur Geltung kommt. Die einzelnen Aufſätze ſind mit

Sachkunde und Liebe gearbeitet, gut geschrieben und mit tadellosen Farbendrucken und Holzschnitten illustrirt. Während aber dieses Unternehmen für die reifere Jugend bestimmt ist, liegt uns in den köstlichen, über alles Lob erhabenen Märchenbüchern von Eugen Klimsch (Frankfurt a. M., May Söhne) für das kindlichere Alter eine Gabe vor, wie sie die deutsche Jugendschriften-Literatur noch niemals aufzuweisen gehabt hat. Daß unsere Volksmärchen die beste poetische Speise für die Phantasie unserer Kleinen sind, eine tausendmal bessere als alle ausgeklügelten moralischen Kindergeschichten, darüber braucht man wohl nachgerade kein Wort mehr zu verlieren. Es hat denn auch schon seit Jahren nicht an Versuchen gefehlt, in großen, farbig illustrirten Ausgaben die besten unserer Volksmärchen den Bedürfnissen der Kinderwelt anzupassen. Wir erinnern nur an die bekannten Löweschen Märchenbücher und an die des Schreiberschen Verlags in Eßlingen. Weit, weit übertroffen aber werden diese allesammt durch die vorliegende Sammlung, die bis jetzt aus 12 Heften besteht, von denen jedes ein Märchen enthält. Hier hat zum ersten Male ein wirklicher, echter Künstler seine Hand dazu geboten, jene Märchen zu illustriren. Und in wie geist- und geschmackvoller Weise ist dies geschehen! Man weiß in der That nicht, was man zumeist an diesen Bildern rühmen soll: die anmuthige, lebens- und charaktervolle und — in Kinderbüchern ein unerhörtes Wunder! — durchaus korrekte Zeichnung, oder das mit den einfachsten Mitteln, in ungebrochnen Farbentönen hergestellte, durch kräftige Kontraste wirksame und doch dabei harmonisch gestimmte Kolorit, oder endlich den Reichthum und Geschmack in der Behandlung des Kostüms und Geräthes, in der die wohlthätigen Einflüsse unseres neuerwachten kunstgewerblichen Interesses erfreulich hervortreten. Kurz, Klimsch hat sich einen wahren Gotteslohn erworben, daß er es nicht verschmäht hat, sein schönes Talent dem kleinen Volke dienstbar zu machen. An einem glänzenden Erfolge kann es diesen Märchenbüchern nicht fehlen. Nur eine Bitte noch an die Verlagshandlung haben wir auf dem Herzen: in späteren Abdrücken den Text — es sind die Bechsteinschen Texte, die zu Grunde gelegt sind — auf dreimal so starkes Papier drucken zu lassen, und recht schön groß und schwarz. Das vorliegende Material wird Kinderhänden nicht allzulange Widerstand leisten.

Zur Beachtung.

Mit dem **1. Januar 1880** beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 39. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Leipzig, im Dezember 1879. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Englands Imperium.

Die englische Presse, namentlich die der Regierung nahestehende, redete in den letzten Wochen wiederholt dem Beitritte Großbritanniens zu dem von Fürst Bismarck in Wien erzielten Einverständnisse zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn das Wort. Unter anderm sagte der aus den Kreisen Salisburys inspirirte Standard kürzlich: „So lange die Absichten Deutschlands und Oesterreichs bleiben, was sie sind, so lange wird die Erhaltung des Einflusses derselben ein der englischen Politik werther Zweck sein. Ein gutes Einvernehmen zwischen England, Deutschland und Oesterreich ist das natürlichste aller Bündnisse und würde die stärkste Bürgschaft für die Wahrung des europäischen Friedens bieten.“ Das klingt ganz unverfänglich. Wir lesen aber hier wie bei ähnlichen Auslassungen allerlei zwischen den Zeilen; z. B. ein gewisses Unbehagen darüber, daß England sich mit seinen Bestrebungen im Osten isolirt findet; auch den Wunsch, auf die Hilfe der beiden in Wien zur Vertheidigung des Friedens einander nahegetretenen mitteleuropäischen Großmächte gestützt, in der Türkei und in Centralasien Rußland gegenüber entschiedener das einseitige Interesse Englands fördern zu können. Mit andern Worten: Wir und Oesterreich-Ungarn sollen uns bestimmen lassen, die britische Macht zu ergänzen, der spezifisch englischen Politik unsere diplomatischen und militärischen Kräfte zur Verfügung zu stellen und uns mit schönem Dank und Lob für gute Aufführung zu begnügen.

Das war aber bisher weder in Berlin noch in Wien die Meinung, und es wird auch künftig nicht zu haben sein. Dort wie hier hat man seine eignen Interessen und Zwecke, deren oberster die Erhaltung des Friedens nicht blos dem russischen Egoismus gegenüber, sondern nach allen Richtungen hin ist, von wo derselbe bedroht und gefährdet werden kann. Die Vergangenheit lehrt, daß die Rücksichtslosigkeit der englischen Selbstsucht genau so groß wie die der russischen ist, und wenn wir vor dem letzten Kriege, während desselben und nach ihm weder der einen noch der andern dieser beiden Mächte die Kastanien

aus dem Feuer zu holen gewillt waren, sondern unsere Politik durch unser eignes Interesse und nächstdem durch das Interesse Europas bestimmen ließen, so wird es unzweifelhaft in Zukunft ebenso gehalten werden.

Englands Politik ist eine imperiale, ist als solche unter der Herrschaft aller Parteien, nicht blos der jetzt regierenden, bald mehr, bald minder erkennbar gewesen und wird eine solche in alle absehbare Zukunft hinein bleiben. Ihr einer großer Leitstern ist, wie Lord Beaconsfield vor einigen Wochen verkündigte, die Freiheit im Innern, ihr anderer das Imperium nach außen, das direkte und indirekte Gebieten über die Welt, die mittelbare und unmittelbare Ausbeutung derselben für das britische Volk — ein Gebieten und Ausbeuten, die dadurch für uns Andere nicht erfreulicher werden, daß man gelegentlich dabei die Miene annimmt, als diene man der Freiheit, der Menschlichkeit und der Gesittung.

Der Geist, der die englische Politik leitet, ist im wesentlichen derselbe, welcher sich von den Kämpfen mit Karthago an bis zum Sinken der Kaisermacht in der Politik Roms kundgab. In allen Welttheilen hat England weiter und immer weiter hinausgegriffen; in Amerika, bis ihm in den Vereinigten Staaten ein gleichstarker Nebenbuhler Halt gebot, in Australien, wo ihm alle des Besitzes werthen Landstriche und Inseln gehören, in Asien, wo es Indien eroberte, den Chinesen, das Schwert in der Hand, sein Opium aufzwang und die Türkei und Persien nach Möglichkeit beeinflußte und für seine Zwecke ausnutzte, in Südafrika, wo bis auf die neueste Zeit unter allerlei Vorwänden Staat auf Staat annektirt wurde, auch in Europa, wo es sich Gibraltars und Maltas bemächtigte, Griechenland brutalisirte, Portugal wirthschaftlich zur Domäne seiner Kaufleute und Großindustriellen machte und durch energische Ausbreitung des Evangeliums von Manchester auch andere Länder auszubeuten bestrebt war, wenn sie und so lange sie, verblendet gegen die Gefahr, sich's gefallen ließen.

Wie eine Naturnothwendigkeit folgte bei dieser Politik, ähnlich wie einst bei der römischen, Intervention auf Intervention und Eroberung auf Eroberung, und gleich dem Kreise, den der Steinwurf auf der Oberfläche eines Gewässers veranlaßt, wuchsen namentlich das asiatische und das südafrikanische Kolonialreich ohne Aufhören zu immer größeren Dimensionen an. Das Schicksal der Besiegten war hier Willen- und Rechtlosigkeit, unbedingte Unterordnung der Interessen des Landes unter das Gebot der britischen Handelsinteressen. Von einer Betheiligung der Unterworfenen an der Ordnung und Verwaltung des Staates war kaum noch die Rede. Während die Unterthanen der Königin Victoria sich einer fast unbeschränkten Selbstregierung erfreuen, ist die Herrschaft des Vicekönigs von Indien, des Stellvertreters der Kaiserin Victoria,

in Betreff der Eingebornen eine absolute. Und das ist nicht blos unter Beaconsfield so. Ein Whigministerium würde, wie die Geschichte zeigt, nur scheinbar anders verfahren und auch dazu nur in Nebensachen bereit sein. Den Freihändlern nahestehend, würde es friedlichere Wege einzuschlagen versuchen und der Selbstbestimmung der Bewohner Indiens einigen Ellbogenraum zu lassen Miene machen. In Wirklichkeit aber würde ihm nicht in den Sinn kommen, eine Beschränkung der unmittelbaren uneingeschränkten Autorität Englands in seinem ostasiatischen Reiche oder ein Aufgeben des Einflusses auf dessen Nachbarn zu befürworten; denn wenn ihm nach den Grundsätzen der guten Freunde von Manchester kriegerischer Ruhm und nationale Ehre nicht sehr ans Herz gewachsen sein würden, so würde ihm um so klarer sein, wie viel Ostasien für den Absatz englischer Waaren und für den Bezug von tropischen Rohprodukten zu bedeuten hat.

Das Wesen dieser imperialen Politik hat das gegenwärtige Ministerium als Inventar von seinen Vorgängern übernommen. Neu ist bei dem Verfahren desselben zunächst nur das deutlichere Geltendmachen der Autorität Englands, das sich durch Annahme des Kaisertitels von Seiten der Königin Victoria und durch die indische Reise des Thronfolgers kundgab. Dann gehört hierher die Parteinahme für den Sultan im letzten Kriege, die allerdings auch von andern Motiven, z. B. dem, Rußland nicht bis an die Zugänge zum Mittelmeer vordringen und in Kleinasien Fuß fassen zu lassen, aber auch von dem Bestreben diktirt war, den mohammedanischen Bewohnern Indiens als Schutzmacht des Islam zu erscheinen, was durch Entsendung eines Heeres indischer Truppen nach dem Westen ad oculos demonstrirt wurde. Nehmen wir noch den Krieg gegen Afghanistan hinzu, bei dem zuerst gegenüber dem unabhängigen Auftreten des dortigen Herrschers das Prestige Englands gewahrt und dann eine neue Grenze gewonnen wurde, welche die aus Kabul und Kandahar nach Peschawer und Quettah führenden Gebirgspässe in die Gewalt der Engländer brachte, so ist die Reihe der Thatsachen angeführt, welche die imperiale Politik des dermaligen britischen Kabinets im Osten kennzeichnet. Es stützt sich dabei in erster Linie auf den Geldreichthum Englands, dann auf eine gewaltige Kriegsflotte, welche mit Hilfe von wohlgewählten Zwischenstationen wie Gibraltar, Malta, Cypern, Aden, Perim und dem Kap der guten Hoffnung den indischen Besitz mit Großbritannien verbindet und den Handel andrer Staaten für den Fall feindseligen Auftretens derselben bedroht, und zuletzt auf seine Landmacht, die indeß, da sie in Indien die Zahl von 60000 Mann europäischer Truppen nicht sehr übersteigt*), nicht zugleich innere Unruhen niederwerfen und gegen

*) Die Stärke derselben betrug am 1. Januar 1879 ungefähr 64500 Mann. Vgl. Registrande des Großen Generalstabs, 9. Jahrg. S. 359.

eine auswärtige Macht erfolgreich kämpfen könnte. Im Hinblick hierauf hat England sich eine Armee aus Einheimischen geschaffen und sich durch eine Reihe ihm verbündeter anderer Staaten zwischen sich und dem russischen Nebenbuhler wie durch vorgeschobene Posten zu decken bemüht. Indeß hat der große Sipoy-Aufstand gezeigt, daß jene einheimischen Truppen nicht recht zuverlässig und unter Umständen eine Gefahr sind; und ob diese Bündnisse mit asiatischen Nachbarländern jede Probe bestehen werden, ist zweifelhaft. Zum Theil sind diese Staaten bereits in den Machtbereich Rußlands gerathen, welches die zur Geltendmachung seiner Interessen in Innerasien nöthigen Landtruppen in hinreichender Anzahl besaß, wogegen zuzugeben ist, daß England einem Aufstand der Eingeborenen in Indien gegenüber wie bisher, so wahrscheinlich auch in Zukunft die Uneinigkeit derselben, die in verschiedene Völkerstämme und Religionen zerfallen und sich sehr wohl mit Nachhilfe von Bestechungen gegeneinander benutzen lassen, zu gute kommen wird. Den ganzen indischen Besitz bis zu den Grenzen des Indus, des Hindukusch und des Himalaya werden die Engländer aber schwerlich militärisch auf die Dauer behaupten können, wenn sie sich die Bevölkerung derselben nicht durch weniger despotisches Regiment zu gewinnen suchen, und wenn sie sich nicht durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein Heer schaffen, das Indien in Europa zu vertheidigen im Stande ist. Andere Großmächte für diesen Zweck zu Verbündeten zu bekommen, wird ihnen nicht gelingen.

Damit ist keineswegs behauptet, daß die englische Macht in Indien vernichtet werden kann. Denn je mehr dieselbe vom gebirgigen Norden zurückgedrängt würde, desto näher käme sie den Küstengegenden, ihrer natürlichen Operationsbasis und demjenigen Landstriche, von dem aus die Aus- und Einfuhr und das gesammte wirthschaftliche Leben der Bevölkerung bestimmt und beherrscht werden, da der Verkehr im Norden durch Gebirge und Wüsten von ungeheurer Ausdehnung erschwert und auf weite Strecken hin geradezu unmöglich gemacht ist, und der Besitz jener Küstengegenden, die man sich nicht schmal zu denken braucht, sich nur durch eine starke Seemacht erobern ließe.

Haben Deutschland und Oesterreich kein Interesse, England bei seinem Bestreben, sich Rußland gegenüber in Indien zu behaupten — einem Bestreben, welches, wie erwähnt, die Haupttriebfeder der englischen Politik bei ihrem Verfahren während des Streites zwischen der Pforte und dem Kabinet von St. Petersburg war und sie bei ähnlichen Gelegenheiten wieder sein wird —, zu unterstützen, England zu liebe Rußland entgegenzutreten, so ist auch der Zustand der englischen Heeresmacht nicht der Art, daß man deutscher- und österreichischerseits starkes Verlangen empfinden könnte, England als Dritten im Bunde zu sehen. England hat die stärkste Kriegsflotte der Welt, aber was

Flotten bei Kriegen mit Rußland oder zwiſchen Kontinentalmächten heutzutage überhaupt leiſten, haben wir im vorletzten orientaliſchen Kriege und 1870 genügend geſehen, um von jener keine allzugroße Erwartungen zu hegen. So bleibt alſo die Landmacht, die England in Europa beſitzt, und von der von vornherein zu ſagen iſt, daß ſie verhältnißmäßig wenig bedeuten will.

Die engliſchen Streitkräfte beſtehen nach den Mittheilungen in der Regiſtrande unſeres Großen Generalſtabs (9. Jahrg. S. 318 ff.) zunächſt aus der regulären Armee. Die Infanterie zählt in Linie und Garde 148 Bataillone. Hiervon befinden ſich auf den auswärtigen Stationen, in Indien, Gibraltar, Malta, Kapland, Kanada u. ſ. w. 73, von denen die 12 in Gibraltar und Malta garniſonirenden im Verlauf eines Kriegs durch Milizbataillone abgelöſt und ſo zur Verwendung im Auslande gebracht werden könnten. Zunächſt aber wären nur 68 Bataillone der Linie für einen auswärtigen Krieg verwendbar. Die Kavallerie beſteht aus 31 Regimentern, von denen indeß 9 ſich in Indien befinden und 3 Gardeküraſſier-Regimenter für den Dienſt in einem auswärtigen Kriege nicht in Ausſicht genommen ſind, ſo daß alſo nur 19 Regimenter für einen ſolchen zur Verfügung ſtehen. Die Artillerie zählt 30 reitende, 114 Feldbatterien, 90 Batterien Feſtungs- und Belagerungs-Artillerie und 10 Batterien Küſten-Artillerie. Von der reitenden Artillerie können 15, von der Feldartillerie 45, von der Feſtungs- und Belagerungs-Artillerie ebenfalls 45 Batterien, zuſammen 630 Geſchütze im Auslande verwendet werden. Von den 49 Ingenieurkompagnien ſind 27 zu dieſem Zwecke disponibel. Dazu kommen die Reſerven der aktiven Armee. Die Reſerve erſter Klaſſe ſoll bis zur Höhe von 80000 Mann gebracht werden, beträgt jedoch zur Zeit nicht mehr als 15000 Mann, die in ihrer ganzen Stärke ſofort zur erſten Mobiliſirung auch nur zweier Armeekorps gebraucht werden, wobei zu bemerken, daß ein mobiles engliſches Armeekorps die Stärke von 1414 Offizieren, 35579 Mannſchaften, 12849 Pferden und 90 Geſchützen haben ſoll. Ja, jene Reſerve genügt in ihrer jetzigen Zahl für den genannten Zweck noch nicht einmal, ſodaß noch außerdem die nicht mobilen Bataillone bei einer Mobiliſirung von nur zwei Korps ſchon den größten Theil ihrer ausgebildeten Mannſchaften an die zu mobiliſirenden Bataillone abgeben müßten. Die Reſerve zweiter Klaſſe iſt ungefähr 23000 Mann ſtark und beſteht aus lauter durchaus ausgebildeten Leuten. Dazu treten ferner die Milizreſerve, die 30000 Mann zählen ſoll, dieſen Beſtand aber in Wirklichkeit nicht erreicht, und deren Mannſchaften mit ihrer Einwilligung der aktiven Armee einverleibt werden können, und die Miliz, die nur aus Infanterie (85000 Mann), Artillerie (12500 Mann) und Ingenieuren (1000 Mann) beſteht. Die Yeomanry iſt eine Art berittene Miliz, deren Werth für zweifelhaft gilt. Im Kriegsfalle darf die Miliz der Armee

einverleibt, aber nicht außer Landes verwendet werden. Die Volunteers, Freiwillige, die ohne Sold dienen, kommen für einen auswärtigen Krieg nicht in Betracht. Ihre Gesammtstärke betrug im vorigen Jahre 194191 Mann mit 5195 Offizieren. Sie stehen auf einem so niedrigen Niveau militärischer Ausbildung, daß sie — man erinnere sich des Pamphlets „Die Schlacht bei Dorking" — auch im Innern, d. h. bei einer Invasion Englands durch fremde reguläre Truppen, keinen erheblichen Widerstand zu leisten im Stande sein würden.

Wie es mit der Mobilmachung der für einen auswärtigen Krieg disponiblen englischen Truppen steht, mag ein Rückblick auf die Rüstungen des Jahres 1878 erkennen lassen. Die Wendung, welche der russisch-türkische Krieg damals genommen, veranlaßte die Regierung im Februar, sich beim Parlament einen Kriegskredit von sechs Millionen Pfd. St. zu erbitten, von denen drei für die Armee verwendet werden sollten. Als Mobilmachungsbefehl ist die königliche Ordre vom 2. April anzusehen, durch welche die Armeereserve erster Klasse und die Milizreserve für den 19. April zum aktiven Dienste einberufen wurden. Die Zahl der eingezogenen Mannschaften belief sich auf 34786, von denen 13094 auf die Armee- und 21692 auf die Milizreserve kamen. Die Beschaffung der nöthigen Pferde wurde mit gutem Erfolge einer Kommission übertragen, nach deren Erfahrungen die Regierung annehmen kann, daß der Bedarf der mobilen englischen Armee nach dieser Richtung hin im Inlande gedeckt werden kann, und zwar in Raten zu etwa 1000 Pferden in der Woche. Sonst ging es mit der Mobilmachung recht langsam. Obgleich bereits in den ersten Tagen des Jahres die ordres de bataille für drei Armeekorps entworfen waren, konnte bis Ende April nur das erste, welches sich aus den andern regulären Truppen auf den Kriegsetat ergänzte, zur Einschiffung bereit gestellt werden. Die Reserven waren zur Kompletirung des zweiten Armeekorps bestimmt. Was die Aufstellung eines dritten betrifft, so ergibt sich zwar aus den Erfahrungen des April 1878, daß eine solche im Mutterlande nach vollständig durchgeführter Mobilmachung numerisch möglich ist. Immerhin aber würde sich dieselbe in Folge gänzlichen Mangels an Offizieren und Beamten, an zweckmäßigem und ausreichendem Trainmaterial und an den nöthigen Bekleidungsstücken unverhältnißmäßig lange verzögern. Mit Rücksicht endlich auf den inzwischen sicher nothwendig gewordenen Ersatz für die bereits im Felde stehenden beiden Korps wäre die Aufstellung eines dritten für den auswärtigen Dienst überhaupt nur dann durchführbar, wenn man die Miliz dazu in Anspruch nehmen dürfte, was nach der englischen Wehrverfassung nicht der Fall ist. England könnte also zu einem auswärtigen Kriege — sagen wir, zu einem Kriege, den eine oder mehrere Kontinentalmächte mit Rußland führten — an

Landtruppen, wenigſtens in den erſten vier oder fünf Monaten, kaum mehr als zwei Armeekorps, alſo etwa 70000 Mann ſtellen.

Dieſe Geringfügigkeit der auswärts verwendbaren Militärmacht Englands wird ſchwer zu beſeitigen ſein, und man wird ihr nicht eher abhelfen können, als bis man ſich entſchließt, mit dem parlamentariſchen Grundſatze zu brechen, der in der ſogenannten Mutiny Bill ihren Ausdruck gefunden hat und in der Anſicht wurzelt, daß ein ſtehendes Heer in Friedenszeiten vom Uebel ſei. Wiederholte Verſuche der Könige aus dem Hauſe Stuart, die Verfaſſung mit Hilfe eines ſtehenden Söldnerheeres umzuſtürzen, waren der Grund dieſer Anſicht. Da man aber eine Armee haben mußte, ſo ertheilte das Parlament ſeit dem Jahre 1689 alljährlich von neuem der Regierung die Erlaubniß, eine ſolche zu werben, bewilligte die dazu erforderlichen Mittel und geſtattete die Handhabung der Manneszucht nach Kriegsartikeln. Durch dieſes Verfahren iſt in England zwar ein ſtehendes Heer entſtanden, rechtlich aber iſt deſſen Exiſtenz eine jederzeit widerrufliche geblieben, und in den organiſatoriſchen Geſetzen der Mutiny Bill, durch welche das Parlament dieſe Exiſtenz alljährlich neu legaliſirt und die Zahl der Mannſchaften feſtſtellt, tritt überall das Beſtreben hervor, keine Ordnungen aufkommen zu laſſen, welche das parlamentariſche und bürgerliche Recht irgendwie beeinträchtigen könnten. So vom Parlament und den wechſelnden Parteiminiſterien abhängig, vom Volke gering geachtet, nicht als Glied, ſondern als bloßes Werkzeug des nationalen Körpers angeſehen, kann die engliſche Armee zwar nie zu einer Gefahr für England ſelbſt werden, aber auch zu keinem genügenden Machtmittel nach außen hin, inſofern es ſich um einen großen Kontinentalkrieg handelt. Es wird, ſo lange das Parlament ſich nicht eines guten Theils ſeines Einfluſſes auf die Beſtimmung ſeiner Stärke und ſeiner Einrichtungen begibt, die Regierung nie befähigen, auch nur einer der großen Militärmächte Europas ebenbürtig entgegen oder an die Seite treten zu können.

Nun hat Graf Montecuculi geſagt, zum Kriegführen gehöre erſtens Geld zweitens Geld und drittens Geld, und wir wiſſen aus Erfahrung, daß er Recht hat. Hier ſtellt ſich die Sache hinſichtlich der Bedeutung Englands anders; denn es hat eben viel Geld und folglich reichliche Mittel zu Kriegen und zur Unterſtützung von Bundesgenoſſen durch Subſidien. Ein ruſſiſcher Nationalökonom hat vor kurzem hierüber ſeine Betrachtungen angeſtellt und iſt zu Ergebniſſen gelangt, die wir nach den Mittheilungen der „St. Petersburger Zeitung“ hier folgen laſſen. Thatſache iſt, daß England ſchon ſeit Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts der einzige Staat in Europa geweſen iſt, der einen bedeutenden Theil der ihm aus Kriegen erwachſenen Koſten und Schulden ſofort und unmittelbar durch ſtärkere Beſteuerung zu decken vermocht hat. So

hat es von den 831 Mill. Pfd. St. (16620 Mill. Mark) Kriegskoſten, welche ihm der von 1793 bis 1815 fortgeſetzte Kampf gegen die franzöſiſche Revolution und ihre Ausgeburt, das napoleoniſche Kaiſerreich, verurſachten, 391 Mill. Pfd. St. (7820 Mill. Mark) durch Beſteuerung aufgebracht. So wurden von den 69⅓ Mill. Pfd. St. (1440⅔ Mill. Mark), die für den Krimkrieg verausgabt worden waren, 29½ Mill. Pfd. St. (590 Mill. Mark) auf gleiche Weiſe gedeckt. Seit dieſer Zeit hat ſich aber die finanzielle Lage Großbritanniens noch viel günſtiger geſtaltet. Dank beſonders dem Vorgehen Gladſtones ſind Steuern ermäßigt und andere Steuern aufgehoben worden. Verſchiedene Abgaben im Geſammtbetrage von 16¾ Mill. Pfd. St., Acciſen mit 2, die Einkommenſteuer mit 7½ und gewiſſe andere direkte Steuern mit 1¾ Mill. Pfd. St. ſind abgeſchafft worden, wodurch man ſich eine Reſerve von Einkünften für den Nothfall geſchaffen hat, unter denen die von der Kaffee- und Zuckerſteuer dem Finanzminiſter allein ſchon 10 Mill. Pfd. St. in die Kaſſe liefern würde. Noch ergiebiger aber würde für den Fiskus eine Erhöhung der Einkommenſteuer werden. Während nämlich im Jahre 1856 das deklarirte Einkommen ſich auf 313 Mill. Pfd. St. belief, alſo nach deutſchem Gelde auf 6260 Mill. Mark, ergab jene Steuer bei einem Satze von 18 Pence vom Pfd. St. oder 6⅔ Prozent beinahe 17 Mill. Pfd. St. oder 340 Mill. Mark; im Jahre 1876 aber, bei einer Vermehrung des deklarirten Einkommens auf 579½ Mill. Pfd. St. oder 11680 Mill. Mark war der Steuerſatz ſchon auf 3 Pence per Pfd. oder auf 1¼ Prozent herabgeſetzt und lieferte der Staatskaſſe 4109000 Pfd. St. oder 82180000 Mark, ſo daß bei einem Zurückgreifen auf den Steuerſatz, der zwanzig Jahre vorher giltig geweſen war, dieſe Einnahmequelle ein Steuerquantum von nicht weniger als 31 Mill. Pfd. St. oder 620000000 Mark ergeben hätte.

Ein zweites finanzielles Mittel zum Kriegführen ſteht England in einem Maße und mit einer Sicherheit zu Gebote wie keinem andern Staate der alten Welt: Anleihen innerhalb der eigenen Grenzen. Das Kapital, welches die vereinigten Königreiche und Irland daheim beſitzen, iſt deshalb vollkommen ſicher, weil dieſelben bei nicht ganz außergewöhnlichen Verhältniſſen keinen Krieg im eigenen Lande zu fürchten haben, und die Kapitalanſammlung hat eine rieſige Größe erreicht, während die Belaſtung Großbritanniens mit Schulden beträchtlich abgenommen hat. „Seit dem Jahre 1864 berechnet ſich," wie der ruſſiſche Autor behauptet, „der jährliche Kapitalzuwachs in Großbritannien auf 264 Mill. Pfd. St. (5280 Mill. Mark), und die Schulden des Landes betrugen 1815, am Schluſſe der napoleoniſchen Aera, rund 900 Mill. Pfd. St. (18 Milliarden Mark), während das Geſammtkapital auf 2200 Mill. Pfd. St. (44 Milliarden Mark) veranſchlagt wurde, ſodaß die Verzinſung jener Schuldenlaſt damals

ungefähr ein Drittel des Einkommens von jeglichem Kapital verſchlang. In unſern Tagen dagegen iſt die Staatsſchuld Großbritanniens auf 788 Mill. Pfd. St. herabgemindert, während das Kapital der Nation die Höhe von 8½ Milliarden Pfd. St. (170 Milliarden Mark) erreicht hat. Die Zinſen der britiſchen Staatsſchuld belaufen ſich gegenwärtig auf 21 Mill. Pfd. St., machen alſo nur etwa den 22. Theil des Einkommens von dem im Lande vorhandenen Kapital aus. Wenn die Staatsſchuld wieder in das Verhältniß zum Kapital treten ſollte wie 1815, ſo müßte ſie nicht 788 Millionen, ſondern rund drei Milliarden Pfd. St. (60 Milliarden Mark) betragen, und ihre Verzinſung müßte nicht 21, ſondern rund 100 Mill. Pfd. St. jährlich erfordern. Um alſo England bis zu dem finanziellen Stande von 1815, bis zu dem damaligen Grade der Erſchöpfung ſeiner Geldmittel zu bringen, welcher die Folge von zwölf Jahren voll großer Kriege war, müßte es durch die Verhältniſſe gezwungen werden, ſich finanzielle Opfer aufzuerlegen, welche ſeine Staatsſchuld um 2200 Mill. Pfd. St. und die Verzinſung derſelben um 80 Mill. vermehrten."

Wir ſchließen unſere Betrachtung mit einigen Bemerkungen, die zu kühler und vorſichtiger Stimmung gegenüber dem in der Londoner Preſſe lautgewordenen Wunſche nach einem Bündniſſe mit Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn Anlaß geben. Ob Oeſterreich-Ungarn ſeine Stellung auf der Balkanhalbinſel behält und verwerthen kann, iſt für uns aus bekannten Gründen nicht gleichgiltig. Ob England Indien und die zur Sicherung dieſes Beſitzes erforderliche Poſition in der aſiatiſchen Türkei, ſowie auf und am Mittelmeere behält, hat mit unſerem Intereſſe, ſoweit wir ſehen können, nichts zu thun. Wir haben ihm nichts zu danken und wenig Gutes von ihm zu erwarten. Es hat, als es Preußen im ſiebenjährigen Kriege unterſtützte, lediglich im Hinblick auf ſeinen Vortheil gehandelt, und dieſe Unterſtützung ließ viel zu wünſchen übrig. Daſſelbe gilt von ſeiner Theilnahme an den Freiheitskriegen. Seine Haltung auf dem Wiener Kongreſſe war der Förderung der deutſchen Intereſſen nicht günſtig. Palmerſton iſt nie ein Freund Deutſchlands geweſen. In den Kämpfen um Schleswig-Holſtein hat die engliſche Politik uns die Wege vertreten, ſoviel und ſo lange ſie konnte. 1870 konnte ſie den Ausbruch des Krieges verhindern, und ſie hat es nicht gethan. Eine ſtarke Partei ſah unſern Sieg mit ſcheelen Augen an, und wir wiſſen, daß viele Engländer es getadelt haben, daß ihre Regierung damals nicht offen auf Frankreichs Seite trat. Selbſt jetzt, wo man das gute Einvernehmen zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn für ſich benutzen möchte, hört man in London Stimmen, die daſſelbe mit Mißtrauen betrachten, inſofern ſie aus der damit in Verbindung gebrachten zollpolitiſchen Verſtändigung eine Beherrſchung des Weltmarktes hervorgehen und ſich durch Hereinziehen der Niederlande bis in den indiſchen Archipel ausdehnen

ſehen, wo Java, wie die Pall Mall Gazette verräth, „eine ſehr wünſchenswerthe Kolonie“ — wünſchenswerth natürlich auch für England — iſt und die andern Inſeln, wie Java organiſirt und verwaltet, mit dieſem ein ſtattliches Reich bilden würden, welches den ganzen Ocean im Süden von Singapur und Kochinchina beherrſchen könnte.

Wir glauben nicht, daß dieſe Befürchtungen, die uns Deutſchen ſelbſtverſtändlich als lächerliche Hallucinationen erſcheinen müſſen, lediglich dem kranken Gehirn eines einzelnen Engländers entſtiegen, ſondern daß ſie weitverbreitete Geſpenſter ſind, und inſofern geben auch ſie zu denken. Man fürchtet auch von uns für das engliſche Imperium in einer mehr oder minder nahen Zukunft Beeinträchtigung. Man erblickt überall Feinde, aber nur weil man mit ſeiner imperialen Politik, ſeinem neidiſchen, begehrlichen Egoismus ſelbſt der Feind aller Welt iſt.

Der letzte Erzkanzler des alten deutſchen Reichs.*)

Von Otto Kaemmel.

(Schluß.)

Kann Dalbergs ganzes Verfahren in ſeinem Verhältniß zu Frankreich und dem Rheinbunde nur als der Ausfluß politiſcher Charakter- und Urtheilsloſigkeit gelten, ſo verdient doch die Art, wie er perſönlich für die Mitglieder der 1806 aufgelöſten Reichsbehörden ſorgte und eintrat, hohe Anerkennung. Er ſelbſt verſprach ſchon am 30. Juli 1806 dem Reichskammergericht, den jetzigen Kanzleiperſonen ihren bisherigen Gehalt als Penſion zu zahlen und die auf ſeine Lande fallenden „Kammerzieler“, ſo lange dies erforderlich ſei, zu leiſten; er bemühte ſich auch bei anderen Höfen in dieſer Richtung und zwar mit gutem Erfolg. So wurde in Wetzlar eine „Suſtentationskaſſe“ errichtet, und die Penſionsempfänger wurden in vier Klaſſen geordnet. Die Beamten des Reichshofraths übernahm auf ſeine Bitte Oeſterreich. Auf verwandtem Gebiete bewegen ſich ſeine Bemühungen um die Regulirung der Kreisſchulden ſchon ſeit 1803, der ſich freilich bei den fortwährenden Gebietsveränderungen im Rheinbunde ſehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenſtellten.

*) Karl v. Dalberg und ſeine Zeit. Zur Biographie und Charakteriſtik des Fürſten-Primas. Von Karl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau, 1879. Zwei Bände.

Auch die landesherrliche Thätigkeit Dalbergs, in welcher er zum zweiten Male die Aufgabe hatte, ein neugewonnenes Gebiet, das von Frankfurt, seinen Staaten einzuverleiben, hat manches Verdienstliche. Freilich sollte er gleich anfangs erfahren, daß es in Vielem weniger auf ihn, als auf den herrischen Willen des erhabenen Protektors und seiner Marschälle ankomme. Er selbst hatte, um die Geschäfte der Herbstmesse nicht zu stören, die Huldigung bis nach derselben aufschieben wollen, doch auf Marschall Augereaus Befehl erfolgte die Uebergabe der Stadt an den Fürsten-Primas schon am 9. September, in demselben Römersaale, der so oft die prunkende Herrlichkeit des alten Reiches gesehen hatte. In einem richtigen Gefühl hatte man die Kaiserbilder verhüllt; sie hätten doch nur auf die Schande Deutschlands und dessen, der so oft von seiner alten Verfassung geschwärmt hatte, herabgesehen. Der Fürst selbst kam erst am 25. September nach Frankfurt und ließ sich am 2. Januar 1807 nochmals im Römer huldigen.

Seine neuen Unterthanen verpflichtete er sich gleich anfangs dadurch, daß er der Stadt bei Napoleon den Erlaß einer schweren Kriegsschuld von 1500000 Frcs. erwirkte. Dann begab er sich eifrig an die Organisation des neuen Gebiets. Wir können hier auf das Detail dieser Maßregeln, welche Beaulieu im Einzelnen verfolgt, nicht eingehen. Allerorten tritt auch hier eine wohlwollende, vorurtheilsfreie Gesinnung hervor. Von zweifelhafterem Werthe erscheint die Absicht Dalbergs, nach dem Vorgange Westfalens und Badens den Code Napoléon in seinem Primatialstaat einzuführen, dessen Annahme in den Rheinbundsstaaten damals vielfach ventilirt wurde. In der That verfügte er dieselbe, übrigens gegen die Ansicht seiner Minister, am 15. September 1809, doch verzögerte die kurz darauf erfolgende Errichtung des Großherzogthums Frankfurt zunächst die Ausführung des Beschlusses.

Es gefiel dem Gewaltherrscher, in demselben Jahre, welches die Einverleibung Roms, Hollands und der deutschen Küstenlande bis Lübeck erlebte, das Füllhorn seiner Gnade auch über seinen getreuen Fürsten-Primas auszuschütten. Schon bei dessen Anwesenheit in Paris vom August 1807 bis zum März 1808 war davon die Rede gewesen, sein Gebiet durch ein paar hessische und nassauische Aemter zu vergrößern, und nur seine eigne Schwatzhaftigkeit, mit der er damals den Gesandten beider Staaten von diesen Plänen Mittheilung machte, hatte zunächst ihre Ausführung verhindert. Wiederum im November 1809 war die Rede von der Uebertragung Hanaus an den Primas. Damals hatte Albini als verständiger Mann sich entschieden dagegen erklärt, da die Erwerbung dieses tief verschuldeten und verarmten Landes die erst mühsam errungene Ordnung im Haushalte des Primatialstaats wiederum hätte zerrütten müssen, umsomehr als Dalberg selbst in leichtsinniger Zuvorkommenheit und Galanterie

gegen die Großherzogin Karoline von Berg, die Schweſter Napoleons und Gemahlin Murats, ſchon 1808 ein Viertel ſeiner Rheinzollrevenüen, 80000 Frcs., an den Großherzog gegen Befreiung von der unbedeutenden Verpflichtung, den Leinpfad im Stande zu erhalten, wofür jährlich nur etwa 7000 Frcs. erforderlich waren, abgetreten hatte. Trotzdem ſchloß Dalberg am 16. Februar 1810 den Staatsvertrag über die Gründung des Großherzogthums Frankfurt. Gegen Ueberlaſſung Regensburgs an Baiern und Verzicht auf ſeine Einkünfte aus dem Rheinzoll, die fortan in Napoleons Privatkaſſe floſſen, erhielt er die Departements Fulda und Hanau, die zuſammen eine ſchwere Schuldenlaſt trugen, erkannte die in denſelben von Napoleon gemachten Schenkungen im Betrage von 600000 Frcs. Rente an und übernahm ſämmtliche Schulden dieſer Lande und die Fortzahlung der auf die Rheinzölle gelegten Rente von 78000 Frcs. Der erzbiſchöfliche Sitz ſollte von Regensburg nach Frankfurt verlegt werden. Alles in allem betrachtet, verbeſſerten ſich die finanziellen Verhältniſſe des Fürſten nicht nur nicht, ſondern ſie verſchlechterten ſich ſogar erheblich, da ſeine Einnahmen ſich um 180000 Frcs. verringerten. Aber trotz der dringendſten Vorſtellungen ſeiner Miniſter, namentlich des Grafen Beuſt, unterzeichnete Dalberg den Vertrag genau in derſelben Form, in der er ihm vorgelegt worden war.

Was Napoleon mit der Errichtung des neuen „Staats“ beabſichtigte, ergab ſich aus ſeiner Botſchaft an den franzöſiſchen Senat vom 1. März mit wünſchenswerther Deutlichkeit. Darin übertrug er für den Fall von Dalbergs Tode ſeine „Rechte“ auf das Großherzogthum an ſeinen Stiefſohn, den Vicekönig Eugen von Italien, mit vollem Erbrecht ſeiner männlichen Deſcendenz; für den Fall, daß dieſe ausſterbe, war der „Rückfall an die kaiſerliche Krone“ vorgeſehen. Alſo betrachtete der Kaiſer das Land als ein mittelbar franzöſiſches Gebiet, wie ungefähr das Großherzogthum Berg, das er am 3. März 1809 ſeinem Neffen, dem damaligen Kronprinzen Napoleon Ludwig von Holland, übertragen und in eigne Verwaltung genommen hatte. Hätte die Napoleoniſche Gewaltherrſchaft länger beſtanden, ſo wäre die völlige Einverleibung dieſer Gebiete ſicher nur eine Frage der Zeit geweſen.

Niemals hat ſich denn auch Dalberg als etwas anderes gefühlt denn als der Beauftragte des erhabenen Protektors, dem er ſein Daſein geweiht hatte. Zwar war er im März 1810 von ſeiner dritten Reiſe nach Paris ſehr verſtimmt zurückgekehrt, weil weder ſeine Vorſchläge zu einer Verfaſſung des rheiniſchen Bundes, die den Despotismus einiger ſeiner Souveräne unterdrücken ſollte, Erfolg gehabt hatten, noch die Kommiſſion, die Napoleon zur Berathung auch der deutſchen Kirchenverhältniſſe „*als Suzerain von Deutſchland*, als Nachfolger Karls des Großen, als veritabler *Kaiſer des Occidents*,

als älteſter Sohn der Kirche“ nach Paris berufen, mit ihrem Gedanken, das hierarchiſche Syſtem des franzöſiſchen Reiches auch auf den Rheinbund auszudehnen, und Dalbergs in derſelben Richtung abgegebene Stimme durchgedrungen war; zwar hatte der neue Großherzog dem preußiſchen Geſandten unverhohlen geſagt, er habe jede Hoffnung aufgegeben, im Rheinbunde eine feſte Ordnung hergeſtellt zu ſehen; aber ſeine Devotion gegen Napoleon wurde durch ſolche Stimmungen keineswegs vermindert. Er unterbreitete ihm ſchon im Auguſt 1810 die Skizze einer vorläufigen Organiſation des Großherzogthums, die, wie er an den Miniſter Varet damals ſchrieb, den Zweck hatte, „durch eine gute Verwaltung das Glück der Völker zu begründen, die der Monarch meiner Sorge anzuvertrauen geruht hat“. Eifriger, ergebener hätte kein franzöſiſcher Präfekt ſchreiben und handeln können als dieſer „ſouveräne“ Großherzog von Frankfurt.

Entſprechend ſeiner Ueberzeugung, das Land ſei ein indirekt franzöſiſches, und in der Vorausſicht einer nur noch kurzen Lebensdauer betrachtete es Dalberg als ſeine Hauptaufgabe, ſeine Einrichtungen den franzöſiſchen anzupaſſen, da ſein Nachfolger ſie doch einführen werde, und das mit einer Alles überſtürzenden Haſt, welche ſeltſam kontraſtirt mit der humanen Schonung, wie er ſie ſchon in ähnlichen Verhältniſſen ſonſt bewieſen hatte. Schon das „Organiſationspatent“ vom 16. Auguſt 1810, zum größten Theil aus Dalbergs eigner Feder, beruhte auf der weſtfäliſchen Verfaſſung, die er, weil aus Napoleons Geiſt gefloſſen, als muſtergiltiges Vorbild betrachtete. Das Großherzogthum zerfiel darnach in vier, völlig in franzöſiſcher Weiſe verwaltete Departements; an der Spitze des ganzen Staates ſtanden drei Miniſterien und der Staatsrath; dem Fürſten zur Seite ſtand eine Ständeverſammlung von 20 Mitgliedern, für deren loyale Geſinnung das ſehr complicirte Wahlverfahren ſorgte. Den erſten (und letzten) Landtag eröffnete der Großherzog ſelbſt am 15. Oktober 1810 in Hanau. Darauf begann er eiligſt auf allen Gebieten, meiſt unter Widerſtreben ſeiner Miniſter, die Einführung franzöſiſcher Inſtitutionen. Schon am 1. Januar 1811 trat nach einer Verordnung vom 25. Juli der Code Napoléon für das Großherzogthum in Kraft; ſpäter (5. Oktober 1812) wurde eine einheitliche Gerichtsverfaſſung publizirt und das franzöſiſche Strafrecht eingeführt, weil in Folge der fortgeſetzten verwildernden und verwüſtenden Kriege die Räuberbanden bedenklich überhand nahmen (19. Februar 1812). Die Einführung des franzöſiſchen Notariats unterblieb nur, weil die Miniſter es ohne die franzöſiſche Gerichtsverfaſſung für unanwendbar erklärten. Verdienſtlicher war die Durchführung der Rechtsgleichheit, obwohl ihre Konſequenzen zu manchen Härten führten. Erſt jetzt erfolgte die Abſchaffung der Leibeigenſchaft, aber freilich auch die Einführung der Konſkription (21. Dezem-

ber 1810), die im schärfsten Gegensatze zu dem bisherigen Werbesysteme stand und deshalb als äußerst lästig empfunden wurde, zumal da das Kontingent meist für rein französische Zwecke, namentlich in Spanien, Verwendung fand. Ein Versuch, die alte Bürgermiliz in Frankfurt in eine Nationalgarde nach französischem Modell umzugestalten, scheiterte. Ebensowenig kam es zu der schon im Organisationspatent verheißenen Einführung des französischen Maßsystems. Andrerseits lehnte sich aber Dalberg sogar auf dem Gebiete des Unterrichtswesens meist an das französische Vorbild. Die Landesuniversität bestand darnach aus verschiedenen, über das Land vertheilten Fachschulen in Aschaffenburg, Frankfurt und Wetzlar. Im übrigen geschah manches Gute nicht nur für die Gymnasien, sondern auch für das Volksschulwesen.

Das Schwierigste bot unzweifelhaft die Finanzverwaltung, namentlich das Schuldentilgungswesen. Hier mußte zu neuen Steuern gegriffen werden, welche die größte Unzufriedenheit hervorriefen. Trotzdem wagte Dalberg nicht, die Zumuthung Napoleons abzuweisen, der schon im Sommer 1810 von ihm verlangte, er möge ihm seine Domänen in Hanau und Fulda für 12 Mill. Frcs. abkaufen. Da der Versuch, zu diesem Zweck eine Zwangsanleihe im Lande aufzunehmen, scheiterte, so kam das Geschäft erst im September 1812 zu Stande, wobei der Preis um 1 Mill. reduzirt wurde.

Dieselbe jammervolle Abhängigkeit von jedem Winke des Gewaltherrn tritt namentlich noch in zwei andern Fällen aufs grellste hervor. Ein einfaches Dekret vom 10. Oktober 1810 unterdrückte „auf das Begehren" des Kaisers sämmtliche (8) politische Zeitungen des Großherzogthums, ohne daß gegen sie die geringste Beschwerde vorlag, und ersetzte sie durch die offizielle, französisch und deutsch geschriebene „Zeitung des Großherzogthums Frankfurt", dessen Redakteur vom Polizeiminister ernannt wurde. Mit einem Federzuge wurde das Eigenthum aller Herausgeber vernichtet, der Erwerb aller dabei beschäftigten Arbeiter zerstört.

Kurze Zeit darauf traf ein französischer Raubzug im großen Stile die Stadt Frankfurt. Am 12. September 1810 richtete der französische Gesandte Graf Hedouville eine Note an das großherzogliche Ministerium, mit der Aufforderung, das beigefügte kaiserliche Dekret von Trianon (5. August), welches auf sämmtliche Kolonialwaaren einen Eingangszoll von 40 Proz. des Werthes legte, zur Ausführung zu bringen. Gehorsam, obwohl zögernd, publizirte der Großherzog am 28. September das Dekret, suchte aber seine Härte in der Ausführung dadurch zu mildern, daß er anordnete, die Kaufleute sollten erst nach Verlauf von zwei Monaten angeben, was sie von jenen Waaren verkauft hätten, und davon dann eine Abgabe von 20 Prozent zahlen. Mit dieser halben Maßregel war aber dem Protektor keineswegs gedient; ergrimmt verhängte er

über Frankfurt den Sequester auf alle englischen Kolonial- und Manufakturwaaren (14. Oktober). Am 22. Oktober fanden die Frankfurter dies neue Dekret angeschlagen; zugleich verfügte General Friant, der Kommandant der französischen Besatzung von Frankfurt, die Angabe aller Waaren dieser Art binnen 24 Stunden, bedrohte das Unterlassen derselben oder Unrichtigkeiten in der Anzeige mit Konfiskation und andern schweren Strafen, ließ die Thore, Straßen und Plätze der Stadt militärisch besetzen und verhinderte jede Waarenbewegung. Am Abend kamen zu weiterer Untersuchung etwa 20 französische Douaniers von Mainz an. Eine Verwendung Dalbergs, der eben in Aschaffenburg sich aufhielt, blieb natürlich ohne jeden Erfolg, und jetzt scheint endlich in der Seele des unglücklichen Mannes die Erkenntniß, wohin er getrieben worden, mit blitzähnlicher Deutlichkeit erwacht zu sein. „Ja, ja, wer das Verkehrte berichtigen könnte," sagte er zu dem ihm aufrichtig ergebenen Kammerrath Leonhardt, der ihm die Nachricht gebracht hatte, „Zufallspiele umkehren zu Vernunftspielen, aber der böse Geist der Gewalt hält die Welt umstrickt, und — lieber Freund, wen der Teufel in den Klauen hat —" damit brach er ab und eilte hinaus. — Inzwischen gingen in der geängsteten Stadt die Deklarationen bis zu einem Gesammtwerthe von 20 Mill. Frcs., massenhafte Konfiskationen folgten, aller Verkehr stockte. Erst als auf gemeinsame Verabredung vom 1. November an von sämmtlichen Frankfurter Häusern alle Wechsel protestirt wurden und in Folge dessen in zahlreichen französischen Städten Bankerotte ausbrachen, hob Napoleon am 6. November den Sequester auf und vertheilte die geforderte Abgabe auf drei Termine, aber alle gewebten englischen Waaren, welche man confiscirt hatte, wurden mehrere Tage hintereinander auf offenem Platze in einem Truppenkarré unter den Klängen kriegerischer Musik verbrannt. Das Empörendste bei alledem war, daß der ganze Ertrag der Steuern und Konfiskationen in die französischen Kassen floß. Frankfurt aber berechnete seinen Schaden auf etwa 12 Mill. Frcs. Das war die Souveränetät eines Rheinbundsfürsten.

Es waren die Jahre, in welchen Napoleons Macht auf ihrer Höhe stand. Wie sie damals politisch schrankenlos waltete, so sollten sich auch Papst und Kirche ihr beugen. Jener war bekanntlich am 5. Juli 1809 bereits gefangen genommen und nach Savona gebracht worden, aber der gefangene Papst zeigte sich gefährlicher, als der in voller Freiheit stehende sich jemals gezeigt hatte. Auf Grund der gallicanischen Artikel von 1682, welche er am 10. Februar 1811 wieder zum Reichsgesetz erhoben, berief Napoleon am 25. April ein französisches Nationalconcil nach Paris. An dies Concil knüpften sich für Dalberg die letzten Hoffnungen, zu einer Neugestaltung der deutschen Kirche zu gelangen. Denn der Kaiser hatte auch die Theilnahme der deutschen Bischöfe gewünscht

und deshalb ihn nach Paris eingeladen. In Begleitung Wessenbergs reiste er dahin ab, aber der Gang der Kirchenversammlung benahm ihm bald jede Aussicht. Als er in der Adreßdebatte am 27. Juni den Antrag stellte, es möge in der Adresse auch der deutschen Kirchenverhältnisse gedacht werden, drang er damit nicht durch, und da die Mehrheit der Prälaten, der kaiserlichen Vorlage entgegen, auf Verständigung mit dem Papste drang, so ward das Concil schon am 10. Juli kurzer Hand aufgelöst. Doch faßte dies Dalberg als kein ernstes Hinderniß für seine eignen Pläne auf. Er hoffte nach wie vor auf eine Verständigung zwischen Kaiser und Papst und meinte für das rheinbündische Deutschland nach Analogie der französischen Verhältnisse 15 Bisthümer entstehen zu sehen, und zwar in Anlehnung an die Einzelstaaten, derart, daß die bairische Regierung einen Erzbischof und vier Bischöfe, die würtembergische einen Erzbischof und drei Bischöfe ernenne, ja er glaubte schon des Einverständnisses dieser Staaten sicher zu sein.

Doch schon nahte der furchtbare Krieg heran, welcher alle die Schöpfungen, um deren Ausbau Dalberg sich mühte, in Trümmer schlagen sollte. Auch sein Staat hatte für den russischen Feldzug ungeheure Opfer zu bringen. Von den nach Spanien gesandten Truppen waren nur elende Trümmer zurückgekehrt. Trotzdem mußten im Februar 1812 wieder 1800 Mann gegen Rußland ins Feld gestellt werden, denen später noch 300 Mann folgten. Von ihnen allen kehrten, obwohl sie überhaupt nur bis Wilna gelangten, aus Rußland nach Danzig 240 Mann, nach Frankfurt schließlich nur 60 Mann zurück. Dazu legten sich die Lasten kolossaler Durchmärsche auf das Land, durch welches ja eine Hauptetappenstraße nach dem Osten führte. Die durch alles dies und durch das gewaltthätig neuernde, von Frankreich willenlos abhängige Regiment des Großherzogs erregte Stimmung äußerte sich damals unter anderem auch in der bitterbösen Satire eines Franzosen, du Temple, der unter der Maske einer Vergleichung zwischen Perikles und Dalberg die Schwächen seiner Regierung schonungslos verspottete. Die Polizei hatte den Sinn des ganzen Opus freilich zunächst nicht verstanden und ließ es deshalb volle drei Wochen unbeanstandet circuliren, bis sie zu ihrer Beschämung — natürlich zu spät — dahinterkam und dem Verfasser den Laufpaß gab. Bedenklicher waren offene Revolten im Fuldaischen während des August. Zugleich richtete der Munizipal- und Departementalrath von Frankfurt energische Beschwerden über sein ganzes Regierungssystem an den Großherzog. Dieser nahm die Deputation sehr ungnädig auf und drohte eventuell die französische Hilfe anrufen zu wollen (16. August).

So kam der unheimliche Winter 1812—13. Das französische Heer war vernichtet, im Norden trieb Alles zur Erhebung. Auch im Großherzogthum

Frankfurt machte sich die Aufregung geltend. Im Hanauischen widersetzte sich eine Dorfschaft mit Gewalt der Verhaftung eines Deserteurs und weiterer Truppenstellung; in Hanau selbst wurden im Januar 1813 gelegentlich eines Maskenballes zwei französische Offiziere mißhandelt, die französischen Adler von den Domänengebäuden gerissen. Unter solchen Umständen erbat in der That der souveräne Großherzog französische Hilfe, und am 30. Januar rückten wirklich 12000 Mann Franzosen unter Souham in Frankfurt ein. Dazu gesellte sich am 3. Februar die Ernennung eines übelberüchtigten Menschen Namens Robertson zum Polizeipräfekten von Frankfurt. Das Alles trieb natürlich die lebhafteste Entrüstung hervor, selbst unter den Behörden; Albini legte sogar sein Polizeipräsidium nieder. Und während sich nun die erschütterndsten Ereignisse in rascher Folge drängten und Alles der ungeheuren Entscheidung entgegenreifte, hatte Dalberg von den laufenden großen Verhandlungen eine auffallend geringe Kenntniß, ja weit mehr als sie beschäftigte ihn der Abschluß des Konkordats von Fontainebleau und die Stiftung eines Ordens, der, zur Erinnerung an die glücklich wiederhergestellte Eintracht zwischen Staat und Kirche, der Konkordienorden hieß, und dessen Statuten am 15. August, am Napoleonstage, wirklich publizirt wurden. Indessen schritt der eherne Fuß des Krieges über solche Tändeleien hinweg. Riesige Lasten lagen auf dem armen Lande; vom 1. Januar bis zum 1. September zogen mindestens 340000 Mann auf der großen Etappenstraße nach Osten; in der selben Zeit stiegen die außerordentlichen Ausgaben auf 3 Mill. fl., während die regelmäßigen des ganzen Jahres kaum 2½ Mill. betrugen. Eine außerordentliche Vermögens- und Besoldungssteuer, die am 28. April, eine Accise auf die wichtigsten Nahrungsmittel, welche am 26. Juni auferlegt wurde, genügten nicht und riefen doch die heftigsten Beschwerden der ausgesogenen Bevölkerung hervor. Das Alles sollte ja geopfert werden für einen fremden Despoten oder vielmehr, wie die Eingangsworte des ersten Dekrets es wohllautend umschrieben, für die „Freiheit des Handels, Selbsterhaltung der Staaten des rheinischen Bundes und ihrer wohlthätigen inneren Einrichtungen", welche als Zweck des gegenwärtigen Krieges bezeichnet wurden. Von einem sittlichen Zwecke des Protektors und seiner Vasallen in dem ungeheuren Kampfe wagte dieser Rheinbundsfürst doch nicht mehr zu reden.

Aber auch als die furchtbaren Schlachten des August und September Napoleon in einen immer engeren Kreis einschlossen, als ihn endlich der eiserne Griff Blüchers zwang, von Dresden abzulassen — an den nahen Sturz des Gewaltigen wollte Dalberg nie glauben. Er wies mit ängstlicher Hast die wohlmeinenden Mahnungen seines treuen Leonhardt als „unglückliche Worte", als „unheilbringende Reden" zurück (Ende September); er weigerte sich,

Albinis dringender Bitte nachzugeben, ihn ins Hauptquartier der Verbündeten zu entsenden. Statt dessen überraschte er seine Räthe am 30. September mit seiner Abreise nach Constanz und der Uebertragung der Regierung an das Ministerkonseil. Was er eigentlich dabei beabsichtigt, ist schwer zu sagen, wie man denn überhaupt logische Folgerichtigkeit in seinen letzten Entschlüssen kaum noch wahrnehmen kann.

Gegenüber der wachsenden Aufregung — in Hanau drohte offene Revolte — hatten die Minister schweren Stand. Inzwischen war jedoch bei Leipzig die blutige Entscheidung gefallen, die Trümmer des französischen Heeres näherten sich dem Rheine. Am 30. und 31. Oktober warfen sie bei Hanau in blutiger Schlacht die wegsperrenden Oesterreicher und Baiern zurück, am 1. und 2. November gingen sie durch Frankfurt, an demselben 2. November zog bereits die Vorhut der Verbündeten ein, zwei Tage später schlug Fürst Schwarzenberg sein Hauptquartier in der Mainstadt auf.

An demselben Tage erhielten die in Frankfurt zurückgebliebenen Minister ein Schreiben Dalbergs vom 28. Oktober, seine letzte offizielle Aeußerung als Großherzog von Frankfurt, die freilich auf seine hochgestiegene Unfähigkeit, politisch zu denken, das schärfste Licht wirft. Der Fürst erklärte darin, er habe auf seine weltliche Macht verzichtet und zwar zu Gunsten seines Nachfolgers, des Vicekönigs Eugen, habe auch bereits den König von Baiern aufgefordert, im Namen seines Schwiegersohnes Besitz von dem Großherzogthume zu ergreifen. Die Minister legten dies wunderbare Schriftstück ad acta, und Albini schrieb trocken seinem Herrn: „Ew. königl. Hoheit ganz sonderbare Resignation ist, wie zu vermuthen war, von dem König von Baiern an die alliirten Höfe abgeschickt worden; sie ist von denselben angenommen, aber nicht zu Gunsten eines feindlichen Generals (was überall sehr aufgefallen ist, u. E. K. H., welche ohnehin schon vordem übel angeschrieben waren, sehr verargt wird), sondern es wird das Land bis zum Frieden administrirt, wo alsdann über dasselbe disponirt werden soll; wahrscheinlich wird es zerrissen werden.“ Dalberg fragte freilich in seiner Antwort an den Minister sehr naiv: „Kann eine bedingte Verzichtleistung rechtsgiltig angenommen werden, wenn der Annehmende die Bedingung verwirft? Kann das Vaterherz des Königs von Baiern eingestehen, daß sein kleiner Enkel seines fideikommissarischen Anspruchs verlustig wird, weil dessen Vater ein feindlicher General ist?“ Daß das Großherzogthum Frankfurt in diesem Momente ein erobertes Land und der Rheinbund vernichtet war, das war dem alten Herrn bei seiner Betrachtung ganz entfallen.

In der That hatte bereits am 6. November Prinz Philipp von Hessen-Homburg, österreichischer Feldmarschalllieutenant, formell Besitz von dem Lande ergriffen, vorläufig jedoch die Behörden bestehen lassen. Am 23. Dezember

folgte eine zweite Proklamation, welche Staat und Behörden für aufgelöst erklärte. Das Großherzogthum Frankfurt hatte aufgehört zu existiren, und mit ihm war die politische Laufbahn des Mannes zu Ende, dem ein unheilvolles Geschick zu seinem und seines Vaterlandes Unglück die Aufgaben eines Staatsmannes gestellt hatte, während ihm jede Fähigkeit zur Lösung derselben in solcher Zeit versagt war.

Dem beweglichen Geiste des Entthronten entspricht es völlig, wenn er auch dieser Wendung bald eine versöhnende, mildernde Seite abzugewinnen wußte. Schon am 31. Juli 1814 konnte er in einem Briefe an Karoline von Wolzogen schreiben: „Gewiß liegen in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen herrliche Elemente für Nationalität, liberale Formen und wahre Freiheit. Dem göttlichen Willen, der das Schwert gelenkt hat und bei den bevorstehenden Verhandlungen die Feder leiten wird, bin ich unbegrenzt ergeben.“ Er konnte aus dem Sturze des Imperators die Lehre schöpfen: „Uebersp annte Kräfte führen am Ende meistens zum Untergange“; er konnte in Alexander von Rußland den „rächenden Erzengel“ begrüßen, ja sich damit schmeicheln, auch jetzt noch durch die Kraft seines Wortes zum Wohle deutscher Nation wirken zu können. Das, was er an dieser Nation verschuldet, ist ihm nie zum Bewußtsein gekommen, und von dem stolzen, enthusiastischen Nationalgefühl und den unvergleichlichen Opfern der Preußen, die in Wahrheit das rächende Schwert geführt hatten, hat er auch zur Zeit ihrer großartigsten Entfaltung nichts geahnt.

Wenn aber Dalberg seine politische Laufbahn ohne Bedauern schloß, wie auch andrerseits niemand es bedauerte, daß er sie schloß, auf seine geistlichen Befugnisse hatte er damit nicht verzichtet, und manches, was in ihrer Ausübung in seinen letzten Lebensjahren hervorgetreten ist, zeigt wenigstens, daß er auf diesem Gebiete seinen alten Idealen treu blieb. Er war noch vor Ende Oktober 1813 nach Zürich abgereist, wo die Tagsatzung über ihre Neutralität berieth. Umsonst hatte ihm sein Generalvikar für Constanz, H. v. Wessenberg, davon abgerathen, denn seit Jahren schon arbeitete der päpstliche Nuntius in der Schweiz daran, dieselbe vom Bisthum Constanz abzulösen, um sie so der in Rom tief verhaßten Einwirkung des freisinnigen Wessenberg zu entziehen, und mit Recht fürchtete dieser, Dalberg werde schließlich den Intriguen des Nuntius erliegen. In der That willigte der Bischof darein, für die Schweiz einen andern Generalvikar zu ernennen, stand jedoch zunächst davon ab, als Wessenberg daraufhin Ende 1813 seine Entlassung forderte, und zog sich nach Regensburg zurück. Bald aber, im Januar 1815, enthob er ihn doch seines Amtes und sandte ihn nach Wien, um hier für die Herstellung der katholischen deutschen Kirche im nationalen Sinne und für seine eigenen Interessen zu wirken, später zu demselben Zwecke nach Frankfurt, wo die Bundesversammlung

am 1. September 1815 eröffnet werden ſollte. Dalbergs Pläne wurden von Weſſenberg und andern damals mehrfach literariſch verfochten; ſie blieben, zum Unglück für das kirchliche und nationale Leben des katholiſchen Deutſchland, gegenüber dem Partikularismus der alten Rheinbundſtaaten, dem Widerwillen Preußens, mit ihnen vereinigt vorzugehen, und den zähe feſtgehaltenen Machtanſprüchen Roms auch damals Entwürfe, wie ſie es früher geblieben waren. Hier wenigſtens war der greiſe Dalberg der alten Fahne treu geblieben, um damit doch noch Zeugniß dafür abzulegen, daß ſeine Fehler auf politiſchem Gebiete nicht Fehler des Herzens, ſondern des Charakters und des Verſtandes waren.

Ausſchließlich ſeinem Berufe als Erzbiſchof von Regensburg ſind die letzten Jahre gewidmet geweſen. Bevor der Wiener Kongreß ſeine Dotation auf 100000 fl. normirte, kämpfte er oft ſelbſt mit dem Mangel, lebte in einer einfachen Miethwohnung, behalf ſich in anſpruchloſeſter Weiſe auch mit Koſt und Kleidung. Als er ſich dann reichlicher ausgeſtattet ſah, verwandte er einen großen Theil ſeiner Einkünfte auf die Unterſtützung Armer und Nothleidender, nicht nur in Regensburg, auch in Frankfurt. „Nie war ich ſo glücklich wie jetzt“, ſchrieb er damals. Und wie er die Liebe praktiſch übte, ſo hat er ſich noch in ſeinem letzten Hirtenbriefe zu dem Satze bekannt: „Der wahre Chriſtenglaube beſteht nur in lebendiger Liebe“, und ſeinen Untergebenen die unwiderſprechliche Wahrheit gepredigt: „Gott hat die Glaubensſpaltung ſeit Anbeginn der Welt zugelaſſen, da er jeden Menſchen mit eigenthümlichen Fähigkeiten ausrüſtete und der Glaube ſich nach dieſer Einſicht geſtaltet und offenbart: der Bruder glaubt und denkt nicht wie der Bruder, der Sohn nicht wie der Vater, das Alter nicht wie die Jugend — und ſo wird nie und nimmer ein und derſelbe Glaube herrſchen, oder es müßten alle Menſchen ein und daſſelbe wollen, empfinden, denken und thun und all der Unterſchied der Alter und Geſchlechter und Völker verſchwinden. — — Wer biſt du nun, daß du zu deinem Bruder ſagen dürfteſt: Glaube wie ich, ſonſt biſt du verdammt?“ So ſchrieb ein katholiſcher Erzbiſchof im Jahre 1819, ein Sohn allerdings des vielgeſchmähten Jahrhunderts der Aufklärung, ein Zeitgenoſſe Leſſings, nicht Kettelers und Pius' IX.

Mit dieſem Bekenntniß echter, weitherziger Toleranz iſt er geſtorben, nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen, nach eben erfülltem 73. Lebensjahre, am 10. Februar 1817. Seine Ueberreſte ruhen im Dome zu Regensburg, den er zur Metropolitankirche des geſammten katholiſchen Deutſchlands vergebens hatte machen wollen.

Es iſt kein tragiſches Loos, das ihn getroffen, denn Karl v. Dalberg war kein Held, und doch liegt etwas Tragiſches in ſeinem Geſchick. Er verſtrickte

ſich in ſchwere Schuld, weil er den Zwieſpalt zwiſchen der Güte ſeines Herzens und der Schwäche ſeines Willens, zwiſchen ſeinem patriotiſchen Streben und ſeiner mangelhaften politiſchen Einſicht, zwiſchen ſeinem allumfaſſenden Intereſſe und ſeiner beſchränkten Kraft niemals zu überwinden vermochte. Ihm fehlte die feſte Grundlage geordneter Zuſtände, auf die er ſich hätte ſtützen können zu gedeihlichem Wirken, ein großer, geſchloſſener, Ehrfurcht gebietender und Hingabe weckender Staat, und ſo wurde er nicht blos ein Opfer ſeiner eigenen Schwächen, ſondern faſt mehr noch ein Opfer ſeiner Zeit.

Ferdinand Freiligraths Jugend.

Nach eignen Briefen.

Ueber Ferdinand Freiligraths Jugendleben haben wir bisher nur ſehr unzulängliche Kunde gehabt. Die hauptſächlichſten Entwickelungsſtufen ſeines Lebens, bis er mit dem Erſcheinen ſeiner „Gedichte“ 1838 zum erſten Male in helleres Licht trat, ſind zwar im weſentlichen bekannt; die feineren Züge aber entzogen ſich unſerer Kenntniß. Ueber die allmähliche Reife ſeines dichteriſchen Talentes von den erſten unſelbſtändigen Anfängen an bis zu der Originalität, welche in den Gedichten des Muſenalmanachs 1835 hervortritt, ſind wir bis jetzt nicht unterrichtet geweſen.

Ein günſtiges Geſchick hat es gefügt, daß dem Verfaſſer dieſer Zeilen Freiligraths Briefe an eine große Zahl ſeiner Freunde überlaſſen wurden zum Zweck einer biographiſchen Arbeit, welche weſentlich aus dieſen Briefen des Dichters erwachſen und die wichtigſten derſelben mittheilen wird. Daß Männer wie Chamiſſo, Schwab, Immermann, Wolfgang Müller, Simrock, Hoffmann v. Fallersleben, Auerbach, Geibel, Schücking, Kinkel, Carriere u. a. ihm als Korreſpondenten nahetraten, läßt wohl darauf ſchließen, daß dieſe Briefe für die Kenntniß der Geſchichte von des Dichters Entwickelung reichen Aufſchluß bieten. Es ſei geſtattet, als Vorläufer des Ganzen im Nachfolgenden zwei dieſer Briefe mitzutheilen, in welchen der Dichter ſelbſt nahen Freunden über ſeinen Bildungsgang Aufſchluß gibt. Er thut es mit jener Wahrhaftigkeit und zugleich mit jener Beſcheidenheit, welche ihm lebenslang eigen waren.

Geboren zu Detmold am 17. Juni 1810, eines unbemittelten Volkslehrers Sohn, beſuchte Freiligrath bis zu ſeinem 15. Geburtstage das Gymnaſium

seiner Vaterstadt und gewann daselbst wenn auch nicht eine vollständige Gymnasialbildung, so doch eine solche, wie sie ein hochbefähigter und fleißiger Schüler bis zum Abgange aus Secunda sich erwerben kann. Da dem Vater die Möglichkeit fehlte, den Sohn studiren zu lassen, so kam derselbe im Sommer 1825 in ein Kolonialwaarengeschäft zu Soest, in welchem er sich von der bescheidenen Lehrlingsstellung zum Kommis emporarbeitete. Seine kargen Mußestunden benutzte er zu einem tüchtigen Studium der modernen Sprachen. Anfang 1832 trat der 21jährige junge Mann in einem Bankgeschäft und Großhandlungshause zu Amsterdam als Kommis ein. Mehr und mehr kam ihm der Zwiespalt zwischen seiner engen, nüchternen Lebensstellung und seiner dichterischen Anlage zum Bewußtsein, und dieser Unmuth sprach sich nicht selten in wehmüthigen oder bitteren Dichtungen aus. Zugleich aber war der weite Horizont der großen Seestadt der poetischen Entwickelung Freiligraths förderlich. Hier erst gewann, was die eifrige Lektüre seiner Knabenjahre an Kenntnissen und Vorstellungen des Fremden aufgespeichert hatte, Leben und Gestalt im Beschauen des Fremdartigsten, Mannigfaltigsten, Großartigsten; in der geräuschvollen Einsamkeit des Amsterdamer Hafenlebens erwuchs Freiligrath zum Dichter.

Schon seit 1830 hatte er einzelne seiner Gedichte und Uebersetzungen in westfälischen Lokalblättern und Almanachen erscheinen lassen, ohne daß die Zeitgenossen das in diesen Schöpfungen lebende außerordentliche und originelle Talent erkannt hätten. Ein Versuch, sich durch seinen Landsmann Grabbe in die Literatur einführen zu lassen, scheiterte, wie es scheint, an dessen Säumigkeit. Von durchschlagender Wirkung dagegen war eine andere Verbindung, welche Freiligrath anknüpfte: die mit dem in Berlin erscheinenden, von Chamisso und Schwab herausgegebenen Musenalmanach. Ende 1833 schickte er Chamisso die ersten Beiträge ein, welche im Jahrgang 1835 Aufnahme fanden und des Dichters Namen alsbald weithin verbreiteten. Ende 1834 eröffnet er auch eine Korrespondenz mit Gustav Schwab, welcher, minder schreibträge als Chamisso, dem jungen Manne alsbald mit herzlichem Wohlmeinen und warmem Verständniß entgegenkam. Freiligrath sandte einen Beitrag zum Schilleralbum, welcher, obwohl verspätet, Aufnahme fand. In seiner Antwort vom 3. Januar 1835 bittet Schwab im Namen des Schiller-Komités, Freiligrath möge „ganz gelegentlich, doch nicht allzuspät, ihn wissen lassen, an welchem Tag und Jahr und wo er geboren sei, sowie wo und in welcher Eigenschaft er hause". Freiligrath antwortete darauf im Februar 1835, wie folgt.

Den mir mit Ihren freundlichen Zeilen vom 3. vorigen Monats gemachten Anfragen bin ich zwar schon, noch ehe ich sie erhielt, durch meinen Brief vom 15. Januar zuvorgekommen, mag es mir jedoch um so weniger versagen, Ihnen noch insbesondre

meinen herzlichen Dank für Ihren wohlwollenden Zuruf auszusprechen, als Sie nach Leſung des Folgenden ſelbſt ermeſſen werden, wie ſehr mich derſelbe erfreuen mußte. Daß Sie mich wegen der unverlangten Ausführlichkeit meiner Mittheilungen nicht der Unbeſcheidenheit oder Zudringlichkeit zeihen werden, dafür bürgen mir, wie Ihr Brief, ſo auch Ihre Lieder und Ihr vor mir liegendes Bildniß.

Aus meinem zweiten Albumblatte wiſſen Sie, daß ich Kaufmann bin. Ein proſaiſcher Beruf, und doch iſt nur die Poeſie Schuld daran, daß ich ihn ergriffen habe! Von unbegüterten Eltern geboren — mein Vater war Lehrer an der Bürgerſchule zu Detmold — mit meinem achten Jahre Reime ſchmiedend; durch treffliche Lehrer (unter ihnen Falkmann und Möbius) und einen väterlichen Freund, den durch eine Schrift über die Hermannsſchlacht bekannten Archivrath Cloſtermeier, mannigfach angeregt und aufgemuntert, alles, was die Wiſſenſchaft bot, freudig ergreifend; vornehmlich aber, wie Immermanns Häuschen, „von Kindesbeinen auf das Ideal geſtellt“ — dachte ich nicht daran, daß es mir einmal in den Kopf kommen würde, von den Muſen zum Merkur überzulaufen. Ich wollte immer einmal ein tüchtiger Philolog oder Theolog werden, denn zum Juriſten, den Cloſtermeier aus mir ziehen wollte, glaubte ich keinen Beruf in mir zu fühlen. So wurde ich fünfzehn Jahre alt, und war im Begriff, die Secunda mit der Prima zu vertauſchen, als ein Bruder meiner damals ſchon verſtorbenen Mutter, welcher ſich lange als Supercargo auf den Meeren umhergetrieben und zuletzt als Kaufmann in Edinburg niedergelaſſen hatte, meinem Vater den Vorſchlag machte, mich, nachdem ich mir die erſten merkantiliſchen Kenntniſſe in der Heimath zu eigen gemacht hätte, zu ſich zu nehmen, und ſpäter zum Theilhaber ſeiner Handlung zu machen. Mein böſer Stern wollte, daß ich zu jener Zeit grade neben meinen Schulſtudien nichts eifriger betrieb, als die Lectüre Walter Scott'ſcher Romane. Ich dachte an nichts, als an die Nebelhaiden des Hochlands, und die auf ihnen vagabundirenden Bettler und Zigeunerinnen. Was Wunder, wenn ich dem Rufe nach dem Herzen von Midlothien, nach dem Sitze des Wizard of the North nicht widerſtehen konnte, und, wenn auch keine goldnen, aber doch die haidekrautbewachſenen Berge der Grampiankette ſchon im Geiſte vor mir ſah. Ich wurde freilich bald enttäuſcht. Als ich nach einigen Jahren meine Lehre in Soeſt bald abſolvirt hatte, ſah ſich mein Oheim durch Unglücksfälle außer Stand geſetzt, ſein früheres Verſprechen zu erfüllen, und die Anſtrengungen, die ich nun machte, um zu den Studien zurückzukehren, ſcheiterten an mancherlei Klippen. Ich blieb Kaufmann, und bin jetzt ſeit drei Jahren als Correſpondent auf dem Büreau eines hieſigen Banquiers beſchäftigt. Zum Beginn eines eignen Geſchäfts fehlen mir die Mittel, und ich glaube auch, daß ich einen ſolchen Schritt, wenn ich ihn thäte, bald würde bereuen müſſen.

Während meines Aufenthaltes in Soeſt ſetzte ich die früher liebgewonnenen Beſchäftigungen eifrig fort u. trieb vorzüglich neue Sprachen, Geſchichte und Geographie. Auch die Luſt zum Dichten ſtellte ſich wieder ein, die engliſchen Poeten, mit denen ich bald bekannt wurde, veranlaßten metriſche Ueberſetzungen, und ich habe aus jener Zeit noch manches nach Byron, Moore, Scott, Hogg, Coleridge, Southey, Wordsworth, Wilſon u. A. liegen, wovon Einzelnes damals auch in weſtfäliſchen Zeitſchriften und

Taſchenbüchern gedruckt wurde. Meine Erſtlinge fanden nachſichtige Beurtheiler; daß ich merkantiliſcher Saul aber einmal ſo glücklich ſein würde, mich den Propheten des Muſenalmanachs anreihen zu dürfen, an Wolfg. Menzel einen milden Richter zu finden, u. von Ihnen ſo wohlwollend, ſo herzlich auf dem Parnaß begrüßt zu werden, wie dies in Ihrem Briefe der Fall iſt, daran hatte ich auch im Traume nicht gedacht. Meinen wärmſten, innigſten Dank dafür!

Glücklich fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand legt dem Dichter mehr Feſſeln an, als jeder andre. Ohne ſeine Lichtſeiten zu verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören. „Die böſen Ideale“ kommen mir immer in die Quer, und wenn ich über ſpaniſche Staatspapiere ſchreiben ſoll, ſo denke ich an die Bidaſſoabrücke und die „alten Wunden“, die auf ihr aufbrechen.

Die Ausſicht, mein ganzes Leben als Commis hinvegetiren zu müſſen, iſt entſetzlich, und doch — was bleibt mir anders übrig? Nachſtudiren zu wollen, fällt mir nicht ein; dazu bin ich zu reich an Jahren und zu arm an Geld. Wohl habe ich aber ſchon daran gedacht, ob ich nicht als Korrektor in einer bedeutenden Offizin, oder als Ueberſetzer an einer Zeitſchrift, wie z. B. das Ausland iſt, thätig ſein könnte. Die dazu erforderlichen Kenntniſſe glaube ich, wenn auch meiſt Autodidakt, zu beſitzen, und würde in einer ſolchen Stellung der Poeſie, die ich nicht laſſen kann, doch immer mehr leben können, als jetzt, wo ich mit andern Arbeiten ſo überhäuft bin, daß ich noch nicht einmal an das Sammeln meiner Sachen habe denken können, ſo gern ich auch mit meinem fünfundzwanzigſten Jahre ein Bändchen publiziren, und dadurch das erſte Stadium meiner poetiſchen Laufbahn begrenzen möchte. Meine Entfernung von den Hauptſitzen des deutſchen Buchhandels hat mich bis jetzt immer noch abgehalten, etwas in dieſer Beziehung zu thun, und, wenn ich auch dazu überginge, würden die Buchhändler den dichtenden Handlungscommis nicht für einen Narren halten? Würde es etwas helfen, wenn ich, Romanhelden wie Goethes Meiſter, Scotts Francis Osbaldiſtone (im Rob Roy), E. T. A. Hoffmanns Traugott (in ſeiner Erzählung: Der Artushof) ganz aus dem Spiele laſſend; mich darauf beriefe, daß, freilich beſſere als ich, ein Juſtin Kerner, Stephan Schütze, L. Bechſtein u. A. per aspera eines Comptoirs oder einer Apotheke ad astra eines ungeſtörten poetiſchen Wirkens ſich erhoben, daß der wahnſinnige M. E. Kuh bei dem alten Ramler einen Stein im Brette hatte, und daß, um mit Beiſpielen aus verſchiednen Nationen zu ſchließen, Wilhelm Gerhard (in Leipzig), Samuel Rogers, von der Hoop, Loots und Tollens Kaufleute ſind oder waren?

Amſterdam werde ich übrigens auf jeden Fall verlaſſen. Ich ſtehe hier gar zu einſam, und entbehre, was das Dichten betrifft, alles Rathes und aller Theilnahme. Als ich kürzlich meine im Muſenalmanach mitgetheilten Bilder aus Afrika in verſchiednen Blättern nicht ungünſtig beurtheilt fand, hatte ich wahrhaftig nicht einmal Jemanden, den ich zu meinem König Cophetua hätte machen, und ihm, minder figürlich, als Piſtol, ein:

„A foutra for the world and all world's base lings!
I speak of Africa and golden joys!“

hätte zurufen können! Im Scherz natürlich, denn ich weiß wohl, an wie vielen Fehlern meine Versuche leiden.

Werden Sie nach dieser offenen Beichte (die ich inzwischen nur Ihnen mache) meinen Hans-Sachsereien auch fernerhin eine bescheidene Stelle neben den vollendeten Dichtungen der ersten Lyriker der Nation im Musenalmanach gönnen? Darf ich es außerdem wagen, Ihnen die anliegenden Gedichte mit der Bitte zu überreichen, dieselben im Morgenblatte abdrucken zu lassen, wenn sie anders der Tendenz dieser, ihrem poetischen Theile nach, wenn ich nicht irre, unter Ihrer Leitung stehenden Zeitschrift entsprechen? Wenn meine Sachen sonst was taugen, so weiß ich wohl, daß bei Ihnen der Stand zur Sache nichts thut — aber beim Publikum? —

Da ich aus Ihrem Briefe sehe, daß die Länge meines ersten Beitrags zum Album dessen Aufnahme nicht hinderlich ist, so bitte ich Sie, den zweiten mit seinen lahmen Distichen — im Technischen bin ich überhaupt sehr zurück, und werde unter anderen einigen Polenliedern, wenn sie einmal gedruckt werden sollten, wohl das: Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum als Motto vorsetzen müssen — zu vernichten. Ich sandte ihn bloß, weil ich glaubte, der erste werde im Druck mehr als eine halbe Octavseite einnehmen.

Und nun bitte ich Sie recht sehr um Entschuldigung, daß ich Ihre Geduld auf eine so harte Probe gestellt habe. Ihre herzlichen Worte erwidern mußte ich . . . Daß ich es aber so ausführlich gethan habe, wollen Sie dem Alleinstehenden, dem es wohlthat, sich einmal aussprechen zu können, und der sich außerdem verantworten zu müssen glaubte, daß er als Unberufener in die glänzende Gesellschaft des Almanachs sich gewagt, verzeihen!

Dieser Brief ist sicherlich von hohem Werthe. Mit verhaltenem Leid, aber ohne Bitterkeit erzählt der junge Dichter sein bisheriges Leben, zugleich mit einer wahrhaft herzgewinnenden Bescheidenheit, ohne die Spur einer Ahnung, daß er so manchen Dichter, der ihm noch als ein unerreichbares Vorbild erscheint, schon redlich überholt habe.

Einmal durch die beiden väterlichen Freunde im Musenalmanach und Morgenblatt vor einen weiten Kreis gestellt, sah sich Freiligrath unerwartet als Dichter gefeiert, selbst in Amsterdam, wohin nur das letzte Schaumspritzen der deutschen literarischen Bewegung gelangte. Von Heimweh verzehrt, ergriff er die Gelegenheit, daß er im Aufrücken übergangen worden war, um Anfang 1836 zu kündigen, und kehrte nach Soest zurück, dort seine Gedichte für Cotta druckfertig zu machen, welcher selbst dem weltverlassenen Komptoiristen zu Amsterdam den Verlag angetragen hatte. Im Frühling 1837 trat Freiligrath, um aufs neue eine feste Stätte zu finden, wieder in ein kaufmännisches Geschäft zu Barmen; 1839 aber gaben ihm die rasch aufeinanderfolgenden Auflagen seiner Gedichte den Muth, völlig mit dem Kaufmannsstande zu brechen. Er zog im Herbst von Barmen hinweg, um fortan als freier Dichter zu leben,

zunächſt in dem anmuthigen Unkel am Rhein. Hier verlobte er ſich 1840 mit Ida Melos aus Weimar, verheirathete ſich mit ihr im Mai 1841 und zog nach Darmſtadt, mit der Abſicht, dort ein Blatt „Britannia“ zu begründen, welches deutſches und engliſches Volksthum, deutſche und engliſche Literatur mit einander in Fühlung bringen ſollte. Das Unternehmen ſcheiterte jedoch an der Aengſtlichkeit der Verlagshandlung.

In Darmſtadt trat Freiligrath in freundſchaftliche Beziehung zu dem Gymnaſiallehrer Auguſt Nodnagel, welcher dieſe und jene literargeſchichtliche Arbeiten lieferte und ſich von unſerem Freunde für ein — nicht über das erſte Bändchen gefördertes — Unternehmen „Deutſche Dichter der Gegenwart“ 1842 genauere Angaben über Freiligraths Lebensgang erbat, da die bisher veröffentlichten Notizen mannigfach Unrichtiges enthielten. Daraufhin ſchrieb Freiligrath an Nodnagel im Sommer 1841 folgenden Brief, welcher die zweite authentiſche Kunde über Freiligraths bisheriges Leben gibt:

Darmſtadt, 21. Auguſt 1841.

Lieber Nodnagel!

Vergib, daß ich Dich mit den verſprochenen Notizen ſo lange hingehalten habe! Zeit und Luſt fehlten, und ich konnte wahrlich nicht eher dazu kommen, als eben jetzt, wo der friſche herrliche Morgen mich ebenſoſehr mahnt, als tüchtig macht, Dir Wort zu halten. Ich knüpfe meine Mittheilungen wohl am beſten an den Artikel über mich im beikommenden 12. Heft des Wigandſchen Converſationslexicons, den ich, was das Chronologiſche darin betrifft, durchaus beſtätigen kann, und nur allerlei Sachliches berichtigen muß. Es iſt nämlich durchaus unwahr, daß ich „unter dem Mangel an allen geiſtig anregenden Einflüſſen aufgewachſen ſei.“ Mein Vater war Lehrer an der Detmolder Bürgerſchule, ein braver, edler, und in ſeiner Stellung tüchtiger und geachteter Mann, der gewiß zu erkennen und zu fördern wußte, was allenfalls in mir lag. Ich erinnere mich noch jetzt mit Thränen in den Augen der Freude, mit der er die erſten Anfänge des Achtjährigen begrüßte, und der Opfer, die Er, der finanziell vielfach beſchränkte und beengte, mit Liebe brachte, wo es galt, meine Ausbildung zu fördern. Ich liebte ihn über Alles, u. weiß was ich ihm zu danken habe! — Außer ihm nahm ſich vornehmlich unſer alter Nachbar, der Hiſtoriker Cloſtermeier der geiſtigen Förderung des kleinen Poeten an. Ich mußte allwöchentlich zwei Mal zu einer beſtimmten Zeit zu ihm kommen, theils um ihm Rechenſchaft über meine Schulſtudien zu geben, theils um von ihm ſelbſt allerlei Sprachliches u. Hiſtoriſches, was ich eben auf dem Gymnaſium nicht zu hören bekam nebenbei zu empfangen. Durch meine Freude daran u. die Leichtigkeit mit der ich mir alles aneignete, war ich ſein erklärter Liebling, wozu vielleicht auch die Naivetät und der kindiſche Witz, durch die ich ihn nicht ſelten ergötzte, nicht wenig beitrugen. Wenn ſeine Tochter (Grabbes Wittwe) nächſten Monat nach

Darmſtadt kommt, ſo kannſt Du von ihr eine Menge Anekdoten aus jener Zeit hören, die Dich gewiß zum Lachen bringen werden. Von den Lehrern am Detmolder Gymnaſium übten hauptſächlich Rohdewald und Falkmann (der bekannte Styliſt) einen wohlthätigen Einfluß auf mich aus. Jener durch Ausbildung meines ſittlichen, dieſer durch Weckung und Entwickelung meines äſthetiſchen Gefühls. Wenn mir Falkmann im Sommer 1825, als ich das Detmolder Gymnaſium verließ, das Diſtichon ins Stammbuch ſchrieb:

Ueberall folgen die Muſen und Grazien ihrem Verehrer,
Niedrer und kalter Sinn weiſt ſie allein nur zurück,

ſo iſt das, mein' ich, Beweis genug, daß ich bis dahin nicht „Mangel an geiſtig anregenden Einflüſſen" gelitten, ſondern daß die Talente, die man vielleicht in mir entdeckte, Pflege genug erfahren hatten. Ich bin nachher, in einem mannigfach bewegten Geſchäftsleben, der Aufforderung, die in jenem Diſtichon liegt, nach Kräften nachgekommen, wenn der Erfolg, mir wenigſtens, auch immer ein ungenügender geblieben iſt. Meine Lehrzeit beſtand ich zu Soeſt bei meinem Oheim, einem vielfach gebildeten, u. was mehr als das iſt, einem überaus wackern und vortrefflichen Mann, der mir Muße vollauf gab, mich theils autodidaktiſch, theils durch Privatlehrer fortzubilden. Den größten Theil meiner zahlreichen Privatſtunden (Engliſch, Franzöſiſch, Italieniſch und ein Reitcurſus ſogar) hat er ſelbſt bezahlt! Ich verdanke ihm außerordentlich viel!

Was das Lexicon ſonſt über mich beibringt, iſt richtig, mit Ausnahme meines Verhältniſſes zu Grabbe, über das ich mich bereits mündlich gegen Dich ausgelaſſen habe. Nachdem ich alſo nachgetragen, daß ich zu Ende 35 und Anfang 36 noch Hugo's Oden u. „Dämmerungsgeſänge" überſetzt (für die formelle Weiterbildung immer von Moment), kann ich gleich einen Sprung machen, u. Dich aus meiner Barmer Zeit (1837—1839) an den Rhein nach Unkel führen. Der edlen Mercatura hatt' ich nun vollſtändig den Rücken gewandt u. wollte in ſtiller Zurückgezogenheit ſchaffen, was mir der Geiſt eingäbe. Daraus ward indeß nichts. Von dem Zauber des Rheins ergriffen den Simrock ſo wundervoll in ſeinem „An den Rhein, an den Rhein" angedeutet hat, hab' ich in Unkel viel gelebt und geliebt, aber wenig gedichtet. Der Aufbau des Rolandsbogens war das Einzige, was ich dort ausführte, u. das „Rolandsalbum" die einzige ſchriftſtelleriſche Merkſäule des ganzen Jahrs. Das maleriſche u. romantiſche Weſtfahlen, zu deſſen Vollendung ich eigentlich nach Unkel mich gewandt hatte, blieb liegen, u. wurde erſt ſpäter von Schücking fortgeſetzt. Was ich mir übrigens in Unkel ſonſt errungen, u. welch einen wichtigen Abſchnitt in meinem Leben es bildet, weißt Du und ſiehſt Du alle Tage im Anſchauen meines häuslichen Glückes. Ich verließ die kleine Rheinſtadt im Sept. v. J., machte dann eine Reiſe nach Süddeutſchland und ſah Ida im November in Thüringen wieder. Den Winter bracht' ich theils bei ihr auf dem Lande (in Moura) theils in Weimar zu, wo ich mir in Eckermann, Bürck, dem Maler Schramm u. A. liebe Freunde erworben habe. Im Mai 1841 war meine Hochzeit — ſeit dem 26 Mai bin ich in Darmſtadt. Das Weitere weißt

Du — weißt, wie ich lebe u. was ich von Literariſchem zunächſt vorhabe. Möge mir Gott beiſtehen, noch Viel zu ſchaffen, u. Beſſeres, als bis jetzt!

Ich bin ſeltſam bewegt, wie ich Dir da das nackte Gerippe eines Lebens hinſtelle, von dem ſchon viel Lärm geſchlagen, u. an dem doch im Grunde wenig iſt. Um es begreifen zu können, müßteſt Du im Stande ſein, zwiſchen den Zeilen zu leſen. Ach, da grünt manches Grab, da quillt manche Thräne, da fehlt es nicht an durchweinten u. durchſchwelgten Nächten, ein gebrochenes Mädchenherz zuckt dazwiſchen — ich bin betrübt bis zum Tode! — Jetzt gilt es, das Alte zu ſühnen durch feſtes Beharren und treues, liebendes Halten an dem neu Errungenen! Ich liebe mein Weib unendlich, und ich hoffe zu Gott, daß ich in dieſer Liebe Kraft und Muth für ein Leben finden werde, das man ſpäter mindeſtens nicht ein ganz verfehltes nennen ſoll.

Doch Du wollteſt Notizen, u. ich werde ſentimental. Vergib und bleib' mir gut!

Ein Kommentar zu dieſen tiefgemüthvollen Bekenntniſſen, aus welchen des Dichters Herz in den ſchönſten Klängen ſpricht, iſt wohl überflüſſig.

Krefeld. Wilhelm Buchner.

Ampelius.

Durch die großartigen pergameniſchen Funde, die vor kurzem in das Berliner Muſeum gelangt ſind, iſt mit einem Male ein römiſcher Schriftſteller aus der Kaiſerzeit, der ſich bisher der größten Dunkelheit erfreute, in den Vordergrund des Intereſſes gerückt worden, inſofern er der einzige antike Schriftſteller iſt, bei dem ſich eine Erwähnung des Bauwerkes findet, von welchem die pergameniſchen Skulpturen ſtammen: Lucius Ampelius, der Verfaſſer eines kleinen „Gedächtnißbuches“ oder „Merkbuches“ (Liber memorialis). Wenn auch dem gerechten und vollkommenen Archäologen von Fach Ampelius ſchon vorher kein Fremdling ſein durfte, da gerade dasjenige Kapitel ſeiner Schrift, welches die Erwähnung des pergameniſchen Gebäudes enthält, auch über andere berühmte Kunſtwerke des Alterthums Notizen, zum Theil aparter und kurioſer Art, beibringt, ſo konnte man doch ein recht tüchtiger Philolog ſein, ohne das „Merkbüchlein“ des Ampelius jemals in der Hand gehabt zu haben. Weiteren Kreiſen vollends wird ſein Name völlig neu geweſen ſein.

Die Bekanntſchaft mit Ampelius iſt überhaupt verhältnißmäßig jung; er wurde zum erſten Male 1638 in Leyden von Salmaſius aus einer ſeitdem wieder verſchollenen Handſchrift herausgegeben, und zwar als Anhang zur „Römiſchen

Geſchichte“ des Julius Florus, die Ampelius neben Cornelius Nepos u. a. augenſcheinlich benutzt hat. Nach dieſem Beiſpiele erſchienen beide auch in den ſpäteren Ausgaben bis herab auf die Teubnerſche meiſt in Verbindung mit einander; Einzelausgaben des Ampelius ſind wegen der geringfügigen Bedeutung ſeiner Schrift nur ſelten hergeſtellt worden. Ueber die Lebenszeit des Ampelius ſind wir ohne jede direkte Kunde; nur durch Schlußfolgerungen aus dem Inhalte ſeiner Schrift läßt ſie ſich annähernd feſtſtellen. Poſitiv geht aus ſeinem Büchlein hervor, daß er nach Trajan (98—117) und Hadrian (117—138) gelebt haben muß, denn deren Zeit berührt er noch gelegentlich; negativ läßt ſich beweiſen, daß er nicht nach dem Anfange des 4. Jahrhunderts geſchrieben haben kann, denn er betont im 18. Kapitel, daß Sulla der einzige römiſche Machthaber geweſen, der die Regierung freiwillig niedergelegt habe. Dieſer Fall wiederholte ſich aber im Jahre 305 n. Chr., wo Diocletian und Maximian freiwillig abdankten, eine Begebenheit, die bei allen übrigen Schriftſtellern der Folgezeit im lebhafteſten Andenken ſtand; da Ampelius nichts davon weiß, ſo kann er ſie auch nicht erlebt haben. Die Grenzen laſſen ſich aber noch enger ziehen. Ampelius gedenkt unter anderen auch des Tempels der Diana von Epheſus als eines noch beſtehenden Gebäudes. Dieſer Tempel wurde aber unter der Regierung des Gallienus (253—268) zerſtört, alſo wird Ampelius auch vor dieſe Zeit noch zu ſetzen ſein. Endlich geht aus der Anwendung, die er von dem Titel „Caeſar“ macht, hervor, daß er in einer Zeit geſchrieben haben muß, wo der Gebrauch, demzufolge das Wort nicht mehr vom höchſten Machtinhaber, ſondern ausſchließlich vom deſignirten Amtsnachfolger des „Imperator“ oder „Auguſtus“ gebraucht wurde, ſich noch nicht feſtgeſetzt hatte. Dieſe Feſtſtellung erfolgte aber bald nach dem Anfange des 3. Jahrhunderts. Aus alledem ergibt ſich, daß Ampelius um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts lebte und ſchrieb. Da ſeine Schrift einem gewiſſen Macrinus gewidmet iſt, ſo hat man, was zu der übrigen Grenzbeſtimmung an ſich ſehr gut paſſen würde, an den Kaiſer dieſes Namens, der von 217 bis 218 regierte, denken wollen. Wenn das Schriftchen nur nicht ein gar ſo dürftiges und klägliches Kompendium wäre, ein Machwerk, wie es höchſtens ein Schulmeiſter jener Zeit zum Auswendiglernen für ſeine Schüler zuſammenſtellen konnte! Sicherlich war Macrinus — der Name iſt keine Seltenheit in jener Zeit — nichts als ein Schüler des Ampelius.

Den Inhalt ſeiner Schrift gibt Ampelius ſelbſt in ſeinen Widmungsworten an Macrinus an, wenn er ſagt: „Da du gern alles wiſſen möchteſt, ſo habe ich dieſes Merkbuch geſchrieben, damit du weißt, was die Welt iſt, was die Elemente ſind, was der Erdkreis trägt, endlich was das Menſchengeſchlecht vollbracht hat.“ Das Ganze iſt ein magerer Abriß des für die damalige Zeit wiſſenswürdigſten aus der Aſtronomie, Geographie, Mythologie, Geſchichte und Politik, auf 50 kleine

Kapitel vertheilt. Das merkwürdigſte iſt ohne Zweifel das dem geographiſchen Theile angehörige achte Kapitel, welches auch die Erwähnung der pergameniſchen Skulpturen enthält und die Ueberſchrift trägt: „Die Weltwunder“ (Miracula mundi). Im Nachfolgenden verſuchen wir, ſoweit es der in ſchauderhafteſter Verderbniß überlieferte und erſt in neuerer Zeit durch philologiſchen Scharfſinn etwas lesbarer geſtaltete Text erlaubt, eine möglichſt getreue Ueberſetzung*) dieſes Kapitels zu geben. Daſſelbe lautet, wie folgt.

„Die Wunder, die auf Erden ſind. Fünftauſend Schritt von Apollonia bei Amantia am Berge Nymphaeus iſt ein Feuer, und aus der Erde kommt eine Flamme heraus. Im Walde wird die Stimme des Pan bis nach der Stadt gehört. Auch ſind am Fuße dieſes Berges in der Ebene Seen voll Waſſers, da kommt Pech und Erdpech heraus; wenn man mit den Händen darauf ſchlägt, ſo kommt das Pech in die Höhe und ſteigt in Blaſen aus dem Waſſer auf. In Ambracia in Epirus ſind Caſtor und Pollux und Helena auf eine Wand gemalt von der Hand eines Ureinwohners, und niemand kann ausfindig machen, wer ſie gemalt hat. In Argos in Epirus, auch Hippoboton genannt, iſt eine große doppelte Brücke mit Säulen, welche Medea ſoll haben erbauen laſſen. Dort ſind die Steuerruder der Argonauten gemalt und ein angefangenes Schiff. Dort iſt auch ein Tempel des Juppiter Chthonios, aus dem man hinabſteigen kann in die Unterwelt, um Orakel heraufzuholen; an dieſer Stelle ſollen die, welche hinabgeſtiegen ſind, den Juppiter ſelber ſehen. Auf Leucas iſt ein Berg, von dem ſich Sappho um eines Mannes willen herabgeſtürzt hat. Oben auf dem Berge iſt ein Heiligthum des Apollo, wo geopfert wird; und wenn ein Menſch von dort herabſpringt, wird er ſogleich von Kähnen aufgefangen. In Sicyon in Achaja auf dem Markte ſteht ein Tempel des Apollo; darin ſind aufbewahrt der Schild und das Schwert des Agamemnon, der Mantel und der Panzer des Ulixes, die Pfeile und der Bogen des Teucrus, die Lade des Adraſt, die er geweiht hat — was darin iſt, weiß man nicht — auch ein eherner Topf, in welchem Pelias gekocht worden ſein ſoll, auch die Buchſtaben des Palamedes, auch die Flöte und die Haut des Marſyas, auch die Ruder der Argonauten ſammt den Steuerrudern und Raaen, auch der Stimmſtein, mit welchem Minerva über Oreſtes abſtimmte in dem Streite im Areopag. Dort hängt auch ein Gewand, wenn das jemand anhaucht, ſo öffnet es ſich; es iſt das Gewebe der Penelope. Dort dringt auch Oel aus der Erde. In Argos in Achaja iſt ein prächtig geſchmückter Tempel der Juno, den man Aſyl

*) Wir benutzen die neueſte Teubnerſche Textausgabe von 1879, deren Vorwort merkwürdigerweiſe vom Jahre 1853 datirt iſt, und in der auch von den ſcharfſinnigen Verbeſſerungsvorſchlägen, welche Urlichs 1862 im „Rheiniſchen Muſeum“ gemacht hat, nicht ein einziger benutzt iſt. Wie iſt das zu verſtehen? Titelauflage oder Neudruck? Es wäre eins ſo unbegreiflich wie das andre.

nennt. In Olympia ist ein berühmter Tempel des Juppiter, wo die Wettkämpfer geweiht werden. In Corinth ist eine große Walfischrippe am Meere, die ein Mensch nicht umspannen kann. An demselben Orte ist ein Heiligthum der Venus, worin das Marmorgefäß der Laïs ist. In Boeotien ist ein heiliger Hain, wo Amphiaraus [von der Erde] verschlungen worden ist. In diesem Haine hängt auch ein zerbrochener irdener Krug mit zusammengesetzten Scherben; woran er aber hängt, ist nur zu sehen, wenn er vom Winde bewegt wird. In Athen ist ein berühmter Tempel der Minerva; an ihrer linken Seite steht der Schild, den sie mit dem Finger berührt. Mitten auf diesem Schilde ist das Bild des Dädalus so angebracht, daß, wenn jemand das Bild aus dem Schilde nehmen will, das ganze Werk zerfällt. Die Göttin selbst aber hat eine Lanze aus Bambusrohr. In Ilium ist ein viereckiger Stein, an welchem Cassandra angebunden gewesen ist. Wenn man ihn vorn berührt oder reibt, so gibt er Milch von sich, wenn man ihn auf der andern Seite in gleicher Weise reibt oder berührt, so gibt er Blut her. Am Meere aber ist ein Ort, welcher Rhoeteon heißt; dort ist der Grabhügel des Achill und des Patroclus und der Fluß Scamandros. In Ephesus ist das sehr berühmte Heiligthum der Diana, das größte und schönste der ganzen Erde. Am Eingange rechts und links sind Marmorpfeiler aus einem einzigen Stein, zwanzig Ellen lang; oben auf den Tempel hinauf führen hundertsechsundvierzig Stufen. In Samos im Tempel der Juno ist ein Becher aus Epheuholz, an welchem außen vier Widderköpfe sind, mit gewundenen Hörnern von wunderbarer Größe. In Pergamum ist ein großer Marmoraltar, vierzig Fuß hoch mit sehr großen Skulpturen; er enthält aber einen Gigantenkampf. In Jasus ist ein sehr schönes Marmorbild der Diana, welches im Freien steht und, wenn es regnet, nicht naß wird. In Bargylos ist ein Heiligthum der Venus am Meere; dort steht eine Lampe auf einem Kandelaber, die im Freien ins Meer hinaus leuchtet, und die weder der Wind auslöscht noch der Regen trifft. Auch ein alter Tempel des Hercules. Dort hängt an einer Säule ein rundes eisernes Gefäß, in welchem eine Sibylle eingeschlossen sein soll. Dort liegen auch Walfischrippen, wie viereckige Steine. In Magnesia am Sipylus sind vier Säulen; zwischen diesen Säulen hängt eine eiserne Victoria, ohne irgend eine Fessel in der Luft schwebend; und so oft auch Wind oder Regen kommt, er bewegt sie nicht. In Ephesus ist ein Tempel der Diana, den eine Amazone erbaut hat. Dort ist auch das Grabmal des Icarus, welcher schnarcht, als ob er schliefe, von wunderbarer Größe aus Messing und Eisen. In Rhodos ist ein kolossales Bild des Sol, ... hoch, auf einer Marmorsäule mit einem Viergespann; die Säule aber hat hundert Ellen Höhe. Auf Cypern ist ein ehernes Bild des olympischen Juppiter — das Gesicht aus Gold —, den Phidias gemacht hat, hundertfünfzig Ellen hoch und sechzig Ellen breit. Dort (?) ist das Haus des Königs Cyrus,

gebaut aus weißen und ſchwarzen Steinen, die mit Gold zuſammengefügt ſind; darin ſind bunte Säulen und unzählige eiſerne Platten, Fenſter aus Silber und Ziegel aus grünem Stein. Mitten in Babylonien iſt eine Mauer, die Memnon gebaut hat aus Backſtein und Schwefel, mit Eiſen untermiſcht, da wo die Fugen ſind. Ihre Breite iſt dreißig Ellen, hoch iſt ſie hundertdreißig Ellen. Angefangen hat ſie Semiramis, ihr Sohn hat ſie vollendet. In Aegypten ſind die Pyramiden, die . . . gebaut hat. Auch die Stadt Acanthus; dort iſt ein Nilſtrom aus Erz, gekrümmt (?), dreihundert (?) Ellen lang; ſein Geſicht iſt aus hellem Smaragd, ſeine Arme aus mächtigem Elfenbein, und vor ſeinem Anblicke erſchrecken auch die Thiere. In Athen preiſt man am meiſten ein Bild des olympiſchen Juppiter, in Alexandria den Nilſtrom."

Das ganze Kapitel iſt, wie man ſieht, ein tolles Sammelſurium von Nachrichten über allerhand Naturerſcheinungen, mechaniſche Merkwürdigkeiten, Kunſtwerke und Heroenreliquien, voll von Flüchtigkeiten, Mißverſtand und Aberglauben. Zwar fehlt es nicht ganz darin an brauchbaren Notizen. Die Angabe z. B., daß die Lanze der von Phidias' Hand geſchaffenen koloſſalen Goldelfenbeinſtatue der Parthenos auf der Akropolis in Athen durch ein mächtiges Bambusrohr gebildet wurde, eine Angabe, die ſonſt bei keinem einzigen Schriftſteller des Alterthums wiederkehrt, iſt als techniſches Kurioſum nicht unverächtlich und jedenfalls auch nicht anzufechten; aus Cicero und Plinius wiſſen wir, daß es nichts ungewöhnliches war, bei Tempelbildern das Bambusrohr in dieſer Weiſe zu Sceptern und Lanzen zu verwenden. Daß aber mitten unter all den Schlacken ein ſo echtes Goldkorn ſich befindet, wie die zwei Zeilen über den pergameniſchen Gigantenfries, hätte niemand für möglich gehalten. Der Schatten des Ampelius kann ſich auf dem nicht mehr ungewöhnlichen ſpiritiſtiſchen Wege bei dem Ingenieur Humann dafür bedanken, daß dieſer ihn aus ſeiner jahrhundertelangen Ruhmloſigkeit hervorgezogen.

Das Schickſal eines Buches.

Habent sua fata libelli, und die Preſſe iſt eine Macht. Sie iſt, wie Andere, die den Mund voller zu nehmen pflegen, behaupten, die ſechſte Großmacht, die öffentliche Meinung. Wieder Andere ſagen: Die Preſſe iſt in der That eine Macht, in England und Amerika eine bedeutende, oft unwiderſtehliche, in Frankreich eine wenigſtens beachtenswerthe Macht; in Deutſchland dagegen iſt ſie ſelbſt letzteres bisher nur in beſchränktem Maße geweſen. Sie wirkte hier als beachtenswerther Faktor nur da, wo ſie in guten Händen war,

und solche Fälle sind — wir reden von der periodischen Presse — mit jedem Jahrzehnt seltener geworden. Sechste oder, wie wir seit der Existenz des Königreichs Italien wohl sagen müssen, siebente Großmacht zu sein, träumt nur das Selbstgefühl eines Theils unserer Journalistenwelt, und was die öffentliche Meinung betrifft, die sich in unserer Tagesliteratur ausdrücken soll, so wird man wohlthun, darunter nicht zu viel zu verstehen. Näher käme der Wahrheit wohl die Ansicht, nicht so sehr die öffentliche Meinung, die Meinung des deutschen Volkes sei unsere periodische Presse, als vielmehr die mit bekannter Rührigkeit und Dreistigkeit sich geltend machende Meinung des unter uns lebenden semitischen Elements, dessen unsaubere Betriebsamkeit sich der großen Mehrzahl der in Dingen der Politik und der literarischen Kritik den Ton angebenden Blätter bemächtigt hat und diesen Besitz meist ohne viel Wissen und wirkliche Bildung, ohne ernste Gesinnung, aber mit guten Augen für das Gangbare und Einträgliche, das Pikante und Sensationelle nach rein geschäftlichen Maximen bestens für sich zu verwerthen beflissen ist.

Ebenso gewiß ist es, daß das Eindringen jenes fremden Elements in den deutschen Journalismus, die Verquickung des letzteren mit dem Geiste der Börse und dessen Manieren und Usancen einer der Gründe ist, weshalb die deutsche Presse, verglichen mit der englischen, im ganzen eine nur mäßig geachtete Stellung einnimmt. Wie das Herunterkommen unserer liberalen Parteien wesentlich durch die Rolle, die man der strebsamen Eitelkeit und Vordringlichkeit und dem zersetzenden Wesen des Judenthums in ihnen zu spielen verstattete, herbeigeführt worden ist, so trägt letzteres offenbar auch einen großen Theil der Schuld, wenn unsere Presse unter Urtheilsfähigen und Maßgebenden sich nur eines geringen Einflusses erfreut.

Wir können das hier nicht weiter verfolgen. Unsere Absicht ist es lediglich, an einem eklatanten Beispiele zu zeigen, wie gering jener Einfluß zuweilen ist, und wie große Aehnlichkeit die angebliche Großmacht mit der Ohnmacht hat, wenn sie in ihrer Unwissenheit, ihrer Scheelsucht, ihrer verletzten Eitelkeit und ihrer Parteirancune Dinge, die Werth haben, als werthlos darzustellen versucht.

Was wir erzählen wollen, ist die Geschichte eines Buches, welches sich „Graf Bismarck und seine Leute“ nannte und vor etwa Jahresfrist bei dem Verleger dieser Blätter erschien. Sofort allgemeines Aufsehen erregend, erfuhr das Buch in der deutschen und bald auch in der ausländischen Presse die verschiedenste Beurtheilung und blieb mehrere Wochen in weiten Kreisen Hauptgegenstand des Tagesgesprächs. In einem Punkte trafen alle Urtheile zusammen: der Verfasser hatte die Wahrheit sagen können, und er hatte sie sagen wollen. Im übrigen gingen die Meinungen weit auseinander, und zwar sowohl über die Absicht und die Berechtigung des Autors bei seinen Mittheilungen, als über den Werth seiner Leistung. Merkwürdig war dabei, daß die Kritiken meist um so günstiger lauteten, je weiter der Ort, wo sie erschienen, von Leipzig entfernt war, komisch, daß manche ihre Ansicht über das Buch aussprachen, ohne es selbst, ohne mehr als Auszüge daraus, die nur das Sensationelle herausgefischt, gelesen zu haben, gar nicht hübsch endlich, daß mehrere Blätter es, nachdem sie ihm das nach ihrem Geschmacke Interessante entnommen und Spalten auf Spalten ihrer Feuilletons damit gefüllt, unfreundlich behandelten.

Das Urtheil der größeren Zeitungen Deutschlands war meist ein abfälliges, und die kleinen schrieben das mit einigen Ausnahmen in herkömmlicher

Weise nach. Wohlwollen und Anerkennung fand der Verfasser nur bei wenigen von den bedeutenderen Blättern, die zum Theil auch erkannten, was der eigentliche Kern und Zweck seines Werkes war. Die Wes. Zeit. empfahl dasselbe als „eine Sammlung von vielsagendem, prägnantem Detail, die eine förmliche Schatzkammer zu nennen ist". Der Hamb. Correspond. schrieb: „Aus Buschs Tagebuchsblättern tritt uns des berühmten Reichskanzlers Bild so lebensvoll und farbenreich entgegen, wie aus keiner der vielen bisher über ihn erschienenen Biographien, und nicht minder interessant sind die begleitenden Nebenumstände und der geschichtliche Hintergrund gezeichnet." Die Nordd. Allg. Zeit. bezeichnete das Buch als ein „im hohen Grade lesenswerthes und lehrreiches" und bemerkte: „Soviel Publikationen über die Ereignisse von 1870 und 1871 auch bereits in den Händen der Leserwelt sind, dem vorliegenden Buche wird keines an Interesse gleichkommen. Es eröffnet nicht nur einen Blick in das intime — sagen wir Familienleben des damaligen Bundeskanzlers mit seiner Umgebung, sondern ist auch außerordentlich reich an Notizen politischen Inhalts — zum Theil von hoher Bedeutung —, mit welchen der Verfasser den Fortgang der Ereignisse von Tag zu Tag in naturgemäßer Folge begleitet." Ein Recensent in der Berl. Börs.-Zeit. meinte: „Die von Moritz Busch aus dem Leben des Reichskanzlers gesammelten Episoden und denkwürdigen Aussprüche beschäftigen alle Welt." „Sie werden überall gelesen werden, wo Menschen wohnen. Der Inhalt des Buches an und für sich wäre schon eine literarische Leistung ersten Ranges, selbst wenn der Held desselben eine reine dichterische Fiktion und nicht die gewaltigste Persönlichkeit unter den politischen Größen unseres Jahrhunderts wäre." „Leser, die keinen Sinn für das Charakteristische haben, meinen, daß in den von Moritz Busch mit feinem Verständniß aufgelesenen Erlebnissen und Aussprüchen des Fürsten Bismarck sich manche Trivialitäten und Frivolitäten befinden, und unter diese rechnen sie häufig gerade jene drastischen Züge, die das ursprüngliche nüchterne objektive, fast plebejisch anspruchs- und prunklose Wesen desselben am plastischsten bezeichnen. Wer für die schemenhaften, marklosen, von eitel Edelmuth und Sentimentalität durchtränkten Helden deutscher Romanschriftsteller schwärmt, wird sich von dem Porträt, das Moritz Busch skizzirt, mit einem Gefühl der Beklommenheit abwenden; wer jedoch nach den Dichtern des Realismus wie Iwan Turgenjew seinen Geschmack gebildet, wird bezaubert auf das bis ins kleinste Detail lebenswahre und charakteristische Bild blicken, selbst wenn seine Weltanschauung nicht mit der des Reichskanzlers parallel läuft. Den nachkommenden, von der Parteien Haß und Gunst unbeirrten Generationen aber wird, vom rein menschlichen Standpunkte genommen, die manchmal bis an den krassesten Naturalismus streifende Figur des eisernen Kanzlers mehr imponiren, als die nach antiken Mustern idealisirte Heldenschablone des ersten Napoleon. Schade, daß dieser keinen Stenographen à la Busch, sondern nur Biographen gefunden, denen es weniger um die minutiöseste Aehnlichkeit, als um die Geltung ihrer Auffassung zu thun war." Die Berl. Bürgerzeit. erklärte das Werk für „vom höchsten Werthe für den Geschichtschreiber des Krieges und noch mehr für den Biographen des Fürsten Bismarck" und fügte hinzu: „Mit Recht hat Moritz Busch auch die kleinsten Züge in seine Schilderung mit aufgenommen, in der durchaus richtigen Erwägung, daß nicht selten die Kleinigkeiten, um die der Prätor sich nicht kümmert, das Wesen der Menschen oder die Stimmung, in der sie sich gerade befinden, deutlicher erkennen lassen als anspruchsvolle Großthaten." Die Wissenschaftliche Beilage der Leipz. Zeit. hatte zwar allerhand

Ausstellungen an dem Buche und seinem Verfasser zu machen, erkannte aber andrerseits dessen eigentliche Bedeutung und Tendenz unbefangen an, indem sie sagte: „Nach der Art, in welcher dieses Werkes in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der deutschen Journale Erwähnung geschehen, muß man unwillkürlich den Eindruck gewinnen, als bilde Klatsch und Skandal die Quintessenz desselben. So verhält es sich aber in Wirklichkeit keineswegs. Das Buch des Dr. Busch enthält Aufzeichnungen, welche für den dereinstigen Geschichtschreiber vom höchsten Werthe sein dürften, ja vieles, wofür dasselbe dereinst die alleinige verlässige Quelle darbieten dürfte, weil nur ein Mann, dem, wie es bei Dr. Busch der Fall war, Gelegenheit gegeben war, als Augen- und Ohrenzeuge nach unmittelbar darüber aufgenommenen Aufzeichnungen berichten zu können, über die betreffenden Vorgänge eine historisch vollkommen glaubwürdige Mittheilung machen konnte. Dieser Punkt ist sonderbarer Weise in den Besprechungen, welche dem Buche bisher zu Theil geworden sind, so gut wie gar nicht berührt worden, und doch bildet er unseres Erachtens die Hauptsache und das entscheidende Kriterium für den gegenständlichen Werth des Buches, hinter welchen die vielerlei bedenklichen Ausschreitungen, die sich der Verfasser in Betreff der Diskretion gestattet hat, zurücktreten müssen." „Zum Erweise, ein wie werthvolles, theilweise einzig in seiner Art vorhandenes historisches Quellenmaterial dasselbe in sich birgt", ließ das Blatt dann einige gutgewählte Auszüge folgen. Das bei Perthes in Gotha erscheinende Deutsche Literaturblatt ferner bemerkte in einer ausführlichen Rezension des Werkes: „Bei weitem das Hauptinteresse darin erweckt natürlich die Heldengestalt des Kanzlers selbst, zu deren Würdigung das Buch unverächtliche Züge bringt. Ja es wird dieses Lebensbild in seiner momentanen und rückhaltlosen Entfaltung von keinem Biographen der Zukunft übersehen werden dürfen." Auch einige von den Blättern der Provinz, die sich ein selbständiges Urtheil bewahrt hatten, sprachen sich mit warmer Anerkennung über die Novität aus. So u. a. das Chemnitzer Tageblatt, welches ihr nachrühmte: „Das Bild des großen Staatsmannes wird beim Lesen des Buches immer lebensvoller, es tritt uns plastisch entgegen, und wir meinen selbst zu erleben, was der Verfasser erlebte." „Und dabei merken wir auf Seiten des Erzählers keine Kunst. Einfach, schlicht, natürlich erscheint, folgt und gruppirt sich Alles wie ein Mosaikbild."

In ähnlicher Weise äußerten sich noch eine Anzahl andere Organe der deutschen Tagespresse. Die weit überwiegende Majorität der Zeitungen dagegen urtheilte, wie gesagt, mehr oder minder entschieden ungünstig über das Buch, und zwar theils aus Mangel an politischer und anderer Bildung, theils weil es den betreffenden Kritikern an historischem Sinn und sittlichem Ernste fehlte, theils aus gemeinen Beweggründen, Haß gegen den Hauptgegenstand des Werkes, verletzter Eitelkeit, Aerger darüber, daß der Autor auch solche Aeußerungen des Kanzlers mitgetheilt, die Parteistichworte und Parteihelden geringschätzten, den Juden wenig günstig waren, gewissen literarischen Erzeugnissen nicht die ihnen nach der Ansicht des Rezensenten gebührende Ehre widerfahren ließen, endlich offenbar auch aus Neid auf den voraussichtlichen Erfolg des Buches. Der Verfasser sollte indiskret gewesen, sein Werk sollte nur eine Sammlung von Kleinigkeiten, Pikanterien, Klatsch und Futter für die Skandalsucht sein. Er war eine Lakaienseele, taktlos, geschmacklos, ohne Geschick, ein Epikureer, er war langweilig u. s. w. Stellen wir auch auf dieser Seite eine kleine Blumenlese an, und binden wir aus dem Ergebniß einen Strauß zur Ergötzung derer, die unsere Uebersicht über die Leistungen dieser Sorte von Kritik bis zu Ende lesen

wollen und hier finden werden, was sie vermocht, und was sie trotz redlichen Bemühens nicht verhindert hat.

Die Berl. Volkszeit. nannte das Buch „eine kolossale Indiskretion", fand „ein gut Theil Speichelleckerei" darin, meinte vornehm: „man liest ja solche Bücher nicht, um politische Belehrung daraus zu schöpfen", gab aber dann zu, daß diese Tagebuchsblätter „interessante Aufzeichnungen" enthielten und namentlich „charakteristische Details" darüber brächten, „wie der eiserne Kanzler sich räuspere und spucke". Zum Beweise wahrscheinlich, daß die Redaktion das letztere in vollem Ernste meinte und solche Genauigkeit für überflüssig und ungehörig hielt, setzte sie den Lesern des Blattes „für jedermann aus dem Volke" einige Tage nachher in drei oder vier Artikeln reichliche Auszüge aus den Ergebnissen dieser Genauigkeit vor.

Die Voss. Zeit. beschäftigte zunächst die Frage, was den Verfasser bewogen, seine Aufzeichnungen jetzt zu veröffentlichen, und es präsentirten sich ihr da anfangs, wie von betriebsamen Leuten zu erwarten, recht ordinäre Vermuthungen. „Handelte es sich," so räsonnirte ihr ehrenwerther Kritiker, „um eine bloße Buchmache zur Verwerthung auf dem literarischen Markte, von welcher der Verfasser, vielleicht in persönlicher Geldbedrängniß, sich ein großes Honorar versprechen konnte? Einem Schriftsteller, der so wenig Selbstachtung gegen sich bekundet, dürfte ein solches Motiv wohl zuzutrauen sein"; indeß konnte der Rezensent sich nach einigem Nachdenken „nur schwer zu der Annahme verstehen". „Auch der Verdacht einer absichtlichen Bloßstellung seines Helden," so fuhr er fort, „kann Angesichts der begeisterten Bewunderung, ja abgöttischen Verehrung, die Hr. Busch für diesen zur Schau trägt, hier nicht aufkommen, man müßte denn einen Abgrund von Heuchelei und boshafter Tücke in einer Schreiberseele unterstellen, die sich für vermeintlichen oder wirklichen Undank hinterher zu rächen sucht." So bleibt „nur die ungeheure Urtheilslosigkeit übrig, vermöge deren Hr. Busch in den Irrthum verfallen ist, daß seine Tagebuchsarbeit in majorem domini gloriam die Oeffentlichkeit erblicken würde." Also Verherrlichung des Fürsten Bismarck war der Zweck des Autors, und dieser Zweck ist mißglückt, das Gegentheil ist erreicht worden. An einer andern Stelle aber scheint der Kritiker auch davon wieder zurückzukommen. „Mit lauerndem Mephistophelesblicke," so behauptet er, „fragt der Verfasser des Buches den naiven Leser, wo es sich um das Urtheil des Kanzlers über menschliche Dinge und Personen handelt, immer wieder, ob er das für erfunden, entstellt oder übertrieben halte, ob es nicht genau dem Charakter und der Redeweise des Fürsten entspreche?" „Mit schonungsloser Gewissenhaftigkeit hat er aufgezeichnet, was sich seinem stark ausgebildeten Gedächtniß eingeprägt hat, und" — hier wird das Pathos des Rezensenten nicht recht verständlich — „das ist die höhere Ironie des Weltganges, daß die camera obscura dieses kleinen Geistes so überzeugend getreu die Mikrologie eines großen, wenn auch in der krystallisirten Einseitigkeit großen Genies aufzufangen vermocht hat." Zum Schlusse des drei enggedruckte Foliospalten langen Klageliedes dieser zartbesaiteten Seele über das düstere Licht, in welchem der Kanzler ihr aus dem Werke entgegentritt, heißt es, daß das Buch „trotz alles widrigen Klatsches, den es enthält, trotz des geringen Werthes, den es als literarisches Produkt hat, seine Bedeutung für die Charakteristik desjenigen, den es auf so eigenthümliche Weise feiert, behalten wird", und das ist wohl der einzige leidlich gescheite Gedanke an dem ganzen nebelhaften Gerede.

Hatte der Autor des Bismarck-Buches hier wenigstens einigermaßen

Gnade gefunden, so gewährte ihm die Nat.-Zeit. nichts der Art. Sie war ungehalten über den Frevel, daß sie in dem Werke zwar einige Mal gelobt, aber auch getadelt worden. Humboldt und ein paar andere Hausgötter der Liberalen, desgleichen einige Modepoeten sahen darin nicht gut aus. Der Kanzler gefiel der Partei des Blattes nicht mehr so wie früher. Gründe genug, um den Verfasser und seine Arbeit zu züchtigen und womöglich zu vernichten. Ein Herr Fr., der sich dem Vernehmen nach für gewöhnlich mit der Anfertigung von Romanen dritten — andere sagen, vierten — Ranges beschäftigt und daneben Kritik verübt, ein „ernster Mann, von Stirne kraus", wurde mit der Exekution beauftragt und that seine Schuldigkeit. Im Folgenden die Quintessenz seines Urtheils. Zuvörderst erschien ihm der Titel des Buches übel gewählt, er hätte lieber gesehen, wenn es in Erinnerung an Luthers Tischreden „Bismarcks Tischreden" getauft worden wäre, da diese darin die Hauptsachen waren und alles andere für sich entweder durchaus gleichgiltig oder doch nicht bedeutend genug. Er vergaß dabei, daß „jedes Thierchen sein Manierchen" oder, wie eine andere Version lautet, „sein Pläsirchen" hat, daß dies auch bei der Wahl von Büchertiteln gilt und daß manche Leute nicht gern nachahmen. Dann war ihm der Verfasser ein zweiter Varnhagen, der schlimmer als der erste war, da er seine Aufzeichnungen nicht andern zur Herausgabe hinterlassen, sondern „vorgezogen, selbst Nutzen und Erfolg aus den Tischreden seines Helden noch bei dessen Lebzeiten einzuernten". Ferner offenbarte nach ihm das Buch eine „unergründliche Lakaiennatur", woran er die geistvolle Bemerkung knüpfte: „Es muß ein eigner Reiz darin liegen, neben dem Riesen den Zwerg zu spielen." Herr Fr. hätte vermuthlich neben dem Riesen den Riesen zu spielen versucht und sich mit diesem Bemühen lächerlich gemacht. Weiterhin verdroß es ihn, daß von den Herren in der Umgebung des Kanzlers nicht genug die Rede war, und daß das Buch etwa ein halb Dutzend Unrichtigkeiten von wenig Bedeutung enthielt, von denen einige augenscheinlich bloße Druckfehler, andere nur nach der Meinung des Rezensenten Unrichtigkeiten waren. Noch mehr benörgelt Herr Fr. gewisse in dem Werke mitgetheilte Charakterzüge hervorragender Männer, die nicht auf Rechnung des Verfassers kommen. Sie sind ihm „Kammerdienergeschwätz, Klatschereien und Indiskretionen. Die Reichsglocke seligen Angedenkens hätte ihre Leser ein halbes Jahr damit unterhalten können und immer mit Gänsefüßchen." Gar nicht gut ist unser Rezensent sodann auf den Kanzler selbst und seine Beurtheilung einer Anzahl von Persönlichkeiten zu sprechen, die das Buch anführt. Herr Fr. ist in diesem Punkte viel klüger, und seine Kritik nimmt hier den Charakter einer förmlichen Abkanzelung an, was zuweilen über die Maßen komisch aussieht. Mit Recht bemerkte überdies eine Gegenkritik in der Köln. Zeit.: „Daß in einer Zeit und in einer Lage, in welchen nur ein Mann von dem leichten Herzen Olliviers sich ernsten Gemüthsbewegungen würde haben entziehen können, in dem vertrauten Kreise, wo niemand glaubte auf Publizität rechnen zu dürfen, harte und zornige Worte gefallen sind, daß inter pocula, im Lagerleben, bei heiterer Konversation die Worte nicht gewogen wurden, ist wohl natürlich. Aber Herr Fr. muß mit Situationen der Art nicht vertraut oder hinsichtlich der Namen Heyse und Humboldt sehr empfindlich sein, um so schwerfällige Konsequenzen aus Tischgesprächen zu ziehen, wie er es thut." Für den politischen Inhalt des Buches von Busch hat der Rezensent der Nat.-Zeit. als Schöngeist begreiflicherweise wenig Verständniß, und so ist ihm — wenn man nicht absichtliches Verschweigen annehmen

darf — das meiſte, was Beachtung und Erwähnung verdiente, entgangen. Das Ganze ſeiner Beſprechung charakteriſirt ſich als verdrießliche und dabei ſtumpfe Mäkelei, und der Schluß derſelben, nach welchem „es ein ſehr merkwürdiger, ſehr trüber Spiegel iſt, in dem Herr Moritz Buſch eine welthiſtoriſche Perſönlichkeit aufgefangen hat", würde beſſer auf die Beurtheilung des Buches und ſeines Helden von Seiten des Kritikers mit ſeinem grämlichen ſchulmeiſternden Weſen als auf den Autor mit ſeiner friſchen Unbefangenheit paſſen.

Andere Blätter, namentlich ſolche von der fortſchrittlichen Farbe, ſchmähten in gewohntem Bierſchänken-Stil und ſprachen von „ſchriftſtellernden Kammerdienern", von „blinder Taktloſigkeit", „indiskreten Waſchweibern, denen es Vergnügen macht, die Riſſe, Flecken und das Ungeziefer in vornehmer Leute Wäſche an die große Glocke zu hängen", und andern geſchmackvollen und anmuthigen Dingen. Wieder andere ſuchten dem Buche durch Verbreitung von Lügen, die unbeſehen von den Kollegen der betreffenden Redakteure nachgedruckt wurden, nach beſten Kräften Abbruch zu thun. Nach den einen hatte der Inhalt desſelben bereits in der Gartenlaube geſtanden, während dies nur von einigen Partien und nicht den intereſſanteſten galt. Eine gleichlautende Korreſpondenz in verſchiedenen Zeitungen berichtete, „es ſeien verſchiedene Perſonen Willens, vom Kanzler die Beleidigungen ſchwerſter Art, die Buſch in Gänſefüßchen als Bismarckſche Aeußerungen aufgeführt, ſich nicht gefallen zu laſſen." „Es wird erzählt," ſo hieß es weiter, „einige trügen ſich mit der Abſicht, beim Kronprinzen vorſtellig zu werden und vom Kanzler Erklärungen darüber einzufordern, ob die von Buſch wiedergegebenen Urtheile von ihm, dem Fürſten, gefällt worden wären oder nicht. Söhne verſtorbener Diplomaten, Miniſter und Generale beabſichtigten nichts Geringeres als vom Kanzler Satisfaktion zu verlangen", und dergleichen Abgeſchmacktheiten mehr. Buſch ſollte „ein jüdiſcher Literat" ſein. Er ſollte „kurz nach dem franzöſiſchen Kriege wohl nicht ohne Zuſammenhang mit der Thatſache, daß er ſeine Stellung zur Sammlung von Notizen für eigenen Zweck verwerthet, aus ſeinen Beziehungen zum Auswärtigen Amte entlaſſen worden ſein" (Kreuzzeitung) oder, wie ein ebenſo perfider als alberner Bericht in der Magd. Zeit. wiſſen wollte, ſeinen Abſchied genommen haben, „weil er ſich mit keinem der Räthe in der Umgebung des Kanzlers vertragen gekonnt, da er der Anſicht gehuldigt, daß das Verdienſt der Gründung des deutſchen Reiches und die Leitung der auswärtigen Politik ihm gebühre". Der Reichskanzler war „mit ihm ſchon ſeit langer Zeit brouillirt" und jetzt „über die Veröffentlichung ſeiner Aufzeichnungen als über eine große Taktloſigkeit nicht wenig indignirt". Ein Blatt „erfuhr" und drei oder vier Dutzend andere druckten's ihm nach, daß die zweite Auflage des Buches eine von allen anſtößigen Stellen gereinigte ſein werde, ſo daß anzunehmen ſei, die erſte werde erheblich im Preiſe ſteigen. Wieder ein anderer Korreſpondenzenfabrikant hatte mitzutheilen, jene neue Auflage werde „einen kleinen Nachtrag erhalten, welcher aus denjenigen privaten Aeußerungen beſtehen werde, die Bismarck jetzt über Dr. Buſch und ſein Werk gemacht habe". Dieſer unbegreiflich einfältige Menſch, deſſen Unſinn gleichwohl ebenfalls von einer nicht kleinen Anzahl von Zeitungen vergnügt wiedergegeben wurde, fügte hinzu: „Der Tenor derſelben ſoll, ſo wird uns verſichert, dahin gehen, daß der Verfaſſer bei der Veröffentlichung ſeiner Tagebuchsblätter jene Feinheit vermiſſen ließ, auf welche ihn der Kanzler bei Abfaſſung von Artikeln und Telegrammen während des Krieges wiederholt verweiſen zu müſſen genöthigt war."

Wenden wir uns zu den Urtheilen der ausländiſchen Preſſe, ſo verſtand

ſich wohl von ſelbſt, daß das Buch in Frankreich keinen Beifall fand, und daß der Autor wie der Held deſſelben der Gegenſtand erbitterter Angriffe waren. An der Wahrheit des darin Mitgetheilten zu zweifeln, kam aber auch hier niemand in den Sinn. „Das Buch iſt durchdrungen von dem Geiſte einer rauhen Offenherzigkeit," ſchrieb u. a. das Mémorial Diplomatique, „und die in ihm enthaltenen Geſpräche und Urtheile kleiden ſich in jene Form naiver Derbheit, die nicht zum Gebiete erdichtender Einbildungskraft gehört."

Mit dem größten Intereſſe wurde das Werk von den engliſchen Zeitungen aufgenommen. Die Times beſprach es zunächſt in einem beſonderen Leitartikel und füllte dann nicht weniger als ſechs ihrer Rieſenſpalten mit Auszügen aus ſeinem Inhalte. Sie nannte den Verfaſſer einen „hervorragenden politiſchen Schriftſteller" und verglich ihn mit Boswell, dem Biographen Dr. Johnſons. Der Leitartikel ſchloß mit den Worten: „Die Veröffentlichung ſolcher Sarkasmen muß den Würdenträgern des Diplomatenhandwerks und den zahlreichen durchlauchtigen Herren der kleinen deutſchen Höfe erſchrecklich ungebührlich vorkommen, aber gewöhnliche Leute werden dem Kanzler nicht gram ſein, daß er mit der rauhen Schneidigkeit des Rauchzimmers und der Straße ſpricht." Und in anderm Zuſammenhange ſagte das Weltblatt von dem Autor des Buches: „In intimem Verkehr mit dem diplomatiſchen Leiter des Feldzugs hatte er reichlich Gelegenheit, den mittheilſamen Kanzler ſich über allerlei Gegenſtände, die mit dem Kriege und anderem in Verbindung ſtanden, äußern zu hören, und was er hörte, brachte er zu Papier, indem er es für ſeine Pflicht hielt, jedes koſtbare Wort ſo, wie es fiel, aufzubewahren. Ein glühender Bewunderer des Fürſten, eine immer bereite, fleißige und gewandte Feder, war er ungemein geeignet für die Arbeit, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Wie Boswell Johnſon mit der Schreibtafel in der Hand begleitete, ſo hing der unermüdliche Buſch an den Lippen ſeines hohen Gönners und ſchrieb alles nieder, was ſein entzücktes Ohr vernahm. In ſeinem vielgeſtaltigen Detailreichthum, dem Ergebniß ſolchen hingebenden Fleißes, macht das Buch den unwiderlegbaren Eindruck der Wahrheit. Ein bedachtſamer Kritiker würde geſichtet haben, wo ein von Liebe und Begeiſterung erfülltes Gemüth ſeinen ganzen Schatz ausſchüttet. In vielen Einzelheiten von der höchſten Bedeutung, iſt dieſe Reihenfolge von Anekdoten eine auf Wahrheit beruhende Lobrede, welche den thätigen, glühenden und durchdringenden Geiſt eines genialen Menſchen in helles Licht ſtellt." Die Pall Mall Gazette, eine der populärſten engliſchen Zeitungen, war hiermit zwar nicht recht einverſtanden. Sie tadelte, daß zu viel von gaſtronomiſchen Gegenſtänden berichtet worden, und daß „das Buch eine ununterbrochne Eulogie auf den großen Mann ſei, den es porträtire", aber ſie erkannte, zum Theil im Widerſpruche mit letzterem Vorwurfe, auch den Werth des Gebotenen unumwunden an, wenn ſie fortfuhr: „Trotzdem kann man dieſen beiden Bänden das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie unleugbar den Stempel der Authenticität tragen. Sie malen den Fürſten Bismarck, wie er iſt: als einen Mann von ſtarkem Willen, voll Selbſtvertrauen, weiten Blickes, rückſichtslos, über alles ſpöttiſch lächelnd, nichts verſchonend mit ſeinen Sarkasmen, und wir möchten ferner ſagen, daß ſie viele Einzelheiten von politiſcher Wichtigkeit enthalten, von denen die einen Zeugniß für die ſcharfblickende Weisheit eines gewaltigen Geiſtes ablegen, die andern einen empörenden Cynismus bekunden." Günſtiger wieder urtheilte die Nation, ein einflußreiches Londoner Wochenblatt. Sie begann: „Wenigen Schriftſtellern iſt es je gelungen, durch einen einzigen Akt ſofort einen ſo gewaltigen Sturm von Schmä-

hung zu erregen, wie ihn Dr. Moritz Busch durch die Veröffentlichung seines Tagebuchs erregt hat." Dann, nachdem dies mit der Wiedergabe starker Aeußerungen des Kanzlers erklärt und bemerkt worden, die schlimmsten derselben hätten wegbleiben sollen, hieß es weiter: „Abgesehen von dieser Schwäche hatte Dr. Busch alle die Eigenschaften, die zur Ausführung eines Unternehmens, wie er sich's zur Aufgabe gemacht, erforderlich sind. Er besaß erstens einen passenden Antheil an der geistigen Stimmung, die man als Heldenverehrung bezeichnet. Dann hatte er eine stets bereite und geübte Feder, da er mehrere Jahre Redakteur eines hervorragenden Wochenblattes gewesen war, Sprachenkenntniß, die er sich auf ausgedehnten Reisen in Amerika und anderwärts erworben, endlich ein gutes Gedächtniß, welches ihn in den Stand setzte, die Aeußerungen des Kanzlers in den scharf gewürzten Worten und kräftigen Sätzen zu Papier zu bringen, in denen sie ausgedrückt wurden." Zum Schlusse sagte der Rezensent, zunächst in Betreff Bismarcks: „Kurzum, bei all seiner gelegentlichen Rauheit, seinem Mangel an Glätte, seinen Irrthümern, wenn er sociale und religiöse Fragen in einem mittelalterlichen Geiste der Gewaltsamkeit und Unterdrückung behandelt, bleibt er doch das Gravitationscentrum der modernen Politik, und sein großes Werk, die Einigung Deutschlands, allein würde hinreichen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Wenn die gegenwärtige Generation dahingeschieden sein wird, werden diejenigen Elemente in seinen Urtheilen über Persönlichkeiten, welche jetzt Anstoß geben, weniger hervortreten, und zukünftige Geschlechter werden Dr. Busch die Dankbarkeit nicht vorenthalten, die wir alle gegen Eckermann und Boswell dafür empfinden, daß sie die Gespräche Goethes und Johnsons zur Unterhaltung und Belehrung der Nachwelt aufbewahrt haben. Wenn die Vorgänger des Herrn Busch insofern besser daran waren als er, als ihre Gespräche sich durch mehrere Jahre des Lebens ihrer Helden hinziehen, so ist ihm dafür die Gunst zu Theil geworden, daß die sieben Monate, auf die sich sein Tagebuch bezieht, eine der interessantesten Episoden in der Geschichte Europas bilden."

Ausnehmend freundlich wurde das Buch von der amerikanischen Presse besprochen. Die Newyork. Handelszeit. sagte: „Ein solches Buch ist nicht nur ein literarisches Ereigniß, mit dem sich die Kritik abzufinden hat. Diese hat kaum etwas damit zu schaffen; denn wie auch ihr Urtheil lauten mag, das Publikum wird darüber hinwegsehen und wissen wollen, wie des deutschen Reiches Kanzler ißt, trinkt, schläft, arbeitet — vor allem aber, wie er urtheilt. Und das wird es sich auch nicht hinwegwitzeln lassen, so amüsant der Stoff dafür ist. Was Moritz Busch aufgeschrieben, damit hat er, vom Werth oder Unwerth abgesehen, ein Werk in die Welt gesetzt, welches nicht wieder daraus verschwinden oder jemals in Vergessenheit gerathen wird." Der Churchman urtheilte: „Das Buch enthält eine Fülle treffender Skizzen und eine Reihe wohlgezeichneter Bilder, aber der große deutsche Kanzler ist allezeit die Hauptfigur." „Viele sich tief einprägende Worte finden sich zerstreut in diesen Tisch- und Feldgesprächen des Kanzlers, und andrerseits begegnet man vielen, die niemals veröffentlicht worden sein würden, wenn Bismarck sie nicht in Gegenwart Dr. Buschs ausgesprochen hätte. Das Buch wird in weiten Kreisen verlangt werden, und es wird alle seine Leser dafür belohnen. Ja noch mehr, es wird bleibenden Werth haben; denn es enthält wenigstens die Umrisse eines merkwürdigen Krieges und gibt uns das Bild eines noch weit merkwürdigeren Mannes." Examiner and Chronicle meinte: „Dem Leser ist fast zu Muthe, als ob er vom Kanzler ins engste Vertrauen gezogen wäre, und als ob er

kaum wagen dürfte, die ausgesprochenen und oft unbewachten Meinungen, die er hört, zu wiederholen und so einen Vertrauensbruch zu begehen.“ Der Watchman rühmte vom Autor: „Er hat ein überaus interessantes Buch geschrieben; denn mit seiner sofortigen und vollständigen Aufzeichnung jedes charakteristischen Wortes und jeder bedeutenden Handlung seines Helden ist es ihm in bewundernswerthem Grade gelungen, der Welt ein klares und wohlgetroffenes Porträt desselben zu geben.“ Die Boston Post gab ihr Urtheil dahin ab: „Einfach als ein Stück getreuer Berichterstattung betrachtet, ist es ein höchst wunderbares Buch. Einer unserer Schriftsteller, der es immer und immer wieder gelesen, äußert: Es ist fast nicht zu glauben, daß irgend ein Zuhörer bei einer langen Reihe ungezwungener Tischgespräche sie so vollständig und so genau wiedergegeben hätte, wie Dr. Busch gethan. Er hat uns nicht blos die Worte, sondern sogar gleichsam die Töne der Unterhaltung hören lassen, und wir entnehmen seinen Seiten auf jedem Punkte präcise Angaben der Stimmung des Sprechenden, wir verstehen die Laune, in welcher Bismarck zu reden beginnt, und entdecken im weiteren Verlaufe der Unterhaltung sogar, wie die eigene Aeußerung des Sprechenden auf seine Stimmung gewirkt und seinen Seelenzustand verändert oder intensiver gemacht hat. Wenn man das Buch liest, ist es nicht so sehr ein Lesen als ein Zuhören. Seine Aufzeichnungen sind mehr Echos aus einem Phonographen als Berichte, die aus dem Gedächtniß abgeschrieben werden.“ Harpers Monthly bemerkte: „Die Leistung ist in vielen Beziehungen einzig in ihrer Art und nicht wenig sensationell. Der Autor daguerreotypirt die Manieren und Gewohnheiten Bismarcks mit realistischer Beachtung auch des Kleinsten, reproduzirt seine bewachten und unbewachten Aeußerungen mit erquickender Rückhaltslosigkeit, enthüllt seine Charakterzüge, seine Stimmungen und sein ganzes Wesen, wie er sie versteht, und wiederholt mit innigem Wohlgefallen seine zahllosen Erinnerungen, seine Scherze, seine beißenden Bemerkungen und satirischen Ausfälle, wobei es ihm ganz und gar gleichgiltig ist, wessen Gefühle verwundet werden, oder wem von den harten Absätzen des großen Mannes auf die Zehen getreten wird. Im ganzen aber wird Bismarcks Ruf von diesen kecken Offenbarungen nicht geschädigt werden. Auch dem blödesten Begriffsvermögen muß klar sein, daß wenige Leute unfreiwillig sich einer so genauen Prüfung unterzogen sehen und aus derselben so gut hervorgehen könnten. Erstaunlich wenig wird enthüllt, was seinem Charakter wirklich zur Unehre gereicht.“ Die Literary News sagten: „Wer diese rücksichtslos offenherzigen Abschätzungen seiner Zeitgenossen, diese einschneidenden Schilderungen von Freunden und Feinden und diese scharfabgegrenzten, entschiedenen Meinungen und Ueberzeugungen liest, fühlt, daß dieses Buch ihm eine auf keinem anderen Wege zu gewinnende Idee von dem Manne gibt, der so lange in europäischen Angelegenheiten der herrschende Geist gewesen ist.“ Die Christian Union begann einen langen Artikel über das Werk mit den Worten: „Dr. Busch muß Boswells Johnson studirt haben, bevor er an die Aufzeichnung des Thuns und Treibens, der Reden, der Tischgespräche und selbst der Seufzer seines Helden, des deutschen Kanzlers, ging; denn er kommt jenem sicherlich in der Heldenverehrung gleich, der wir eine solche wundervolle Biographie Doctor Johnsons verdanken, und hat uns eine Skizze Bismarcks geliefert, die von kaum weniger hinreißendem Interesse und kaum weniger ergötzlicher Genauigkeit ist.“ Die Wochenschrift The Independent endlich bemerkte: „Wir haben selten ein interessanteres Geschichtswerk gelesen als dieses. Sein Bericht von den Aeußerungen des großen Staatsmannes, von seinem Tempe-

rament, seinen Stimmungen und Gewohnheiten, seinen Erinnerungen an Menschen und Ereignisse, seiner feinen Klugheit und seiner Derbheit, seiner Beurtheilung großer und kleiner Dinge, kurz diese sieben Monate Tag für Tag fortgesetzte Geschichte des berühmtesten Mannes in Europa besitzt ein Interesse, das seit den Chronisten der Zeit des ersten Napoleon nicht überboten worden ist. Wegen seiner biographischen Hingebung hat man Doctor Busch mit allerhand häßlichen Namen belegt, ihn einen Speichellecker, einen Naseweis, einen Boswell u. s. w. gescholten. Er ist nichts der Art. Er ist ein intelligenter Deutscher, der einen großen Mann erkennt, wenn er ihn sieht, der sich freut, die Thatsache seiner Größe zu verkünden, und dem es glücklicherweise verstattet war, nicht blos die großen, sondern auch die kleinen Thaten seines Helden zu verzeichnen, die tausend Kleinigkeiten, die den wirklichen Menschen schon deshalb mehr enthüllen als Großthaten, weil sie zahlreicher sind und dem Buche der Zeugnisse reichlicher Fülle liefern."

Wir haben gesehen, daß von der großen Mehrzahl der deutschen Zeitungen ungünstige Urtheile über das hier in Rede stehende Buch abgegeben wurden, und daß man auch sonst seiner Verbreitung vielfach in der Presse entgegenwirkte. Und was hat man damit erreicht? Vor Ablauf von zwei Monaten waren zwei Auflagen desselben, zusammen 7000 Exemplare stark, vergriffen. Auf eine dritte Auflage folgte rasch eine vierte und vor Schluß des ersten Lebensjahres des Werkes eine fünfte, die vor kurzem versandt worden ist und einige größere Zusätze, darunter I. S. 298 einen allerliebsten Beitrag zur Charakteristik Hrn. Laskers, enthält, während die drei vorhergehenden im wesentlichen unveränderte Abdrücke der ersten waren. Es sind jetzt 14000 Exemplare des Buches in deutscher Sprache in die Welt gegangen — bei den jetzigen schlechten Zeiten und dem nicht gerade wohlfeilen Preise der beiden Bände ein gewiß sehr bedeutender Erfolg.

Und nicht genug damit. Das Buch war sechs Monate nach Erscheinen der deutschen Ausgabe bereits in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Es erschien englisch bei Macmillan in London in zwei stattlichen Bänden, und die Auflage von 4000 Exemplaren wird jetzt verkauft sein. Es kam ferner ebenfalls in englischer Uebersetzung bei Scribner in New-York heraus, der gleichfalls 4000 Exemplare druckte. Dazu trat eine zweite amerikanische Ausgabe in einem Bande. Eine Uebertragung ins Französische folgte. Sie hatte Dentu in Paris zum Verleger, war von einem französischen Kapitän Namens Derosne besorgt und ist jetzt in 6000 Exemplaren verbreitet. Neben ihr erschien eine unberechtigte, das Original nur theilweise wiedergebende Uebersetzung des Buches, die ein berüchtigter Mitarbeiter des Figaro, Namens Seinguerlet (ursprünglich Zingerle) angefertigt hatte, und von der bereits 13000 Exemplare abgesetzt sein sollen. In Utrecht ferner wurde im Mai d. J. eine von Andrießen besorgte Uebertragung des Buches ins Holländische fertig, die von der Boekhovenschen Buchhandlung unternommen war und dem Vernehmen nach 3000 Exemplare zählte. Endlich blieb auch Rußland nicht zurück, indem im Juni bei Golowin in St. Petersburg auch in der Sprache der Moskowiter eine Ausgabe des Werkes erschien, die zwei Bände umfaßte, und in der nur einige von Rußland handelnde Zeilen des Originals weggelassen worden waren.

Das wären also sieben Uebersetzungen in ungefähr ebensovielen Monaten und alles in allem eine Verbreitung des Buches in etwa 48000 Exemplaren. Berlin, wo die Vossische und die Nationalzeitung so gewarnt, hatte davon circa 1000 gekauft; die meisten hatte im Verhältniß zu seiner Größe Köln genommen.

Daß das Buch aber bleibenden Werth hat, wird buchhändlerisch dadurch bewiesen, daß noch jetzt, nach Verlauf eines Jahres, jede Woche vergleichsweise zahlreiche Baarbestellungen auf dasselbe eingehen. Die Mehrzahl der deutschen Zeitungen hat es verdammt, das Publikum hat dieses Verdikt praktisch für ungerecht erklärt, jene Zeitungen waren, wie oft schon, wieder einmal nicht die öffentliche Meinung, nicht die Macht, die sie zu sein sich einbilden — quod erat demonstrandum.

Literatur.

Die Frau im Talmud. Eine Skizze von J. Stern, Rabbiner in Buttenhausen in Württemberg. Zürich, Verlagsmagazin, 1879.

Die Frau im Talmud ist in den letzten zwanzig Jahren öfter Gegenstand literarischer Behandlung gewesen; wir nennen nur die Namen M. Güdemann, A. Jellinek und J. Hamburger (vergl. in dessen Realencyklopädie den Artikel: Weib). Auch der Unterzeichnete hat in seinem Buche: „Jesus in seiner Sellung zu den Frauen" das Weib im Judenthume nach Werthschätzung, Stellung und Beruf während der biblischen und mischnisch-talmudischen Epoche in einem Kapitel beleuchtet. An diese Arbeiten reiht sich die vorliegende kleine Schrift, die, wenn sie auch kein wesentlich neues Material beibringt, doch das vorhandene in so origineller Behandlung vorführt, daß selbst die bekanntesten talmudischen Aussprüche, Anekdoten und Erzählungen ein neues Kolorit zu gewinnen scheinen.

Der Talmud weiß nichts von jener Geringschätzung des Weibes, welche der Orient gegen dasselbe bis heute an den Tag legt, er weiß aber auch nichts von jener Erotik, jener sinnlich schwärmerischen Gluth der Romantik im Mittelalter, welche das Weib zur Halbgöttin machte; aber seine Aussprüche und Erzählungen bekunden einen hohen Grad ethischer Kultur, indem sie die sittliche Macht und Bedeutung des Weibes würdigen. Wer keine Frau heimführt, sagt der Talmud, verdient nicht den schönen Namen Mensch, oder: Der Unverehelichte lebt ohne Freude, ohne Segen, ohne Glück, oder: Anmuth ist trüglich, Schönheit vergänglich, ein gottesfürchtig Weib allein ist rühmenswerth. Obgleich der Ehestand seine Sorgen hat, so soll doch der Mann seine Verehelichung nicht zu weit hinausschieben. Ein Talmudlehrer pflegte zu sagen: Daß ich meine Genossen an Gelehrsamkeit überholt habe, verdanke ich dem Umstand, daß ich schon mit 16 Jahren mich verheirathete. Dem Vater liegt die Pflicht ob, seine Töchter sobald als möglich zu verheirathen. Wenn deine Tochter mannbar ist, lautet ein Lehrspruch, so schenke einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe ihn mit ihr. Dagegen galt es als eine Entweihung, seine Tochter mit einem alten Mann zu vermählen. Der Polygamie waren die Rabbinen abhold, obgleich das talmudische Gesetz sie für zulässig erachtet. Sehr feierlich wurde die Hochzeit begangen. Es war gradezu Gebot, an den Hochzeitsfreuden Theil zu nehmen und zu ihrer Erhöhung das seinige beizutragen. Von Agrippa I. geht die Sage, daß er oft in Person sich Brautzügen angeschlossen habe. An

zwei Tagen im Jahre fanden Verlobungen statt. Die jungen heirathsfähigen Mädchen zogen da in weißen Kleidern hinaus in die Weinberge und tanzten und riefen den jungen Burschen zu: Seht nicht auf Schönheit, seht nicht auf Reichthum, sondern seht auf die Familie! Der eigentliche Akt der Verlobung geschah entweder durch ein Geldstück, welches dem Mädchen in Gegenwart zweier Zeugen in die Hand gegeben wurde, oder durch eine besondre Verlobungsakte, unter welche drei Zeugen ihre Siegel drückten. Als Morgengabe erhielt die Braut von ihren Eltern nur die zu ihrem Schmucke und ihren persönlichen Bedürfnissen erforderlichen Dinge; die eigentliche Aussteuer oder Mitgift gab der Ehegatte. Eine Frau des Geldes wegen zu heirathen, hat nach der Versicherung eines Rabbi ungerathene Kinder im Gefolge. Als eine wesentliche Grundlage ehelichen Glückes galt der Friede zwischen den Ehegatten, daher wurde auch die erste Eheschließung als besonders glückverheißend betrachtet. Für alles gibt es Ersatz, nur nicht für die Jugendgattin, oder: Nur bei der ersten Frau findet der Mann die rechten Freuden des Ehestandes, oder: Wenn dem Manne die erste Frau stirbt, so ist es, als ob der Tempel in seinen Tagen zerstört worden wäre — das sind Aussprüche, aus denen die Werthschätzung der ersten Frau hervorgeht. Ueberaus zärtlich lauten die Sprüche über die Behandlung der Frau. Wer seine Frau liebt wie sich selbst und sie ehrt mehr als sich selbst, seine Söhne und Töchter den geraden Weg führt und sie bald verheirathet, an dem bewährt sich das Wort: Du darfst gewiß sein, daß Frieden in deinem Zelte weilt, und wenn du deine Wohnung musterst, wirst du nichts missen. Ehret die Frauen, das wird euch wohlhabend machen. Der Mensch esse und trinke unter seinem Vermögen, kleide sich nach seinem Vermögen und ehre seine Frau über sein Vermögen. Die Frau besitzt aber auch Vorzüge vor dem Manne. So heißt es: Die Frau versteht sich auf Gastfreundschaft besser als der Mann, oder: In vielen Dingen hat Gott die Frau mit feinerem Verstande begabt als den Mann. Trotzdem soll das Weib aus seiner Sphäre nicht heraustreten und sich mit Dingen beschäftigen, die nicht vor sein Forum gehören. Insbesondere wird es getadelt, wenn Frauen gelehrte Studien treiben. Der Frauen Weisheit ist am Spinnrocken, ruft ein Rabbi einer Frau zu, die eine spitzfindige Frage an ihn richtete. Hinsichtlich der Bestimmungen über die Ehescheidung gehen die Ansichten der Talmudlehrer auseinander, manche räumen dem Manne das Recht ein, sich schon aus geringfügigen Anlässen von der Frau scheiden zu lassen, andere sagen: Wer sich von seiner Frau scheidet, über den vergießt der Altar Thränen.

Dresden. A. W.

Zur Beachtung.

Mit dem **1. Januar 1880** beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 39. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Leipzig, im Dezember 1879. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Rückblicke auf die Berliner Generalsynode.

2.

Wir wenden uns heute zu den kleineren Vorlagen des Kirchenregiments und den wichtigsten Anträgen, welche aus der Mitte der Synode selbst gestellt wurden. Unter den ersteren erregten wohl das meiste Interesse die Mittheilungen des Evangelischen Kirchenraths über das Verhältniß der evangelischen Landeskirche zur Volksschule. Dieselben stellen sich die Aufgabe, einmal zu zeigen, inwiefern das Interesse der Kirche an der religiösen Pflege der Jugend durch die in Folge der neueren Gesetzgebung *) eingetretenen Veränderungen betroffen worden sei, sodann darzulegen, in welcher Weise das Kirchenregiment dieses Interesse in den letzten sieben Jahren vertreten habe. In ersterer Beziehung kommen vor allem die Versuche in Betracht, die Volksschulen aus konfessionellen in simultane Anstalten zu verwandeln. Diese können insofern sich auf eine gewisse historische Ueberlieferung berufen, als auch früher schon in Preußen, wo Nothstände oder politisch-nationale Erwägungen es erheischten, Simultanschulen errichtet worden sind. Doch war ihre Zahl gering; im Jahre 1870 betrug sie nur 60. Seitdem hat sie sich um das Siebenfache vergrößert, es sind gegenwärtig 442 Simultanschulen vorhanden. Betragen dieselben immer nur noch 1,15 Prozent sämmtlicher Schulen des preußischen Staats, so liegt doch die Gefahr einer weitergehenden Simultanisirung der Volksschule sehr nahe. Sind doch auch da paritätische Schulen errichtet worden, wo kein Nothstand vorlag. In mehreren größeren Städten, wie in Posen, Bromberg, Danzig, ist das ganze Volksschulwesen simultanisirt worden. Sehr schmerzlich hat es die evangelische Kirche empfunden, daß im Interesse der Simultanisirung kleine Diasporaschulen aufgelöst wurden, die inmitten einer katholischen Bevölkerung

*) Des Schulaufsichtsgesetzes vom 11. März 1872 und der allgemeinen Bestimmungen, betreffend das Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen, vom 15. Oktober 1872.

Pflegestätten evangelischen Sinnes waren, darunter auch solche, welche durch Mittel des Gustav-Adolf-Vereins oder des Kollektenfonds aus den Liebesgaben der evangelischen Kirche gegründet oder unterstützt waren. Und diese Simultanisirungsversuche würden sich noch auf ein weiteres Gebiet erstreckt haben, wenn ihnen nicht in den letzten Jahren in der Bevölkerung ein Widerstand entgegengetreten wäre, in Folge dessen auch die Behörden zurückhaltender verfuhren. Daß da, wo ein Nothstand vorliegt, Simultanschulen errichtet werden, kann der Kirche keinen Anlaß zu ernsten auf die Zukunft der Volksschule überhaupt gerichteten Bedenken geben, wohl aber muß dies der Fall sein, sobald prinzipiell die Simultanschule als zu erstrebende Institution angesehen wird. Und es läßt sich nicht leugnen, daß von Seiten des Ministeriums dahin gerichtete Bestrebungen eher begünstigt als gehemmt worden sind. In dem Ministerial-Erlaß vom 16. Juni 1876*) an das königliche Konsistorium zu Coblenz können wir keine beruhigende Erklärung erkennen. Wenn hier die Genehmigung zu partitätischen Schuleinrichtungen nur an die Bedingung eines darauf bezüglichen Antrags von Seiten der Schulgemeinden oder Gemeindebehörden geknüpft wird, indem in diesem Falle die in Aussicht genommene Veränderung als eine wesentliche Verbesserung angesehen wird, so ist der Simultanschule eine weite Thür geöffnet.

Die Mittheilungen des Evangelischen Oberkirchenraths versuchen ferner, nachdem die Sachlage dargestellt ist, ein Bild der Meinung zu geben, welche sich in der Kirche über die Wirkung simultaner Schulen gebildet hat. Aus den mannigfaltigen Nachtheilen, deren hier gedacht wird, heben wir nur die wichtigsten hervor. Der konfessionelle Friede, heißt es, werde, wenn nicht religiöse Indifferenz eintrete, mehr gehemmt als gefördert, weil Lehrer wie Schüler in den kombinirten Schulen die Unbefangenheit in Bezug auf den konfessionellen Gegensatz einbüßten. Der konfessionelle Religionsunterricht verliere in der

---

*) Der Erlaß bezieht sich auf einen Beschluß der 15. Rheinischen Provinzial-Synode. Der Wortlaut des Erlasses, insofern er hier in Betracht kommt, ist folgender: „Die Entscheidung wird in jedem einzelnen Fall nach Prüfung aller dabei in Betracht kommenden Verhältnisse getroffen. Eine Anregung seitens der Königlichen Regierungen wird nur gegeben, wenn mit den bestehenden Einrichtungen Uebelstände verbunden sind, welche die Erfüllung der Aufgabe wesentlich erschweren und auf anderem Wege nicht beseitigt werden können. Außerdem wird die Genehmigung zu paritätischen Schuleinrichtungen nicht versagt, wenn auf Grund einer Vereinbarung unter den Schulgemeinden von diesen ein bezüglicher Antrag gestellt wird, oder, wenn dies, wo die Schulunterhaltungspflicht der bürgerlichen Gemeinde obliegt, seitens der Gemeindebehörden geschieht. Auch dann wird vorausgesetzt, daß das Schulwesen des betreffenden Ortes durch die beabsichtigte anderweitige Einrichtung eine wesentliche Verbesserung erfährt. Endlich wird bei Einrichtung paritätischer Schulen für die Ertheilung des konfessionellen Religionsunterrichtes überall genügende Sorge getragen und darauf Bedacht genommen, daß Lehrer beider Konfessionen an derselben Anstellung finden."

paritätischen Schule an Wirkung. Eingeschränkt im Lehrplane, auf die letzten Stunden verlegt, mit geschichtlichem Unterricht und gesanglichen Uebungen, die im Interesse der Kirche unentbehrlich seien, beschwert, vielfach nicht von den Klassenlehrern, sondern von einem weniger wirksamen Nebenlehrer und zwar in kombinirten Klassen, ertheilt, vermöge er nicht die wünschenswerthen Erfolge zu erzielen. Vor allem aber sei es bedenklich, daß die Religion aufgehört habe, die Basis für das ganze Leben der Schule zu sein, daß sie nur als Unterrichtsgegenstand behandelt werde. In Folge dessen finde der Choralgesang nicht in gebührendem Maße Berücksichtigung, in dem auf Lebensbilder angewiesenen geschichtlichen Unterricht könnten gerade die gehaltvollsten heimatlichen und vaterländischen Erinnerungen nicht in der erwünschten Vollständigkeit und Wärme zur Darstellung kommen, die an idealem Gehalt reichsten Blätter der Geschichte würden übergangen oder farblos gemacht. Insbesondere auf die Lesebücher, welche für die Volksschule alles für Geist und Gemüth der Kinder Anregende aus der idealen und realen Welt zusammenzufassen hätten, übe die Rücksicht auf die simultanen Schulen eine weit über diese hinausreichende schädliche Wirkung, indem auch in evangelischen Schulen Lesebücher eingeführt würden, welche geflissentlich die Person Luthers, die Reformation und die Lebenszeugnisse aus der evangelischen Kirche mit völligem Stillschweigen übergehen. Das Schulgebet und die Schulandacht werde erschwert und durch die zahlreichen katholischen Feiertage die Schulzeit für die evangelischen Kinder verkürzt. Für die Lehrer würden die Schwierigkeiten, den kollegialischen Frieden zu erhalten, gesteigert. Ferner sei in Erwägung zu ziehen, daß, da die Persönlichkeit der Lehrer einen viel größeren Einfluß auf die Schüler übe als Lehrmittel und Lehrpläne, den Simultanschulen, bez. den einzelnen Klassen derselben, doch ein konfessioneller Charakter, aber ohne die Vorzüge eines solchen, aufgeprägt werde. Darunter leide die evangelische Kirche am meisten, weil für sie die Volksschule, besonders in der Diaspora, das wirksamste Mittel sei, die Bevölkerung dauernd mit der Kirche in Verbindung zu erhalten. Sie verfüge nicht über die Mittel, welche der katholischen Kirche der Beichtstuhl und zwingende Disciplin gewährt, daher könne sie die moralische und geistige Einwirkung auf die Jugend durch die Schule nicht entbehren. Wenn daher immer paritätische Schulen ihre Nachtheile der Minderheit am empfindlichsten fühlbar machen, so sei dies bei den Schulen mit einer Minderheit evangelischer Kinder in gesteigertem Maße der Fall.

Ein zweiter Gegenstand, der vom Oberkirchenrathe berührt wird, betrifft die Veränderung in Folge des Schulaufsichtsgesetzes. Die Lage der Geistlichen ist durch dasselbe eine schwierige geworden. Die Stellung als Kreisschulinspektoren, die bis dahin mit der Superintendentur verbunden war, scheint völlig

vom geiſtlichen Amte gelöſt werden zu ſollen, wenigſtens in den Bezirken mit konfeſſionell gemiſchter Bevölkerung. In den Regierungsbezirken Marienwerder, Oppeln, Münſter, Düſſeldorf, Köln und Trier iſt die Kreisſchulinſpektion der Superintendenten faſt ganz beſeitigt. In anderen Bezirken, insbeſondere den Provinzen Poſen, Preußen, Schleſien, Weſtfalen und Rheinland, iſt eine größere Zahl beſonderer Kreisſchulinſpektoren angeſtellt. Hingegen iſt die Lokalſchulinſpektion an evangeliſchen Schulen in der Regel den evangeliſchen Ortsgeiſtlichen anvertraut geblieben. Unter dieſen Verhältniſſen haben die evangeliſchen Geiſtlichen zu einem großen Theile nur in Folge dringender Mahnungen des Kirchenregiments noch die Schulinſpektion übernommen und behalten. Das peinliche Gefühl, nur widerruflich dieſelbe auszuüben, die gemehrte Arbeit, die in den letzten Jahren durch die rege Thätigkeit der Schulbehörden den Lokalſchulinſpektoren erwuchs, zum Theil eine Arbeit, die vermöge ihres disciplinaren Charakters, als Kontrole des Schulbeſuchs und Beſtrafung der Schulverſäumniſſe, die ſeelſorgeriſche Stellung des Geiſtlichen zur Gemeinde leicht beeinträchtigt, der Mangel einer Beſoldung oder Remuneration, ja ſogar einer vollen Entſchädigung für eigene Auslagen, die Unterordnung unter Kreisſchulinſpektoren, von denen einige katholiſch waren, andere nicht akademiſch gebildet, dieſe und andere Verhältniſſe, die damit im Zuſammenhang ſtehen, haben es oft den Geiſtlichen nahe gelegt, die Schulinſpektion niederzulegen.

Dies die Verhältniſſe, die in Folge der neueren Geſetzgebung, noch mehr in Folge der Grundſätze, denen die Verwaltung folgte, gegenwärtig ſich gebildet haben. Die Maßnahmen, die von Seiten des Oberkirchenraths ergriffen wurden, ſind vor allem dahin gegangen, die Staatsregierung zu veranlaſſen, bei tief eingreifenden Organiſationen, welche die religiöſe Seite des Volksſchulweſens betreffen, die Organe der Kirche als die Vertreter der vorzugsweiſe Intereſſirten, Erfahrenen und zur Mitwirkung Berufenen zu Rathe zu ziehen. Der Oberkirchenrath gründete dieſen Anſpruch nicht auf eine rechtliche Baſis, ſondern auf die grundſätzlich pietäts- und vertrauensvolle Stellung der evangeliſchen Kirche zu der obrigkeitlichen Autorität, ſowie auf das organiſche Band der kirchenregimentlichen Behörden mit dem Staate, die einen vertraulichen Austauſch königlicher Behörden über gemeinſame Aufgaben erwarten laſſen.

Die beſtimmenden Geſichtspunkte dieſer Vorlage fanden in der Synode den lebhafteſten Wiederhall; Dr. Schrader, eine auf dem Gebiete der Schulverwaltung wie der pädagogiſchen Wiſſenſchaft hervorragende und anerkannte Autorität, gab der allgemeinen Stimmung der Synode in dieſer Frage einen beredten Ausdruck. In keinem anderen Falle iſt es einem Redner gelungen, in ſolchem Maße die Sympathie und den Beifall der Synode zu gewinnen.

Das hohe ſittliche Pathos, das die ſonſt ſo ſchlichte Rede erfüllte, theilte ſich unwillkürlich der Verſammlung mit. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo der Kultusminiſter v. Puttkamer das Wort ergriff, um ſeine weſentliche Uebereinſtimmung mit den Grundgedanken Dr. Schraders auszudrücken. Die Wärme, mit welcher der Miniſter ſeine Meinung ausſprach, verbunden mit der maßvollen und gerechten Beurtheilung der Leiſtungen des Volksſchulweſens in den letzten ſieben Jahren, im Gegenſatz zu unbegründeten Vorwürfen und Anklagen eines Vorredners, erweckten in der Synode volles Vertrauen zu der gegenwärtigen Leitung unſeres Unterrichtsweſens. Die Synode nahm ſchließlich die Anträge der Berichterſtatter mit großer Majorität an. Demgemäß erſucht die Generalſynode den Oberkirchenrath unter dankbarer Anerkennung ſeiner bisherigen Bemühungen, auch ferner bei der königlichen Staatsregierung nachdrücklichſt darauf hinzuwirken, 1.) daß der evangeliſchen Volksſchule und, ſoweit möglich, auch den höheren Schulen der konfeſſionelle Charakter gewahrt werde; 2.) daß deshalb die Zahl der Simultanſchulen auf das unabweisliche Bedürfniß beſchränkt werde; 3.) daß die Kreis- und Bezirksſchulinſpektion möglichſt nach der Konfeſſion der unterſtellten Schulen geſchieden werde; 4.) daß den evangeliſchen Geiſtlichen die Schulinſpektion in jedem einzelnen Falle nur mit Genehmigung ihrer geiſtlichen Behörde vom Staate übertragen und nur nach Anhörung derſelben abgenommen werden dürfe; 5.) daß da, wo beſondere Kreis- und Lokalſchulinſpektoren im Hauptamte angeſtellt ſind, das Recht der Kirche zur Geltung komme, durch ihre Behörden und Organe den Religionsunterricht zu leiten; 6.) daß bei Feſtſtellung der Befähigung zur Ertheilung des evangeliſchen Religionsunterrichts in den Volksſchulen die evangeliſche Kirche durch einen Vertreter mitwirke; 7.) daß in den zum Gebrauche in evangeliſchen Schulen beſtimmten deutſchen Leſebüchern die Haupterſcheinungen aus der Entwickelung der evangeliſchen Kirche, inſonderheit auch aus der Reformationsgeſchichte die gebührende Berückſichtigung erhalten; 8.) daß der Gebrauch des kleinen lutheriſchen Katechismus in den Volksſchulen innerhalb ſeines Geltungsbereichs in keinerlei Weiſe eingeſchränkt werde.

Man wird zugeſtehen müſſen, daß dieſe Beſchlüſſe der Synode ſich innerhalb der Grenzen des kirchlichen und chriſtlichen Intereſſes bewegen und nur dieſes zur Geltung bringen, daß ſie in keiner Hinſicht gegen die Geſetzgebung des Staates verſtoßen, und daß ſie an die ſtaatliche Verwaltung keine anderen Forderungen richten, als ſolche, welche für die Pflege der religiöſen und ſittlichen Bildung des Volks, ein Gut, welches dem Staate wie der Kirche von gleich hohem Werthe iſt, unentbehrlich erſcheinen. Da es nicht in unſrer Abſicht liegt, über die Thätigkeit der Generalſynode eine vollſtändige Ueberſicht zu geben, ſondern nur derjenigen Arbeiten hier gedacht werden ſoll, die auf das

kirchliche Leben einen wesentlich bestimmenden Einfluß auszuüben bezwecken, so verzichten wir darauf, auch die übrigen Vorlagen des Kirchenregiments und die ihnen gewidmete Thätigkeit der Synode der Darstellung und Beurtheilung zu unterziehen. Die Beleuchtung, welche die Debatten über die Vorlage des Evangelischen Oberkirchenraths betreffend die Einsammlung einer Landes-Kirchenkollekte für die Berliner Nothstände, bez. für die Berliner Stadtmission den kirchlichen Verhältnissen Berlins zu Theil werden ließen, reizt allerdings zu einer Besprechung auch an diesem Orte, und bei der Bedeutung Berlins und seiner Zustände wäre eine solche wohl sicher, das Interesse unserer Leser zu erwecken. Trotzdem verzichten wir darauf; der Gegenstand verträgt nicht die flüchtige Berührung, auf die wir uns hier beschränken müßten.*) Eine andere Vorlage des Kirchenregiments möchten wir wenigstens nicht unerwähnt lassen. Dieselbe bezieht sich auf die Verlegung des Buß- und Bettages, der in Preußen am Mittwoch nach Jubilate gefeiert wird, an das Ende des Kirchenjahres, auf den Freitag der letzten Woche desselben. Die Absicht dieser Vorlage war eine zweifache, eine liturgische und eine nationale; eine liturgische, denn der bisherige Bußtag stimmt nicht zu dem freudigen Charakter, den die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten trägt; eine nationale, denn es ist Aussicht vorhanden, daß dieser Buß- und Bettag in allen deutsch-evangelischen Landeskirchen eingeführt werden wird. Auf der Eisenacher Kirchenkonferenz, in der Sitzung vom 22. Juni 1878, haben sich die Vertreter der deutschen Kirchenregierungen dahin geeinigt, die erforderlichen Schritte zu thun, um für den genannten Tag als Buß- und Bettag die kirchen- und staatsgesetzliche Sanktion zu erlangen. Die Generalsynode würdigte die Motive der Vorlage und nahm dieselbe an nach eingehender Debatte, in der auch die Bedenken gegen eine Verlegung überhaupt, sowie gegen eine Verlegung gerade auf diesen Tag laut wurden. Wir begrüßen diesen Beschluß der Synode aufs wärmste; er wird, wie wir hoffen, auch von den Vertretungen der übrigen evangelischen Landeskirchen Deutschlands bestätigt werden, und auf dem Wege der kirchlichen Einigung des evangelischen Deutschlands wäre dann ein weiterer Schritt gethan.

Wir wenden uns nun zu den Anträgen, die von der Synode erledigt wurden. Auch hier legen wir uns Beschränkung auf und wählen nur die wenigen aus, die in den weitesten Kreisen Interesse erregt haben. Wir beginnen mit demjenigen Antrage, mit dem wir, wie mit keinem andern, uns in Widerspruch

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf eine neuerdings erschienene Schrift aufmerksam, welche das kirchliche Leben Berlins zum Gegenstande hat und durch gerechte Beurtheilung und geistvolle Darstellung gleichmäßig fesselt: Der Berliner Volkscharakter in der Seelsorge von Eugen Baumann, Archidiakonus an S. Elisabeth in Berlin. Berlin, Schleiermacher, 1880.

befinden, und deſſen Annahme von Seiten der Synode wir aufs lebhafteſte bedauern. Es iſt der, welcher die Namen Kölling und Zöckler trägt und lautet: die Generalſynode wolle beſchließen, „den Evangeliſchen Oberkirchenrath zu erſuchen, bei den laut Königlicher Kabinets-Ordre vom 5. Februar 1855 von ihm zu erſtattenden Gutachten in Beziehung auf Bekenntniß und Lehre der anzuſtellenden Profeſſoren der Theologie, den General-Synodal-Vorſtand in Gemäßheit des § 36 (Alinea 5*) der General-Synodal-Ordnung jedesmal zuzuziehen". Dieſer Antrag wurde von der Synode angenommen, allerdings nachdem die ſchärfſten Spitzen deſſelben dadurch abgeſtumpft waren, daß an Stelle des Wortes „jedesmal" die Worte „in der Regel" geſetzt waren. Aber auch in dieſer gemilderten Faſſung gibt uns der Beſchluß der Synode zu den ernſteſten Bedenken Anlaß.

Fragen wir uns zuvörderſt, ob der Synodalvorſtand zur Löſung der Aufgabe, die ihm hier zugetheilt iſt, die erforderliche Qualifikation beſitzt. Unter den am Schluß der Synode gewählten Mitgliedern derſelben befindet ſich kein einziger akademiſcher Theologe, unter den Stellvertretern einer. Nehmen wir nun an, daß kein Anlaß vorliegt, dieſen letzteren einzuberufen, ſo wird der Synodalvorſtand gemeiniglich nicht in der Lage ſein, aus eigner Forſchung heraus das Urtheil zu fällen; es wird ein Sachverſtändiger fehlen, deſſen Gutachten die übrigen Mitglieder des Vorſtandes ſich aneignen könnten. Denn man darf nicht vorausſetzen, daß die drei theologiſchen Mitglieder des Vorſtandes, Generalſuperintendenten in den Provinzen Sachſen, Weſtfalen und Rheinland, regelmäßig orientirt ſind, und das Miniſterium kann nicht warten, bis dieſe Herren die Schriften des in Ausſicht genommenen theologiſchen Docenten durchſtudirt haben. Was wird alſo geſchehen? Die Mitglieder des Synodalvorſtandes werden ſich an ſachkundige Männer, ein jeder natürlich an einen Mann ſeines beſondern Vertrauens, an einen Genoſſen ſeiner Partei, wenden, und ſo wird ſchließlich das Urtheil des Synodalvorſtandes durch unſichtbare Faktoren, die außerhalb ſtehen, bedingt werden. Man könnte uns erwiedern: Iſt auch dies Mal kein akademiſcher Theologe Mitglied des Vorſtandes, ſo iſt dies ein Zufall, der vielleicht nicht oft wiederkehrt. Wir geben das zu; wir nehmen an, künftig werde regelmäßig ein akademiſcher Theologe in den Vorſtand gewählt werden, vielleicht auch ein zweiter. Aber werden dieſe maßgebend ſein auch für die Mitglieder des Vorſtandes, die eine andre Parteiſtellung innehaben? Schwerlich! Und hier kommen wir zu dem entſcheidenden Punkte. Der Synodalvor-

*) „Mit dem Evangeliſchen Oberkirchenrath wirkt der Synodalvorſtand zuſammen: — — in anderen Angelegenheiten der kirchlichen Centralverwaltung von vorzüglicher Wichtigkeit, in welchen der Evangeliſche Oberkirchenrath die Zuziehung des Synodalvorſtandes beſchließt."

ſtand vertritt die Parteigegenſätze, die in der Synode ſich zur Geltung gebracht haben, und gerade in den Fragen, die hier erledigt werden müſſen, werden die Parteiſtandpunkte mit der größten Schärfe einander gegenüberſtehen. Theologen, gegen welche hier nichts eingewandt wird, erſcheinen dort als anſtößig. Im Synodalvorſtand befinden ſich Herr v. Kleiſt-Retzow und Herr Konſiſtorial-Präſident Hegel, Männer, die ihr eigenthümlicher kirchlich-theologiſcher Standpunkt nöthigen wird, Maßſtäbe an die kirchliche Korrektheit eines Docenten zu legen, deren Innehaltung den Fortſchritt und die freie Bewegung der Theologie nur ſchädigen muß. Wir nennen dieſe Namen, um die ſcharfen Gegenſätze anzudeuten, die der Synodalvorſtand in ſich ſchließt. Körperſchaften aber, die mehr oder weniger nach Parteirückſichten gewählt ſind, deren Entſchließungen ſich zu einem großen Theile aus der Parteiſtellung der einzelnen Mitglieder ergeben, halten wir überhaupt für wenig geeignet, Perſonalfragen zu entſcheiden, am wenigſten Perſonalfragen von ſo zarter Natur wie die hier vorliegende. Es iſt eine wenig beneidenswerthe Situation für den Bewerber um einen akademiſchen Lehrſtuhl, ſeine Zukunft in die Hand einer von Parteigegenſätzen beſtimmten Körperſchaft gelegt und abhängig zu wiſſen von unberechenbaren Kombinationen derſelben.

Auch das iſt zu erwägen, daß die theologiſchen Fakultäten, deren Stellung im akademiſchen Körper an ſich ſchon ſchwierig genug iſt, durch die beabſichtigte Veränderung in eine peinliche Lage verſetzt werden. Der Behauptung, daß ſie ein ungleichartiges Glied im akademiſchen Organismus ſeien, wäre eine Stütze gegeben. Die Theologie, wie jede Wiſſenſchaft, kann nur in der Luft der Freiheit athmen. Wird ihr dieſe genommen, ſo verkümmert ſie. Sie mag dann immer noch über eine ſtattliche Summe gelehrter Kenntniſſe verfügen, aber ihr idealer Charakter iſt doch verloren gegangen. Man laſſe der Theologie die freie Bewegung; auch aus ihren Irrthümern iſt der Kirche ſchließlich Gewinn geworden. Im Verlauf der wiſſenſchaftlichen Entwickelung werden die Irrthümer ausgeſchieden, der Wahrheitsgehalt, der ihnen innewohnte, und ohne den ſie ſich nicht gebildet hätten, bleibt.

Wir glauben ſicher zu ſein, daß dieſer Beſchluß der Generalſynode von Seiten des Kultusminiſteriums unbedingt abgelehnt werden wird; bedauern würden wir aber, wenn dieſe Entſcheidung der Synode den Anlaß geben ſollte, daß die Kabinetsordre, welche das Recht eines Gutachtens dem Oberkirchenrath bei Beſetzung der Profeſſuren einräumt, aufgehoben würde. Wir halten es für billig, daß der höchſten kirchlichen Behörde bei der Ernennung der Männer, in deren Hand die Bildung der zukünftigen Lehrer der Kirche gelegt iſt, Gelegenheit gegeben wird, ihr Urtheil auszuſprechen. Wie es in der Natur der Sache liegt, iſt auch dieſe Behörde nicht vom Gegenſatz der Parteien freigeblieben.

Aber derselbe ist hier ein viel beschränkterer und gleicht sich durch das stete Zusammenarbeiten der Glieder der Behörde leichter aus, verliert wenigstens seine Schärfen; und dann haben sich in dieser Behörde immer akademische Theologen gefunden, deren Name allgemeine Autorität genoß, die universellste wissenschaftliche Bildung mit weitestem Blick vereinten, und deren Urtheil der Oberkirchenrath und der Minister mit Recht vertrauen konnten. Wir denken an Nitzsch, Twesten, Dorner, von denen der letztere noch gegenwärtig eine Zierde des Evangelischen Oberkirchenraths ist.

Ein verwandtes Gebiet berührt der Antrag Eiselens. Derselbe fordert, es solle als feststehender Grundsatz anerkannt werden, daß die Einwendungen der Gemeindeglieder gegen die Lehre des zu dem geistlichen Amte Designirten und ebenso die Anschuldigungen gegen einen Geistlichen wegen Irrlehre im Disciplinarverfahren nicht allein durch Handlungen in unmittelbarer Ausübung des Amtes, sondern auch durch außeramtliche Erklärungen oder Publikationen begründet werden können, und verlangt dem entsprechend, daß in den genannten Fällen von den Konsistorien die Provinzial-Synodalvorstände, in der Rekursinstanz von dem Oberkirchenrath der General-Synodalvorstand zugezogen werde.

Wir stehen diesem Antrage mit gemischten Empfindungen gegenüber. Daß demselben eine gewisse Berechtigung zugesprochen werden muß, läßt sich nicht leugnen. Daß es unerträglich ist, wenn der Geistliche in seinem amtlichen Handeln bezeugt, was er literarisch bestreitet; wenn er dort Begriffe anwendet, welche die Gemeinde im Sinne des kirchlichen Bekenntnisses verstehen muß, während er hier einen entgegengesetzten Inhalt in dieselben hineinlegt, ist eine Unwahrhaftigkeit, die nicht geduldet werden kann. Daß also auch nichtamtliche Aeußerungen des Geistlichen in Betracht kommen, um das amtliche Handeln desselben zu beurtheilen, ist unzweifelhaft. Es ist auch schon bis jetzt demgemäß von Seiten der kirchlichen Behörden verfahren worden. Auch das gestehen wir zu, daß der Gemeinde ein Recht gegeben werden muß, gegen einen Geistlichen zu protestiren, weil seine außeramtlichen Publikationen ihr Vertrauen zu dem Sinne seiner Amtsführung erschüttern. Ist aber dazu nach Lage der Gesetzgebung Raum gegeben? Die Gemeinde kann Protest gegen einen Geistlichen erheben mit Rücksicht auf seine Lehre, seinen Wandel, seine Gaben. Es würde daher in unserem Falle der Protest gegen den Wandel ausgesprochen werden müssen. Indessen räumen wir gern ein, daß hier der Begriff des Wandels weiter gefaßt wäre, als dem gewöhnlichen Sprachgebrauch entspricht, es würde unter denselben der Widerspruch zwischen amtlichem und außeramtlichem Handeln fallen, der Protest müßte lauten: wegen Unwahrhaftigkeit. Dagegen könnten aber mit Recht Bedenken erhoben werden, die moralische Anklage wäre oft genug eine zu scharfe und deshalb ungerechte. So ist denn in der That

hier eine Lücke vorhanden, und wenn der Antrag Eiſelen ſich darauf beſchränkt hätte, dieſe auszufüllen, etwa eine Beſtimmung zu befürworten, daß auch außeramtliche Publikationen eines Geiſtlichen geeignet ſeien, einen Proteſt von Seiten der Gemeinde zu begründen, ſo würden wir nichts dagegen einzuwenden haben. Derſelbe geht aber weiter. Dieſe außeramtlichen Publikationen ſollen unter die Kategorie der Lehre geſtellt und deshalb die ſynodalen Inſtanzen bei Einſprüchen der Gemeinden, die aus ihnen ſich begründen, zugezogen werden. Wir ſehen davon ab, daß wir es begrifflich für unzuläſſig erachten müſſen, literariſche Arbeiten oder private Aeußerungen unter den Geſichtspunkt der Lehre zu ſtellen; dies ſollte nur da geſchehen, wo, wie auch der Präſident des Oberkirchenraths mit Recht betonte, die amtliche Autorität den Geiſtlichen trägt, nicht aber da, wo er nur als theologiſcher Schriftſteller oder als private Perſönlichkeit handelt. Wichtiger ſind aber die ſachlichen Bedenken. Daß der Geiſtliche an der theologiſchen Arbeit ſich betheiligt, iſt gewiß wünſchenswerth. Aber es liegt in der Natur derſelben, daß ſie, da ſie ja einen Fortſchritt herbeiführen will, ſich mehr oder weniger vom Hergebrachten entfernen und inſofern heterodox werden muß. Ein theologiſcher Schriftſteller wird mehr oder weniger Heterodoxien vortragen. Dieſe Heterodoxien werden mitunter von geringer, mitunter von großer Bedeutung ſein. Wer ſoll nun darüber urtheilen, wer iſt dazu qualifizirt? Wir behaupten: der Synodalvorſtand nicht. Was wir bei der Beſprechung des vorigen Antrags erhärtet haben, iſt auch hier zutreffend. Ueber theologiſche Fragen können nur Männer urtheilen, welche die theologiſche Wiſſenſchaft beherrſchen; nur ſie ſind kompetent. Welches Geſchick würde wohl den Theologen treffen, von dem die gläubige deutſche Theologie unſers Jahrhunderts ausgegangen iſt, wenn er der Kritik eines Synodalvorſtandes unterläge! Gegen Schleiermacher würden die erheblichſten Bedenken erhoben werden können; wir vermuthen, daß viele, wenn nicht alle Kanzeln in der preußiſchen Landeskirche ihm verſchloſſen bleiben würden, ſobald das Gewicht der ſynodalen Faktoren zur Geltung käme. Und dabei würde dieſe kaum ein Vorwurf treffen. Denn in welchem kirchlichen Dogma iſt Schleiermacher nicht heterodox! Und ſeine Heterodoxien ſind eingreifendſter Art. Es gehört eben die wiſſenſchaftlichſte Durchbildung dazu, um in dem Ganzen der Schleiermacherſchen Theologie ihren poſitiven Grundcharakter zu erkennen, durch welchen die Abweichungen vom kirchlichen Bekenntniß ausgeglichen werden. Wir mißbilligen es daher, daß die wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Geiſtlichen dem Einfluß der ſynodalen Inſtanzen nicht entzogen ſind. Daß, falls populärwiſſenſchaftliche Publikationen oder Flugblätter den Grund zum Einſpruch gegeben haben, die ſynodalen Inſtanzen zugezogen werden, dagegen wollen wir uns nicht ausſprechen. Dergleichen Schriften wenden ſich an einen allgemeinen

Leſerkreis, beanſpruchen nicht wiſſenſchaftliche Bildung als Vorausſetzung. Wenn ein Geiſtlicher hier Anſtoß erregt, ſo darf er ſich nicht wundern, wenn er von den Vertretern der Gemeinde dafür zur Rechenſchaft gezogen wird. Und wir würden uns nur freuen, wenn unſre Geiſtlichen, darin den Fußtapfen Schleiermachers folgend, immer mehr lernten, theologiſche Fragen ausſchließlich vor das theologiſche Forum zu bringen, und nicht in die Gemeinden zu tragen, wo zu einem großen Theile wenigſtens die Bedingungen ſowohl des Verſtändniſſes wie kritiſcher Würdigung fehlen, wo ſie bei den einen Verwirrung, bei den andern Anſtoß erregen müſſen.

Es bleibt uns übrig, noch eines Antrages zu gedenken, nicht weil wir ihn für ſehr bedeutſam hielten, ſondern weil ihm, wie uns dünkt ohne Grund, eine große Bedeutung zuerkannt worden iſt. Er betrifft die Abänderung des § 14 der Synodalordnung. Der hier in Betracht kommende Paſſus lautet: „Der Pfarrer bleibt in ſeinen geiſtlichen Amtsthätigkeiten der Lehre, Seelſorge, Verwaltung der Sakramente und in ſeinen übrigen Miniſterialhandlungen von dem Gemeindekirchenrath unabhängig. Er iſt jedoch verpflichtet, die Fälle, wo er ein Gemeindeglied von der Theilnahme an einer von ihm zu vollziehenden Amtshandlung, insbeſondere vom heiligen Abendmahle, zurückzuweiſen für nothwendig hält, unter ſchonender einſtweiliger Zurückhaltung des Betreffenden, dem Gemeindekirchenrath vorzulegen. Stimmt dieſer zu, ſo iſt die Zurückweiſung auszuſprechen, gegen welche dem Betroffenen der Rekurs an die Kreisſynode offen bleibt. Erklärt ſich der Gemeindekirchenrath gegen die Zurückweiſung, ſo wird dieſer Beſchluß zwar ſofort wirkſam, aber der Geiſtliche iſt befugt, wenn er ſich bei demſelben nicht beruhigen will, die Sache zur Entſcheidung an die Kreisſynode zu bringen.“ Hier wurde beantragt, den letzten Satz ſo zu faſſen: „Erklärt ſich der Gemeindekirchenrath gegen die Zurückweiſung, ſo hat der Geiſtliche, wenn er ſich bei dem Beſchluſſe des Gemeindekirchenraths nicht beruhigen will, binnen einer Friſt von 14 Tagen die Sache zur Entſcheidung an die Kreisſynode, beziehungsweiſe den Kreisſynodalvorſtand zu bringen. Bis zum Erlaſſe derſelben bleibt die Ausführung des Beſchluſſes des Gemeindekirchenraths ausgeſetzt.“

Die urſprüngliche Faſſung dieſes Paragraphen war bis jetzt in der That eine höchſt fehlerhafte. Der Geiſtliche mußte, verlangte es der Gemeindekirchenrath, eine Trauung vollziehen, wenn er dieſelbe auch nach ſeinem an das göttliche Wort gebundnen Gewiſſen zu verweigern ſich gedrungen fühlte. Hernach konnte er an die höhere Inſtanz appelliren. Dies war unerträglich. Es iſt daher auch von Anfang an eine Aenderung gefordert worden, z. B. von der erſten preußiſchen Provinzialſynode 1875. Durch die jetzt von der Generalſynode ausgearbeitete und angenommene Trauordnung wird dieſem Mißſtand

ein Ende gemacht werden. Ist es nun aber wünschenswerth, daß in Bezug auf alle Amtshandlungen des Geistlichen der Beschluß des Gemeindekirchenraths erst wirksam wird, nachdem die zweite Instanz gesprochen hat? Die logische Konsequenz würde dafür sprechen, aber sie kann nicht allein entscheiden. Es liegen bis jetzt keine Thatsachen vor, die zu einer Aenderung nöthigen. Nur ein einziger Fall, in welchem ein Geistlicher zur Ausübung einer Amtshandlung, die er aus zureichendem Grunde verweigert hatte, von dem Gemeindekirchenrathe genöthigt worden sei, konnte angeführt werden. Aber konnte derselbe als ein geeignetes Motiv erscheinen, eine Bestimmung der Verfassung zu beseitigen? Gewiß nicht. Umsoweniger, als gar keine Garantie vorliegt, daß ähnliche Kollisionen zwischen dem Geistlichen und der zweiten Instanz, dem Kreis-Synodalvorstand, nicht eintreten werden. Auch war zu erwägen, welche praktischen Schwierigkeiten vorhanden sind, zumal auf dem Lande, den zerstreut wohnenden Kreis-Synodalvorstand zu versammeln; ebenso, daß in einem Falle man es gewiß sehr häufig werde bei der Entscheidung des Gemeindekirchenraths bewenden lassen müssen. Wenn ein Geistlicher die Begleitung bei einem Leichenbegängnisse ablehnt, der Gemeindekirchenrath sie aber fordert, wird es da möglich sein, den Kreis-Synodalvorstand zu befragen, wird nicht fast in allen Fällen die Entscheidung des Gemeindekirchenraths unmittelbar wirksam werden müssen?

Unter solchen Umständen glaubte die Minorität einer Veränderung des § 14 nicht zustimmen zu sollen, die Frage schien ihr noch nicht spruchreif. Die Majorität der Synode trat aber für die Aenderung ein, und so wurde sie beschlossen. Wir lassen es dahingestellt, ob den Interessen, die zu dieser Aenderung geführt haben, durch dieselbe wirklich Befriedigung gewährt ist, oder ob nicht nach einiger Zeit das Bedürfniß nach einer neuen Umgestaltung erwachen wird, durch welche die Beschlüsse des Gemeindekirchenraths bei Widerspruch des Geistlichen erst dann in Wirksamkeit treten, wenn die dritte Instanz gesprochen hat. Man wird finden, daß auch die Kreis-Synodalvorstände keinen genügenden Schutz gegen eine Vergewaltigung des Geistlichen gewähren.

Wir stehen am Schlusse unsrer Darstellung. Der Gesammteindruck, den wir von der Thätigkeit der Synode empfingen, war ein günstiger. Gegen die Gesetzentwürfe, die aus derselben hervorgegangen sind, hatten wir wenig einzuwenden. Wir mußten sie vielmehr als werthvolle Leistungen zur Förderung des kirchlichen Lebens dankbar begrüßen. Wohl aber erweckten in uns ernste Bedenken die Bestrebungen der Synode, die Arbeit auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft der Kritik der synodalen Instanzen zu unterstellen. Gegen diese Bestrebungen mußten wir den entschiedensten Widerspruch erheben. Sie schädigen die theologische Wissenschaft und damit auch die Kirche, sie erschüttern

das Vertrauen zu der Wirksamkeit der synodalen Organe. Ebenso haben wir es bedauern müssen, daß die positiven Parteien sich noch nicht auf den Boden voller gegenseitiger Anerkennung gestellt haben, der gefunden und bewahrt werden muß, wenn die evangelische Kirche der Gefahr der Auflösung entgehen soll; wie gern wir es auch anerkennen, daß in dieser Hinsicht zur Versöhnung und zu gegenseitiger Annäherung durch die Synode viel geschehen ist. Es handelt sich hier um die Lebensfrage der evangelischen Kirche, um ihr Sein oder Nichtsein. Ihre Stärke ist auch ihre Schwäche. Ist der Protestantismus durch die Befreiung der an Gottes Wort gebundnen Subjektivität entstanden, so kann er doch nur durch die Selbstbeschränkung derselben Bestand gewinnen.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Deutsche Kirchen und Schulen zur Reformationszeit.

Die Einführung der Lehre Luthers hatte im Kurfürstenthum Sachsen eine große Anzahl kirchlicher Einzelbildungen zur Folge, die sich, je nachdem diese Lehre verstanden worden war, sowohl in dogmatischer Hinsicht als in ihrer äußeren Erscheinung wesentlich von einander unterschieden. Die Versuche, dieselben gleichmäßig zu gestalten, erwiesen sich so lange als erfolglos oder doch ungenügend, als es an einer durchgreifenden kirchlichen Gewalt mangelte. Was Luther selbst nach dieser Seite hin that, bestand in bloßen Rathschlägen; denn er war dem Zwange abhold und wollte nicht ein straffes geistliches Regiment, sondern freiheitliche Entwickelung seiner Lehre zu einer neuen Kirche. Der politische Faktor, der Staat, sollte nichts dreinzureden haben. Auf diesem Wege aber wäre aus jenen Einzelbildungen nie ein organisirtes Ganze geworden. Andrerseits gesellte sich der religiösen Bewegung bald eine politische zu, welche, genährt durch Mißverständniß der Gedanken des Reformators, das Eingreifen der Staatsgewalt doch gebot. Die Schläge, welche die Wiedertäufer und der Bauernaufstand gegen die Entwickelung der lutherischen Kirche geführt, hatten die Grundlagen erschüttert, auf denen dieselbe sich erbauen sollte. Das Predigtamt und die Obrigkeit, die Luther sich als deren Säulen gedacht, waren negirt, die politischen Gemeinden in den Städten und auf dem Lande durchwühlt und zersetzt, die ohnehin lockere kirchliche Ordnung stand im Begriffe, sich aufzulösen. So sah der Reformator sich durch die Noth gezwungen, zur Aufrichtung der Pfarreien und zur Sicherstellung derselben für die Zukunft die Hilfe der terri-

torialen Gewalt in Anſpruch zu nehmen. „Die Pfarren," ſo ſchreibt er, „liegen elend darnieder, niemand giebt, niemand bezahlt, Opfer und Seelpfennige ſind gefallen, Zinſen ſind nicht da oder zu wenig, es achtet der gemeine Mann weder Prediger noch Pfarrer, ſodaß, wo nicht eine tapfere Ordnung und ſtattliche Erhaltung der Pfarreien vorgenommen wird, in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe, Schulen noch Schüler da ſein werden, und Gottes Wort und Dienſt zu Boden gehen muß."

Das ſachſen-erneſtiniſche Haus, unter Friedrich dem Weiſen der Reformation im Stillen, unter deſſen Nachfolger Johann Friedrich offen zugethan, ging auf Luthers Vorſchlag, auf den Bildungsgang der Kirche einzuwirken und einen Läuterungsproceß mit ihr vorzunehmen, ein und ordnete zu dieſem Zwecke Viſitationen an, über die uns jetzt C. A. H. Burkhardt in der Schrift: Geſchichte der ſächſiſchen Kirchen- und Schulviſitationen von 1524 bis 1545 (Leipzig, Grunow, 1879. 347 S.) zum erſten Male quellenmäßig berichtet hat. Das Buch, auf gründlichſter Forſchung in den Archiven ruhend, muß als ein ſehr werthvoller Beitrag zur Kunde der Kirchen- und Sittengeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden. Im Nachſtehenden geben wir, zum Theil mit den Worten des Autors, einen Ueberblick über den Hauptinhalt deſſelben.

Daß man zur Unterſuchung der Zuſtände mit Viſitationen begann und ſpäter fortfuhr, war ſelbſtverſtändlich. Sie waren ſchon zur Zeit der Apoſtel üblich geweſen und in der katholiſchen Kirche von den alten Biſchöfen ausgeübt worden, aber allmählich in Verfall gerathen und mit ihnen, wie Luther im „Viſitationsbuche" betont, die anderen Einrichtungen der katholiſchen Kirche. „Stifter und Klöſter," ſagt er dort, „haben die chriſtliche Kirche unterdrückt, der Glaube iſt erloſchen, die Liebe in Zank und Krieg verwandelt, das Evangelium iſt unter die Bank geſteckt, und anſtatt daß daſſelbe regiert, iſt eiteles Menſchenwerk oben auf. Da hat freilich der Teufel gut machen, weil eitel geiſtliche Larven und Münchkälber aufgerichtet ſind." Zunächſt aber hatten die Viſitationen nicht ſowohl die Verderbniß der Sitte und den Glauben der Betreffenden und deren Läuterung im Auge, als die materielle Seite der Sache. In jener Beziehung war Vorſicht geboten, wenn die Exiſtenz der Anſätze zur Bildung einer Kirche nicht in Frage geſtellt werden ſollte. Jene Schäden ſollten ſpäter beſeitigt werden. Vorerſt war nach Luthers Meinung zu ſorgen, daß der ſchwerbedrohte Beſtand der Kirchen und Schulen durch genügende Dotirung geſichert werde.

Der erſte Verſuch mit Viſitationen wurde 1524 in einzelnen Landestheilen in den Aemtern Borna und Tenneberg unternommen. 1526 folgte ein zweiter im Kurkreiſe. Beide wurden bald als unzulänglich und von unrichtigen Grundſätzen beſtimmt erkannt, und man begann mit der Unterſuchung aller Gebiets-

theile des Kurfürstenthums, die bis 1529 fortgesetzt wurde, und bei der man mit möglichster Schonung der kirchlichen Elemente verfuhr, ihnen Zeit zur Ausbildung im Sinne der Reformation gewährte und die materielle Besserung der Pfarrstellen in den Vordergrund stellte. Daß letzteres sehr nöthig war, mag ein Blick auf die Ergebnisse dieser ersten ordentlichen Visitation zeigen. Zugleich aber wird man daraus ersehen, wie es damals um die sittlichen Zustände und das Wissen der Geistlichkeit und um die Schulen der betreffenden Landstriche stand.

Nur etwa vier Fünftel der Pfarrer entsprachen im Kurkreise den Anforderungen, welche die Visitatoren, unter denen sich Luther selbst befand, stellten. Ferner herrschte Mangel an Geistlichen. Die materielle Lage derselben war vielfach ungünstig. Groß war die Rohheit des Volkes nicht blos in den Dörfern, sondern auch in den kleinen Städten. Den Besseren sogar war schon ein zweimaliger Gottesdienst in der Woche zuviel. Ueberall fanden sich viele, die man nicht zum Genusse des Abendmahls lassen konnte, weil sie die Hauptstücke des Glaubens nicht kannten. In Werchо konnten die Bauern weder beten noch wußten sie etwas von den zehn Geboten und den Glaubensartikeln. In Schlieben riethen die Visitatoren selbst dem Propste, die Nachmittagspredigt einzustellen, und „das Wort Gottes nicht vor die Säue zu werfen". In Schönau und Cölpien hatte man sich offen gegen die Predigt aufgelehnt. In Düben war der kirchliche Sinn so sehr erloschen, daß oft kaum drei Menschen dem Gottesdienste beiwohnten, und wie arg es um die Sitten bestellt war, sehen wir daraus, daß in diesem Städtchen mit seinen 110 Familien in einem Jahre 15 uneheliche Kinder getauft worden waren. In Zinna weigerten sich die Leute, das Vaterunser zu lernen, weil es „zu lang" sei. Oeffentliche Störungen des Gottesdienstes durch Unterbrechung der Predigt waren nichts Seltenes. In Süptitz zogen die Bauern während der Kirche mit Pauken auf, dort wie in Mukrehna bewahrte man das Pfingstbier im Gotteshause auf.

Diese und ähnliche Beispiele der Verwilderung des Volkes gestatten einen Rückschluß auf die Wirksamkeit der Geistlichen. Viele waren zwar dem Bekenntnisse nach lutherisch, huldigten aber noch den katholischen Gebräuchen, gebrauchten Weihwasser und spendeten das Abendmahl in einerlei Gestalt. Manche vertraten sogar beide Bekenntnisse. In Elsnig konnte der Pfarrer Vaterunser und Glauben nur mit gebrochnen Worten hersagen, dagegen war er ein vielbegehrter Teufelsbanner. Mehrfach mußte man die Seelsorger um ihrer selbst und der beschränkten Fassungskraft ihrer Gemeinden willen anweisen, das Wort Gottes „aufs gröbste" auszulegen, wozu es eine gedruckte Anweisung gab. In wendischen Orten fehlte es vielfach aus sprachlichen Gründen an Geistlichen. Die Zahl der Pfarrer, die in Trunksucht, wilder Ehe und Hader mit ihren

Gemeinden dahinlebten, bürgerliche Gewerbe, namentlich den Bierschank betrieben, war so groß, daß die Visitatoren sich deshalb zu Absetzungen veranlaßt sahen, wogegen man selbst beharrliche Papisten nicht wegschickte, ohne für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Ueberall gab man bei nicht zu argen Fällen Zeit zur Besserung; denn die junge Kirche konnte für jetzt bessere Kräfte nicht beschaffen.

Trostlos war die materielle Lage der Geistlichen. Die Stiftungen waren eingegangen und ihr Vermögen besonders vom Adel eingesäckelt worden. Je mehr die Unkirchlichkeit einriß, desto geringer wurden die Einnahmen der Pfarrer, und man durfte froh sein, wenn man die kleinen Naturalbezüge, die Opfer- und Meßpfennige und ähnliches wieder flüssig machen konnte, von denen jene dann kümmerlich ihr Dasein fristeten. Baufällige Pfarrhäuser waren etwas ganz gewöhnliches, manche Orte besaßen gar kein Pfarrhaus, einige nicht einmal eine Kirche, sodaß der Gottesdienst unter einem Baume abgehalten werden mußte. Aecker und Wiesen waren bei mehreren Pfarren nicht mehr vorhanden, da die Gemeinde sie bei günstiger Zeit verkauft hatte. Die Schulen lagen fast ganz darnieder. Dorfschulen gab es äußerst wenige. Man war hier schon zufrieden, wenn der Küster sich wöchentlich einmal der Kinder annahm. In Dubro lobten die Bauern den ihrigen, aber es stellte sich heraus, daß er weder schreiben noch lesen konnte. In den Städten versah meist der Stadtschreiber den Schuldienst. In Schlieben gab es nur Abeceschützen, in Uebigau lag die Schule in Asche, in Düben war sie ein ganzes Jahr nicht besucht worden. Nur in der kurfürstlichen Residenz Torgau gab es eine gelehrte Schule nach Melanthons Zuschnitt und daneben eine Mädchenschule. In Betreff beider warnten die Visitatoren vor Ueberbürdung der Jugend, „damit sie des Lernens nicht überdrüssig würde".

Schlimmer als im Kurkreise lagen die Dinge in Meißen und im Vogtlande. Diese Landestheile hatten 87 Pfarreien mit 238 Ortschaften, von denen 109 Kirchen oder Kapellen besaßen. Von den 96 Geistlichen, welche diese versorgten, entsprachen den Anforderungen der Visitatoren nur 25, während 37 ziemlich gut, 11 leidlich befähigt waren und 21 gar nichts taugten. Etwa ein Fünftel der Geistlichkeit war noch dem Papismus ergeben, und dieses Fünftel war ebenso sittenlos als unwissend. Diese Seelenhirten lebten meist mit „Köchinnen" oder in wilder Ehe, nur ein einziger besaß eine rechtmäßige Frau; Michael Kramer, der Prediger in Lucka, hatte sogar drei lebende Eheweiber, ohne von zweien geschieden zu sein. Die Pfarreien wurden aufs gewissenloseste verwaltet. Der Pfarrer in Oberledlau hatte drei Jahre lang das Messelesen und die Darreichung des Abendmahls unterlassen. In Fuchshain mit seinen 10 Filialen war lange Zeit nicht gepredigt worden. Die Besoldung der Geistlichen war dürftig, so daß sie sich mit Ackerbau und Viehzucht ernähren mußten, was sie

wieder in ein widriges Abhängigkeitsverhältniß zu ihren Pfarrkindern brachte, weil sie dabei auf die Hilfe derselben durch Frohndienste angewiesen waren. Noch trauriger war die Lage derer, die weder Aecker noch Wiesen und auch keinen Decem hatten, sondern auf Naturalbezüge angewiesen waren, die nicht selten ausblieben und auf lässige und bisweilen ärgerliche Weise von den einzelnen Gemeindegliedern eingefordert werden mußten. Dahin gehörte in Lohma das „Zehndbrot", in Wildenbörten das „Sprengbrot" und in Hartroda der „Kornzehnd". An anderen Orten, z. B. in Borna, bezog der Pfarrer das „Sichelgeld" und den „Meßheller", und hie und da war das Sprengbrot oder das Weihnachtsbrot schon in eine kleine Geldabgabe verwandelt. Schon aus der Verschiedenheit dieser Einnahmen ergeben sich die Schwierigkeiten, denen der Geistliche bei persönlicher Einforderung derselben begegnete. Gänzlich in den Hintergrund trat bei dieser Visitation das Schicksal der Schulen, deren es hier fast nur in den Städten gab, während in den Dörfern, wenn überhaupt jemand, der Gemeindehirt unterrichtete, der zugleich Küster war.

Aus der Visitation der fränkischen Landestheile ergibt sich, daß von den 137 Geistlichen derselben 31 gut, 26 mittelmäßig, 24 untauglich und die übrigen, meist Vikare, ohne Censur waren. Die Untauglichen waren theils der neuen Lehre feindlich, theils trugen sie auf beiden Achseln, theils waren sie, wie die zu Westhausen und Rieth, Säufer und Spieler. In Unfinden lehrte der Pfarrer das neue Evangelium, las aber auch Messe und brauchte das Weihwasser. Sich zu verehelichen hielt er für ein Wagniß. Fast ein Drittel der Geistlichen lebte mit Konkubinen, die man hie und da aus Furcht vor Entlassung durch die Visitatoren rasch heirathete. Der Pfarrherr zu Hellingen erklärte offen, er habe die Verehelichung hinausgeschoben, weil er beim Ableben der alten Zuhälterin „lieber eine Junge" heirathen möchte. In Ahorn entpuppte sich der Pastor als Leinweber, sein Einkommen von der Pfarrstelle betrug nur 2 Gulden, d. h. etwa 36 Mark unsrer Währung. Sein Amtsbruder in Veilsdorf war selten zu Hause, da er seiner Nahrung nachgehen mußte. In Unterlauter war der Geistliche, der auf keine Frage Antwort zu geben vermochte, auf Verwendung des Kurfürsten zum Amte gelangt, weil er sein Erbe an die Kirche abgetreten hatte.

So war an allen Enden Elends genug. Schon die materielle Lage zu bessern erheischte große Mühe, noch mehr aber die Einsetzung tüchtiger Persönlichkeiten, an denen es überall mangelte, namentlich da, wo Stellen an Bisthümer grenzten, und wo in Folge dessen lutherische Prediger in Lebensgefahr waren. Besser war es mit den Schulen bestellt. In den Städten waren diese noch in vollem Gange, und selbst auf den Dörfern gab es Schulen in hinreichender Zahl.

Vergleichsweise recht gut ſtand es mit den kirchlichen Verhältniſſen in den Gegenden von Zwickau, Werdau und Crimmitzſchau, die im Januar 1529 der Viſitation unterzogen wurden, und die ſich der Reformation ſehr günſtig gezeigt hatten. Von den 91 Geiſtlichen, die hier wirkten, konnte 42 die erſte, 19 die zweite, 15 die dritte und 12 die vierte Cenſur ertheilt werden. Indeß fehlte es auch hier nicht an verdrießlichen Erfahrungen. „Was darf's vieler Worte," entgegnete der Pfarrer zu Moſel den Viſitatoren, „ich will von der römiſchen Kirche nicht abſtehen." Er wie ſein Kollege in Langenbernsdorf hatte noch eine Zuhälterin im Hauſe. In Plohn fand man einen gänzlich ungeſchickten Geiſtlichen, der 42 Dienſtjahre hinter ſich hatte. In Zſchocken wirkte als Pfarrer gar ein Kandiot, der mit Mühe und Noth den Anforderungen der Viſitation genügte. Auch ſonſt ſtieß man auf „unbrauchbare feiſte Papiſten". Ausgezeichnet beſtellt war es mit Kirche und Schule in der Stadt Zwickau, wo eine vorzügliche ſtädtiſche Verwaltung beſtand, und wo in der Schule ſogar Griechiſch und Hebräiſch gelehrt wurde. Doch gab es hier noch einige Anhänger der wiedertäuferiſchen Propheten, die das Sakrament „Ackerment" ſchalten, denen die Taufe ein „Hundsbad" war, und welche die Ehe als Unzucht verſchmähten. In andern Städten und auf dem Lande ließen die Zuſtände zu wünſchen übrig. Die Schule in Crimmitzſchau hatte kein Einkommen, die Buchholzer Pfarre keinerlei Vermögen. Der Geiſtliche bezog wöchentlich einen Gulden Beſoldung und jährlich fünf Gulden Holzgeld, indeß beſaß er die Braugerechtigkeit, und Burkhardt hält für möglich, daß er ſein Bier auch ſelbſt ausgeſchenkt hat. Wie der kirchliche Sinn abgenommen hatte, erſah man in Hirſchfeld, wo vier Jahre lang nicht ein Schock (Groſchen) gefallen war, während früher in einem Jahre mehr eingekommen.

Als die Viſitatoren des Vogtlandes ihre Unterſuchungen weiter ausdehnten und die Aemter Vogtsberg, Plauen, Weida und Ronneburg prüften, ergab ſich, daß das Papſtthum im letztgenannten am meiſten an Boden verloren hatte. Kaum der dritte Theil der Geiſtlichen hing hier dem alten Glauben noch an oder erwies ſich für den lutheriſchen Pfarrdienſt ungenügend. Faſt gleiche Bewandtniß hatte es mit den Aemtern Vogtsberg und Plauen, wogegen Weida unter dem Einfluß des dort herrſchenden Kloſterweſens weit mehr Untüchtige hatte. Viele derſelben hielten den katholiſchen Ritus noch aufrecht und führten ein ärgerliches Leben mit Konkubinen. Der Pfarrer von Kauern war mehr Haſenjäger als Geiſtlicher, der in Straßberg war Tuchmachergeſelle und Deutſchordensherr, der zu Muſel erſt Bäcker, dann Feldſchreiber während des Zwickauer Bauern-Aufruhrs geweſen. Viele Gemeinden führten ein ſittenloſes Leben, und mancher Ort, z. B. Untertriebel, hatte ſich durch Gotteslästerung und gewohnheitsmäßigen Ehebruch weithin einen üblen Namen gemacht. Die materiellen

Verhältniſſe der Geiſtlichen waren vielfach trauriger Art, während die Kloſterleute ſich überreichlicher Einnahmen erfreuten. Das ſtiftungsmäßige Vermögen wurde den Weltgeiſtlichen oft durch die Gemeinde, oft durch den adelichen Patron entzogen. Seit den Bauernkriegen glaubten viele Pfarrkinder ſich aller Verpflichtungen gegen dieſelben enthoben. Dann blieb letzteren nur Feld und Wieſe, wenn ſie die Bewirthſchaftung derſelben ermöglichen konnten. Ueberblickt man die große Menge der kleineren Bezüge, die der Geiſtliche ſelbſt eintreiben mußte, ſo begreift man den Mangel, den er bei herrſchender Saumſeligkeit erlitt. „Nicht allein," ſagt der Verfaſſer, „war es der Bezug niedriger Tauf-, Trau- und Begräbnißkoſten, Kommuniongebühren u. dgl., die drückend erſchienen, ſondern es war ein beſtändiges Decemgeſchäft, dem der Geiſtliche um der Exiſtenz willen fortwährend ſeine Aufmerkſamkeit widmen mußte. Bezog er doch an manchen Orten von jedem Kinde eine Abgabe, auch wenn er ihm geiſtliche Pflege nicht angedeihen ließ. Hier mußte er den Mohnnäpfen, dort den Kuh- und Wachszinſen nachgehen. In Oberzöbern bekam er von jedem Faſſe verſchenkten Bieres eine Kandel, hier ſpielten das Füllhuhn und das Gartenhuhn von jedem Hauſe, dort der Haide- und Flachszehnd eine Rolle, der Eier bei Kommunionen, des ‚heiligen Abends', der ‚Evangelienkäſe' und anderer läſtiger Abgaben gar nicht zu gedenken. Daneben hatte der Geiſtliche um das lebende Inventar zu ſorgen, das je nach dem Einkommen der Stelle in einer Anzahl von Kühen und Schafen beſtand. Gingen dieſe ab, ſo war er der Gemeinde Erſatz ſchuldig. Oft traf er die beſtimmte Anzahl auf der Pfarre nicht an, zum Theil war das Vieh bereits veräußert und das Geld zur Ausbeſſerung des baufällig gewordenen Pfarrhauſes verwendet."

Auch mit der Schule ſtand es nicht beſonders gut. Nur die Städte beſaßen Knabenſchulen, in Weida gab es auch eine Mädchenſchule, die zu dem dortigen Nonnenkloſter gehörte. Es mangelte an Lehrern; wo ſolche waren, hingen ſie vom Geiſtlichen ab, der ſie beköſtigte und beſoldete. Das Schulgeld kam kaum in Betracht: die vierteljährlich 16 Pfennige bis 2 Groſchen, die hie und da gezahlt wurden, fielen umſoweniger ins Gewicht, als die Ortſchaften nicht volkreich waren und Schulbildung unter dem Volke nicht viel galt.

Die Viſitation des thüringiſchen Kreiſes an der Saale zeigte ſehr wenig erfreuliche Zuſtände. Thüringen hatte durch das Sektenweſen und den Bauernkrieg viel gelitten, auch ſaß hie und da der Papismus noch ziemlich feſt. Viele Geiſtliche waren Papiſten und Lutheraner zugleich, der dritte Theil des Klerus erſchien ganz untauglich. Karlſtadts Ketzerei hatte ſich von Orlamünde, ihrem Hauptſitz aus, weit und breit Anhänger gewonnen. Betrübend war, mit welcher elenden Vorbildung man ſich um Pfarrſtellen bewerben zu dürfen glaubte. Ein Kandidat für die Pfarrſtelle von Seitenrode kannte nicht einmal die zehn Ge-

bote, und einer einfachen deutschen Erzählung war er gar nicht fähig. Sechs Jahre lang hatte er kein Buch angesehen, sondern drei Jahre Pferde und Ackerwerk, die übrige Zeit den Beruf eines Tischlers traktirt. Für die Pfarre zu Bodnitz meldete sich ein von den Visitatoren im Plauenschen bereits abgesetzter Papist, das uneheliche Kind eines Landgeistlichen. Das Zusammenleben mit Konkubinen war auch hier nichts Seltenes. Man traf unter den Geistlichen Lahme und Verstümmelte, wie den Pfarrer in Reichardsdorf, der nur einen Arm hatte. Die Gemeinden waren durch den Bauernkrieg verarmt und verwildert. Viele hatten Hand an das kirchliche Inventar gelegt, Kelche und Monstranzen verkauft und den Erlös vertrunken oder zur Bezahlung von Strafgeldern und Steuern verwendet. Selbst die Städte waren zu arm, um Geistliche und Schulen aus eignen Mitteln erhalten zu können, so Neustadt, Saalfeld, Orlamünde, Pösneck und Jena; in letzterer Stadt hatte der Rath das gesammte Kirchensilber zu Kommunalzwecken veräußert. Nur dadurch, daß man das Einkommen der in jenen Städten aufgehobenen Klöster in den gemeinen Kasten schüttete, war die Erhaltung der Geistlichen ermöglicht. Fast überall waren die Pfarrer hier so kärglich besoldet, daß man erst bei der Visitation von 1533 das Einkommen vieler auf jenem Wege auf 40 Gulden brachte.

Ungleich entwickelt zeigten sich die kirchlichen Verhältnisse in Leißnig, Colditz, Grimma und Eilenburg. Wo hier die Macht der Klöster Einfluß behalten, fanden die Visitatoren Vieles auszusetzen. So in Leißnig, wo das Kloster Buch das Patronatsrecht auszuüben versuchte. Die Bürger hatten sich hier frühzeitig der Reformation zugewendet, und man wehrte sich einmüthig gegen den Abt, der römisch gesinnt war. Aber der Geistliche Heinrich Kindt, ein aus jenem Kloster entwichener Mönch, war als unwissender alter Mann für sein Amt so wenig befähigt, daß er selbst um seine Entlassung bat. Er trug bei kirchlichen Handlungen nicht einmal priesterliche Kleider und verwendete gar zu wenig Zeit auf die Auslegung des Evangeliums und der Sonntagsepistel. Wenig günstiger stand es in den übrigen Orten der Parochie Leißnig, in der 9 Mutterkirchen mit 56 Ortschaften, unter denen nur 3 Tochterkirchen, mithin 53 eingepfarrte Dörfer oder Einzelhöfe, zum Theil weit von der Kirche entlegen, bestanden — ein sehr ungünstiges Verhältniß. Die Geistlichen wurden etwa zur Hälfte untauglich befunden. Der Pfarrer in Gersdorf hatte sich seine Stelle käuflich erworben, der in Altleißnig erst vor kurzem dem Papismus den Rücken gewandt, in Wendishain war der Geistliche Papist und Lutheraner zugleich und hatte sein Amt sieben Jahre lang durch Miethlinge versehen lassen, da es ihm „mehr um die Zinsen als um die Seelen zu thun war“. Vielfach wurden Geistliche wegen Sittenlosigkeit, Völlerei und Unzucht abgesetzt, so in Altenhain, Sachsendorf, Deuben, Köhra und Hohenheida. Der Pfarrer in Sprottau wurde

entfernt, da er untauglich war und „sich vom Armbrustschnitzen und Kannenmachen ernähren konnte“. Der in Höfchen war so weit gegangen, daß er dem Küster die Hand lahm gehauen und in der Kirche selbst einen alten Mann geprügelt hatte. Am Laienstande fanden die Visitatoren auffallende Gleichgiltigkeit gegen das Sakrament, in Luptitz und Hohenstädt auch Störung des Gottesdienstes zu rügen. In Polenz und Thammenhain gab es Anhänger Zwinglis.

Auf die Schulen dieser Visitationsbezirke bedurften sehr der Hebung. In Colditz stand an der Spitze der Schule ein verarmter Edelmann, der nicht einmal der lateinischen Sprache mächtig war und sich vom Schreiben von Bittschriften nährte. In Leißnig scheint ähnliches der Fall gewesen zu sein. Eine Mädchenschule existirte nur in Grimma und Eilenburg. Die Visitatoren wirkten auf Hebung der Lateinschulen durch Anstellung von Lehrern hin, welche die lateinischen Klassiker verstanden und „ein ziemlich gutes lateinisches Scriptum“ anzufertigen befähigt waren. Das Hauptgewicht sollte auf die grammatische Bildung gelegt werden, die erfahrungsmäßig von den Lehrern verabsäumt wurde, indem diese die Jugend mit der bloßen Erlernung von Regeln „zu plagen“ pflegten, ohne dieselben bei der Lektüre in Anwendung zu bringen. In den Dörfern strebte man wenigstens den nothdürftigsten Unterricht der Kinder an, der in der Regel dem Küster zufiel.

Der Versuch, die Visitationen auch über das kursächsische Gebiet hinaus auf die Ländchen der Vasallen auszudehnen, mußte bei der ablehnenden Haltung derselben aufgegeben werden, und die Fortsetzung und Wiederholung jener Untersuchungsfahrten unterblieb auch im Kurstaate einige Jahre. Die vorhandenen Mittel zur Begründung und Aufbesserung geistlicher Stellen waren erschöpft, die theologischen und politischen Kräfte waren anderweit in Anspruch genommen, theils durch Arbeit an der Befestigung der neuen Kirche, theils durch Sorge für deren weitere Durchbildung. Es war die Zeit, wo Luther seinen großen und kleinen Katechismus verfaßte, jenen, um dem Klerus, diesen, um den Laien ein Mittel zu besserer Kenntniß der kirchlichen Sittenregeln und Glaubenssatzungen zu schaffen.

Nach diesem Stillstande der Visitationen begann, als die protestantische Kirche durch den Religionsfrieden von 1530 fest begründet war, die weitere Durchbildung derselben vermittelst Visitationen, die von 1532 bis 1545 dauerten und nach einer neuen Instruktion vorgenommen wurden. Die geistlichen Güter wurden jetzt ungehindert zur Dotation von Kirchen- und Schulstellen verwendet und die papistischen oder sonst untauglichen Elemente aus der Kirche fortgewiesen. Diese Maßregeln hatten um so mehr Bedeutung, als die sächsische Landesvertretung sie angeregt hatte; denn es zeigte sich hierbei, daß der Drang nach Reformation im Lande allenthalben gewachsen war. Man visitirte jetzt

auch die Vasallenländer und führte sie wenigstens so weit der protestantischen Kirche zu, daß der offne Widerspruch aufhörte. Allmählich erstreckte sich der Einfluß der Wittenberger auf die Gebiete der Albertiner, und später ließ der Schmalkaldische Bund sogar im Lande des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Visitation vornehmen und dasselbe dem Protestantismus einverleiben. An die Visitationen in den ernestinischen Landen schloß sich die Begründung anderer bedeutsamer Institutionen an. Man hatte sich überzeugt, daß die Superintendenturen zur Beschützung und Weiterentwickelung der lutherischen Kirche nicht genügten, und daß es dazu der Einrichtung von Konsistorien bedurfte. Während man solche Behörden schuf, bemühte man sich durch Ausbildung des Stipendiatenwesens der Kirche und Schule wieder die Kräfte zuzuwenden, welche nach dem Zuge der Zeit den geistlichen Beruf zu fliehen pflegten. Endlich aber versuchte man im Anschluß an die Visitationen und nach Abschluß der Aufhebung der geistlichen Güter das Werk der Reformation durch die „Bewidmung" sämmtlicher geistlichen Stellen zu krönen.

Dies fand in den Jahren 1544 bis 1546 statt. Die materielle Lage der Geistlichen war durch die Visitationen noch keineswegs genügend gebessert, obwohl man auch die Klostergüter in reichem Maße zur Dotation derselben herangezogen hatte. Jetzt ging man auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich von neuem an die Feststellung der Einnahmen der Pfarrstellen, und darauf wurden einer großen Anzahl von Geistlichen Zulagen bewilligt. Uebermäßig reichlich bedacht waren dieselben aber auch jetzt nicht. In den Superintendenturen Grimma, Weida, Neustadt, Eisenach, Plauen, Oelsnitz und Liebenwerda war die höchste Durchschnittsbesoldung 55, die niedrigste 40 Gulden jährlich, und in der Superintendentur Gera betrug die Besoldung der Pfarrer durchschnittlich gar nur 35 Gulden. Indeß war die Lage des Einzelnen durch diese Bewidmung, die einer Zulage von 15 bis 25 Gulden gleichkam, nicht unwesentlich verbessert worden.

Wir schalten hier nach Burkhardt einige Worte über den Geldwerth im Reformationszeitalter und dessen Verhältniß zum heutigen Gelde ein. Der Gulden, unter dem man den meißnischen verstand, hat nach unserm Gelde einen Silberwerth von $4^1/_5$ Mark. Da der Geldwerth aber gesunken ist und die Durchschnittspreise des Getreides im 16. Jahrhunderte sich zu den unsern wie 1 zu 3,75 verhalten, so stellt sich der Werth des Guldens auf 15 Mark 75 Pfennige. Das heißt: für einen Gulden konnte man zu Luthers Zeit ebensoviel Korn kaufen als jetzt für $15^3/_4$ Mark. Eine Hufe Landes (30 Acker) lieferte einen Ertrag, welcher einen Werth von 5 Gulden hatte. Ein Fuder Heu galt einem Gulden gleich. Korn wurde zu 3, Gerste ebenfalls zu 3, Hafer zu 2 Gulden das Malter veranschlagt. Eine Pfarre, die 60 Gulden baares Ein-

kommen und die soeben erwähnten Naturalbezüge hatte, besaß also ein Gesammteinkommen von 1135 Mark 50 Pfennigen; solche oder bessere Stellen gab es aber in Sachsen nach der Tabelle auf S. 222 nicht viele.

Die Bewidmung war, wie der Entwickelungsprozeß der lutherischen Kirche überhaupt, langsam vor sich gegangen. Die Schuld lag aber diesmal nicht allein an dem Organismus der letzteren, sondern am Schmalkaldischen Bunde, der im Kampfe mit dem Kaiser Karl in ziemlich kläglicher Weise unterlag. Als dessen oberstes Haupt, der fromme und wohlwollende, aber unbeholfene Kurfürst Johann Friedrich auf der Lochauer Haide besiegt und gefangen genommen worden, kam über die junge Kirche eine ziemlich harte Prüfungszeit. Luther war bereits gestorben. Ueber seinem Grabe brach der Hader streitbegieriger Pfaffen aus, in dem gefangnen Fürsten hatte die Kirche ihren Leiter verloren, und so begann ein Zersetzungsprozeß, der den halbfertigen künstlichen Bau mit schwerer Gefahr bedrohte. Viel kam hier auf die materielle Basis an, die im Obigen besonders betont werden mußte, und hier bezeichnen gerade die Jahre nach dem Schmalkaldischen Kriege das unfertige Wesen der sächsischen Kirche sehr deutlich. „Schon 1548 zeigte sich," wie unsere Schrift bemerkt, „in den zahllosen Klagen, daß das Bewidmungswerk auf halbem Wege stehen geblieben war. Die Söhne des gefangenen Kurfürsten erinnerten ihn daran, daß der geistliche Stand unendlich viel zu leiden hatte, da das mit nicht geringen Kosten in Angriff genommene Bewidmungswerk nur in den Superintendenturen der Kreise von Torgau, Grimma und Zwickau, sowie im Vogtlande zur Durchführung gekommen war, während alle thüringischen Pfarreien, ein Theil der meißnischen und selbst die größere Hälfte der sächsischen in Folge des hereingebrochenen Krieges der Vortheile jenes Werkes verlustig gegangen waren. Entschloß sich der Kurfürst, daß die in Meißen gewährte Zulage als Norm für die weitere Durchführung des Geplanten dienen sollte, so gingen wiederum Jahre dahin, ehe man unter den sich häufenden Schwierigkeiten, welche der sächsischen Landesregierung aus der veränderten Stellung zu den geistlichen Gütern und aus der Liquidationshandlung erwuchsen, an die Vollendung des Werkes denken konnte. Noch 1552 gab es eine hinreichende Zahl nicht bedachter Geistlichen, obwohl inzwischen die Pfarreien, namentlich in einigen Theilen Thüringens, fast bis zur Hälfte herabgemindert waren." Erst viel später, zum Theil erst in unserm Jahrhunderte, ist dem Nothstande, der sich hieraus entwickelte, in ausreichendem Maße abgeholfen worden.

Die Lage in Baden nach der Kammereröffnung.

Durch die im vorigen Monat wieder aufgenommene parlamentarische Thätigkeit der Kammern ist in das politische Leben Badens, das durch die Wahlen in einem kaum bemerkenswerthen Grade erregt worden war, wieder etwas mehr Bewegung gekommen, nachdem sie auch hier unter dem Einflusse der politischen Uebersättigung des letzten Jahrzehnts bedenklich ins Stocken gerathen war. Kein Wunder, denn das staatsbürgerliche Gefühl wurde von vornherein an den empfindlichsten Stellen berührt durch den kirchenpolitischen und durch den finanziellen Passus der Thronrede. Die kirchenpolitische Frage hat in Baden mit seiner zu zwei Dritteln katholischen Bevölkerung eine höhere Bedeutung als fast in allen andern Staaten des deutschen Reiches. Der Kulturkampf ist hier auch älter und wird von beiden Seiten mit größerer Heftigkeit geführt als anderswo; er durchdringt hier alle Beziehungen des öffentlichen Lebens und nimmt besonders in Folge einer nahezu unerklärlichen Vorliebe einzelner hervorragender liberaler Parteimitglieder für denselben auch da, wo sonst die Politik die Hauptsache zu sein pflegt, die erste Stelle ein. Erhöht war die allgemeine Reizbarkeit noch durch das lange andauernde kirchenpolitische Fragespiel: „Er liebt mich, liebt mich nicht", in welchem stets dem letzten Blatte noch ein weiteres folgte, und durch die Gerüchte, die über die Absichten der Regierung und die Haltung des Ministeriums des Innern laut geworden, und durch die auf der einen Seite die Hoffnungen, auf der andern die Befürchtungen in hohem Grade gesteigert worden waren. Beiden gab scheinbar die Thronrede, mit der am 18. v. Mts. die Kammern eröffnet wurden, einen ersten festen Anhaltepunkt, der, unabhängig von den übrigen Staaten, hier eine befriedigende Lösung in nahe Aussicht zu stellen schien. Wie der Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, so hieß es dort, wird die großherzogliche Regierung „mit gleicher Aufmerksamkeit ihre Fürsorge sowohl den wirthschaftlichen Zuständen des Landes, als den religiösen, sittlichen und geistigen Interessen des Volkes zuwenden, und es wird, so hoffe Ich, den auf den Frieden gerichteten Bestrebungen meiner Regierung gelingen, auch die bis dahin noch nicht erledigten Fragen in dem Verhältnisse der katholischen Kirche ihrer Lösung näher zu bringen". Diese Worte, aus dem Munde des Großherzogs, von der ultramontanen Partei (ganz gegen die Gewohnheit des badischen Landtages) mit einem dumpf verhallenden Bravo begrüßt, erregten im Lande und besonders innerhalb der liberalen Partei, die zum nicht geringen Theile jedem Ausgleiche mit

Rom abgeneigt ist, ungeheures Aufsehen, am wenigsten vielleicht bei den Klerikalen selbst, die zu gut unterrichtet waren, um nicht zu wissen, daß hinter diesen Worten die Absicht des Staates, der Kirche über die staatsrechtlichen Grenzen hinaus entgegenzukommen, sich nicht verbergen konnte. Aber diese Grenze selbst zogen sie immerhin anders als der Staat selbst und als die Liberalen. Die Regierung hüllte sich über den Sinn jener Worte, so weit er eine thatsächliche Unterlage hatte, in tiefes Schweigen und ging ihren Weg unbeirrt weiter, ob man hier auch maßlos fürchtete, dort unbescheiden forderte. In demselben Sinne, daß sie beide Parteien in ihre Schranken zurückwiesen, vor allem freilich den ultramontanen und konservativen Ansprüchen einen Damm entgegensetzen, scheinen uns auch allein die Aeußerungen zu verstehen zu sein, welche vom Ministertische aus in den ersten Sitzungen fielen. Daß dieselben nicht, wie man sie anfangs ausbeuten wollte, einen Ausgleich durch beiderseitige Annäherung ganz perhorrescirten, hat die Erfahrung inzwischen bestätigt, da in der Examenfrage, die hier für den Klerus ungünstiger als in Baiern und Würtemberg ist, eine Einigung in naher Aussicht stehen soll, wobei allem Anscheine nach auch die Regierung gewillt ist, der Kurie einige Zugeständnisse zu machen, wie andrerseits auch die Kurie weise genug sein dürfte, sich mit dem, was ihr zu erlangen möglich ist, zufriedenzugeben, um so wenigstens einen modus vivendi, wie er kürzlich in einem, aller Wahrscheinlichkeit nach übrigens mit Unrecht für offiziös gehaltenen Artikel der „Badischen Landes-Zeitung" als möglich hingestellt wurde, und wie ihn auch die „Badische Korrespondenz" neuerdings in Aussicht stellt, zu erlangen. Denn darüber macht sich auch in Baden keiner, der die Lage frei beurtheilt, Illusionen, daß mehr als ein modus vivendi mit Rom so lange nicht möglich ist, so lange die katholische Kirche zugleich eine politische Rolle zu spielen gewillt ist. Denn die Politik der Kurie wird nie eine solche sein können, die auch der Staat als eine berechtigte anzuerkennen in der Lage wäre, weil sie ihre Direktive nicht erhält aus der Rücksicht auf das Wohl der staatlichen Gesammtheit, sondern von dem bestimmenden Willen in Rom.

Die zweite, die allgemeinste Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich ziehende Angelegenheit betrifft die finanzielle Lage des Landes. Diese ist auch bei uns keine günstige. „Die Staatsfinanzen leiden unter dem lange andauernden Druck der allgemeinen ungünstigen wirthschaftlichen Verhältnisse", heißt es in der Thronrede. Hierzu tritt aber als besonders erschwerender Umstand hinzu, daß unsere weinbauenden Landleute in Folge mehrerer schlechter Ernten, namentlich in Folge der letzten vollständigen Mißernte — denn der 79er ist selbst zu sauer, um Kinder damit in die Schule zu treiben, man könnte ihn höchstens als Gegengift gegen Kammer-Mandatssucht verordnen —, ebenso daß

die Schwarzwälder Uhrenfabrikanten in Folge der seitherigen, jetzt zum Glücke erschwerten Konkurrenz der amerikanischen und schweizer Großfabrikation in hohem Grade verarmt sind. Auch die Tabakernten der letzten Jahre waren nur mittelmäßig, theils geradezu schlecht. So ist denn die wirthschaftliche Lage Badens noch schlechter geworden als die Baierns, Würtembergs und selbst Preußens mit Ausnahme einzelner Gegenden. In Folge dieser wie der allgemeinen Mißlage erfordern die Verkehrsanstalten einen Zuschuß zur Eisenbahnschuld von $2^1/_4$ Millionen Mark. Bekanntlich herrscht in Baden, mit Ausnahme weniger Kilometer, das Staatsbahnsystem, und unser Eisenbahnwesen ist in Bezug auf die Bedürfnißverhältnisse ein musterhaftes zu nennen. Leider hat in dasselbe eine Reihe von Bahnstrecken eingefügt werden müssen, die, schon unter normalen Zeitverhältnissen kaum recht rentabel, bei jetziger Lage, wo die vortheilhaftesten Strecken kaum einen Ueberschuß gewähren, eine nicht unbeträchtliche Einbuße erleiden. „Das Sinken der Reinerträgnisse der Staatseisenbahnen erfordert zur Sicherstellung der finanziellen Grundlage dieses werthvollen Besitzthums einen beträchtlichen Zuschuß aus Mitteln des allgemeinen Staatshaushaltes." Zu diesem Eisenbahndefizit kommt eine nicht unbeträchtliche Verringerung der Einnahmen aus dem Domänenantheil, ein ungeheurer einmaliger wie fortlaufender Aufwand an Mehrkosten in Folge der Justizorganisation, endlich eine Steigerung der Verwaltungsausgaben, so daß das Gesammtdefizit die für unser Land respektable Summe von etwa $6^1/_2$ Millionen Mark beträgt. Dieses Defizit soll durch eine Reihe von Steuererhöhungen aufgebracht werden, und zwar durch die Erhöhung der Grund- und Gebäudesteuer, der Erwerbsteuer, der Kapitalrentensteuer, ferner der Accise auf Trauben- und Obstwein um 50 Proc. und durch die Verdoppelung der Branntweinsteuer; die letztere ist bereits beschlossen und tritt schon am 20. d. M. in Kraft.

Diese Vorschläge der Regierung, das Defizit zu decken, finden natürlich, soweit sie direkte Steuern betreffen, im Volke selbst wie in der Volksvertretung eine nichts weniger als sympathische Aufnahme. Die liberale Fraktion ist sogar fest entschlossen, der Erhöhung direkter Steuern unter keinen Umständen zuzustimmen, obgleich sie sich bis jetzt darüber, auf welche andere Weise die Deckung des Defizits erfolgen soll, nicht klar ist. Schon bei der Adreßdebatte erhob sich dagegen, namentlich in der ersten Kammer — denn die zweite legte den Schwerpunkt auf den Kulturkampf — ein sehr entschiedener Protest, und die Gründe, die gegen die Erhöhung der Grund- und Gebäudesteuer vorgebracht wurden, sind so gewiß richtig, wie die Lage unserer ländlichen Bevölkerung eine sehr, sehr trostlose ist. Man hob unter anderm beweiskräftig hervor, daß der Grundbesitz durch die Lasten und Abgaben, welche die neuere Gesetzgebung ihm gebracht habe, schon jetzt zwei- und dreifach besteuert sei, und daß es bei der gegen-

wärtigen Lage, bei den in furchtbarer Weise zunehmenden Zwangsversteigerungen, der übermäßigen Verschuldung des Bauernstandes, den massenhaften Steuerexekutionen durchaus unmöglich sei, den alten Lasten noch neue hinzuzufügen. Daß auch gegen die Erhöhung der Wein- und Bier-Accise sehr lebhaft agitirt wird, bedarf wohl keiner Erwähnung. Auffallend ist nur, daß in komischer Verirrung ihrer Popularitätssucht sich gerade unsere Demokraten mit ihrer Devise: „Alles für das Volk, alles durch das Volk!" zu den Trägern dieser Agitation machen. Denn bei diesen Nähr- und Genußmitteln dürfte, da doch auf irgend eine Weise das fehlende Steuerquantum aufgebracht werden muß, der Aufschlag noch am ehesten erträglich sein. Kann man aber das Gesetz selber nicht hinausschieben, so soll es wenigstens mit dem Termine der Einführung geschehen, ein Plan, der, wie gesagt, bei der Branntweinsteuer bereits vereitelt worden ist. Man hat gerade in Mannheim, dem Sitze der gesinnungstüchtigen Demokratie, es zur Genüge erfahren, welch schöne Sache es mit dem Hinausschieben ist. Die dortigen Getreidespeicher können die aufgestapelten Vorräthe kaum fassen, und die Ablehnung der Tabaksnachsteuer hat den dortigen Großspekulanten allein einen Reingewinn gebracht, mit dem man unser Defizit gut und gerne decken könnte.

Die anderen Pläne der Regierung, die Deckung des Defizits zu bewirken, haben, wie gesagt, keine Aussicht, von den Kammern gutgeheißen zu werden. Ist man auch über eine andere Deckungsart innerhalb der liberalen Partei noch nicht einig, so sind doch dahingehende Vorschläge schon öffentlich gemacht worden. Beachtung dürfte darunter namentlich derjenige verdienen, eine halbprocentige Konvertirung eines Theiles der Eisenbahnschuld eintreten zu lassen. Auch Aufnahme einer neuen Anleihe dürfte unter den gegenwärtigen Verhältnissen bei der Aussicht auf Besserung der finanziellen Lage der Einzelstaaten durch die Zollreform sich empfehlen, trotz den schwerwiegenden finanzpolitischen Bedenken, die es hat, Schulden zu machen, um Schulden damit zu decken. Wir befinden uns in einem der Ausnahmefälle, die ein Abweichen von der allgemeinen Regel gebieterisch fordern. Das lebende Geschlecht hat für die nachfolgenden große Opfer gebracht, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens großartige Neuerungen geschaffen, eine große Anzahl von Bahnen gebaut, die uns fortdauernd Zubußen auferlegen und erst späteren Generationen Vortheil bringen werden; die zahlreichen Reformen der letzten beiden Jahrzehnte mit ihren stets sich steigernden Anforderungen an den Steuerzahler haben die Lasten fortdauernd vermehrt, ohne daß die materiellen Wirkungen die Steuerkraft schon erhöht hätten. Es scheint daher nicht mehr als billig, daß man im voraus die späteren Generationen heranzieht, damit sie uns die gegenwärtigen, um ihretwillen wesentlich mit übernommenen Verpflichtungen tragen

helfen. Eine Anleihe ſcheint aber für uns um ſo ungefährlicher, als, abgeſehen von der immerhin produktiven Eiſenbahnſchuld, der Staat ſich in einer günſtigen Vermögenslage befindet. Neben dieſem direkten muß aber vor allem, entſprechend der Noth der Zeit, auf dem indirekten Wege der Erſparniſſe das Defizit verringert werden. Dies gilt nicht nur in Bezug auf den bei uns mehr als nöthig komplizirten ſtaatlichen wie kommunalen Verwaltungsapparat, an dem ſich ſehr weſentliche Einſchränkungen vornehmen ließen, ſondern namentlich auch in Bezug auf das Parlament. Hier redet man fortgeſetzt über die Nothlage der Zeit, über die Nothwendigkeit größter Einſchränkung, vergißt aber ganz, daß man ſich dieſe letztere vor allen Dingen ſelbſt auferlegen könnte. Nicht nur wird durch umſtändliche und weitläufige Formalitäten der Gang der Verhandlungen verſchleppt, auch die Verhandlungen ſelbſt werden oft genug auf unverantwortliche Weiſe hinausgezogen, durch Reden ausgefüllt, die alles andere, nur nicht ſachlich ſind, und die ſich überallhin, nur nicht an die Kammer ſelbſt richten. Wir ſtehen darin Preußen und Baiern und — dem Reiche nichts nach. Unſere Landtagsſeſſionen ließen ſich auf ein Drittel der Zeit beſchränken, ohne daß die Landboten überhäuft zu werden oder die Arbeiten darunter zu leiden brauchten.

Was ſonſtige hervorragende Fragen betrifft, ſo erwähnte die Thronrede der Wirthſchaftsreform mit Rückſicht auf die liberale Kammermehrheit, die in ihren Häuptern freihändleriſch iſt, mit zarter Schonung, und die Kammer antwortete darauf mit kühler Zurückhaltung. Der Führer der liberalen Partei jedoch, Herr Oberlandesgerichts-Direktor Kiefer, benutzte ein Bankett, das die Stadt Karlsruhe, in welcher man ihm, dem überall Abgewieſenen, ein Mandat auf eine etwas eigenthümliche Weiſe verſchafft hatte, ihren Abgeordneten gab, um gegen die Zoll- und Steuerreform Angriffe zu richten, wie ſie wilder und taktloſer ſchwerlich irgendwo anders erhoben worden ſein dürften, trotzdem daß er hier einer Bürgerſchaft gegenüber ſtand, die zu faſt $^9/_{10}$ der Bismarckſchen Wirthſchaftspolitik anhängt und trotzdem daß ſelbſt innerhalb der liberalen Kammermehrheit Kiefer eine vereinzelt radikale Stellung einnimmt. Im allgemeinen hat der badiſche Liberalismus und mit ihm ſelbſt der genannte Führer eine weſentliche Rechtsſchwenkung gemacht, was ſich namentlich in der Bevorzugung der indirekten Beſteuerung und in der Haltung zeigt, welche dieſe Partei in der Wucherfrage einnimmt, in der man eine Abhilfe durch Verſchärfung des Strafgeſetzes in einer ſachlich ſehr eingehenden Berathung forderte.

Die Marienlegende.*)

Es war ein jüdiſcher Mann aus Nazareth, mit Namen Joachim, der führte ein Gott wohlgefälliges Leben. Er ſang zur Ehre Gottes, las die heiligen Schriften und faſtete oft, von ſeinem Einkommen gab er den dritten Theil den Armen, und den Reſt theilte er mit der Kirche. Als er zwanzig Jahre alt geworden war, nahm er ein Weib aus Bethlehem, die hieß Anna und war eine Tochter des Fürſten Iſaſchar. Aber es vergingen abermals zwanzig Jahre, und es wurde ihnen kein Kind geboren. Als nun Joachim eines Tages den Tempel betrat, um dem Herrn Rinder und Schafe zum Opfer darzubringen, da ſchalt ihn Ruben, der Prieſter, und wies ihn aus dem Tempel hinaus, weil der Herr ihn nicht des Kinderſegens gewürdigt. Da ward Joachim tief betrübt über dieſen Schimpf und verließ ſein Weib und ging zu dem Weideplatze ſeiner Herden. Anna aber wehklagte und wußte ſich nicht zu tröſten. Und ſie beneidete die Vögel im Garten, wenn ſie ſie ihre Jungen füttern ſah, und betete brünſtig zu Gott um Erfüllung ihres einzigen Wunſches. Da erſchien ihr ein Engel und verkündete ihr, ſie werde eine Tochter gebären, die werde eine Freude der Engel ſein, geſegnet von Gott und eine Wonne der Menſchheit. Darnach erſchien derſelbige Engel auch Joachim und fragte ihn: „Warum verläſſeſt du dein treues Weib?“ und als er Joachims Herzeleid vernommen, ſpendete er ihm Troſt und befahl ihm, eilends zurückzukehren. Und als der Himmelsbote verſchwunden, fiel Joachim nieder und betete, und da die Hirten am Abend von der Weide kamen, ſiehe, da fanden ſie ihn noch am Boden liegend. Da ſtand er auf und erzählte ihnen von dem wunderbaren Geſicht, das ihm der Herr geſandt hatte. Am andern Morgen aber brach er auf und kehrte heim zu ſeinem Weibe, von der er fünf Monate fern geweſen, ohne eine Botſchaft zu ſchicken; der Engel aber kam und meldete Anna, daß Joachim wiederkehre. Da ging ſie ihm entgegen, und ihr ganzes Geſinde mit ihr, und empfing ihn voller Herzlichkeit. Und auch die Volksmenge kam voll Freuden Joachim entgegen, und Ruben bereute ſeine übereilte Rede. Vierzig Wochen aber nach Joachims Rückkehr gebar Anna eine Tochter, welche ſie Maria nannten.

*) Die obige Darſtellung der poeſievollen Marienlegende mögen die Leſer als beſcheidene Weihnachtsgabe der „Grenzboten“ hinnehmen. Sie ſchließt ſich, völlig frei in der Form und die bibliſchen Motive nur kurz, die rein legendariſchen ausführlicher erzählend, an die treffliche Zuſammenſtellung der Marienlegende an, die Alwin Schultz vor kurzem zum erſten Male in dem ſchon bei anderer Gelegenheit von uns empfohlenen Buche gegeben: Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria und ihre Darſtellung in der bildenden Kunſt des Mittelalters. (Leipzig, Seemann, 1878.) Kunſtfreunden werden dabei gewiß auf Tritt und Schritt namhafte Werke der bildenden Kunſt vor der Seele ſtehen.

Als nun drei Jahre um waren, wurde das Mägdlein nach Jeruſalem in den Tempel gebracht und dem Dienſte Gottes geweiht. Sie wurde in die Zahl der Tempeljungfrauen aufgenommen, die Eltern aber kehrten heim nach Nazareth, und Joachim ſtarb bald darauf. Maria jedoch blieb im Tempel und führte ein Gott wohlgefälliges Leben. Frühmorgens ſtand ſie auf und betete bis zum Imbiß, dann arbeitete ſie mit den andern Jungfrauen, und da ſie beim Verlooſen der Arbeit das beſte Loos gezogen, erhielt ſie die Seidenarbeit und wurde Königin genannt. Nach der Arbeit aber ging ſie wieder zum Altar und betete bis zur Vesper. Dann kam täglich der Erzengel Gabriel und erquickte ſie mit Himmelsbrod; ihre irdiſche Speiſe aber ſchenkte ſie den Armen.

Da aber Maria herangewachſen, begehrte ein vornehmer Mann, der Biſchof Abiathar, ſie zur Ehe für ſeinen Sohn, und da ſie ſich weigerte, bot er den Prieſtern Gold, wenn es ihnen gelänge, ſie zu überreden. Doch die Jungfrau durchſchaute die Liſt und blieb ſtandhaft in ihrer Weigerung. Da berief Abiathar auf einen Feſttag eine Verſammlung des Volkes, und erzählte, wie Maria wolle ehelos bleiben und Gottes Gebot verachten, und befahl, daß am folgenden Tage alle ledigen Männer vor ihn kämen und ihre Stäbe mitbrächten. Als ſie ſich nun am nächſten Tage in großer Anzahl verſammelt, da war unter ihnen auch ein alter Wittwer mit langem, grauem Barte, mit Namen Joſeph, der war nur auf des Prieſters Befehl gekommen. Da übergaben alle dem Biſchof ihre Stäbe, und auch Joſeph reichte ihm ſeinen dürren Stab, den er eben erſt von einer Wurzel abgeriſſen hatte. Der Biſchof aber ging mit den Stäben zum Altar und betete zu Gott um ein Zeichen. Da erſcholl eine Stimme vom Himmel und ſagte, daß Gott denjenigen zum Gemahl Marias auserſehen habe, deſſen Stab grünen und von deſſen Stab ſich eine Taube zum Himmel aufſchwingen würde. Als aber der Biſchof die Stäbe vertheilte, da blieb das Wunder aus. Da eilte er abermals an den Altar und betete zum Herrn um Erfüllung des verheißenen Zeichens. Und Gott ſandte einen Engel, der ſagte: „Suche doch die kleine Gerte, die dir entfallen, und gieb ſie Joſeph zurück“, und als der Biſchof ſuchte, da fand er, daß er in der Bundeslade einen Stab vergeſſen hatte. Den nahm er auf und gab ihn Joſeph, und alsbald grünte er, und eine Taube ſtieg von ihm empor. Joſeph aber weigerte ſich, um ſeines hohen Alters willen, die Jungfrau zum Weibe zu nehmen, und obgleich ihn der Biſchof ermahnte, ſich Gottes Willen nicht zu widerſetzen, beſtand er doch darauf und ſagte: „Sie ſoll einen meiner Söhne heirathen, und ich will ihr die Ausſteuer geben.“ Endlich aber gab er nach, und der Biſchof ließ Maria holen und eröffnete ihr Gottes Befehl. Da weinte ſie und ergab ſich mit ſchwerem Herzen in Gottes Fügung, denn ſie hatte ſelbſt das Wunder mit angeſehen. Ihr Magdthum aber wollte ſie bewahren, und nachdem ſie

beide darein gewilligt, wurden sie mit einander vermählt. Darauf zogen Joseph und Maria nach Nazareth, und es folgten Maria fünf Jungfrauen nach, aus der Zahl ihrer Gespielinnen.

Nicht lange, so erschienen Boten in Nazareth von zwei Fürsten aus Capernaum, deren Schiffe waren gescheitert, und baten Joseph, mit ihnen zu gehen und den Schaden auszubessern. Da empfahl Joseph sein junges Weib den Jungfrauen und folgte den Boten. Eines Tages aber ging Maria aus ihrer Kammer über den Hof an den Brunnen, um ihre Hände zu waschen. Da erschien ihr ein Engel und verkündete ihr, es werde ein Licht von ihr ausgehen, das alle Welt erleuchten und die Sünder erlösen und dem Teufel entreißen werde, und während sie noch lauschte und gerne mehr vernommen hätte, da verschwand die himmlische Erscheinung. Da sie aber wieder in ihre Kammer gekommen, nahm sie ihre Seide und spann, und ihre Freundinnen, die bei ihr saßen, thaten das Gleiche mit ihrer Wolle. Da trat der Engel Gabriel herein, so hell und glänzend, daß Maria die Hand vor die Augen halten mußte und die Arbeit ihren Fingern entglitt. Gabriel aber grüßte sie und verkündete ihr und sprach: „Du wirst einen Sohn gebären, der wird genannt werden Emanuel, und wird sein der Heiland Israel.“ Da verwunderte sich Maria, wie sie, die reine Jungfrau, einen Sohn gebären solle. Als aber der Engel ihr verkündigte, daß der heilige Geist sie beschatten werde, ergab sie sich in den Willen Gottes, und der Engel sprach Amen. Und als ein Zeichen, daß sein Wort würde erfüllt werden, verkündete ihr Gabriel, daß ihre Base Elisabeth noch eher denn sie selbst eines Kindleins genesen werde. Elisabeth aber war die Tochter Esmeria's, die eine Schwester war von Maria's Mutter.

Da nun der Engel verschwunden war, machte sich Maria auf zu Elisabeth, und obgleich der Weg über die Berge auf steinigen Straßen führte, so fühlte sie doch keinerlei Beschwerde. Und als sie zu Elisabeth gekommen, umfingen sie beide einander voll Freuden, und erzählten, was ihnen begegnet, und Elisabeth, vom heiligen Geiste erleuchtet, erkannte in Maria die Mutter des kommenden Heilands und verkündete ihr Christi Herrlichkeit. Und das Kind hüpfte im Leibe Elisabeths vor Freuden, daß es dem Christkinde so nahe war.

Als nun Joseph in Capernaum seine Arbeit vollendet, und auch andern den Schiffsbau gelehrt hatte, kam er nach neun Monaten heim zu seinem Weibe und sahe, daß sie guter Hoffnung war. Obwohl aber die Jungfrauen und das Gesinde ihm betheuerten, daß nie ein Mann das Haus betreten habe, Maria auch nie über die Straße gegangen sei, war Joseph doch untröstlich und wünschte sich lieber den Tod, damit die Leute seine Schmach nicht sähen. Und als die Mädchen ihm sagten, daß nur der Engel an allem Unglück Schuld sei, da er der einzige gewesen, der Maria gesehen habe, so wollte er auch davon nichts

hören, sondern beschloß noch in derselben Nacht fortzuziehen. Da er aber auf den Aufgang des Mondes wartete, damit er nicht im Dunkel der Nacht den Weg verliere, legte er sich müde auf das Bett und schlummerte ein. Da erschien ihm ein Engel im Traum und tröstete ihn und sagte, das Kind wäre des heiligen Geistes Kind. Da ward er hocherfreut über die Botschaft und bat Maria um Verzeihung darum, daß er ihr mißtraut hatte. Doch das böse Gerücht war schon in die Stadt gedrungen, und die Juden kamen und klagten Maria beim Priester des Ehebruchs an. Da wurden sie beide, Joseph und Maria, vor ein Concil gefordert und sollten nach Moses' Gesetz gesteinigt werden, auch Joseph, weil er den Fehltritt seines Weibes verschwiegen. Zuletzt aber erbarmten sich die Priester und entschieden, man solle beiden einen gesegneten Trank reichen, der für den Schuldigen Gift, für den Schuldlosen aber ohne Gefahr war. Da nahmen sie beide den Trank, und da sie die Probe glücklich bestanden, wurden sie freigesprochen und entlassen.

Um dieselbige Zeit wollte Kaiser Augustus einen Zins erheben, darum ließ der Landgraf Cyrin von Syrien alle Hausherren aufschreiben, damit sie besteuert würden. Da aber alle sollten nach Familien und Geschlechtern geschätzt werden, so machte sich Joseph mit Maria auf den Weg nach Bethlehem. Unterwegs aber brach die Nacht herein, und Bethlehem war noch gar weit. Da sagte Joseph: „Laß uns auf dem Felde übernachten." Maria aber, welche fühlte, daß ihre Stunde nicht mehr ferne war, weigerte sich dessen und wollte Bethlehem erreichen, „denn", sagte sie, „der Christ muß in Davids Stadt geboren werden". Und sie verschmähte jede Rast, bis sie endlich um Mitternacht bei der Stadt anlangten. Und da Maria ihre Füße nicht weiter trugen, machten sie in einer Felsenhöhle an der Straße Herberge, und als sie eintraten, strahlte ein helles Licht in der dunkeln Höhle. Da sandte Maria eilend Joseph aus, daß er Hebammen herbeihole. Und er fand deren zwei, Rachel und Salome; doch ehe er noch mit ihnen zur Höhle kam, hatte Maria schon geboren, ohne alle Schmerzen, sowie sie ohne Sünde empfangen hatte. Und als Joseph mit den beiden Ammen eintrat, leuchtete ihnen ein heller Glanz entgegen. Maria aber küßte ihr Kind und ließ es von den Ammen baden und wickeln. Wie aber die Ammen Maria berühren wollten, da erbleichten sie und fielen wie todt nieder. Das war ein Zeichen, daß eine Jungfrau geboren hatte. Da wurde das Kind in eine Krippe gelegt, und Esel und Rind fielen auf das Knie nieder und verehrten den Gottessohn. Und Maria küßte das Kind wiederum und legte es an ihre Brust, und die Engel kamen und dieneten ihm. In derselben Nacht aber waren arme Leute auf dem Felde. Die sahen plötzlich in großer Klarheit einen Engel, der verkündete ihnen, der Heiland sei geboren worden und liege in Bethlehem in eine Krippe gebettet, und bei ihm sei die reine, jungfräuliche

Mutter. Darnach ſtieg er wieder empor zum Himmel, und die himmliſchen Heerſchaaren ſangen: „Ehre ſei Gott in der Höhe!“ Die Hirten aber gingen ſogleich nach Bethlehem und verehrten den Heiland und ſeine Mutter.

Bei der Geburt des Heilandes aber geſchahen ſieben Wunder. Um die Sonne erſchien ein roth- und goldiger Ring. In Rom floß ein Oelbach aus einem Kieſelſtein. Daſelbſt ſtand auch eine Bildſäule des Heidengottes Mars, von der war geweiſſagt, ſie ſolle zuſammenſtürzen, wenn eine reine Magd einen Knaben zur Welt bringen würde, und wiewohl die Römer meinten, das werde nimmermehr geſchehen, ſo ſtützten ſie doch die Bildſäule; in dieſer Nacht jedoch ſtürzte ſie mit großem Krachen zuſammen. Das vierte Wunder war der allgemeine Friede, der zu dieſer Zeit herrſchte, denn die Schmiede zerſchlugen Schwerter und Spieße und verwandelten ſie in Ackergeräth. Das fünfte war dies: Auguſtus lag in der Nacht in ſeinem Zelte und freute ſich der vielen Reiche, die ihm unterthan waren. Da beſchloß er alle ſeine Gefangenen loszugeben, und ſie wurden alle frei. Er befahl aber auch, daß alle, die ihren Herren entlaufen wären, zurückkehren ſollten, und die nicht gehorchten, ſollten getödtet werden, und es wurden 30000 enthauptet. Das ſiebente Wunder aber war: Es erſchien ein Stern am Himmel, der leuchtete fort und fort vom Tage der Geburt an. Am achten Tage aber nach der Geburt wurde der neugeborne Heiland beſchnitten und Jeſus genannt, denn ſo hatte der Engel es befohlen.

Um dieſe Zeit lebten in Chaldäa drei Könige: Caſpar, Melchior und Balthaſar. Die ſahen, da ſie eben zu einander gekommen waren, den wunderbaren Stern und ſchwuren ihm zu folgen, wohin er ſie auch führen würde. Zuvor aber eilten ſie auf ſchnellen Roſſen nach Jeruſalem und kamen vor den König Herodes und erzählten ihm von dem Stern und von der Geburt des großen Königs. Da bat ſie Herodes und ſagte: „Laſſet mich's wiſſen, wenn ihr das Kind gefunden, damit ich ihm auch meine Verehrung bezeuge.“ Er fürchtete ſich aber vor dem neugebornen König und meinte, er werde ihn vom Throne ſtoßen, denn die Schriftgelehrten hatten ihm geſagt, das Kind ſei aus dem Stamme David und ſei in Bethlehem geboren. Alsbald kamen die Könige nach Bethlehem und wurden von dem Sterne vor Joſephs Haus geführt. Da brachten ſie dem Kinde ihre Verehrung dar und ſchenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und auch die Eltern des Kindes gingen nicht leer aus, denn Maria erhielt von den Königen Gold, Silber und Seide, Joſeph aber Gold, Silber und Edelſteine. Als ſie aber wieder von dannen ziehen wollten, da erſchien ihnen ein Engel und ermahnte ſie einen andern Weg zu ziehen und nicht Herodes in Jeruſalem Rede zu ſtehen. Da nahmen ſie Abſchied, küßten die Wiege des Kindes und kehrten auf einem Umwege zurück in ihre Heimat. Nach ſechs Wochen aber brachte Joſeph Maria und das Kind von Bethlehem

nach Jeruſalem und ſtellte es dar in dem Tempel und opferte zwei Turteltauben, das Opfer der Armen. Darnach zogen ſie zurück nach Nazareth, Herodes aber war von den drei Königen getäuſcht worden.

Zu derſelben Zeit, als die drei Könige nach Jeruſalem kamen, war ein Streit entſtanden zwiſchen Herodes und ſeinen beiden Söhnen, die hießen Ariſtobulus und Alexander. Und ſie hatten ſich wider ihn empört und wollten ihn vom Throne ſtoßen. Da war ſein Schrecken groß und wurde noch viel größer, als er von der Geburt des Judenkönigs hörte. Da aber die drei Könige nicht wiederkehrten, ſo faßte er anfangs wieder Muth und meinte, er ſei falſch berichtet worden; aber bald fürchtete er ſich aufs neue und beſchloß alle Kinder Bethlehems zu tödten, damit auch das Königskind ſterbe. Aber er konnte ſeinen böſen Willen nicht vollführen, denn ſeine Söhne waren nach Rom gegangen, ihren Vater zu verklagen, und Herodes ſelber wurde nach Rom gefordert. Da aber ein Jahr verſtrichen und Herodes Sieger geblieben war in dem Streite mit ſeinen Söhnen, kam er wieder nach Jeruſalem und gebot, daß alle Kinder von zwei Jahren und darunter ſollten getödtet werden.

Als dieſer blutige Befehl ergangen, da kam ein Engel nach Nazareth zu Joſeph und meldete ihm die Gefahr und befahl ihm und ſagte: „Mache dich auf mit Weib und Kind und fliehe nach Aegyptenland.“ Da machte ſich Joſeph eilig auf den Weg und nahm zwei Mägde mit ſich, einen Knecht und ein Rind. Maria aber ritt auf einem Eſel, und ein andrer Eſel trug die Speiſe, und Joſeph ging zu Fuß daneben her und führte den Eſel, der Maria mit dem Chriſtuskinde trug. Als aber die erſte Nacht kam, bewahrte ſie alle das Kind vor großer Gefahr. Wilde Drachen kamen und griffen ſie an, aber Jeſu Wink zähmte ſie; auch Löwen, Wölfe und Bären konnten ihnen nichts anhaben. Am dritten Tage kamen ſie in die Wüſte, da drohte ihnen bittrer Mangel. Ihre Speiſe war aufgezehrt, und ſie hatten nichts zu trinken, und die Sonne brannte heiß auf das dürre Land. Da gelangten ſie zu einem Palmbaume und lagerten ſich voll Freuden in ſeinem Schatten. Aber obgleich die ſchönſten Früchte an der Krone des Baumes hingen, ſo kamen ſie ihnen doch nicht zu gute, denn Joſeph konnte vor Müdigkeit an dem Stamme des Baumes nicht emporklettern. Da richtete ſich das Jeſuskind im Schooße ſeiner Mutter auf und befahl dem Baume ſich zu neigen, und alle ſättigten ſich von ſeinen Früchten. Darnach bohrte das Kind mit dem Finger in die Erde, und eine Quelle entſprang aus der Wurzel des Palmbaumes und erquickte die müden Wandrer und ihre Thiere. Hierauf zogen ſie von dannen, und am Wege neigten ſich die Bäume, Blumen und Kräuter vor dem göttlichen Kinde, und die Vögel kamen aus den Lüften und ſangen vor ihm und der jungfräulichen Mutter.

Nicht lange darauf kamen ſie an einen Ort, der war übel berüchtigt, denn

daſelbſt hauſten zwölf Räuber, die überfielen alle Reiſenden und plünderten ſie aus. Als nun Joſeph mit den Seinen herankam, vermeinte einer der Räuber, fahrende Kaufleute zu erblicken, die mit ihren Saumthieren des Weges zögen. Da ſie aber näher kamen und der Späher ſeinen Irrthum gewahrte, verſpotteten ihn die anderen. Da ward er bitterböſe vor Zorn und beſchloß, ſich an den Reiſenden zu rächen, und wollte ihnen das Vieh nehmen, Maria als Sklavin für ſein Weib behalten, Jeſum zum Knechte für ſeinen Knaben auferziehen, den alten Joſeph aber tödten. Doch der wunderbare Blick des Chriſtkindes überwand den verſtockten Sünder, und noch waren ſie bei des Räubers Hauſe nicht angelangt, als ſchon der ſündige Vorſatz aus dem Herzen des Mannes gewichen war. Eilend lief er den Gefangenen voraus und hieß ſein Weib das Haus aufs beſte ſchmücken und ein Mahl für liebe Gäſte zubereiten, und beherbergte die fremden Flüchtlinge in ſeinem Hauſe. Und die Frau des Räubers bereitete dem Kinde ein Bad, und im Wurzgarten auf dem Raſenplatze, der von Fruchtbäumen und Weinreben umſäumt war, bewirthete ſie die Reiſenden mit einem reichlichen Mahle, und des Nachts ſchliefen ſie in dem Hauſe des Räubers, und zogen am folgenden Morgen geſtärkt und froh von dannen. Der Lohn aber für die Gaſtfreundſchaft blieb nicht aus. Die Frau des Räubers hatte nämlich den Schaum des Badewaſſers, darin ſie das Chriſtkind gebadet, aufgehoben, weil ſie etwas Wunderbares in dem ſchönen Kinde vermuthete. Nicht lange nun, da wurde der Räuber in einem Scharmützel mit Kaufleuten ſchwer verwundet und wurde krank von ſeinen Geſellen ins Haus gebracht. Da gedachte die Frau des Schaumes, den ſie von dem Bade des Kindes aufbewahrt, und als ſie die Wunden ihres Mannes damit beſtrich, ſiehe, da genas er wieder. Die wunderbare Salbe aber wurde bald berühmt, und von nah und fern kamen Kranke und ſuchten Hilfe und erkauften ihre Heilung mit reichen Geſchenken. So bezahlte das Chriſtkind ſeine Herberge.

Joſeph aber und Maria zogen weiter, behütet durch den Heiland. Und wenn Regen und Sturm ſie auf der Reiſe trafen, hob das Kind nur die Hand empor, und alsbald wölbte es ſich über ihnen gleich einem Bogen, und das Wetter konnte ihnen nichts anhaben. Zuletzt gelangten ſie nach vielen Abenteuern in das Land Aegypten und kamen nach der Hauptſtadt Sotine. Da ſie aber in der Stadt keine Unterkunft fanden, ſo blieben ſie die erſte Nacht in dem Portikus des heidniſchen Bethauſes. Da ſtürzten mitten in der Nacht die Götzenbilder mit vielem Geſchrei zuſammen. Und als die Heiden darob einen großen Jammer erhoben, da eilte der Herzog des Landes, mit Namen Aphrodiſius, zum Tempel und ſah die zerbrochenen Götzenbilder und auch die heilige Familie, die auf einem Steine des Bethauſes ſich niedergelaſſen hatte. Da gedachte Aphrodiſius der Weiſſagungen der Propheten Jeſaias und Balaam, und

was die heiligen drei Könige ihm erzählt, die auf der Reise nach Jerusalem durch seine Stadt gekommen, und da die Rede Josephs und Marias bestätigte, was er vermuthete, so nahm er die Fremdlinge freundlich auf. Und sie lebten glücklich und zufrieden in Aegyptenland. Joseph trieb sein Zimmermannshandwerk, und Maria stickte und webte, wie sie im Tempel zu Jerusalem gelernt hatte, das Kind aber nahm zu, lernte laufen und sprechen und ward von Alt und Jung in der Stadt bewundert und geliebt.

Nach sieben Jahren aber starb Herodes, und Archelaus folgte ihm in der Herrschaft. Da erschien wiederum der Engel und hieß Joseph zurückkehren in seine Heimat, und Joseph folgte dem Wort und machte sich auf, und sie kamen alle glücklich wieder heim nach Nazareth. Da fand Maria ihre Mutter noch am Leben; der Vater aber war gestorben, und Anna hatte sich aufs neue vermählt mit Cleophas, Josephs Bruder. Und da Maria von ihrem Vater eine Hufe Landes geerbt hatte, so half ihr Joseph das Feld bestellen und trieb dabei sein altes Handwerk, und Jesus wuchs heran und that viele Wunder. Joseph aber starb bald darauf und ward in Nazareth begraben.

Als nun Jesus begann das Volk zu lehren, da war Maria die erste, die er lehrte, und er sagte ihr all sein Leiden und Sterben voraus, und daß er von den Todten werde auferstehen. Und sie folgte ihm oft, wenn er im Lande umherzog und predigte, und war mit ihm bei der Hochzeit in Cana, und bei der Auferweckung des Lazarus. Und als er in Jerusalem von seinen Feinden verurtheilt war, da eilte sie nach dem Richthause und traf Jesum, das Kreuz tragend, und folgte ihm wehklagend nach Golgatha. Und da Jesus ans Kreuz geschlagen war, wachte sie am Kreuze und weinte blutige Thränen, und weil sie Jesum selbst nicht erreichen konnte, legte sie ihre Wange an den Kreuzesstamm und küßte das herabfließende Blut. Und sie wich nicht vom Kreuze, bis man den Leichnam Jesu herabnahm, und fing ihn in ihren Armen auf und küßte ihm das Blut von den Wunden, und war dabei, als man den Leichnam ins Grab legte. Darnach führte sie Johannes, dem der Herr seine Mutter empfohlen hatte, in sein Haus zu Jerusalem. Daselbst blieb sie, bis Jesus wieder auferstand; da war sie wiederum die erste, der er erschien. Und sie war auch bei der Himmelfahrt Jesu und ward theilhaftig der Ausgießung des heiligen Geistes. Als aber die Jünger Jesu sich aufmachten, um seine Lehre in allen Landen zu verbreiten, kamen sie alle zuvor zur Mutter ihres Meisters und empfingen ihren Segen.

Darnach lebte Maria fromm und einfach, wie sie in ihrer Kindheit im Tempel gethan. Sie war fleißig von früh bis spät, webte und spann, betete zu jeder Tageszeit und gedachte ihres Sohnes. Des Mittags brachte ihr ein Engel ihre Speise vom Himmel. Aus dem Hause ging sie selten, und wenn

es ja geſchah, ſo ging ſie in den Tempel oder an die heiligen Stätten, da Jeſus geſtorben, begraben und gen Himmel gefahren war. Und als Johannes ſie endlich verließ und auszog, das Wort des Herrn in der Fremde zu verkündigen, gab er die Jungfrau in den Schutz des Jacobus.

Zuletzt aber, da Maria alt geworden war und viele Wunder verrichtet hatte, kam die Zeit, wo der Herr ſie zu ſich berufen wollte. Eines Tages ſaß ſie in ihrer Kammer und weinte um ihren lieben Sohn. Da trat der Engel Gabriel zu ihr und fragte: „Warum weineſt du?“ Sie aber antwortete: „Soll ich nicht weinen und traurig ſein, da die Juden mich verfolgen und ſuchen mich zu tödten, um meines Sohnes willen, der mich allein auf Erden zurückgelaſſen?“ Da verkündete ihr der Engel, daß in dreien Tagen ihr Kümmerniß ein Ende haben werde, denn ſie werde abſcheiden von der Erde und im Himmel eine Königin werden. Und er gab ihr ein weißes Gewand zum Leichenkleid und einen Palmzweig aus dem Paradieſe, der ſollte vor ihrem Sarge getragen werden. Und da ſie traurig wurde, darum daß ſie ſo einſam ſterben ſollte, verhieß ihr der Engel, daß ſie nicht eher ſterben würde, als bis ſie alle ihre Freunde wiedergeſehen. Zu derſelbigen Zeit aber war Johannes in Epheſus und lehrte. Da eilte Gabriel zu ihm, hüllte ihn in eine Wolke und brachte ihn zu Maria. Und während ſie ihn noch willkommen hieß, da verſammelten ſich, aus allen Landen von Gabriel herbeigerufen, die zwölf Apoſtel, und auch Jeſus erſchien unter ihnen und verſprach, er werde am dritten Tage wiederkehren. Und es geſchah, wie er verheißen. Am dritten Tage trat er, mit einem weißen Gewande angethan, mitten unter ſeine Jünger, und alsbald erkannte ihn Maria und fiel ihm zu Füßen. Und nachdem Jeſus ſie getröſtet, ging ſie nach ihrem Bette und verſchied ſanft, und der Engel Michael empfing ihre Seele und führte ſie von dannen. Darnach gebot Jeſus den Jüngern, den Leichnam zwei Tage zu bewachen, und drei reine Jungfrauen wuſchen ihn und legten ihn auf eine Bahre. Aber es ging ein lichter Glanz von ihm aus, und er verweſete nicht, und Geſicht und Farbe blieben, als ob Maria lebte. Und als ſie ſie am dritten Tage zu Grabe brachten, trug Johannes den Palmzweig voran, und Petrus ging zu Häupten der Bahre, und Paulus folgte ihm nach; und eine Krone erſchien über der Bahre, und alle ſangen Pſalmen, und die Engel ſtimmten mit ein in ihren Geſang. Da aber die Juden den Geſang hörten, liefen ſie mit ihrem Biſchof herbei und wollten etliche der Apoſtel fangen und in Ketten legen und die Bahre in den Koth werfen. Wie aber der Biſchof die Bahre berührte, da verdorreten und verkrümmten ihm die Arme, und das ſchreiende Volk ward von Krankheit befallen. Da fiel der Biſchof Petrus zu Füßen und bat demüthiglich, ihn von der Krankheit zu befreien, und verſprach, ſich taufen zu laſſen. Da heilte ihn Petrus

wieder und hieß ihn die Palme aus Johannis Händen nehmen und die Menge damit berühren. Da genaßen sie alle, bis auf fünf, die waren ungläubig und wurden von dem Tode getroffen. Als aber die Apostel an das Grab kamen, das in einen Stein gehauen war, setzten sie den Leichnam hinein und wachten dabei zwei Tage und zwei Nächte. Am dritten Tage aber kam Jesus wieder und ließ den Stein vom Grabe wälzen und befahl, dem Leibe die Seele zurückzugeben. Da erhob sich die Jungfrau, dankte ihm und stieg mit ihm zum Himmel empor, und die himmlischen Heerschaaren kam ihnen mit Lobgesängen entgegen. Wie aber die Apostel noch am Grabe standen und der Jungfrau nachschauten, da kam Thomas, der nicht mit bei der Bestattung gewesen, und alle wunderten sich ob seiner Versäumniß. Da erzählte er, daß er vom Berge Sion alles mit angesehen und angehört; zum Zeichen aber, daß die Jungfrau wahrhaftig gen Himmel gefahren, hatte sie ihm den Gürtel ihres Leichenkleides herabfallen lassen. Da priesen ihn alle glücklich und kehrten heim von dem Grabe und zogen wieder aus in alle Welt, das Evangelium zu predigen.

Maria aber wurde von den Engelschören des Himmels mit Jubel empfangen, und nachdem sie Joachim und Anna, ihre lieben Eltern, und Joseph, ihren Gemahl, mit Freuden begrüßt, ward sie mit Tanz und Singen zu Gottes Throne geleitet. Und Gott nahm sie liebevoll auf, und sie mußte sich zu seiner Linken setzen, dort krönte sie Jesus zur Himmelskönigin, und der heilige Geist versprach ihre Fürbitten allezeit zu erhören.

Literatur.

Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts von Karl Grün. Erster Band. Leipzig, J. A. Barth, 1880.

Wir müssen uns vorbehalten, auf das Buch, welches des Verfassers „Kulturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts“ fortzusetzen bestimmt ist, ausführlicher zurückzukommen, wenn der für die Ostermesse in Aussicht gestellte zweite Band und damit das Ganze vorliegt. Wir werden dann auch sagen können, ob es eine eigentliche Kulturgeschichte oder nur eine Reihe von Abhandlungen über kulturgeschichtliche und andere Vorgänge in dem genannten Säkulum ist. Für jetzt begnügen wir uns, zu bemerken, daß der erste Band unter dem Titel „Drei große Sterne am Horizont des Jahrhunderts“ Charakteristiken von Shakespeare, Kepler und Amos Comenius gibt, dann unter der Ueberschrift „Der christliche Bürgerkrieg“ den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen für Deutschland schildert, hierauf zu Frankreich unter Richelieu und Mazarin sowie zu einem Blick auf Blaise Pascal übergeht und schließlich in sehr ausführlicher Weise (auf 177

Digitized by Google

von den 588 Seiten des Bandes) die Geneſis der engliſchen Revolution unter Jakob I., deren Ausbruch und Fortgang unter Karl I., die Republik unter Cromwell und die Wiederkehr der Stuarts erzählt. Die philoſophiſchen und politiſchen Anſichten des Verfaſſers ſind bekannt, und ſeine Manier, die Dinge anzufaſſen und zu beleuchten, an Carlyle erinnernd, ihm vielleicht nachgeahmt, iſt es wohl gleichfalls.

A travers la France nouvelle. Scènes de mœurs, esquisses littéraires et tableaux ethnographiques recueillis et annotés par J. Baumgarten. Cassel, Th. Kay, 1880.

Eine Ergänzung des im vorigen Jahre vom Verfaſſer dieſer Schrift erſchienenen Buches: La France contemporaine ou les Français peints par eux-mêmes. Der Verfaſſer nimmt in beiden Werken den objektiv hiſtoriſchen Standpunkt ein, d. h. er ſchreibt weder für noch gegen Frankreich, ſondern will das gegenwärtige Frankreich zeigen, wie es nach den Schilderungen gut beobachtender und wahrheitsliebender franzöſiſcher Schriftſteller in Wirklichkeit iſt. Er nimmt die Thatſachen, betrübende und erfreuliche, wie er ſie vorfindet, unbekümmert darum, ob das Bild, das ſich aus ihnen zuſammenſetzt, ſo glänzend wird, wie die Eigenliebe der Franzoſen es haben möchte, und überläßt die Moral davon dem zu ſelbſtändigem Urtheile befähigten Leſer. Andrerſeits aber, in Bezug auf das deutſche Leſepublikum betrachtet, zeigen die beiden Bücher deutlich die Wahrheit, daß, wie überhaupt bei Kulturvölkern, auch bei Deutſchen und Franzoſen in Betreff der Tugenden und Untugenden, der Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten und des moraliſchen Elends Vieles übereinſtimmt, und daß die nationalen Verſchiedenheiten, wie ſie durch Klima und Boden, phyſiſche Anlage und religiöſe Erziehung ſich geſtalten, theils nur mehr oder minder hervortretende Störungen und Abſchwächungen, theils nur originelle Formen und Schalen der allgemein menſchlichen Grundeigenſchaften ſind, welche das Thema der Naturgeſchichte des Menſchen bilden. Das vorliegende Buch führt mehr als das frühere in die Tiefen der ſocialen Welt Frankreichs und beleuchtet Seiten derſelben, welche im deutſchnationalen Intereſſe die aufmerkſamſte Beachtung erheiſchen. Wie ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß lehrt, iſt es ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, bildet jedoch mit dem anderen Buche und einem dritten, das unter dem Titel: Les mystères comiques de la province erſchien und die Franzoſen des platten Landes und der kleineren Städte ins Auge faßt, eine das geſammte Volksleben der heutigen Franzoſen umfaſſende Encyklopädie, welche zugleich die das ſittliche Leben vorzugsweiſe beſtimmenden literariſchen Richtungen in zahlreichen Beiſpielen darzuſtellen beſtimmt iſt. Eugen Pelletan, Alexandre Erdan, Prévoſt-Paradol, Arnould Fremy u. A. müſſen ſtudirt werden, wenn man die Sitten- und Geiſteszuſtände Neufrankreichs kennen und begreifen lernen will. So werden uns hier die verſchiedenen Kulturerſcheinungen, das Theater, die Künſte, die Literatur, das Leben und Treiben in Paris, die kleinen Städte, Sitten und Feſte des franzöſiſchen Landvolks, endlich die Hauptphänomene deſſen, was man die Geſellſchaft nennt, in Auszügen aus franzöſiſchen Schriftſtellern vorgeführt. Um dabei möglichſt objektiv zu ſein und eine vollſtändigere Einſicht zu vermitteln, läßt der Verfaſſer bei beſonders wichtigen Dingen auch entgegengeſetzte Anſichten zum Ausdrucke kommen. Ueber Zola und den demokratiſchen Realismus ſpricht der Republikaner Topin neben dem Legitimiſten de Pontmartin, deſſen religiöſe Richtung kein Vernünftiger billigen wird, der aber in ſeinem Stil und ſeinem

Digitized by Google

aesthetischen Feingefühl hinter keinem französischen Kritiker zurücksteht. Ueber die soziale Bedeutung von Paris äußern sich auf der einen Seite Gastineau, de Pontmartin und Graf Gasparin, auf der andern Théophile Gautier und Paul de St. Victor. Aehnlich verfährt der Verfasser bei der Darstellung der französischen Gesellschaft und Geistesverfassung. Er beherrscht ein umfangreiches Material und hat es vortrefflich bewältigt und verwerthet, so daß wir in seiner Arbeit ein Mittel zu gründlicher Belehrung über den Charakter und das Leben der heutigen Franzosen besitzen.

Magyarisirung in Ungarn. Nach den Debatten des Ungarischen Reichstags über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämmtlichen Volksschulen. München, Th. Ackermann, 1879.

Eine ausführliche und mit Belegen versehene Darstellung der bekannten Vorgänge, welche vor kurzem in Ungarn so viel Aufregung veranlaßten. Das betreffende Gesetz, eine Reaktion gegen den in Pest schmerzlich empfundenen Verlauf der orientalischen Frage und speziell gegen die Wirkung der Occupation Bosniens, verlangt von jedem Volksschullehrer genügende Kenntniß der „Staatssprache", d. h. des Magyarischen, und führt diese Sprache in allen Elementarschulen des Königreichs als obligatorischen Lehrgegenstand ein. Die Sachsen, Slowaken, Serben und Rumänen Ungarns sollen auf diese Weise zu Magyaren gemacht werden, damit das von 15 Millionen Menschen bewohnte Land einsprachig sei und diese Millionen sich als eine einzige Nation fühlen. Dergleichen Versuche haben in neuer Zeit niemals ihr Ziel erreicht, sie können immer nur als Tyrannei empfunden werden und zum Gegentheil dessen führen, was damit bezweckt wird, zumal wenn wie hier eine minder civilisirte Race einer höher stehenden ihre nationalen Eigenthümlichkeiten aufnöthigen will, und wenn jene Race zwar vorläufig die Macht in der Hand hat, aber den andern gegenüber in der Minorität ist. Es ist unmöglich, daß die Maßregel die ungarischen Slawen durch die Schule zu Magyaren macht, sehr möglich dagegen, daß sie dieselben dem Panslawismus in die Arme treibt. Jedenfalls wird ihre Folge Zwiespalt, statt Einigkeit der Bewohner Ungarns sein, wie das selbst magyarische Abgeordnete, z. B. Ludwig Mocsary, mit großer Energie ausgesprochen haben. Und das ist auch vom deutschen Standpunkte und abgesehen von der in dem Gesetze liegenden Vergewaltigung der siebenbürgischen Sachsen nicht erfreulich; Ungarn gilt mit Recht als Vormauer Deutschlands gegen das in Rußland concentrirte Slawenthum, und die Maßregel lockert eben die Steine, aus denen diese Mauer gefügt ist.

Zur Beachtung.

Mit dem **1. Januar 1880** beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 39. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 9 Mark.

Leipzig, im Dezember 1879. **Die Verlagshandlung.**

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google